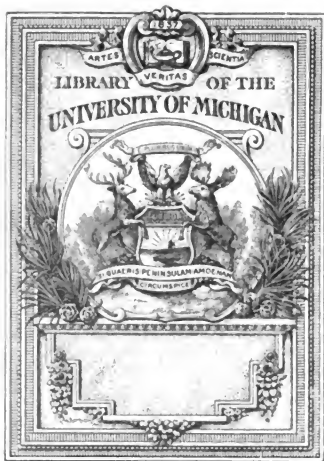
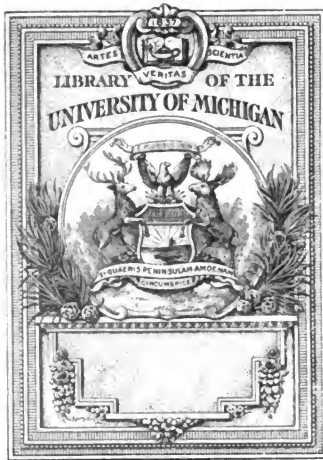


# Preussische Jahrbücher





530.6  
P94



530.2

P 94



# Preussische Jahrbücher.

121682.

Herausgegeben

von

H. von Treitschke und H. Delbrück.

---

Sechzigster Band.

Juli bis December 1887.

---

Berlin, 1887.

Druck und Verlag von Georg Reimer.



# Inhalt.

## Erstes Heft.

„Was ihr wollt.“ (Hermann Conrad) . . . . .	Seite 1
Die ästhetische Naturanschauung Goethe's in ihren Vorbedingungen und in ihren Wandlungen. II. (Schluß.) (Dr. Alfred Biese.) . . . . .	— 36
Italiens auswärtige Politik seit dem Kriege von 1870. (Otto Speier.) . . . . .	— 57
Bertran de Born. (Eduard Schwan.) . . . . .	— 95
Politische Correspondenz: Französische, russische Politik. — Das Regierungsjubiläum der Königin Viktoria. (w.) — Das Resultat aus den neuen Steuern. Die Parteien. (D.) . . . . .	— 107

## Zweites Heft.

Zur Geschichtschreibung der Aesthetik. I. (A. Döring.) . . . . .	— 123
Leopold von Ranke. Weltgeschichte Theil V., VI., VII. (Konstantin Höpfer.) . . . . .	— 153
Die Entwicklung der Geometrie. (Rud. Sturm.) . . . . .	— 181
Politische Correspondenz: Französische, russische Politik. — England. (w.) — Kolonialpolitische Correspondenz: Brasilien und der Kolonialverein. — Marokko. (A.) — Ostafrika. (F.) . . . . .	— 198
Notizen: Socialismus und Anarchismus in Europa und Amerika. — Paris sautera. La vérité à l'Alsace-Lorraine par un Parisien. . . . .	— 213

## Drittes Heft.

Theodor Storm. (Alfred Biese.) . . . . .	— 219
Zur Geschichtschreibung der Aesthetik. II. (Schluß.) (A. Döring.) . . . . .	— 229
Die Grenze zwischen Alterthum und Mittelalter in der Kirche. (Professor Karl Müller.) . . . . .	— 257
Das Verhältniß der geschichtlichen zu den kunstgeschichtlichen Studien. (G. Dehio.) . . . . .	— 279
Die „Reformirte Glaubenslehre“. (Professor Dr. A. v. d. Linde.) . . . . .	— 287
Der Kongo und der Kongostaat. (Dr. Charpentier.) . . . . .	— 303
Politische Correspondenz: Ein italienischer und ein russischer Staatsmann. — Rußland und Bulgarien. — Französische Politik. — England. — Eine deutsche akademische Rede. (w.) — Die Spiritus-Bank. (D.) . . . . .	— 316

## Viertes Heft.

Die Urbilder zu Hermann und Dorothea. (Albert Bielschowsky.) . . . . .	— 335
Ein französischer Parlamentsstreit unter Ludwig XV. (Dr. Heinrich Weber.) . . . . .	— 347
Düppel und Alsen. (G. Delbrück.) . . . . .	— 373

Charakterzüge der französischen Volksschule. (Arnold Sachse.) . . . . .	Seite 388
F. Rückert und die Familie Kopp. (Dr. F. Reuter.) . . . . .	— 402
Politische Correspondenz: Französische, russische Politit. — Die bulgarische Frage. — England. — Die Haltung des Ultramontanismus. (w.) . . . . .	— 407
Notizen: E. Schmidt, Tagebilder und Briefe Goethe's aus Italien. — N. Blaramberg, essai comparé sur les institutions et les lois de la Roumanie depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. — L. v. Ranke, Politische Denkschriften aus den Jahren 1848—1851. — Aus L. v. Ranke's Sämmtlichen Werken. . . . .	— 417

### Fünftes Heft.

Rußland von 1881—1887. I. . . . .	— 431
Russische und türkische Heerführer im Kriege 1877—1878. Eine Anti-Kritik. (Ehilo von Trotha.) . . . . .	— 470
Arnold's Pfingstmontag. (Fritz Schultze.) . . . . .	— 484
Politische Correspondenz: Kolonialpolitit. (L.) — Französische, russische Politit. — Crispi in Friedrichshub und in Turin. — England. (w.) — Die gegenwärtige Bewegung im deutschen Buchhandel. (G. J.) . . . . .	— 501
Notizen: Marquardsen, Handbuch des öffentlichen Rechts. — W. Baur, Lebensbilder aus der Geschichte der Kirche und des Vaterlandes. — D. v. Razmer, Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten. . . . .	— 530

### Sechstes Heft.

Der Pfeifer von Niklashausen. Ein Vorspiel der Reformationszeit. (Albrecht Thoma.) . . . . .	— 541
Rußland von 1881—1887. (Schluß.) . . . . .	— 580
Etwas Kriegsgeschichtliches. (H. Delbrück.) . . . . .	— 606
Politische Correspondenz: Russische, französische Politit. — England. — Kalnoky vor den Delegationen — Die Eröffnung der Reichstagsession. (w.) — Kolonialpolitische Correspondenz. (L.) — Die Altersversicherung. (D.) . . . . .	— 634
Notizen: W. Freih. v. Biedermann, Goethe's Briefwechsel mit Fr. Rochlitz. — D. Harnack, Goethe in der Epoche seiner Vollenbung. . . . .	— 652



## „Was ihr wollt.“

Von

Hermann Conrad.

---

Zu der Zeit, als Konstantinopel noch in den Händen der Christen war, lebte dort ein würdiger Herzog, Apolonius mit Namen. Da er jung war und große Reichthümer besaß, rüstete er eine stattliche Flotte aus und führte auf eigene Faust ein Jahr lang Krieg mit den Türken. Nachdem er die Welt mit dem Ruhme seines Namens erfüllt hatte, beschloß er, nach Konstantinopel zurückzukehren; aber ein Sturm warf seine Flotte auseinander und ihn selbst an die Küste von Cypern, wo er, während seine Schiffe ausgebeffert wurden, bei dem Herzoge Pontus freundliche Aufnahme fand.

Pontus hatte zwei Kinder: sein Sohn Silvio befand sich zur Zeit im Kampfe gegen die Sarazenen in Afrika; aber seine Tochter Silla, die alle anderen Frauen jenes Landes an Schönheit überragte, lebte am Hofe ihres Vaters, als Herzog Apolonius dort Gast war. Sie entbrannte in heftiger Liebe zu dem tapferen, schönen Jünglinge. Sie konnte es nicht lassen, ihm fort und fort deutliche Zeichen davon zu geben, aber alle ihre Bemühungen, ihn sich geneigt zu machen, waren vergeblich. Apolonius hatte bei seiner Jugend noch nichts von den Verlockungen der Liebe erfahren, und war jetzt, da die Wuth des vorausgegangenen Kampfes ihn noch erfüllte, wenig geeignet, ihre zarte und geheime Sprache zu erlernen. Er achtete der Blicke und Seufzer Sillas nicht und benutzte den ersten günstigen Wind, um nach Konstantinopel zurückzukehren.

Sillas Leidenschaft wuchs mit der Entfernung des Geliebten; sie fühlte, daß sie ohne seinen Anblick nicht würde leben können, und faßte den verzweifeltsten Entschluß, ihm nachzureisen. In niederer Kleidung stahl sie sich aus dem Schlosse und schiffte sich, nur von ihrem treuen Diener Pedro begleitet, auf einem nach Konstantinopel gehenden Schiffe ein. Sie sollte bald Ursache haben, ihren kühnen Schritt zu bereuen. Der

Kapitän des Schiffes, welcher von ihrer Schönheit betroffen war und die Fürstentochter für ein gewöhnliches Mädchen hielt, verfolgte sie mit seinen Liebesanträgen, und drohte ihr, da sie dieselben hartnäckig zurückwies, schließlich mit Gewalt. Nichts als den Tod vor Augen sehend, da sie die Schande nicht ertragen wollte, fiel sie nieder und bat Gott um Errettung aus dieser Noth, und er half ihr. Der Kapitän hatte während der Fahrt mehr in Silla's Antlitz als nach den Siernen geschaut und seinen Leuten die Lenkung des Schiffes überlassen; jetzt lief es plötzlich mit gewaltigem Krachen auf ein Riff und zerbarst. Alle Insassen fanden ihren Tod in den Wellen, außer Silla, welche auf der Truhe des Kapitäns sich ans Land rettete. Aber sie hätte schwerlich ungefährdet das Ziel ihrer Reise erreichen können, wenn sie in der Kiste nicht die Kleider des Kapitäns und eine gute Summe Geldes gefunden hätte. So aber, als Jüngling verkleidet, unter dem Namen ihres Bruders Silvio, gelangte sie glücklich nach Konstantinopel.

Nachdem sie hier das Haus des Herzogs Apolonius erkundet hatte, trug sie sich ihm als Diener an und glaubte sich reichlich für alles Ungemach ihrer Reise entschädigt, als der Herzog ihrem Wunsche willfahrte und sie nun ihm jeden Augenblick nahe sein und sich an ihm satt sehen konnte. In seinem Dienste legte sie einen solchen Eifer an den Tag, daß er sie bald zu seinem Kammerdiener und Vertrauten erhob.

Um diese Zeit lebte in Konstantinopel eine junge Wittve, Julina mit Namen, von so edler Geburt, so reich und so schön, daß der Herzog sie zu seiner Gemahlin begehrte und, um das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, bald ein gelehriger Schüler in der Liebeskunst wurde. Wer aber anders sollte seine Liebespfänder und zärtlichen Briefe ihr überbringen, als sein treuer Silvio? Keine härtere Aufgabe konnte der armen Silla gestellt werden, als sich so zu dem Werkzeuge ihres eigenen Unglücks zu machen. Aber was hätte sie nicht gethan, um ihrem Herrn zu gefallen? So sehr sie sich indessen auch bemühte, Julina für Apolonius günstig zu stimmen, so dienten doch alle ihre Ueberredungs- und Schmeichelkünste nur dazu, das Bild des Herrn aus dem Herzen der Schönen zu verdrängen und das des Dieners an seine Stelle zu setzen. Ein leidenschaftliches Verlangen nach dem Besitze des anmuthigen und gewandten Liebesboten erfaßte Julina, die aus ihrer Liebe Silvio gegenüber keinen Hehl machte. Silla war äußerst betreten über dieses Geständniß und beklagte in ihrem Herzen die Blindheit der Liebe, die Julina veranlaßte, die Anträge eines so edlen Mannes zu verschmähen, und sich einem Wesen zuzuwenden, dem die Natur selbst die Erfüllung ihrer Wünsche unmöglich gemacht hatte.

So standen die Dinge in Konstantinopel, als Sillas Bruder, Silvio, von seinem afrikanischen Feldzuge nach Cypern zurückkehrte und am Hofe seines Vaters von dem plötzlichen Verschwinden Sillas in Begleitung des Dieners Pedro erfuhr. Silvio, welcher seine ihm an Körper wie an Geiste sehr ähnliche Schwester liebte wie sich selbst, machte sich sogleich auf, um sie zu suchen und Pedro, den er in schlimmem Verdacht hatte, zu bestrafen. Nachdem er durch viele Länder und Städte gekommen war, gelangte er auch nach Konstantinopel. Als er hier eines Tages durch die Straßen schlenderte, wurde er plötzlich von einer vornehmen jungen Dame bei seinem Namen genannt und angehalten: sie ließ ihr Gefolge zurücktreten, fragte ihn, weshalb er sich so lange nicht haben blicken lassen, und machte ihm bittere Vorwürfe, daß er ihre Liebe, die sie ihm ohne sein Verdienst entgegengebracht und um welche sich viel bessere Männer vergeblich beworben hätten, so gering schätze. Silvio, der wohl merkte, daß hier eine Verwechslung vorliege, würde es doch für sehr einseitig gehalten haben, eine so verlockende Gabe, die das Glück ihm in den Weg geworfen hatte, nicht aufzunehmen, und versprach, als ob er der Liebhaber der Dame gewesen wäre, in Zukunft das Vernachlässigte wieder gutzumachen und in Allem ihr zu Willen zu sein. Hierauf erhielt er eine dringende Einladung zum Abendessen auf den folgenden Tag.

Iulina — sie war es nämlich, die zu dem Diener des Herzogs, ihrem Silvio, gesprochen zu haben glaubte — war außer sich vor Freude über die endliche Erfüllung ihrer begehrliehen Hoffnungen; sie konnte den Augenblick nicht erwarten, der sie mit dem Geliebten vereinigen sollte. Und als er endlich erschien und die Stunden des Abends in Liebesreden schnell dahingeflossen waren, konnte sie es nicht über sich gewinnen, ihn zu entlassen, bis der anbrechende Tag zum Verräther ihrer unerlaubten Freuden zu werden drohte. Silvio aber, die schlimmen Folgen seines Betruges fürchtend, dachte nicht daran, seine Besuche zu erneuern, sondern verließ Konstantinopel, um seine Schwester in anderen Gegenden Griechenlands zu suchen.

Inzwischen hatte der Herzog, ermüdet durch sein langes vergebliches Werben, die Geduld verloren und erschien im Schlosse Iulinas, um ihren entgültigen Entscheid zu hören. Er lautete, wie zu erwarten, abweisend. Während diese Unterredung stattfand, unterhielt sich das Gefolge des Herzogs draußen mit einem Diener Iulinas, der es nicht über sich vermochte, ihnen zu verbergen, daß seine Herrin dem Boten des Herzogs viel größere Gunst erwiesen als diesem selbst und ihn sogar eine Nacht bei sich beherbergt habe. Das wurde sogleich dem Herzoge hinterbracht, der, ergrimmt über diese Treulosigkeit, Silvio ins Gefängniß werfen ließ und mit dem Tode bedrohte.

Zulina begann unterdessen die Folgen jenes nächtlichen Beisammenseins an sich zu spüren und wurde von furchtbarer Angst um ihre Ehre ergriffen, da der Vater ihres Kindes, den sie in Silvio sah, sich nicht wieder blicken ließ. Als sie schließlich vernahm, daß er im Gefängniß schwachtete, eilte sie zu dem Herzoge, enthüllte ihm ihre verzweifelte Lage und bat ihn, ihren Gatten freizugeben. Apolonius ließ Silvio holen, der nun, wie er immer seine Unschuld versichert hatte, Zulina aufforderte, zu bezeugen, daß er niemals die seinem Herrn schuldige Treue verlegt und ihr gegenüber nie die Grenzen seiner Stellung überschritten habe. Zulina, die sich dieses Verhalten Silvios nur durch seine Furcht vor dem Herzoge erklären konnte, sprach ihm Muth ein, wies auf die hohe Stellung hin, zu der sie ihn erheben wollte, und beschwor ihn, der seine Treue ihr verpfändet habe, sie nicht der Schande preiszugeben. Nun rief Silvio alle Götter zu Zeugen seiner Unschuld an und konnte es nicht hart genug verurtheilen, daß eine so edle Dame, um in den Besitz eines Menschen zu kommen, der so tief unter ihr stände und ihrer gar nicht würdig wäre, auch die unwürdigste List nicht verschmähte und ihre eigene Ehre besudelte. Ueber diese Worte gerieth Zulina ganz außer sich und hatte nur noch Thränen als Antwort. Der Herzog aber, der bisher ein stummer Zeuge ihrer Unterreugung gewesen war, konnte seinen Grimm über diesen doppelten Verrath Silvios nicht länger beherrschen, trat mit gezogenem Schwerte auf ihn zu und drohte, ihn zu erstechen, wenn er die gerechten Ansprüche der edeln und schwer beleidigten Dame nicht sofort erfüllte. Da blieb Silla nichts anderes mehr übrig, als ihre wahre Natur zu entdecken; sie nöthigte Zulina zu geheimem Zwiegespräch ins Nebenzimmer und entblößte ihren Oberkörper, ihr zugleich erzählend, wie ihre große Liebe zu Apolonius ihre weibliche Scham besiegt und sie veranlaßt habe, als Page in seine Dienste zu treten, damit sie den Geliebten immerfort vor Augen haben könnte. Zulina verließ des Herzogs Palast in rathloser Verzweiflung, mit der Absicht, ihre Schande vor der Welt für immer zu verbergen.

Der Herzog aber, als er die wundersame Kunde vernahm und nun auch in seinem Silvio Silla, die Tochter des Herzogs Pontus erkannte, war tief gerührt, schloß sie an sein Herz und konnte nicht Worte finden, um solche aufopfernde Liebe zu preisen. In Kurzem wurde ihre Hochzeit unter freudiger Theilnahme aller Bewohner von Konstantinopel gefeiert. Die Geschichte von Silla und Apolonius verbreitete sich über ganz Griechenland und brang auch an das Ohr Silvios, der nun voller Freude zu seiner wiedergefundenen Schwester eilte. Als er einige Tage bei Apolonius gewelt hatte, erzählte dieser ihm, was sich mit Zulina zu-

getragen hatte und wie Silla von ihr beschuldigt worden wäre, der Vater ihres Kindes zu sein. Silvio erröthete bei dieser Enthüllung und von Gewissensbissen ergriffen, entdeckte er seinem Schwager, welchen schändlichen Betrug er an Iulina geübt habe. Der Herzog führte ihn sogleich zu der Verlassenen, die sie in tiefer Betrübniß in ihrer Kammer fanden, hier bat Silvio sie um Verzeihung für allen Kummer, den er ihr bereitet hatte und beickte sich, ihren ehrbaren Namen wiederherzustellen, indem er die Uebergelückliche zum Altare führte.

Dies ist — zum Theil mit den Worten des Originals wiedergegeben, aber ohne seine umständlichen Perioden und Reden, ohne seine eingestreuten halb moralischen, halb frivolen Betrachtungen, ohne seine verfehlten Anläufe zu liebesdialektischen Erörterungen, auf ihre einfachste Form reduziert — die Quelle zu Shakespeares „Was ihr wollt“. Eine jener Dutzend-Novellen, wie sie das damalige Lese-Publikum liebte, ohne jeden tieferen poetischen oder sittlichen Gehalt, ohne den entferntesten Versuch einer Charakteristik der verschiedenen handelnden Personen und mit welcher der Erfinder keinen anderen Zweck verfolgt haben kann, als das Sensations-Bedürfniß der Halb- und Ungebildeten durch Verknüpfung wunderbarer Schicksalsfügungen und ungenirte Behandlung bedenklicher Vorgänge auf dem Gebiete der geschlechtlichen Liebe, wie sie damals sicher nicht selten waren, zu befriedigen. Welche Rohheit in der Gesinnung der Hauptpersonen: die eine läuft einem Manne nach, der sie nicht liebt, ohne einen Gedanken an den Preis, den sie für seine Gunst wird zahlen müssen; die andere greift ihn sich selbst von der StraÙe auf und läßt ihn nicht eher wieder los, bis er alle ihre Gelüste befriedigt hat; Silvio scheut den Betrug nicht, um sich einen unerlaubten Genuß zu verschaffen, und denkt erst daran, die Folgen seiner ehrlosen Handlungsweise auf sich zu nehmen, als der Zufall ihn in eine Lage versetzt, wo seine Schuld nur zu leicht offenbar werden kann. Welche Rohheit auch in den Details der Schilderung; den Scherz, mit dem der Verfasser z. B. die Folgen der nächtlichen Zusammenkunft Silvios und Iulinas dem Leser verständlich macht, kann keine heutige Feder niederschreiben. Dennoch scheint der Gegenstand der Erzählung recht beliebt gewesen zu sein; wir finden ihn vor dieser englischen Nacherzählung von Barnabe Rich\*) in Novellen von Cinthio und Dandello und in drei italienischen

\*) Es ist die „Apolonius und Silla“ betitelte Novelle in seiner Novellen-Sammlung, die unter dem sonderbaren Titel „Rich's Lebewohl an den militärischen Beruf“ 1581 in London erschien.

Romédien\*) wieder. Shakespeare selbst hat der Stoff, wie wir hier nicht ausführen können, in mehrfacher Gestalt vorgelegen.

Ein oberflächlicher Blick auf das Original und Shakespeares Romédie zeigt uns einen Abstand, wie zwischen einem unbehauenen Holzstoc und dem zierlichen daraus gefertigten Geráth. Betrachten wir die Umwandlungs-Prozesse, welche aus der Novelle die Romodie entwickelt haben, im Einzelnen, so erkennen wir die tiefe Weisheit und die trefflichere Hand des Werkmeisters.

Wir können ohne Bedenken feststellen, was den Dichter zu diesem Stoffe hinzog: die hingebende und durch keine noch so herben äußeren und inneren Erfahrungen wankend zu machende Liebe Eilias — eine Liebe, nach der der Dichter zu einer Zeit seines Lebens ein leidenschaftliches Bedürfnis fühlte, die er aber, wie die Sonette uns lehren, nicht fand und dann aus der Fülle seiner Schmerzen heraus mit der ganzen Kraft und Tiefe des Selbsterlebten in der Julia der „Weiden Veroneser“, in „Romeo und Julia“ und in der Viola von „Was ihr wollt“ zu dauerndem Leben gestaltete.

Was hat Viola mit jenen beiden Julien zu thun? here ich hier den gestrengen Kritiker rufen, der wieder einmal jenes verwerfliche Streben wittert, das aus der willkürlichen Verknüpfung dichterischer Schöpfungen sich ein sentimental unkritisches Lebensbild des Dichters zusammenzimmern möchte. — „Was ihr wollt“ wurde bekanntlich gut zehn Jahre später gedichtet als „Die beiden Veroneser“ und „Romeo“. — So muß ich denn um Verzeihung bitten, wenn ich von dieser fast allgemeinen Annahme abweiche, und im Voraus verlünde, daß es mit zu den Absichten dieser kleinen Arbeit gebort, meine Ueberzeugung von dem jugendlichen Charakter der Viola-Nabel zu begründen, zu zeigen, daß man nicht bloß poetisch sondern auch chronologisch berechtigt ist, in „Was ihr wollt“ das „romische Gegenstück“ zu „Romeo und Julia“ zu sehen. Und da die betreffende Liebes-Sonette Shakespeares zweifellos autobiographisch und, wie ich anderwärts nachgewiesen zu haben glaube, in den ersten Reunzigern des 16. Jahrhunderts verfaßt sind, so fürchte ich nicht, mich einer unterwerflichen Kühnheit schuldig zu machen, wenn ich jene in den Sonetten niedergelegten Lebenserfahrungen mit den gleichzeitigen Dichtungen in Zusammenhang bringe und das herrliche „Was ihr wollt“, ebenso wie jene unvergängliche Liebes-Tragedie, als aus einem inneren Drange geschaffen, als dichterische Erlesung von tiefen Seelenleiden betrachte.

\* Gil 'Ingnanni' die Petrosen. 15 70; Gil 'Ingnanni' die Petrosen' a' von A. de. 2. 2. 1 - 2, b von A. de. 2. 2. 1 - 2.

2. In der vorliegenden Ausgabe, welche von dem Herausgeber  
 der ersten Ausgabe hergenommen ist, sind die Veränderungen  
 über den Inhalt dieses Buchs in der zweiten Ausgabe  
 nicht angegeben. In der Folge der Ausgabe ist die  
 Ausgabe in der ersten Ausgabe. In der ersten Ausgabe  
 keine Angabe über die Ausgabe. In der ersten Ausgabe  
 das sie unvollständig ist. In der ersten Ausgabe  
 Verantwortlichkeit, gemäss der in der ersten Ausgabe  
 Verantwortung mit einer Verantwortung. In der ersten  
 verhalten über die Ausgabe. In der ersten Ausgabe  
 eine Verantwortung, dem Verantwortlichen. In der ersten  
 dem Schicksal der Verantwortung. In der ersten Ausgabe  
 anderen die ersten in der ersten Ausgabe. In der ersten  
 einzigen Reise an der ersten Ausgabe. In der ersten  
 Liebe nur aus der ersten Ausgabe. In der ersten Ausgabe  
 nicht paritätisch in der ersten Ausgabe. In der ersten  
 die Tage bei jenen, als in der ersten Ausgabe. In der  
 dem Schicksal der ersten Ausgabe. In der ersten Ausgabe  
 können und Liebe ist in der ersten Ausgabe. In der ersten  
 mich, ihre Liebe ist in der ersten Ausgabe. In der ersten  
 der auf ihr eigenes Glück gemacht ist. In der ersten  
 Desines sein kann. Sie macht sich in der ersten Ausgabe  
 der Leidenschaft, aber sie ist in der ersten Ausgabe  
 der ersten Ausgabe, wie gering die ersten Ausgabe  
 den Worten sich ausnehmend die ersten Ausgabe  
 in der ersten Ausgabe:

Mein Herz hat mich verlassen  
 Sie ist nicht mehr in der ersten Ausgabe  
 das Leben nicht

Das ist die Schuld.  
 Es ist  
 Ein Herz hat  
 das ist die Schuld, wie in der ersten Ausgabe

Komödien\*) wieder. Shakespeare selbst hat der Stoff, wie wir hier nicht ausführen können, in mehrfacher Gestalt vorgelegen.

Ein oberflächlicher Blick auf das Original und Shakespeares Komödie zeigt uns einen Abstand, wie zwischen einem unbehauenen Holzstoc und dem zierlichen daraus verfertigten Geräth. Betrachten wir die Umwandlungs-Prozesse, welche aus der Novelle die Komödie entwickelt haben, im Einzelnen, so erkennen wir die tiefe Weisheit und die trefflichere Hand des Werkmeisters.

Wir können ohne Bedenken feststellen, was den Dichter zu diesem Stoffe hinzog: die hingebende und durch keine noch so herben äußeren und inneren Erfahrungen wankend zu machende Liebe Sillas — eine Liebe, nach der der Dichter zu einer Zeit seines Lebens ein leidenschaftliches Bedürfnis fühlte, die er aber, wie die Sonette uns lehren, nicht fand und Tiefe des Selbsterlebten in der Julia der „Beiden Veroneser“, in „Romeo und Julia“ und in der Viola von „Was ihr wollt“ zu dauerndem Leben gestaltete.

Was hat Viola mit jenen beiden Julien zu thun? höre ich hier den gestrengen Kritiker rufen, der wieder einmal jenes verwerfliche Streben wittert, das aus der willkürlichen Verknüpfung dichterischer Schöpfungen sich ein sentimental-unkritisches Lebensbild des Dichters zusammensammeln möchte. — „Was ihr wollt“ wurde bekanntlich gut zehn Jahre später gedichtet als „Die beiden Veroneser“ und „Romeo“. — So muß ich denn um Verzeihung bitten, wenn ich von dieser fast allgemeinen Annahme abweiche, und im Voraus verkünden, daß es mit zu den Absichten dieser kleinen Arbeit gehört, meine Ueberzeugung von dem jugendlichen Charakter der Viola-Fabel zu begründen, zu zeigen, daß man nicht bloß poetisch, sondern auch chronologisch berechtigt ist, in „Was ihr wollt“ das „romische Gegenstück“ zu „Romeo und Julia“ zu sehen. Und da die betreffenden Liebes-Sonette Shakespeares zweifellos autobiographisch und, wie ich anderswo nachgewiesen zu haben glaube, in den ersten Neunzigern des 16. Jahrhunderts verfaßt sind, so fürchte ich nicht, mich einer unverantwortlichen Kühnheit schuldig zu machen, wenn ich jene in den Sonetten niedergelegten Lebenserfahrungen mit den gleichzeitigen Dichtungen in Zusammenhang bringe und das herrliche „Was ihr wollt“, ebenso wie jene unvergängliche Liebes-Tragödie, als aus einem inneren Orange geschaffen, als dichterische Erlösung von tiefen Seelenleiden betrachte.

\*) 'Gl 'Ingannati' (die Betrogenen) (1537); 'Gl 'Inganni' (die Betrüger) a) von Niccolò Secchi (1562), b) von Curzio Gonzaga (1592).



Die wesentlichste Aufgabe, welche dem Dichter bei der Gestaltung des rohen Stoffes oblag, war, die Handlungen der Personen aus ihren Charakteren hervorgehen zu lassen, d. h. also, zunächst Charaktere zu schaffen und das äußere Geschehen so einzurichten, daß es als ein natürlicher Ausfluß ihres in einer gewissen Richtung bestimmten Willens erschiene. In der Silla der Novelle sah er den Widerspruch ihres anfänglichen und ihres späteren Verhaltens: es sieht einer Frau, welche die Initiative in Liebesfachen ergreift, welche zuerst ihrem Geliebten unzweideutige Beweise ihrer Neigung giebt und dann, als diese nicht erwidert wird, keine Gefahren des Wassers und des Landes scheut, um zu dem Gegenstande und dem Ziel ihrer Wünsche zu gelangen, wenig ähnlich, daß sie unerkannt in der Nähe des Geliebten weilen, sich an seiner Freundschaft genügen lassen und mit vollkommener Selbstaufopferung seine Vereinigung mit einer Anderen befördern wird. Wenn sie früher zu ihren eigenen Gunsten selbstthätig in den Lauf der Dinge eingreift, weshalb thut sie es nicht hier? Shakespeares Viola ist eine einheitlich passive Frauennatur, deren bewundernswerthe Stärke im Tragen des von dem Schicksal ihr Auserlegten besteht. Weit entfernt, sich um einer verschmähten Liebe willen in Abenteuer zu stürzen, wird sie auf einer beliebigen Reise an Myriens Küste verschlagen. Sie kennt den Herzog Orsino nur aus den Reden ihres Vaters als einen wackeren Mann; sie möchte zunächst in die Dienste seiner angebeteten Olivia treten, und wird erst Pagen bei jenem, als ihr die Ausichtslosigkeit ihres Wunsches von dem Schiffshauptmann klar gemacht wird. Dann lernt sie den Herzog kennen und liebt ihn mit der stillen Anbrunst ihres keuschen Herzens; sie weiß, ihre Liebe ist hoffnungslos, und kein Gedanken kommt in ihr auf, der auf ihr eigenes Glück gerichtet ist, da es nicht zugleich das Glück Orsinos sein kann. Sie macht sich keine Illusionen über das Schicksal ihrer Leidenschaft, aber sie ist sich der Größe ihres Opfers auch bewußt und zeigt Orsino, wie gering die Kraft, wie kurz die Dauer seiner in hohen Worten sich austönenden Liebe sein muß, wenn sie gemessen wird an der ihrigen:

Mein Vater hatt' eine Tochter, welche liebte,  
Wie ich vielleicht, wär' ich ein Weib, mein Fürst,  
Euch lieben würde.

Herzog.

Was war ihr Lebenslauf?

Viola.

Ein leeres Blatt,

Mein Fürst. Sie sagte ihre Liebe nie,  
Und ließ Verheimlichung, wie in der Knospe

Den Wurm, an ihrer Purpurwange nagen.  
 Sich härmend, und in bleicher, welker Schwermuth,  
 Saß sie wie die Geduld auf einer Gruft,  
 Und lächelte im Gram. War nicht das Liebe?  
 Wir Männer mögen leicht mehr sprechen, schwören,  
 Doch dem Gebahren steht die Kraft uns nach:  
 Wir sind in Schwüren stark, doch in der Liebe schwach.

Viola ist, ohne überirdisch zu sein, eine von jenen Frauennaturen, die man ideale nennen muß, weil sie in vollkommener Weise ihre Bestimmung erfüllen, Freude und Frieden um sich zu verbreiten, ohne Berechnung dessen, was sie das Glück der anderen kostet. Und bei aller Hingebung, wie fern steht sie jener Selbsterniedrigung, von der das in ähnlicher Situation befindliche Rätchchen von Heilbronn trotz ihres visionären Gemüthszustandes nicht freizusprechen ist! Sie setzt ihren ganzen Frauenstolz darin, unerkannt und darum auch ohne jede Aussicht auf Belohnung um den Geliebten als sein guter Genius zu wirken.

Diesem Charakterzuge entsprechend läßt der Dichter das Weibliche auch unter den Mannskleidern immer hervortreten, die für sie auch nur eine von jenen mit Geduld getragenen Lasten sind: sie denkt nicht daran, wie Rosalind oder Portia, mit dem Degen ein männlich-tektes Wesen anzulegen, ihr Schauder vor blanken Waffen wird fast zum Verräther an ihr. Nur in einem Falle, wo sie nicht besorgen darf, ihre Mannhaftigkeit auf die Probe gestellt zu sehen, lehrt sie den Cavalier in der ungenirten Sicherheit ihres Auftretens, in ironisch pomphaften Redewendungen heraus: den Frauen, besonders Olivia gegenüber.

Wäre Shakespeare ein geringerer Dichter gewesen, so hätte er Julia als das belassen, was sie in der Novelle ist: eine sinnliche junge Wittwe, die kein inneres Hinderniß empfindet, sich aus der Trauer um einen toten Gemahl direkt in die Arme eines jugendlichen Galans zu stürzen, und mit dieser strupellofen Venus eine recht wirksame Folie für jene leusche Selenen-Gestalt geschaffen zu haben geglaubt. Er wußte damals aber, daß alles, was an die thierische Seite der Menschennatur erinnert, in lyrischen Reimen, in epischen Gedichten, ja, selbst als Gegenstand der bildenden Künste unter Umständen eine relative Erträglichkeit noch bewahren kann; sobald es aber in der taghellen Wirklichkeit der Bühne vor sich geht, in seiner ganzen unerträglichen Widrigkeit erscheint. Mit einer Julinen-Figur wäre der ätherische Hauch, der das zarte Liebespiel der Viola-Fabel umgiebt, verschrucht worden; die materielle Gemeinheit hätte in all die schönen und hohen Empfindungen und Gedanken hineingestarrt. Auch bei Shakespeare bildet Olivia die Folie zu der bevorzugten Gestalt Viola's, aber die

Regirung, aus der ihr Wesen besteht, ist eine unendlich feinere und gebiegenere; die Umstände, unter denen sie handelt, ihre Handlungen selbst sind wesentlich verschieden von denen Iulinas.

Mit Schönheit und allen Gaben des Geistes und Herzens geschmückt, mit Glücksgütern reich gesegnet, durch Bewunderung und Unterwürfigkeit von Jugend auf verwöhnt, steht sie da eine vollkommen selbstgewisse, selbstherrliche Frauengestalt, welche den Muth und die Kraft in sich fühlt, ihr Leben nach ihrem eigenen Willen, wenn es sein muß, gegen die Satzungen der Welt, mit Verachtung der öffentlichen Meinung zu gestalten. Keine Spur von Uebermuth ist in ihr, nichts von unverständig hochfahrendem Wesen denen gegenüber, die von ihr abhängig sind. Ihr Herz ist milde und ihr Geist gesund: mit einer Art von philosophischem Gleichmuth überschaut sie das Weltgetriebe um sie her, sie erkennt das Gute auch in dem abstoßenden Gewande und weiß den Schwächen der Menschen die richtige, humane Auslegung zu geben. Die Hausgenossen sehen in Malvolio nur den mürrischen, selbstgerechten Puritaner; auch sie erkennt, daß er an der Eigenliebe krankt, aber weiß den getreuen, umsichtigen Haushofmeister in ihm zu würdigen; und die maßlose Selbstüberschätzung, mit der er die Augen zu ihr zu erheben wagt, flößt ihr kein anderes Gefühl als Mitleid ein. Die Reden des Narren, die andere wie vergiftete Pfeile treffen, sind Vogelbolzen für sie. Den feucht-fröhlichen Junker Tobias mit seinem wenig geschaidten Gefellen Andreas läßt sie in ihrem Elemente schwimmen, sofort bereit, ihn energisch zur Ordnung zu weisen, sobald er sich über die engen Grenzen seines Lebenskreises hinauswagt.

Tobias, halt, bei deinem Leben, halt!

ruft sie ihm zu, als er rauflustig ihrem vermeintlichen Cesario gegenübersteht,

Wird's niemals anders sein? Unholder Frevler!  
Geschick für Wüstenein und raube Höhlen,  
Wo Sitte fremd ist! Fort aus meinen Augen!  
Fort, Strolch!

Und der kolossale Junker schleicht wortlos dahin, wie ein gescholtenes Büblein.

Iulina hat von allen diesen Eigenschaften nichts. Wir wissen nicht, was sie veranlaßt, die Hand des Herzogs zurückzuweisen; wir wissen, warum Olivia es thut: eine solche Frau wird keinen Gatten von höherem Stande wählen, der sie gewissermaßen zu sich emporhebt; die Liebe einer solchen Frau kann nicht erschmeichelt, erfungen, sie will mit kühnem Handstreich erobert werden. So erscheint ihr Benehmen diesem Freier gegenüber,

auffallend für die gewöhnliche Auffassung, vom Standpunkte ihres Wesens aus ganz natürlich, und das zarte Werben des liebesmachenden Herzogs von vornherein aussichtslos. Olivia hat mehr das Zeug zu einer Liebhaberin als zu einer Geliebten: sie wird selbst wählen rasch und sicher, da, wo sie nicht bloß lieben, sondern herrschen — ruhig, milde, aber doch entschieden herrschen kann; ihre Leidenschaft wird ebenso dauernd, wie schnell entbrannt sein; und der Gluth dieser Leidenschaft, der Macht dieses Willens werden die Vorurtheile des Standes nichts gelten. Die Jugend und Anmuth des Jünglings Cesario allein hätten sie nicht gerührt; was sie ganz gefangen nimmt, ist seine schlagfertige Redheit und die überlegene Ironie, mit der er die konventionelle Form des Liebeswerbens einzuhalten bestrebt ist.

Nun tritt uns eine Seite in Olivias Wesen entgegen, die auffallende Aehnlichkeit mit dem Originale zeigt und herben Tadel erfahren hat. Sie „stellt unbesonnen ihre Ehre bloß“, wie sie selbst sagt, indem sie Cesario ihre Liebe anträgt. Hier erscheint doch die sittlich-reine Atmosphäre, in der sich sonst die Handlung bewegt, getrübt. Und aus diesem für unsere heutige Auffassung sehr berechtigten Gefühle heraus haben die Ausleger sich Mühe gegeben, das unweibliche Verhalten Olivias zu entschuldigen. Sie weisen auf den großen sittlichen Abstand in dem Handeln Iulias und Olivias hin, welche letztere den Geliebten mit sanfter Gewalt zum Altare hinzieht und vorher nur gesonnen ist, ihm zu gewähren, was „unverlezt die Ehre geben darf“. Sie führen an, daß Shakespeare ja gar nicht beabsichtigt habe, in Olivia ein Urbild reiner Weiblichkeit zu schaffen; daß er sie vielmehr mit männlichen Zügen ausgestattet habe, mit einem männlichen Willen z. B., der mit allen Mitteln, ohne ängstliche Scheu nach der Erfüllung seiner Wünsche hinzustreben pflegt. Und es ist gewiß, daß Frauen von Olivias Wesen ihr Herz nicht behüten werden als das kostbarste Besizthum, das sie zu verschenken haben, sondern auf den Erwerb der männlichen Liebe ausgehen werden, wenn auch nicht mit der offenen Energie Olivias. Und es ist auch wahr, daß all ihr sonstiges Handeln unsere Achtung und Bewunderung erweckt, daß sie Schwäche nur in diesem einen Punkte der Liebe zeigt, eine Schwäche, über die der Zauber ihrer sonstigen Eigenschaften uns wohl hinweghelfen kann. Wir könnten noch den dramaturgischen Gesichtspunkt geltend machen und sagen: die Werbung Olivias mußte beibehalten werden, wenn diese komische Verwicklung und diese ganze Komödie geschaffen werden sollte, und Shakespeare hat alles gethan, was in seinen Kräften stand, um sie unter der mildesten Beleuchtung erscheinen zu lassen.

Indessen, all diese Milderungs-Gründe können uns die sittliche Dis-

harmonie, den psychologischen Widerspruch, der nun einmal für moderne Begriffe in Olivias Handeln vorhanden ist, nicht verschleiern: eine Frau, die mit solcher Ruhe und Selbstbeherrschung ihr Leben zu gestalten weiß, mußte auch einer größeren Zurückhaltung in der Liebe fähig sein. Und was als besonders auffallend hervorgehoben werden muß, ist, daß Viola, die selbst es nicht über sich gewinnt, ihrer verborgenen Neigung Worte zu leihen, und von der aufdringlichen Liebe Olivias belästigt wird, kein Wort des Tadelns für ihre unweibliche Nebenbuhlerin findet. Das einzige Gefühl, dessen sie ihr gegenüber fähig ist, ist Mitleid:

Verkleidung! du bist eine Schalkheit, seh' ich,  
 Worin der list'ge Feind gar mächtig ist.  
 Wie leicht wirds hübschen Gleisnern nicht, ihr Bild  
 Der Weiber weichen Herzen einzuprägen!  
 Nicht wir sind schuld, ach! unsre Schwäch' allein:  
 Wie wir gemacht sind, müssen wir ja sein.

Es ist keine Frage, daß wir in diesen Worten Olivias Shakespeares eigene Ansicht\*) von der Sache haben; und daß er in demselben Stücke, das die größte Verherrlichung keuscher Weiblichkeit enthält, doch in dem Benehmen Olivias nichts sittlich Verwerfliches hat darstellen wollen; ebensowenig, wie in dem Verhalten Helenas zu Pygmalion im „Sommer-nachtstraum“, oder Romeo, der beim Anblick Julias seine erste Liebe bis in den Tod vergißt, oder Orsino, der im 5. Akte Viola an sein Herz zieht, als ob er es nicht gewesen wäre, der sich vier Akte hindurch um Olivias Liebe beworben hat.

Der Widerspruch wird nicht erklärt, wenn man sagt Shakespeare hebe seine Lustspiele über die alltägliche Wirklichkeit hinaus in eine Sphäre der reinen Phantasie, in welcher die Gesetze der landläufigen Moral zum Theil „aufgehoben erscheinen“; und „Was ihr wollt“ sei so recht eigentlich die Komödie der irregierenden Einbildungskraft\*\*), des verlebten Leichtsinnes\*\*\*). Was in der wirklichen Welt sittlich unschön ist, konnte ein Dichter, der eben Shakespeare und kein moderner Operetten-Librettist ist, in der Phantasie-Welt nicht als schön darstellen wollen — und er hat es nicht gethan.

\*) Die er auch als solche ausdrückt in „Lucretia“ (B. 1240):

Marmor der Männer Herz, der Frauen Wachs:  
 Sie geben leicht dem Druck des Marmors nach . . .  
 Drum nennt sie nicht die Schöpfer ihrer Schmach —  
 Nicht mehr als euch das Wachs für böse gilt,  
 Worein gedrückt ihr seht des Teufels Bild.

\*\*) Meißner in einer Abhandlung des 7. Shakespeare-Jahrbuches.

\*\*\*) Freiherr v. Friesen: Shakespeare-Studien.

Was Shakespeare in diesen Verhältnissen schildert, ist den Anschauungen seiner Zeit — die damals auch die seinigen waren — vollkommen entsprechend, Anschauungen, die uns fremd und ohne Weiteres nicht verständlich sind, weil sie ins Alterthum, auf Plato zurückführen. Unter den Schriften dieses Philosophen, dessen Studium seit Beginn der Renaissance in Italien bekanntlich ein sehr lebhaftes war, übten zwei eine besondere Anziehungskraft aus: das Symposion und der Phädrus. Die dort vertretenen Theorien über das Wesen der Liebe riefen eine Reihe von Schriften über dieses Thema hervor und bildeten die Grundlage zu einer zwar nicht neuen, aber doch wesentlich weiter entwickelten Liebesphilosophie, die ein Gemeingut der Gebildeten wurde und in den Schriften und Dichtungen jener Zeit in zahllosen Anspielungen wiederzufinden ist. Auch Shakespeare stand, wie ich an anderen Orten darzuthun versucht habe, in jungen Jahren so sehr unter der Herrschaft dieser Ideen, daß sie bei ihm geradezu ein Kennzeichen jugendlichen Schaffens sind. Nach diesen Theorien galt die Liebe einfach für eine Krankheit, der man ebenso wenig entgehen, als Widerstand leisten konnte — sie war eine Art von Wahnsinn (*μανία*, Phädrus, 22. Kapitel), der die Vernunft ihrer Herrschaft beraubte — „eine Begierde, welche ohne Vernunft das nach dem Rechten strebende Urtheil beherrscht und zum Genuße der Schönheit getrieben wird“ (Phädrus, 15. Kapitel). Die Liebhaber „gestehen selbst ein, mehr krank als bei Verstande zu sein, und zu wissen, daß sie schlecht bei Verstande seien, aber sich nicht beherrschen zu können“ (6. Kapitel\*). — Es ist fast, als ob Shakespeare diese Worte vor Augen gehabt habe, wenn wir lesen (s. unten), wie Olivia über ihre Leidenschaft zu Cesario spricht. — Man unterschied mit Plato eine himmlische und eine irdische, eine Seelen- und eine Körperliebe, oder — von Mischgattungen\*\*) abgesehen — Freundschaft und Geschlechtsliebe. Aber man ging über Plato hinaus, indem man beide Arten sich auf drei Stufen entwickeln ließ. Die sinnliche Liebe, mit der wir es hier zu thun haben, wird geboren in den Augen, und erscheint auf der ersten Stufe als ein plötzliches, tiefes Ergriffensein von der Schönheit eines anwesenden Gegenstandes. Die zweite Stufe ist die „Fancy“ (Phantasie), die Imagination der abwesenden Schönheit, an die sich ein unbestimmtes, leidenschaftliches Sehnen knüpft. Der Liebende glaubt wohl, zu einem bestimmten Gegenstande hingezogen zu werden, aber im Grunde ist er nur im allgemeinen schönheitshungrig; was sein Herz erfüllt ist nicht die Liebe,

\*) Καὶ γὰρ αὐτοὶ ὁμολογοῦσι νοσεῖν μᾶλλον ἢ σωφρονεῖν, καὶ εἰδέναι ὅτι κακῶς φρονεῖσιν, ἀλλ' οὐ δύνασθαι αὐτῶν κρατεῖν.

\*\*) Wie z. B. Michelangelos Liebe zu Vittoria Colonna eine „himmlische“ war, trotzdem ihr Gegenstand eine Frau.

sondern Liebesempfänglichkeit, Liebesbedürftigkeit. Auf dieser Stufe ist der Liebende wankelmüthig: die Erinnerung an die erste Schönheit, welche sein Verlangen erregte, wird leicht verdrängt durch die Erscheinung einer zweiten, diese durch eine dritte, und so fort. Und erst dem erhörten Werber wird der umnebelte Geist freier, das unhaltbar stürmische Herz ruhiger; er kann dann die dritte Stufe der bewußten, dauernden Neigung zu einem Gegenstande ersteigen. — Wer die Liebenden der Shakespeareschen Jugenddramen unter dem Gesichtswinkel dieser italienischen Liebestheorien betrachtet, wird manches milder ansehen, als er es auf Grund der heutigen sittlichen und ästhetischen Anschauungen könnte.

In *Olivia* schildert Shakespeare uns nicht eine Frau, die ihrer verliebten Leidenschaft die Zügel schießen läßt, sondern eine, die bei all ihrer Geistes- und Charakterstärke doch unrettbar der Gewalt des Liebesgottes verfallen ist. Ihr Herz ist für seine Aufnahme bereitet, das beweist die überschwengliche Trauer um den Verlust eines Bruders:

O, sie mit diesem zartgefügten Herzen,  
Die solche Liebesschuld dem Bruder zahlt,  
Wie wird sie lieben, wenn der goldne Pfeil  
Den Schwarm der andern Neigungen erlegt,  
So in ihr lebt!

Ihr Auge wartet dessen, der da kommen soll, und wie es die Schönheit, verklärt von Herzens- und Geistes-Anmuth, erblickt

[Ist ihr] als fühlt [sic] dieses Bünglings Reize  
Mit unsichtbarer, leiser Heimlichkeit  
Sich in [ihr] Auge schleichen.

Die Leidenschaft ergreift sie

Genau so schnell, wie Pest uns überfällt\*).

Und in dem „zerstreuenden Wahnsinn“, von dem sie befallen ist,

Thut [sic, sie] weiß nicht was, und fürchtet fast  
Daß Augenschmeicheln [ihr] das Herz bethört\*\*).

Trotz dieses Bewußtseins aber hat sie keine Kraft, dem Verführer zu widerstehen; sie ist eine rettungslos von Amor Besiegte und muß als solche mit gebundenen Händen seinem Triumphzuge, wie Petrarca\*\*\*) ihn grotesk-

\*) Auch Biron („Verlorne Liebesmüh“, III, 203) hält die Liebe für  
eine Pest

Die [ihm] Cupido schickt für die Verachtung  
Seiner allmächtig fürchtbarn kleinen Macht  
und der Dichter selbst beklagt „die trugvolle Pest“ seiner Liebe (Sonett 137).

\*\*\*) Es ist daher auch keine bloße poetische Floskel, sondern ein vom Dichter beabsichtigtes Charakteristikon der Liebe *Olivias*, wenn der Herzog ihren Liebling *Cesario-Viola* „aus dem stolzen Auge, wo hoch er thront, reißen“ will, nicht aus dem Herzen.

\*\*\*\*) Im „Triumph der Liebe“.

pathetisch geschildert hat, folgen. Der Darstellerin der Olivia fällt also die schwierige Aufgabe zu, ihre Werbung nicht als eine naturgemäße Aeußerung ihres männlich gearteten Wesens, sondern gerade als eine weibliche Nachgiebigkeit erscheinen zu lassen, eine Schwäche, die das Aufgebot all ihrer sonstigen Kräfte doch nicht überwinden kann.

Was in der poetischen Tendenz, welche Shakespeare in der Figur Olivias verfolgte, noch etwa dunkel erscheinen könnte, gelangt zu vollkommener Klarheit in ihrem männlichen Gegenstück, dem Herzog Orsino. Es liegt der modernen Anschauung allerdings nahe, in ihm „ein Gemisch von Verliebtheit und Phantasterel“ zu sehen, „einen Schwärmer, der sich in die Liebe zu Olivia hineinredet, weil er nichts Besseres zu thun hat, als sich auf Blumenmatten träumend zurückzuziehen und sich in die Musik, „der Liebe Nahrung“, zu versenken; der sich unverkennbar in der Rolle des verschmähten Liebhabers gefällt, „sein Gemüth wie einen Opal in allen Farben spielen“ zu lassen“\*). Eine solche Kritik ist aber nicht bloß thatsächlich unrichtig, weil sie unhistorisch ist, sondern auch ungründlich, weil sie auf unzureichendem Studium der Dichtung selbst beruht. Freilich begegnen wir dieser Art von Kritik häufig auf dem Gebiete der Shakespeare-Litteratur: so ist z. B. das bis vor wenigen Jahren allein herrschende Urtheil über den Charakter Hamlets nur dann zu rechtfertigen, wenn man das Unmögliche voraussetzt, daß der Dichter uns mit der bekannten, Ophelia in den Mund gelegten Charakteristik seines Helden habe irreführen wollen, während doch dieses Urtheil des Dichters selbst der einzige feste Stützpunkt ist, von dem aus die Kritik die Lösung des Räthsels unternehmen kann. Es ist auch hier keine Frage, daß das einzig wahre Urtheil über Orsino dasjenige ist, welches der Dichter durch Olivias Mund spricht: sie „hält ihn für tugendhaft, sie weiß“,

Daß er von eblem Stamm, von großen Gütern  
Zu frischer, fleckenloser Jugend blüht;  
Geehrt vom Ruf, gelehrt, freigebig, tapfer  
Und von Gestalt und Gaben der Natur  
Ein feiner Mann.

Nach diesen Worten ist der Herzog ebenso wenig ein bloßer „Schwächter“, wie Hamlet nach den Worten Ophelias nichts weiter als ein „Träumer“ sein kann. Er ist ein Mann, zu Thaten des Friedens und des Krieges geschickt, zugleich aber von feinem Geiste, zartem Gemüth und großer Bildung, eine jener herrlichen, menschlich höchstentwickelten Gestalten, wie sie uns auch in der englischen Renaissance in nicht unbedeutender Zahl

\*) Ebümmel in einem Aufsätze des 19. Shakespeare-Jahrbuches.



entgegneten. Freilich ist er, wie sein Bruder Romeo, und sein Vetter Hamlet, noch ein sehr junger Mann; und wenn er an der Jugendkrankheit dieser seiner Liebe leidet und, wie es unter dem damaligen Gebildeten, z. B. bei den Hunderten von Sonettisten, Sitte war, sich in sein so interessantes Leiden versenkt und unter Anleitung der platonischen Theorien das heilige Mysterium der Liebe an sich studirt, so wird ihm das in den Augen seiner Zeit ebenso wenig geschadet haben, wie es dem Volkshelden und Volksthebling Essex zur Schande gereichte, daß er zugleich der beste Sonetten-Dichter an Elisabeths Hofe war. Wenn man daher annimmt, Shakespeare habe seinem Herzoge Eigenschaften beilegen wollen, die in den Augen Olivias oder irgend eines anderen Menschen etwas Berächtliches hätten haben können, so ist das reine Verständnißlosigkeit. Das Gegentheil ist das Richtige. Nicht darum schlägt Olivia die Hand des Herzogs aus, weil er ihr nicht männlich, nicht würdig genug erscheint; sondern weil sie fühlt, daß ihre derbere, realistische Natur seinem hohen Geiste, seinem tiefen Gemüth nicht wird genügen können. Und für den Empfänglichen hat es der Dichter in den wenigen Orsino-Szenen sehr klar gemacht, daß seine Liebe zu Olivia nicht weiche Schwärmerie, sondern ein einfacher jugendlicher „Irrthum ist, von dem er erst geheilt sein muß, um glücklich zu sein“\*).

Was der Herzog in der ersten Szene zur Schilderung seiner Liebe sagt, ist nicht charakteristisch für seine Persönlichkeit, sondern einfach die Anschauung, welche die Renaissance mit dem Worte „Fancy“ verband. Byron, der Vertreter der poetischen Tendenz in „Verlorner Liebesmüß“, spricht daselbe noch klarer und umständlicher aus:

Lieb' ist voller Eigensinn und Unart,  
 Muthwillig wie ein Kind, abspringend, eitel,  
 Erzeugt durchs Aug und deshalb gleich dem Auge  
 Voll flücht'ger Bilder, Formen, Phantasien,  
 Und wechselt bunt, wie in des Auges Spiegel  
 Der Dinge Wechsel schnell vorüberrollt.

Ähnlich lauten die Worte Mercutios über Romeos Liebe zu Rosalinde:

'S sind Träume, Kinder eines müß'gen Hirns,  
 Die nur die leere Phantastie erzeugt,  
 Ein Ding, so dünn von Wesen, wie die Luft,  
 Unfläter als der Wind, der buhlerisch  
 Des Nord erfrorenen Busen bald umschmeichelt,  
 Bald mit Verdruß von dannen schnaubt, um sich  
 Dem thaubetränkten Süden zuzuwenden.

Orsino beugt sich vor der Liebe wie vor einer göttlichen Macht, er liebt

\*) Eschischwitz in seiner mit der ihm eigenen Feinsüßigkeit geschriebenen Einleitung zu der Uebersetzung des Stückes.

Mit Anbetungen, Thränenfluten, Stöhnen  
 Das Liebe donnert, Flammenseufzern —

wie Valentin in den „Weiden Veronesern“, der die Liebe anfangs ver-  
 schmäht hat und dafür von ihr bestraft wird

Mit strengem Fasten, reinig bitterer Klage,  
 Mit Thränen Nachts und Tags mit Schmerzensseufzern,

und wie die Dichter seit Petrarca alle lieben und ihre Geschöpfe lieben  
 lassen. Seine Liebe

ist so hungrig wie die See

Und kann gleich viel verdaun —;

nicht stärker erscheint Iulias Leidenschaft:

Ein Meer ist meine Huld, so grenzenlos —  
 So tief auch meine Liebe. Je mehr ich gebe,  
 Je mehr auch hab' ich; beides ist unendlich —

oder die der Venus:

Das Meer hat Grenzen, tiefes Sehnen keine.

Und wenn „seine Begierden ihn wie ergrimimte Hunde verfolgen“, seitdem  
 er Olivia erblickt, so ist er einer in der Reihe der vielen Liebestranken  
 von Petrarca (1. Canzone nach Marsand) bis zu seinem Zeitgenossen, dem  
 Sonettisten Daniel („Delia“, 5. Sonett), welche das Schicksal Actäons  
 wenigstens im allegorischen Sinne an sich erfahren haben. Seine Seele hat  
 ihn verlassen; er „möchte sie aus dem Hause Olivias heraustrufen“; auch  
 Romeo's „Seele ist es, die seinen Namen ruft“ in der Balkon-Szene,  
 denn seine Seele wohnt bei Julia, ist eins mit ihr.

So gehört die ganze in der Viola-Handlung enthaltene Liebesdialektik  
 dem jugendlichen platonischen Gedankenkreise an bis auf das Argument,  
 das Viola gegen Olivias Sprödigkeit ins Feld führt:

Fränlein, ihr seid die grausamste, die lebt,  
 Wenn ihr zum Grabe diese Reize tragt,  
 Und laßt der Welt kein Abbild —

das Thema, daß die Schönheit zur Erzeugung der Schönheit geschaffen  
 ist, wird bekanntlich in den ersten 17 Sonetten, wie in „Venus und  
 Adonis“ mit großem Feuer variiert. Und die frische, innige Art, mit  
 der die Freundschaft in der Antonio-Sebastian-Episode behandelt wird, er-  
 innert viel mehr an „Die beiden Veroneser“ und die platonisirenden  
 Jugend-Sonette als an den „Kaufmann von Venedig“ und die späteren  
 Freundschafts-Sonette\*): der jugendliche Dichter errichtet der Freundschaft  
 Altäre, der reife schätzt sie als eins der dauernden Güter des Lebens.

\*) S. „Shakespeares Selbstbekenntnisse“, Preussische Jahrbücher Bd. 54 S. 254, 321.

Neben diesen zahlreichen Parallellismen mit den Jugend-Dichtungen — wir können bei weitem nicht alle anführen — weist auch der häufige Gebrauch gereimter Verse, die an drei Stellen fortlaufend auftreten, sowie der Charakter des Versbaus, den wir hier nicht entwickeln können, auf eine frühe Entstehungszeit der Viola-Handlung hin. Und als Spur einer zweifachen Bearbeitung des Stückes ist ein merkwürdiger Widerspruch stehen geblieben, der durch eine bloße Flüchtigkeit des Dichters, wie sie sonst wohl vorkommt, nicht zu erklären ist.

In der 2. Szene des 1. Actes sagt Viola zum Schiffshauptmann:

Ich will dem Herzog dienen,  
Du sollst als einen Hämmling mich empfehlen.  
Es lohnt dir wohl die Müß'; denn ich kann singen,  
Und ihn mit allerlei Musik ergötzen.

Wo es aber darauf ankommt, die Musikliebe des Herzogs zu befriedigen, singt Viola nicht (II 4); es muß vielmehr zu dem sonderbarsten Auskunftsmittel gegriffen werden: ein fremder (Olivia's) Narr wird von der Straße geholt und singt das betreffende Lied gegen Entgelt. Diese Veranstaltung kann keinen poetischen, compositionellen Zweck haben; sie erklärt sich am einfachsten als eine bühnentechnische. Als Shakespeare diesen Theil des Dramas verfaßte, war Viola als Sängerin des Liedes in Aussicht genommen, d. h. der Knabe, welcher die Viola-Rolle spielte, hatte eine hübsche Singstimme. Als er das Drama gegen Ende des Jahrhunderts erweiterte, spielte jener Knabe Männerrollen, und derjenige, welcher an seine Stelle getreten war, war kein Sänger. Da er das schöne Lied nicht fallen lassen wollte und konnte, mußte er den derzeitigen Komiker der Truppe, welcher einen schönen Tenor besaß, heranziehen; vergaß aber, jene Verse der 2. Szene zu streichen. — Ein anderes Merkmal einer doppelten Bearbeitung ist wohl auch der Umstand, daß Orsino, der im Personen-Verzeichniß und den Bühnen-Weisungen immer als „Herzog“ erscheint, in den Reden wiederholt „Graf“ genannt wird.

Zu den allerfrühesten Schöpfungen, in die Zeit der „Weiben Veroneser“ oder gar der „Komödie der Irrungen“, gehört unser Liebespiel indessen sicher nicht. Dagegen spricht die feine Charakteristik und die tiefere Motivierung, durch welche der Dichter selbst so schwer darzustellende Vorgänge, wie den schnellen Liebeswechsel des Grafen plausibel zu machen weiß. Proteus liebt seine Julia unaussprechlich, er liebt Silvia und liebt sie grenzenlos. Und wie erklärt er seinen Wankelmuth in dem darauf folgenden Monologe?

Wie eine Gut die andere vernichtet,  
So wie ein Pflod den andern Pflod verbrängt,  
Ganz so ist das Gedächtniß vor'ger Liebe  
Vor einem neuen Bild durchaus vergessen.

Wir haben hier, wie öfters in den „Beiden Veronesern“ und den frühesten Dramen, den unmotivirten, unmittelbaren Uebergang einer Empfindung in eine ganz entgegengesetzte — eine hysterische Menstruosität. Anders Orsino. Während Apolonius seinen Silvio vor anderen Dienern nur auszeichnet, bewundert unser Herzog nach der platonischen Sitte jener Zeit\*) die mädchenhafte Schönheit seines vermeintlichen Pagen:

Der verleumdet deine frohen Jahre,  
 Der sagt, du seist ein Mann: Dianas Lippen  
 Sind weicher nicht und purpurner; dein Stimmchen  
 Ist wie das Mädchens Kehle hell und klar,  
 Und alles ist an dir nach Weibes Art.

Der Bewunderung der Schönheit folgt auf der platonischen Scala der Empfindungen naturgemäß die Liebe zu dem Träger derselben; noch ist Cesario nicht drei Tage in seinem Dienste, und er hat ihm bereits „die geheimsten Blätter im Buche seines Herzens aufgeschlagen“; er will ihm die Freiheit schenken und nach wahrer Freunde Art „alles mit ihm theilen“, wenn er Olivias Hand für ihn zu gewinnen vermag. Als er Olivias Liebe für seinen Pagen erkennt, lodert der Zorn getäuschten Vertrauens nur einen Augenblick in ihm auf gegen „sein zartgeliebtes Lamm“, dann faßt er sich und tritt ihm den Besitz der Geliebten ab. Wenn nun Cesario in Orsinos Herzen dieselbe Stufe als Freund, wie Olivia als Geliebte einnimmt, ist es wunderbar, daß mit der Erkenntniß des Weibes in ihm seine „himmlische“ in eine „irdische“ Liebe umschlägt? — Aber der Dichter hat sich mit dieser Motivirung nicht benügt; er hat eine besondere Szene geschaffen, um die schließliche Verbindung von Orsino und Viola als eine innere Nothwendigkeit erscheinen zu lassen. Es ist die herrliche 4. Szene des 2. Aktes, ein Stimmungsbild, wie es selten einem Dichter geglückt ist. Ein Hauch tiefer Melancholie, die fern von Sentimentalität ist, liegt auf ihr ausgebreitet und umfängt des Hörers Seele. Zuerst macht sich der Liebesgram des Herzogs dem Freunde gegenüber Luft; ungezwungen ergiebt sich daraus die Frage, ob Cesario nicht auch schon Liebe gefühlt habe — er fühlt sie für ein Mädchen von des Herzogs Farbe, von seinem Alter. Dann folgt das schlicht wehmütige Liebeslied, das die Schmerzen Orsinos lindern soll und ihnen Nahrung giebt. Die Flammen lodern hoch empor und werden gedämpft durch die einfache, seelenvolle Erzählung Violas von der Tochter ihres Vaters, die hoffnungslos liebte und in wortlosem Kummer hinwelkte. Der Herzog schweigt

\*) Wieder zum Preise schöner Jünglinge finden wir bei den meisten Dichtern jener Zeit. Eine hervorragende Rolle spielt die Freundschafts Erotik außer bei Shakespeare (Sonette) noch bei seinen Zeitgenossen Marlowe und Barnesfeld.

betroffen vor der Tiefe einer solchen Leidenschaft und der „lächelnden Geduld“, die sie verbar. Er wird die Geschichte nie vergessen, und wenn er das Weib in Cesario entdecken wird, wird sie ihm einfallen Wort für Wort, er wird wissen, wer die Schwester Cesarios und wer der Gegenstand ihres Kammers ist. Diese Vorbereitung auf den Schluß ist kompositionell betrachtet genial: an sich ebenso fein wie wirkungsvoll, und zugleich die bestmögliche Motivirung des letzteren.

Gleich vortrefflich ist das Erscheinen Sebastians zur Lösung des Knotens motivirt. Wenn er mit der Schwester gemeinsam Schiffbruch leidet, so wird er naturgemäß in der nämlichen Stadt wie sie Zuflucht suchen. Die Begegnung der Geschwister muß eines schönen Tages stattfinden, und sie findet so statt, daß sie Viola selbst nicht unerwartet kommt; denn wenn Antonio sie mit einem Sebastian verwechselt, so muß sie wissen, daß dieser Sebastian ihr Bruder ist. Er ist ein frischer, muthiger Jüngling, der, immer der Situation gewachsen, die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen weiß; von der Erscheinung Olivias, die seinem Kampfe mit dem betrunkenen Junker Einhalt gebietet, geblendet, von ihrer Zärtlichkeit berückt, glaubt er sich in eine Märchenwelt versetzt, und wir nehmen es ihm nicht so sehr übel, wenn er dem Drängen der schönen Beschützerin nachgibt und ihr halb im Traum zum Altare folgt, zumal es ohne jede unlautere Absicht geschieht.

Die Jugendlichkeit der Viola-Dichtung ergibt sich auch, wenn wir die dramatischen Motive im einzelnen betrachten und sie in den gleichzeitigen Komödien und Tragödien wiederfinden. „Was ihr wollt“ ist von der „Komödie der Irrungen“ so verschieden wie der bewegende Geist von der Materie, wie die Seele vom Körper; eine „Komödie der Irrungen“ ist sie doch, nur daß die Irrungen dort rein körperlicher, hier vorwiegend seelischer Natur sind. Die Liebenden Orsino und Olivia glauben ihr zweites Ich gefunden zu haben und haben sich so festgerannt auf diesen Glauben, daß alle ihren Irrthum merken, nur sie selbst nicht. Das Motiv der Zwillingsgeschwister mit den daraus sich ergebenden Verwechslungen kehrt in beiden Dichtungen wieder: in dem einen verwechselt man die Gatten, in dem andern die Geliebten; in beiden wird das Geld, das dem einen der Geschwister anvertraut ist, von dem anderen wiedergefordert. Der Umstand, daß Familienmitglieder durch einen Schiffbruch getrennt werden, kommt gleichmäßig in „Perikles“, der „Komödie der Irrungen“ und „Was ihr wollt“ vor. Die Ähnlichkeit der Verwicklung von „Was ihr wollt“ und den „beiden Veronesern“ fällt in die Augen: Julia verkleidet wirbt für ihren Geliebten Proteus bei Silvia in derselben Weise, wie Viola für Orsino bei Olivia. Das Motiv der Freundschaft und der

wirklichen oder vermeintlichen Treulosigkeit eines Freundes findet sich in beiden, in „Was ihr wollt“ sogar doppelt: Proteus will ernstlich die Geliebte seines Freundes Valentin diesem abwendig machen, Cesario kommt in den Verdacht, es gewollt zu haben; Antonio glaubt von Sebastian betrogen zu sein. Die falsche Liebe erscheint in Romeo und Orsino als eine Leidenschaft von gleicher Stärke und macht bei beiden gleich plötzlich der wahren Platz. Olivia wirbt selbst, wie Helena im „Sommernachts- Traum“ und in „Ende gut, alles gut“, und vor allem wie Phebe um die als Mann verkleidete Rosalinde in „Wie es euch gefällt“\*). Olivia will sieben Jahre lang keinen Mann sehen und verliebt sich in den ersten, dessen Anblick sich ihr aufdrängt; der König und seine Ritter in „Verlorner Liebesmüh“ haben für drei Jahre den Verkehr mit allen Frauen abgeschworen und werden an demselben Tage meineidig, als die Prinzessin von Frankreich mit ihren drei Edeldamen vor ihnen erscheint.

Das Bewußtsein von dem Mangel neuer Motive war für den Dichter Grund genug, die Viola-Dichtung, deren erster Titel wahrscheinlich „Der heilige Dreikönigsabend“\*\*) war, falls sie als ein fertiges Ganzes über die Bretter ging, nicht drucken zu lassen und sie später zu überarbeiten und zu erweitern.

Es ist ein merkwürdiger Gegensatz, daß, sobald wir die zweite Fabel des Stückes, die Malvolio-Handlung ins Auge fassen, jede Ähnlichkeit mit den Jugend-Dichtungen aufhört und analoge Motive und Charaktere sich nur in Stücken aus dem Ende des 16. Jahrhunderts finden. Junker Andreas Bleichenwang gleicht dem Schwächling der „Lustigen Weiber von Windsor“ in Gestalt und Wesen, in der Unfähigkeit, eigene Gedanken zu haben, und in der entsprechenden Gewandtheit, fremde Worte zu den eigenen zu machen; in dem standesbewußten Streben, dem weiblichen Geschlecht gegenüber als Eroberer und überhaupt als Ritter ohne Furcht und Tadel aufzutreten, während seine wahre Natur vor jeder That der Männlichkeit zurückschaudert, in einzelnen beliebten Wendungen, kurz — auf ein Haar. Junker Tobias erreicht freilich sein Urbild in keinem Punkte: das Volumen geistiger Flüssigkeit, das er ohne Schaden für seine Zurechnungsfähigkeit zu sich nehmen kann, der Tonnengehalt seiner Fett-Belastung ist offenbar ein viel geringerer, seine komische Gabe ist derb und gewöhnlich, er besitzt keine unerschöpfliche Ader des Witzes und der

\*) Dieses Stück gehört nach meiner Ansicht, die ich an anderem Orte zu begründen gesucht habe, in die Mitte der Neunziger.

\*\*) Wegen des Nummernschanzes und der komischen Aufführungen, mit denen der 12. Tag nach Weihnachten („Twelfth Nigh“) begangen zu werden pflegte.

Satire; seine geistige Findigkeit ist schwach, und geht es ans Beutelschneiden, so kommt er über eine regelrechte Schaffschur nicht hinaus; jenen „besseren Theil der Tapferkeit“, der sein Original so unverfehrt aus allen Fährlichkeiten hervorgehen läßt, scheint er nicht einmal zu kennen; er läßt sich heirathen, und nicht das allein, er läßt sich heirathen von einem Mädchen ohne Geld und ohne Rang — trotz all dieser Mängel und Schwächen ist er doch unverkennbar der jüngere Bruder Falstaffs. Das Kammerkätzchen Maria erinnert mit ihrer siegreichen Verschlagenheit dem männlichen Geschlecht gegenüber lebhaft an jene beiden Frauen von Windsor. Nur der Held Malvolio hat kein Gegenstück in irgend einer Shakespeareschen Dichtung.

Wenn man freilich die Verkörperungen betrachtet, die ihm auch auf hervorragenden Bühnen gegeben werden, so sollte man meinen, er wäre einer jener Pedanten aus „Verlorener Liebesmüh“ oder „Den lustigen Weibern“ im Haushofmeisterkleide, jener geistigen Null-Existenzen, denen das bißchen Wissen, über das sie verfügen, nur als Folie ihrer Dummheit dient — eine Darstellung des Absurd-Komischen. Jene häßlichen, unansehnlichen Figuren mit dem närrisch-hochmüthigen Gesichts-Ausdruck, die sich recken und blähen, um ihre geringen Körper- und Geistes-Dimensionen größer erscheinen zu lassen, machen den Eindruck vollkommener Sinnlosigkeit, wenn sie nach dem Besitz einer Frau wie Olivia streben; und wenn man sie in die Irrenzelle steckt, so haben wir nicht die Empfindung, daß ihnen ein toller Streich gespielt wird, sondern daß dem Schicksal, welches sie doch einmal ereilen wird, nur vorgegriffen ist. Daß Shakespeare nicht beabsichtigt hat, eine derartige Figur zu zeichnen, geht aus der Stellung hervor, die Malvolio in Olivias Haushalte einnimmt, und aus seinen Reden, die nur eine relative, nicht absolute Beschränktheit zeigen. Er ist in den Augen seiner Herrin ein pflichttreuer, ehrlicher und umsichtiger Verwalter und als solcher von ihr geschätzt; die Art, wie er zu Olivia spricht gleich bei seinem ersten Auftreten, wo er Kritik an ihrem Verhalten dem Narren gegenüber übt, zeigt, daß er kein gewöhnlicher Haushofmeister ist. Sein Urtheil über die Narren, das die Worte

Auf meine Ehre, ich halte die vernünftigen Leute, die über diese bestallten Narren so vor Freunden krähen, für nichts besser als für die Hanswürste der Narren —

in sich schließen, ist an sich nicht falsch oder thöricht, wenn man an die vielen „ungefahnenen Schufte“ denkt, die es unter ihnen sicher gegeben hat, und an die saden Gefellen, die über die schlechtesten Späße das lauteste Gelächter anzuschlagen pflegten. Es ist nur einseitig, insofern es auch über

die guten Narren, wie Feste, den Stab bricht, die ihre Witzspieße in den Kernpunkt der menschlichen Schwächen zu schießen und ernste Wahrheiten in scherzhaftem Gewande mitzutheilen wissen; und es ist unbesonnen, insofern der ausgesprochenste Widerwille seiner nüchtern-verständigen Natur gegen alles, was nach Humor schmeckt, das Institut der Hausnarren nicht aus der Welt schaffen wird. Hier wie in seinem Auftreten gegen den wein- und lieberfrohen Junker Tobias erkennen wir dieselbe Schwäche seines Wesens, die Unfähigkeit, anders geartete Naturen als er es ist, zu toleriren, der sich das energische Bestreben zugesellt, die ihn umgebende Welt nach seinem Bilde zu gestalten. Sein Aerger über das lärmende Zechen des Junkers während der Nachtzeit ist an sich berechtigt. Aber er muß sich sagen, daß er den Unfug nicht beseitigen wird durch brüskes Auftreten gegen einen Mann, der der Dinkl seiner Herrin und seiner Disziplin nicht unterworfen ist. Und was ihm am Herzen liegt, ist weniger die Ruhe der letzteren und die Würde ihres Haushaltes als die Korrektur eines ihm so unbegreiflichen Verhaltens. Seine Lebensanschauung ist eine puritanische: das Leben ist ihm weiter nichts als eine Reihe von großen und kleinen Pflichten, die Freude, der harmlose Genuß, als solche erstrebt, haben keine Stelle darin. Alle gefelligen Belustigungen, zu denen das Trinken auch gehört, erscheinen ihm als zweckwidrig und geeignet, den Menschen von der Erfüllung seiner Pflichten abzuziehen. Er selbst würde nie ein Wirthshaus betreten, und nun macht der wüste Junker sein stilles, geregeltes Hauswesen zur Schenke. Das ist ihm eine persönliche Beleidigung; seine Ehre ist engagirt, es nicht zu dulden, und mit pharisaischer Wuth stürzt er sich auf die fröhlich Singenden und Trinkenden. Aber seine zornigen Reden prallen machtlos an dem dicken Felle des Junkers ab und machen ihn nur um so geneigter, auf Marias Racheplan einzugehen.

Ich kann nicht mit Kreißig in Malvolio einfach einen „eingebildeten Esel“ sehen; dazu ist sein Denken nicht stumpf, sein Urtheil nicht schwach genug, und seine Bildung steht relativ zu hoch — verräth er doch in der Katechisation des Narren sogar philosophische Kenntnisse. Was ihm abgeht, ist die Fähigkeit, sich in die Gefühls- und Denkweise anderer Menschen hineinzuversetzen, welche nach der Gemüthsseite die Sympathie mit ihrem Gefolge von gesellschaftlichen Tugenden, nach der geistigen mit dem tieferen Durchschauen der Erdendinge eine versöhnte Lebensanschauung entwickelt. Sein Wesen ist beschloffen und gleichsam begraben in seinem eigenen Ich; er wird niemals den Frieden in seine Brust einziehen sehen, weil er immer mit dem größeren Theile der Menschheit in stillem Kampfe liegen wird — mit jenem Theile, der nicht so ist wie er. Daß mit



dieser Intoleranz im weitesten Sinne des Wortes eine tüchtige Geisteskraft verbunden sein kann, dafür bietet uns die Wirklichkeit tausend Beispiele.

Aus jener unrichtigen Auffassung ist denn auch wohl der Vorwurf entsprungen, welchen man dem sonst so humanen Dichter hinsichtlich der unbarmherzigen Behandlung Malvolios machen zu müssen geglaubt hat. Allerdings könnte nur die Rohheit darüber lachen, wenn man einen halb schwachsinnigen armen Teufel in einer Weise foppt, daß er nahe daran ist, sein bißchen Verstand ganz einzubüßen. Ein so schwächliches Geschöpf ist aber Malvolio nicht, er hat Stärke genug, um den Schlag ertragen zu können; er ist nicht gebrochen, als er aus seiner Zelle entlassen wird, sondern erfüllt von Wuth und Rachegeanken, und er besitzt Energie genug, um sie zur That werden zu lassen. Wer aber, wie er, sich als den Mittelpunkt der Welt betrachtet, außerhalb dessen es nichts Gutes und Großes geben kann, dem thut die Lehre noth, daß auch so niedere Wesen, wie Junker Tobias und Maria in seinen Augen es sind, ihre Existenzberechtigung haben, daß auch der Wurm weh thun kann, wenn er muthwillig getreten wird. So können wir ungezwungen fröhlich über Malvolios Niederlage lachen: sein geistiger und sittlicher Hochmuth hat die verbiente Strafe erhalten.

---

In „Was ihr wollt“ sind, wie so oft bei Shakespeare und seinen Zeitgenossen und auch in unserem deutschen Drama, zwei verschiedene Handlungen vereinigt. Gewöhnlich ist in solchem Falle die eine derselben die an Umfang und Interesse über die andere weit hervorragende. Hier ist es unmöglich, von einer Haupt- und einer Nebenhandlung zu sprechen: die eine giebt der anderen an Feinheit der Charakteristik, an Sorgfältigkeit der Detail-Ausführung nichts nach; und es wäre unmöglich zu sagen, welche unser vorwiegendes Interesse erregte. Das Liebes- und das Intriguen-Spiel stehen so distinkt neben einander — schon für den äußeren Blick; denn jenes ist ganz in Versen, dieses ganz in Prosa verfaßt — daß wir versucht sein könnten, sie von einander zu trennen und als zwei Kunstgeschöpfe ihr selbständiges Dasein führen zu lassen. Ist eine solche Komödie nicht ein dichterisches Umding? Wo ist hier die organische Verbindung, vermöge deren die für sich bestehenden Theile als die Glieder eines Körpers erscheinen? wo liegt die innere Einheit, die wir von jedem Kunstwerke verlangen müssen? —

In der Idee ruft der deutsche Aesthetiker, der angesichts der Vielgestaltigkeit der Handlung, die als ein Charakteristikon des germanischen

Dramas anerkannt werden muß, die ideale Einheit, die gleiche Tendenz der verschiedenen Handlungen als die unerläßliche Bedingung ihrer poetischen Existenz-Berechtigung betrachtet. Und wie die beiden Handlungen des „Lear“ das gemeinsame Motiv der thörichten Vaterliebe haben, die des „Tell“ die Macht der Vaterlands- und Freiheitsliebe darstellen, so muß sich auch für die Doppelhandlung von „Was ihr wollt“ ein ideeller Keim auffinden lassen, aus dem sie entsprossen ist; ein gemeinsamer Impuls, durch welchen des Dichters Hand so außerordentlich verschiedene Figuren wie Orsino und Junker Tobias, Olivia und Malvolio wie durch einen idealen Draht in Bewegung setzt. Es muß — denn sonst müßte über die arme Komödie das ästhetische Verdammungs-Urtheil gesprochen werden, und sie ist doch einmal — das kann ja niemand bestreiten — ein lebenskräftiges, blühendes, wunderherrliches Geschöpf des dichterschen Genius. Das Suchen ist nicht erfolglos geblieben: man hat nicht bloß eine, sondern je nach dem Geschick des Suchers sehr verschiedenartige Ideen als das gemeinschaftliche Motiv beider Handlungen entdeckt. Gervinus sieht in der Komödie die Irrungen des Eigendünkels ergötlich dargestellt. Und er hat insofern allerdings Recht, als Eigendünkel die Triebkraft ist, welche die Malvolio-Maschine in Bewegung setzt. Aber Orsino z. B., pocht er etwa auf seine höhere Stellung Olivia gegenüber? ist er nicht vielmehr der schwächteste, unterwürfigste Verehrer von der Welt? Gervinus will es nicht so; Orsino spricht es aus, „seine Liebe könne keine Weigerung und Zögerung ertragen; es könne auf sie nicht abschlägig geantwortet werden . . . sollte Olivia nicht aus der Ferne selbst den feinen Dünkel des fürstlichen Bewerbers aus seinen Botschaften herausgehört haben?“ — Nun, so müssen wir erwidern, das Fieber seiner Leidenschaft, in dem er ähnliche Reden ausstößt, ist nicht ein Ausfluß verletzten Standesbewußtseins, sondern verzweifelnder Liebe; und im Uebrigen ist er ein Mann von so freiem Geiste, von so wahrem Empfinden, daß es eine widerspruchsvolle Plumpheit in ihm wäre, wenn er auch in dem Reiche der Liebe Standes-Privilegien beanspruchen sollte.

Welchen Dünkel besitzt denn Junker Tobias? — Keinen — er ist nicht einmal stolz darauf, daß er mehr Sekt vertragen kann als die meisten Männer in Syrien. Hätte Malvolio es über sich gewinnen können, an seinen fröhlichen Gelagen theilzunehmen, der Junker hätte ihn an sein Herz geschlossen wie einen von seinesgleichen und ihn unter den Tisch getrunken ohne die geringste vornehme Reserve. Diese soziale Harmlosigkeit des dicken Junkers, von der er durch die Verbindung mit Maria den sprechendsten Beweis giebt, darf Gervinus nicht gelten lassen, wenn die Doppelhandlung sich unter die Herrschaft seiner einen Idee fügen

soll. So macht er die in trunkenem Muthе gegen den Störenfried Malvolio ausgestoßenen Worte:

Bist was mehr als ein Haushofmeister?

zum punctum saliens für die Auffassung seines Charakters und erkennt in der ihm auferlegten Ehe — die sich voransichtlich als eine Art von Fegefeuer für ihn gestalten wird — eine vom Dichter beabsichtigte Bestrafung seines Standesdünkels. „Der eine, der mit seinem vornehmen Dünkel oben aufstrebt (sic), geht seiner eingebildeten Hoffnung verlustig, der andere, der mit rohem Dünkel auf seine Umgebung herabsieht, wird halb ohne seinen Willen und unversehrt der Fing einer witzigen Dirne weit unter seinem Stande.“ — Das ist eine fromme Selbsttäuschung des bedeutenden Shakespeare-Interpreten zu gunsten einer von ihm als nothwendig geforderten einheitlichen Idee, die in dem Ganzen des Stückes nun doch nicht zu finden ist, und der zu Liebe er ganz durchsichtige charakterologische Verhältnisse schief, falsch dargestellt hat.

Kreyßig hat eine andere Idee gefunden, die von der obengenannten des Freiherrn von Friesen so wenig verschieden ist, wie die Begriffe verliebte Narrheit und verliebter Leichtsinn. „Man studiere ein wenig die drei Freier“, so heißt es bei ihm, „welche um die reizende Hand Olivias werben, man beobachte Olivias Verhältniß zu Viola und ergänze diese Reihe verliebter Situationen durch einen Blick auf den siegreichen Feldzug Marias gegen den durstigen Junker, und man wird eine ziemlich vollständige Schattirung verliebter Narrheit oder närrischer Verliebtheit beisammen haben, in aufsteigender Linie, von der Bewerbung des unzurechnungsfähigen, bewußtlosen Einfaltspinsels um ein reizendes Weib, durch die Dummheiten der thöricht aufgeblasenen und die Intriguen der verb-pfiffigen Selbstsucht bis hinauf zu den phantastischen Jugendthorheiten edler und reich begabter, aber ungeprüfter, noch nicht zum Verständniß ihrer selbst gelangter Naturen“. Diese Auslegung, welche auf den ersten Blick recht viel für sich zu haben scheint, erweist sich beim zweiten als unzureichend: sie paßt thatsächlich nur auf die eine, die Viola-Handlung. In ihr allein herrscht die Liebe und verliebte Narrheit; in der Malvolio-Handlung dagegen so wenig, daß sämmtliche Freier vielmehr ohne jede tiefere Empfindung, durch mehr oder weniger staatskluge Berechnung zu ihren Werbungen veranlaßt werden. Junker Andreas „wurde auch einmal angebetet“; aber ihm nachzusagen, daß er auch einmal verliebt gewesen wäre, wäre schändliche Verleumdung. Als Ritter muß er nicht bloß lange Haare auf dem Kopfe, ein breites Schwert an der stattlichen Lende, einen kriegerischen Namen besitzen, er muß auch — Junker Tobias hat es ihm gesagt, daß er es müsse — ein schönes Weib be-

siegt haben, und sein Triumph wird um so größer sein, je mehr Hindernisse, wie Rang, Reichthum, Bildung, er auf seinem Siegeslaufe genommen hat. Um einen solchen Preis seiner Ritterlichkeit zu erringen, darf er es auf ein paar Tausend Pfund nicht ansehen, mit denen er in dem guten, aber armen Onkel seiner Auserwählten sich einen mächtigen Fürsprecher erwirbt. Jungfer Maria möchte Frau Mitterin werden; auf das Werkzeug, das sie dazu macht, legt sie geringeres Gewicht: sie wird sich in ihrem Koloß einen soliden, unterwürfigen Ehemann zu erziehen suchen; gelingt es ihr nicht, dann weiß sie schon, wo Bartel den Most holt. Malvolio liebt — sich selbst, er hat keine anderen Götter neben sich; er möchte Olivia heirathen, „Graf Malvolio sein, von dem Ruhe-  
 bette kommend, auf dem er sie schlafend gelassen, in seinem geklümten Schlafrocke sich unter den Baldachin setzen, vornehme Launen haben“, seinem trunksüchtigen Vetter Tobias die Epistel lesen — nur um sich noch besser lieben zu können. Und Junker Tobias läßt sich von Maria einheimfen — ein gewisser Willen ist ja auch seinerseits vorhanden — weil er mit dem verschmitzten kleinen Frauenzimmer ein fideles Leben zu führen hofft. — Wo ist hier Liebe?

Es ist klar, daß beide Auslegungen das Thema der einen Handlung gewaltsamer, fälschlicherweise der anderen unterlegen, um zu einer einheitlichen Idee zu gelangen; und daß thatsächlich zwei verschiedene Ideen die beiden Handlungen beherrschen: die Viola-Handlung ist die Komödie verliebter Irrungen, die Malvolio-Handlung die Komödie des Eigendünkels. Das feine ästhetische Gefühl Ulrichs erkennt diese ideale Divergenz der beiden Fabeln an und sucht nach einer höheren Einheit. Er findet sie dargestellt in der Person des Narren, der, an beiden theilhaftig, über beiden steht und in seiner humoristischen Lebensanschauung die Idee des Dichters vertritt. „Er betrachtet mit vollem Bewußtsein das Leben wie einen lustigen Faschingsabend“ — eine „Twelfth Night“ — an dem „der Zufall, die Laune, die Intrigue“ die herrschenden Mächte sind\*). Wir erkennen die Figur des Narren als einen Vereinnigungspunkt beider Handlungen bereitwilligst an: aber wenn sich zwei Gebiete in einem Punkte treffen, so bilden sie noch lange nicht eines; dann sind sie nur sehr locker verknüpft, und können sehr wohl für sich bestehen. Könnte nicht eine Person in zwei Handlungen thätig sein, die im übrigen nichts mit einander zu schaffen haben? Und hätten wir dann in zwei solchen Handlungen ein künstlerisches Ganzes? Durchaus nicht: das wäre eben die bekannte fehlerhafte Personalunion, wie wir sie in zahl-

\*) Der Amerikaner Hubson in seinem „Shakespeare. His Life, Art, and Characters“ (Boston 1872) schließt sich ihm an.

reichen englischen Romanen, z. B. in den letzten Werken der großen George Elliot finden, die gerade der Gegensatz der poetischen Einheit ist, ein zwiespältiges Interesse verlangt und daher niemals eine reine künstlerische Wirkung hervorbringen kann. — Das Wesentliche in der Auffassung Ulrichs ist ja aber nicht die Person des Narren, sondern der Gedanke des Dichters, dessen Mundstück sie ist und der sich in beiden Fabeln gleichmäßig verkörpert findet. Kann sich unser ästhetisches Gewissen nicht dabei beruhigen? — „Zufall, Laune, Intrigue“ sind die bewegenden Kräfte beider Handlungen! — Nun, wenn Laune unsern Willen bestimmt, so bestimmt die verständige Ueberlegung ihn eben nicht: wir werden viele Unbesonnenheiten, Verkehrtheiten begehen. Und es kommt auf eins heraus, ob wir sagen: es ist eine Laune, oder es ist eine Verkehrtheit Orsinos, Olivia zum Weibe zu verlangen. Die menschliche Verkehrtheit, die Intrigue, der Zufall sind aber die treibenden Kräfte nicht bloß dieser, sondern jeder Komödie. Und so giebt uns denn Ulrich das Wesen der komischen Kunst als solcher als das Wesen dieser Komödie. Was er mit den obigen Worten ausspricht, ist weiter nichts als die Bestätigung, daß beide Handlungen echte Komödien sind — darum bilden sie aber bei weitem noch nicht ein einheitliches Kunstwerk.

Kurz und gut: „Was ihr wollt“ hat keine einheitliche Idee.

Nun ist „Was ihr wollt“ nach allgemeinsten Uebereinstimmung sämmtlicher Kritiker das beste Lustspiel Shakespeares, wie überhaupt ein der schönsten der Welt-Literatur. Man gehe zu den Meinungen und lasse die mit allen Mitteln des Kunstverständes und der Technik zu vollkommenstem Leben erweckte Dichtung einen Abend lang an sich vorüberziehen: sie erheitert und erwärmt unsere ganze Seele, wir verlassen das Theater in einer so ganz befriedigten, gehobenen, so glücklichen Stimmung, daß kein Kritiker die geistige Macht besitzt, die herrliche Schöpfung in unseren Augen herabzusetzen. Und doch sollte eines der Grundgesetze künstlerischen Schaffens darin nicht erfüllt sein? — Das ist ein unmöglicher Widerspruch. Da nun an dem Urtheil über das Stück nichts zu ändern ist, so muß jenes Gesetz — wenigstens als ausnahmslos gültiges Grundgesetz — umgestoßen werden. Wir haben hier eine vorzügliche Komödie mit zwei ganz verschiedenen Handlungen ohne jede ideelle Vereinigung. Der Fehler liegt nicht im Stücke, sondern in der Aesthetik, die, weil in vielen Dramen mit Doppelhandlung sich eine gemeinsame Tendenz für beide nachweisen läßt, die logisch unberechtigte Forderung aufstellt, daß eine einheitliche Idee in allen derartigen Dramen herrschen müsse, und damit den methodisch falschen Weg einschlägt der Kunst a priori Gesetze zu

distiren, anstatt sie aus den anerkannt besten Mustern mit freiem, vorurtheilslosen Geiste abzuleiten.

Wir haben einen ganz analogen Fall in einem andern Shakespeareschen Drama, einem Schauspiel nach modernen Begriffen, dem „Kaufmann von Venedig“. Die Wirkung dieses Dramas auf jedes gesunde Gemüth, auf jeden normalen Geist ist eine vollendet schöne, und trotz der romantisch-unglaubwürdigen Grundlage, trotz mancher historisch gewordenen, heute nicht mehr herrschenden Anschauungen, die wir in den Kauf nehmen müssen, scheint doch ein himmlischer Genius ihm das Siegel der Unsterblichkeit aufgedrückt zu haben. Dementsprechend haben sich denn auch die Aesthetiker heilig gequält\*), seine beiden divergirenden Handlungen in eine gemeinsame Idee einzuschachteln. Vergeblich: die Liebesgeschichte Bassanios und die Rachegeschichte Shylocks haben kein ideales Band; und bilden doch, zu einem Drama verschlungen ein vortreffliches Kunstwerk. Und welches Heil kann denn überhaupt in der Idee als solcher liegen? Man denke sich eine Idee in zwei selbst ganz analogen Handlungen dargestellt, die jedoch in zwei verschiedenen, sich nicht berührenden Lebenskreisen neben einander herfließen, könnte die Idee die zwei Dramen zu einem machen? Sind etwa die kompositionellen Bedenken, die man gegen „Lear“ ausgesprochen hat, damit aus der Welt geschafft, daß seine beiden Handlungen dieselbe sittliche Tendenz verfolgen? —

Was die künstlerische Einheit zweier Handlungen ausmacht, ist allein ihre innere, organische Verknüpfung; die eine sächliche und eine persönliche sein muß. Einerseits muß die eine Handlung auf den Verlauf der anderen einwirken, andererseits müssen die Akteure, vornehmlich Hauptakteure der einen zugleich in der anderen eine hervorragende Rolle spielen — so, daß unser Interesse an beiden Handlungen doch einen persönlichen Mittelpunkt hat. Ist dieser persönliche Mittelpunkt zugleich der Held der einen Handlung, um so besser; wenigstens aber muß er eine hervorragende Persönlichkeit zwischen den beiden Helden sein die von dem Verlaufe der einen wie der anderen Handlungen möglichst gleich stark mitbetroffen wird, um die sich die Fäden beider gleichsam zusammenschlingen.

Diese organische Einheit der beiden so verschiedenen Handlungen des „Kaufmann von Venedig“ läßt sich leicht nachweisen: Bassanios Streben nach Portias Besitz ist die Veranlassung zu dem Abschlusse der verhängnisvollen Schuldverschreibung; nur auf Grund dieses Kontraktes kann Bassanio

\*) In der Einleitung zu meiner Ausgabe des Stückes habe ich (S. XIII f.) eine Zusammenstellung der vielfachen einheitlichen Ideen, die man entdeckt hat, gegeben.

als Bewerber in Belmont auftreten und der Jude daran denken, seinen Racheburrst an dem verhaßten Antonio zu küßlen, und wiederum ohne Bassanios glückliche Werbung hätte Antonio vergeblich auf den Retter gewartet. Beide Handlungen, die in Belmont und die in Venedig, wachsen aus der Schulverschreibung wie aus einem Keime heraus, laufen eine Zeit lang selbständig neben einander her, um sich in der Gerichtszene des 4. Aktes, in welcher alle Haupt-Akteure beider Handlungen thätig sind, wieder zusammenzuschließen. Das persönliche Centrum beider Handlungen, das Bindeglied zwischen ihren zwei Helden Shylock und Portia, ist Bassanio, ein Hauptakteur der einen, dessen ganze Seele zugleich bei der anderen mitbetheiligt ist.

Was Bassanio für die organische Einheit des Kaufmanns von Venedig, ist Olivia für „Was ihr wollt“. Auch sie ist in keiner der beiden Handlungen die Heldin, sondern nur eine hervorragende Mitspielerin: das Verlangen nach ihrem Besitz ist aber das Motiv zu der einen, die Viola Gelegenheit zur Entfaltung ihrer weiblichen Vorzüge giebt, wie zu der anderen, welche die Demüthigung Malvolios zum Gegenstande hat. Wie wesentlich gerade ihre Person zur Herstellung des künstlerischen Organismus ist, zeigt sich, wenn wir eine andere Frau als das Ziel von Malvolios Ehrgeiz an ihre Stelle setzen. Sobald die Wünsche des Haushofmeisters aus dem Hause seiner Herrin hinausstreben, seine Niederlage an einem anderen Orte erfolgt, ist die Einheit des Kunstwerkes wie unseres Interesses aufgehoben, wie haben thatsächlich zwei Komödien in einem Rahmen vereinigt. Daß wir aber hier nicht den Eindruck einer bloßen Personalunion empfangen können, dafür sorgt schon die Einheit des Ortes: es sind nur sechs kleine Szenen, Nebenglieder der Komposition, und eine Haupt-Szene (II, 4), die nicht im Hause Olivias spielen. Durch diese Veranstaltung kommen nicht nur die Akteure der beiden Handlungen in fortwährende Berührung, die Handlungen selbst bestimmen einander und verschlingen sich. Wie die hochdenkende, freie Olivia das Begehren des prosaisch-beschränkten Malvolio erregt, so wird Viola von der romantischen Höhe ihres Wirkungskreises in die platte Alltäglichkeit hinabgezogen in der Duell-Episode, welche dazu dient, die Unmännlichkeit des Junkers Andreas zu beleuchten. Malvolios tolle Anmaßung wird erzeugt durch die bevorzugte Stellung, welche seine vorurtheillose, liberal gesinnte Herrin ihm neben sich einräumt; und seine Hoffnung wird genährt durch die beharrliche Abweisung, welche selbst so glänzende Freier wie der Herzog erfahren: hat doch Olivia ihm selbst in ihren Liebes-Angelegenheiten das Wort gegönnt und, als er ihrer Abneigung gegen die Aufgabe ihrer Unabhängigkeit beipflichtete, ihm scherzend bemerkt, „wenn sie sich verlieben

sollte, müßte es jemand von seiner Statur sein“. Und die furchtbaren Mordgedanken hätten in des biederen Andreas Seele von Tobias nie entfaßt werden können, wenn nicht Viola der Liebesbote eines mächtigen Rivalen gewesen wäre. Auch Sebastian kann erst zu Olivia gelangen, nachdem er seine Schlagfertigkeit den beiden närrischen Junkern bewiesen hat. Mit dieser gegenseitigen Durchbringung der beiden Handlungen erreicht der Dichter noch einen anderen poetischen Zweck.

Die Viola-Fabel des Stückes, so erfolgreich der Dichter gestrebt hat, durch verständige Motivirung der Vorgänge die Bedingungen der Wirklichkeit zu erfüllen, ist eine romantische in ihren nicht zu beseitigenden Fundamenten: in der unerklärten Art, wie die beiden Geschwister an die Küste eines ihnen fremden Landes geworfen werden; in der täuschenden Aehnlichkeit des Bruders und der Schwester; in der seltsamen Stellung Violas zu dem Herzoge, in ihrer dauernd unerkannten Welbliebe; in dem plötzlichen Wandel des aller Mittel beraubten Reisenden Sebastian zum Besitzer der schönsten Frau und großer Reichthümer. Nicht romantisch — wofür die meisten Kritiker es halten —, sondern den damaligen Zeitverhältnissen entsprechend ist die Darstellung der Liebe, sowohl in der Form des Werbens als auch in ihren spontanen Aeußerungen: wurde doch das schnelle Entbrennen, das unaufgehaltene Umsichgreifen der Liebesflammen — die natürliche Schwäche jener jugendlich üppigen Zeit, die zwischen dem Begehren und seiner Befriedigung nicht viele Stationen ertragen konnte — als eine Art von providentieller Nothwendigkeit hingestellt und, wie wir gesehen haben, sogar philosophisch gerechtfertigt. Jene romantischen Fundamente nun werden verdeckt und bleiben fast unbemerkt unter dem Auf- und Ausbau der streng realistischen Malvollio-Fabel: durch die Verschmelzung mit ihr erhält die Viola-Fabel erst ihr Bürgerrecht in der Wirklichkeit. „Was ihr wollt“ giebt unserem kritischen Sinne fast ebenso wenig Anstoß wie „die lustigen Weiber von Windsor“, der Eindruck des Stückes von der Bühne herab ist ein rein realistischer, die Ansprüche moderner Kunst-Auffassung vollkommen erfüllender.

Es ist ein Deutscher\*) gewesen, der in reinstem Französisch die Bedeutung Shakespeares als komischer Dichter einem Molière gegenüber ungemein tief gestellt hat. Die komische Begabung kann er ihm zwar nicht absprechen: sie zeige sich in zahlreichen Episoden und unorganisch

\*) Les Comédies de Shakspeare. Thèse présentée à la Faculté des Lettres de Caen par Alexander Büchner de Darmstadt, ancien professeur adjoint (Privat doctent) à la Faculté de Philosophie de Zurich, docteur en droit de la Faculté de Giessen. Caen 1865.



eingeschobenen Szenen seiner sogenannten Komödien und Historien und selbst seiner Tragödien. Was ihn davon abgehalten, eine gute Komödie zu schaffen — die „Lustigen Weiber“ läßt er übrigens als die einzige wirkliche Komödie gelten — sei die Massenhaftigkeit und entsprechende Flüchtigkeit seiner Produktion gewesen, die ihn veranlaßte, einen epischen Stoff ohne Ansehen seiner auseinanderstrebenden Elemente in ein Komödie benanntes Drama zusammenpressen, und die finanzielle Rücksicht auf den Geschmack eines ungebildeten Publikums, das für sein Geld nicht bloß lachen oder weinen, sondern lachen und weinen wollte. Außerdem habe seinem freundlichen, liebevollen Gemüth die Schärfe des Pessimismus gefehlt, welche erforderlich sei, um klassische Komödien, wie den „Misanthrop“ und den „Tartuffo“, zu schaffen.

Der erste Satz dieses Kritikers hat eine gewisse thatsächliche Berechtigung, die sich freilich nicht im entferntesten bis an die Motive und die geschilderte Art der Produktion unseres Dichters heranerstreckt. Die unglaublichste Begabung, wenn sie an rein materielle und beschränkt zeitliche Interessen dahingegeben wird, kann einen Dichter wie Shakespeare nicht schaffen. Und wer in „Viel Lärmen um nichts“, im „Kaufmann von Venedig“, oder in unserer Komödie flüchtig hingeworfene Arbeiten sieht, der hat den Gegenstand, von dem er handelt, nicht hinlänglich studirt. Aber der Kritiker hat insofern recht, als Shakespeare allerdings in gewissen unklaren Begriffen seiner Zeit befangen gewesen ist; als er wiederholt Komödien genannt hat, was keine Komödien waren. „Viel Lärmen um nichts“ und „der Kaufmann von Venedig“ sind dem Ernste der Haupt-handlung nach Schauspiele; man hatte aber dieser Mittelgattung zwischen Tragödie und Komödie damals noch keinen besonderen Namen gegeben, man rechnete alle Dramen ohne tragischen Schluß zu den Komödien. Wer könnte also dem Dichter daraus einen Vorwurf machen? Hat doch der zwei Menschenalter jüngere Molière ganz denselben Formfehler begangen, als er den „Tartuffo“ und den „Misanthrop“ Komödien nannte, was sie sicher nicht sind. Worüber sollten wir im „Tartuffo“ lachen? etwa über die abgeseimte Vöberei des Helden, der eine ehrenwerthe Familie in Armut und Schande zu bringen bemüht ist? oder über die blinde Vernarrtheit Orgons, der Hab und Gut und Weib und Kind diesem Schurken hingiebt? — Wir verachten diese, wir hassen jene; das Lachen oder auch das „feine Lächeln“ über erfolgreiche Bosheit, über getäuschte Vertrauensseligkeit überlassen wir der Gemüthstrohhheit. Das Komische steht in dieser „Komödie“ im Hintergrunde, es ist nur in der Nebenfigur der Magd Dorine vertreten; und wir machen Molière aus dieser Vermischung der ernstesten und komischen Elemente keineswegs den

Vorwurf, den Büchner gegen die gleiche Praxis Shakespeares richtet. — Oder wer könnte über das Schicksal eines Menschen lachen, der, wie Alceste, in seinen heiligsten Empfindungen betrogen wird? Mit größerem Rechte hat Shakespeare seinen „Timon“, der den gleichen Gegenstand behandelt, eine Tragödie genannt.

Aber wenn es so feststeht, daß Molière, wie Shakespeare, hervorragend ernste Dramen als Komödien bezeichnet hat, so ist es nicht minder gewiß, daß Shakespeare, wie Molière, reine und vortreffliche Komödien gedichtet hat. Die „Komödie der Irrungen“, der „Sommernachtstraum“, „Was ihr wollt“, „Wie es euch gefällt“, „Die lustigen Weiber von Windsor“ sind reine Komödien. Wir wollen uns über den künstlerischen Wert der einzelnen hier nicht verbreiten, und ebenso wenig einen Vergleich zwischen ihnen und den entsprechenden Leistungen Molières anstellen. Wir wollen hier nur die Ansicht aussprechen und begründen, daß sich unter den Komödien Shakespeares eine befindet, die ein klassisches Muster dieser Gattung und auch von Molière nicht übertroffen worden ist: es ist eben „Was ihr wollt“. Wir können diesen Nachweis nicht besser und kürzer führen, als indem wir uns die Elemente vergegenwärtigen, auf denen komische Wirkungen überhaupt und die komischen Wirkungen dieses Lustspiels beruhen.

Ein frischer Sachwitz\*), ein fröhlicher, herzerfreuender Spott auf das sinn- und geistesarme Puritanerthum, der bestimmt scheint, immer zeitgemäß zu bleiben, eine feine Ironie auf die hellsehende Blindheit, auf die irrende Selbstgewißheit verliebter Herzen durchziehen sämtliche Szenen als eine nimmer abbrechende Reihe von derb und anmuthig komischen Effekten. Die Situations-Komik tritt qualitativ und quantitativ so überwältigend auf, daß man schon in rein körperlichem Sinne „Was ihr wollt“ eins der gesündesten Lustspiele nennen kann: wo ist die Komödie, die uns schon in der Exposition eine ähnliche Zwerchfell-Erschütterung bereitet, wie die Szene, in der Junker Tobias seinen Hampelmann Andreas Vorstellungen in der Pouffier- und Tanzkunst geben läßt? oder die, in welche die kluge und scheinbar so tugendsam kalte Olivia in Flammen geräth für einen Liebhaber von ihrem eigenen Geschlecht? Der zweite Akt zeigt uns den dürren Malvolto in sorgfältiger Nacht-Toilette gegenüber dem fest- und freudetrunkenen Kleeblatt, ohnmächtig schimpfend und schließlich erbarmungslos hinausgesungen. Bald darauf sitzt er fest auf der Leimrute und enthüllt seinen geschworenen lustigen Widersachern die geheimsten, delikatesten Regungen seines Ehr-

\*) Neben dem für jene Zeit nun einmal unvermeidlichen Wortwitz.

geizes, die zum Theil so zarter Natur sind, daß er sie sich selbst nur ins Ohr zu sagen wagt. Und so geht es weiter: Olivia spricht von ihrem ernstern, gemessenen Haushofmeister, dessen Persönlichkeit wohl geeignet sei, einem leichten Liebeshandel Würde zu leihen — und der ernste, feierliche Malvolio erscheint in gelben Strumpfhosen wie ein junger Singer und darüber kreuzweis gebundenen Strumpfbändern wie ein alter Dorfschulmeister, das schwächliche Profil seiner Beine noch mehr auswärts drehend, sich in den Hüften noch zierlicher wiegend als sonst, wie um die Elastizität seiner verliebten Impulse ahnen zu lassen, und das starre, knöcherne Gesicht verschönt von einem Lächeln, in dem zweifellos Amor und alle Grazien thronen würden, wenn sie nicht ein heimtückischer Satir mit seinen Bocksprüngeu verjagt hätte. Und der Lohn für dieses eindringende Studium in der Kunst des Gefallens — eine dunkle Irrenzelle. Dann das Duell wider Willen. Dann die geistliche Tröstung Malvolios durch den Narren, welcher als den Beweis seines wiederkehrenden Verstandes von dem strikten Puritaner den Glauben an die heidnische Seelenwanderung verlangt. —

Indessen sind witzige Reden und komische Situationen nur isolirte Belustigungsmittel; könnten sie als solche schon Komödien schaffen, dann wären z. B. Molières „L'Etourdi“ oder gewisse neuere Berlinische Nachwerke gute Komödien. Die Komik der Reden ist künstlerisch werthlos, wenn sie nicht einer bestimmten komischen Richtung in dem Charakter des Redenden entspricht: wer außer den Gründlingen könnte willigen Beifall zollen, wenn der robuste Junker zu Zeiten ein Held in Wortspielen und satirischen Reden wäre, und dann wieder der feine Narr ihn in derben Späßen ablöste; oder wenn die spitziige Jungfer plötzlich die hohe Gabe des Humors entwickelte und die gemüthvolle Biola mit Sarkasmen um sich würtle? — Es giebt Stücke, in denen die komischen Situationen sich förmlich jagen; wir lachen viel, und verlassen wir das Theater, wüßten wir kaum mehr zu sagen worüber, die Handlung liegt hinter uns wie ein wirrer Traum, den es vergebliche Mühe wäre festhalten zu wollen; eine erwärmende, nachhaltige Fröhlichkeit hat in uns nicht aufkommen können unter der wüsten Herrschaft des reinen Zufalls. Komische Situationen sollten eben immer so motivirt werden, wie in „Was ihr wollt“: vor Allem durch die entsprechende Anlage der Handlung, resp., wie im vorliegenden Falle, durch eine gut erdachte und geschickt durchgeführte Intrigue. Indessen brauchen wir nur an eine Reihe neuerer französischer Lustspiele zu denken, um die Empfindung gegenwärtig zu haben, daß die beste Intrigue mitunter keine komische Wirkung erzielen kann: wenn sie so fein und vollkommen angelegt ist, daß ein Entrinnen

unmöglich, die Bethätigung des freien Willens bei dem Gegenstande derselben ausgeschlossen ist; oder wenn die betroffene Persönlichkeit geistig unfähig ist, der überlegenen Macht der Kabale Widerstand zu leisten. Die eine Art erweckt in uns — ähnlich wie die antike Verhängniß-Tragödie — das unbehagliche Gefühl der Hilflosigkeit, die andere zerstört die reine Heiterkeit durch Mitleid. (Und darum ist es so falsch und hebt die beste Wirkung der Malvolio-Komödie auf, wenn man den Träger derselben als geistigen Schwächling darstellt.) Es ist eben neben jener äußeren noch eine innere, eine Motivirung durch die Charakteristik erforderlich: die verlachte Person muß für die ihr außersehene Situation ihrer Geistesrichtung nach prädisponirt sein. Es hätten noch manche andere Intriguen gesponnen werden können, um Malvolio einen argen Streich zu spielen: daß sie aber gerade den Hebel an dem schwachen Punkte seines Wesens, seiner Eitelkeit, einsetzt; daß sie ihn nicht mit einem unsichtbaren, festgespannten Netze umgibt, sondern ihm nur einen Köder vorwirft, auf den er nach Belieben anbeißen kann oder nicht, und auf den er anbeißt, getrieben von der herrschenden Richtung seiner Natur — das ist die köstliche Komik dieser Intrigue. Ebenso ist es mit der Duell-Intrigue: nicht sie allein führt die Blamage des trefflichen Andreas herbei, sie ist nur die Gelegenheitsmacherin, die thätige Kraft ist die Großmannsucht des Dummkopfes, der mit aller Gewalt ein Ritter ohne Furcht und Tadel sein möchte, was er doch nimmer werden kann. — Darum ist es auch nicht erschöpfend, wenn man die Malvolio-Komödie, wie es oft geschieht, ein Intriguen-Spiel nennt; sie ist zugleich ein vorzügliches Charakter-Lustspiel: bei dem der Urgrund der Komik in der heilbaren Verkehrtheit der Menschennatur liegt, in dem Mißverhältniß von Wollen und Können, von Streben und Kraft, und das andererseits die reinsten Heiterkeit in der Seele des Zuschauers erweckt, die Freude über eine heilsame der Thorheit ertheilte Lektion.

Das Liebespiel erhebt sich zu einer Art von Komik, die vielleicht nur auf den Feinersühlenden wirksam ist, diesem aber die unwillkürlich laute Fröhlichkeit, welche Malvolios Mißersolge erregen, herabmindert zu sinnender Heiterkeit, nicht ohne einen starken Zusatz von Sympathie. Nicht die groben Selbsttäuschungen des Egoismus und ihre derben Zurechtweisungen beschäftigen uns hier, sondern Thorheiten des Gemüths, schöne, aber falsch gerichtete Empfindungen; wir begleiten sie mit unserm Mitgefühl, das jedoch niemals zu wirklichem Mitleide anwachsen kann, da wir die Unmöglichkeit verhängnißvoller Folgen klar erkennen und die von innen heraus eintretende, spontane Heilung voraussehen. Mag des Herzogs Begehren nach Olivias Besitz sich noch so leidenschaftlich aus-

sprechen, wir wissen doch, daß es nicht die echte Liebe ist, die „so voll Emphase“ tönt“; wir wissen es ganz genau, nachdem Viola das Wesen der echten ihm geschildert hat. Olivias Liebe zu Viola ist ein Rausch, aus dem die Wirklichkeit sie eines Tages zur Nüchternheit erwecken wird. Beiden aber liegt das wahre Gute zu nah, als daß sie nicht nach Erkenntniß ihres Irrthums danach greifen und glücklich werden sollten. Zwischen den beiden stürmisch Liebenden, begehrt und begehrend, steht Viola, beider Irrthum durchschauend und selbst darunter leidend, da sie nach der einen Seite nicht gewähren, von der anderen nicht Gewährung erhalten kann, aber dennoch — „lächelnd im Gram“, die reinsten Verkörperung des Humors, mit dem sie unsere Seelen erfüllt. —

Als Shakespeare dem reifsten Erzeugnisse seiner komischen Muse einen Namen gab, hatte er dabei sicherlich keine anspruchsvollen Hintergedanken; er wollte wohl sagen: „Es ist allerlei Komisches darin, Maulheldenthum und Hasenherzigkeit, Kauf- und Zechlust, bornirtes Muderthum und Intoleranz, falsche und wahre Liebe, Verkleidung und Verwechslung und tolle Streiche. Ich weiß nicht, wie ich es nennen soll. Nennt es einen Mummenschanz, einen „Dreikönigsabend“, oder „Was ihr wollt.““ Er dachte nicht daran, welchen tieferen Sinn die Nachwelt diesem Titel unterlegen könnte. Wir finden in dem Drama ein realistisch Totalbild des Renaissance-Lebens mit seinem Glanz und seiner Fröhlichkeit, mit seinen Schwächen und Thorheiten, seinem hochentwickeltesten Geistes- und Gemüthsleben, wie es kaum eine zweite Dichtung aus jener Zeit bietet. Wir finden in ihm alle Elemente des Komischen zu einer künstlerischen Gesamtwirkung vereinigt, deren Kraft und Schönheit einzig dasteht; wir finden in ihm alles, was wir nur von einem Lustspiele verlangen können — alles, „was wir wollen“.

# Die ästhetische Naturanschauung Goethe's in ihren Vorbedingungen und in ihren Wandlungen.

Von

Dr. Alfred Biese.

## II.

(Schluß.)

Schon frühe Zeugnisse des Entwicklungsganges, welchen Goethe's Seelenleben genommen hat, bekunden sein herzliches Verhältniß zur Natur; sie ist ihm früh eine trostreiche Freundin. Schon 1766 schreibt er von Leipzig\*): „Ihr lebt vergnügt in W. Ich lebe hier eben so. Einsam. Einsam, ganz einsam. Bester Riese, diese Einsamkeit hat so eine gewisse Traurigkeit in meine Seele geprägt. Es ist mein einziges Vergnügen, Wenn ich entfernt von jedermann, Am Bache, bey den Büschen liegen, An meine Lieben denken kann“ (Unmuth erfüllt ihn) „Da wird mein Herz von Jammer voll, Mein Aug' wird immer trüber, Der Bach rauscht jetzt im Sturm vorüber, Der mir vorher so sanft erscholl. Kein Vogel singt in den Gebüsch, Der grüne Baum verdorrt, Der Zephir, der mich zu erfrischen, Sonst wehte, stürmt und wird zum Nord Und trägt entriessene Blätter fort“.

So stehen also seine Seele und die Natur in Sympathie, in inniger Wechselbeziehung! Auch unter den frühesten Gedichten sind nur wenige, welche dem herrschenden Geschmack der Zeit huldigen und noch nicht den spezifisch Goethe'schen Stempel tragen — wie etwa „Die Spröde, Die Befehrte (Bei dem Glanze der Abendröthe Ging ich still den Wald entlang, Damon saß und blies die Flöte, Daß es von den Felsen klang, So la la!), März, Lust und Dual, Luna, Gegenwart“; auch in dem Liebe „Die Nacht“ ist die erste Strophe mit „Luna“ und „Zephirs“ noch eine Konzeption an die Litteraturrichtung, aber schon echt Goethisch sind

\*) Der junge Goethe von Bernays I, 13.

die Zeilen: „Schauer, der' das Herze fühlen, Der die Seele schmelzen macht, Flüstert durchs Gebüsch im Rühlen, Welche schöne, süße Nacht!“ —

Liebe und Natur sind die beiden Saiten, welche der junge Goethe so unvergleichlich zusammenklingen läßt. Wo die Geliebte weilt, „da ist Lieb' und Güte, ist — Natur“; an sie denkt er, „ob nun der Sonne Schimmer Vom Meere strahlt, ob sich des Mondes Flimmer In Quellen malt“; „Ladend und lieblich bist du, Und Blumen, Mond und Gestirne huldigen, Sonne, nur dir“. Ein leidenschaftliches Naturgefühl bricht hindurch bei dem Jubelruf der Sesenheimer Zeit, dem „Mailied“: „Wie herrlich leuchtet Mir die Natur! Wie glänzt die Sonne! Wie lacht die Flur!“ Und welche Macht ist es, die einen so hellen leuchtenden Glanz über die Natur breitet? Es ist die Liebe, die des Dichters Brust schwellt und deren Widerspiel er nun überall auch in der Natur wahrnimmt. „Es dringen. Blüthen Aus jedem Zweig, Und tausend Stimmen Aus dem Gesträuch, Und Freud' und Wonne Aus jeder Brust. O Erd', o Sonne, o Glück und Lust. O Lieb' o Liebe — Du segnest herrlich das frische Feld, Im Blüthendampfe Die volle Welt!“ — Noch dem Greise steht in rückblickender Erinnerung nicht bloß die holde Gestalt Friederikens vor Augen, aus jenen glücklichen Tagen der Jugend, sondern auch die Natur, die sie umgab. Wie warm schildert er beide in „Wahrheit und Dichtung“ III: „Ihr Wesen, ihre Gestalt trat niemals reizender hervor, als wenn sie sich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte; die Anmuth ihres Betragens schien mit der beblühten Erde und die unverwüßliche Heiterkeit ihres Anlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern“ . . . Er preist den Genuß der Tags- und Jahreszeiten in dem herrlichen Lande: „Man durfte sich nur der Gegenwart hingeben, um diese Klarheit des reinen Himmels, diesen Glanz der reichen Erde, diese lauen Abende, diese warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen“.

Und wenn er einmal sagt: „Ein grauer trüber Morgen Bedeckt mein liebes Feld, Im Nebel tief verborgen Liegt um mich her die Welt“, so weiß er, daß dann das Auge seines lieben Mädchens der lieben Natur zu Hülfe kommt oder für sie entschädigt: „In einem deiner Blicke Liegt Sonnenschein und Glück“ . . .

Welch frisches, unmittelbares Stimmungsleben lebt in dem Abschiedsliede: „Es schlug mein Herz; Geschwind zu Pferde“ — das Fühlen des in die Nacht hinausschauenden, durch die Nacht dahinreitenden Dichters ist ein so reges, sein Herz so übervoll, daß es überquillt und sich der Natur mittheilt, alles um ihn her nimmt Bewegung, nimmt Leben, nimmt Empfindung an: „Der Abend wiegte schon die Erde, Und an den Bergen

hing die Nacht; Schon stand im Nebelkleid die Eiche Ein aufgethürmter Kiese da, Wo Finsterniß aus dem Gesträuche Mit hundert schwarzen Augen sah. Der Mond von einem Wolkenhügel Sah kläglich aus dem Duft hervor; Die Winde schwingen leise Flügel, Umsausten schauerlich mein Ohr; Die Nacht schuf tausend Ungeheuer, Doch frisch und fröhlich war mein Muth; In meinen Adern welches Feuer! In meinem Herzen welche Gluth!" . . . Nahe an dieses Gedicht klingt an, nur mehr im Moll der Trennungwehmuth gehalten —: „Ein zärtlich jugendlicher Kummer Führt mich ins öde Feld; es liegt In einem stillen Morgenschlummer Die Mutter Erde. Rauschend wiegt Ein kalter Wind die starren Aeste. Schauernd Tönt er Melodie zu meinem Lied voll Schmerz. Und die Natur ist ängstlich still und trauernd, Doch hoffnungsvoller als mein Herz.“ — Goethe erzählt selbst, wie er Trost für seinen Liebeskummer in Frankfurt fand; „wegen meines Umherschweifens in der Gegend pfl egte man mich den Wanderer zu nennen; dieser Beruhigung für mein Gemüth, die mir nur unter freiem Himmel, in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern zu Theil ward, kam die Lage von Frankfurt zu statten“ . . . und „eine neue Welt that sich bei eintretendem Winter mit dem Schlittschuhfahren uns auf“. Er fühlt Klopstock die Wonne nach, ja selbst an Ossian wird er gemahnt, — „Denn es genügte nicht, einen herrlichen Sonntag auf dem Eise zu verbringen, wir setzten unsere Bewegung bis spät in die Nacht fort. Der über den nächtlichen, weiten, zu Eisfeldern überfrorenen Wiesen aus den Wolken hervortretende Vollmond, die unserm Lauf entgegenäuselnde Nachtlust, des bei abnehmendem Wasser sich senkenden Eises ernsthafter Donner, unserer eigenen Bewegungen sonderbarer Nachhall vergegenwärtigten uns Ossianische Scenen ganz vollkommen.“ —

Doch wie die Tiefen seines Innern das Verhältniß zu Lotte weit mehr aufrührte als das zu Friederike und Lili — („Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte, Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!“ — sie anzuschauen, reizt ihn mehr als die schöne Fernsicht), so führt es ihn dem Herzen der Natur noch weit näher; es giebt kein Buch in irgend einer Sprache, das so durchtränkt und durchzogen von der innigsten Sympathie mit der Natur, so erfüllt von Liebe und Andacht vor ihr, so durchglüht von heißem Empfinden und Versenken in das geheimnißvolle Weben und Leben in ihr — wie Werther. Goethe erklärt selbst in Wahrheit und Dichtung „das wunderliche Element, in welchem Werther erfonnen und geschrieben ist: Ich suchte mich innerlich von allem Fremden zu entbinden, das Außere liebevoll zu betrachten und alle Wesen vom menschlichen an, so tief hinab, als sie nur faßlich sein möchten, jedes in seiner Art, auf mich



wirken zu lassen. Dadurch entstand eine wunderfame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur, und ein inniges Anklingen, ein Mitschimmen ins Ganze, so daß ein jeder Wechsel, es sei der Ortschaften und Gegenden oder der Tags- und Jahreszeiten, oder was sonst sich ereignen konnte, mich aufs Innigste berührte. Der malerische Blick gefellte sich zu dem dichterischen; die schöne ländliche, durch den freundlichen Fluß belebte Landschaft vermehrte meine Neigung zur Einsamkeit und begünstigte meine stillen, nach allen Seiten hin sich ausbreitenden Beobachtungen.“

Ist der Einfluß, den Rousseau's Neue Héloïse auf „Werther's Leiden“ geübt hat, auch ein unverkennbarer und tiefer\*), so bleibt doch namentlich auch hinsichtlich des Naturempfindens ein sehr merklicher Unterschied bestehen. Bei Rousseau findet sich wohl „der malerische Blick“, aber der dichterische ist lange nicht so tief eindringend, wie in dem Goethe'schen Roman. Aus diesem spricht überall das deutsche Gemüth, der Tiefsinn eines deutsch-empfindsamen Herzens; die Außenwelt, das Landschaftliche wird nicht als Rahmen gezeichnet, sondern stets verwoben und verflochten mit der Stimmung des Helden; bei Rousseau waltet immer der Gegensatz von Kultur und Natur vor und in religiöser Hinsicht der Deismus, bei Goethe wird die Natur in Empfindung aufgelöst, und seine Naturandacht ist glühender Pantheismus. Und wie der Werther, im vollen Gegensatz zur Héloïse, ein vorzüglich komponirtes Kunstwerk ist, so hat Goethe es auch wunderbar verstanden, selbst in der Art, wie der Leidende sich zu der Natur verhält, den Wandel und Wechsel der Stimmung sich spiegeln zu lassen, in gleicher Weise, wie er durch besonders sorgsame Ausmalung einzelner kleiner Züge das drohende Unheil anzudeuten und die Sorge davor anschwellen zu lassen weiß — welche Kunst in dieser Meisterschaft von den Neueren nur Theodor Storm ihm abgelauscht hat.

Wie eine elementare Macht wird die wachsende Liebesneigung geschildert, und das eigentlich Revolutionäre, welches die Schrift durchweht, beruht in der Gewalt und Stärke dieser Leidenschaft, welche gleichsam das Naturrecht jeder kräftigen, warmen und wahren Empfindung proklamirt. Alles Gemachte, Gezierte, Konventionelle im Denken, Fühlen und Handeln — und was war in jener Zeit nicht konventionell und geziert? — ist Werther zuwider; die Kinderwelt und die schlichten armen Leute in ihrer Natürlichkeit sind ihm am liebsten — „es verdrießt mich nichts mehr, als

\*) Am schönsten hat hierüber, auch was das Naturgefühl betrifft, Erich Schmidt in seinem trefflichen Buche: „Richardson, Rousseau und Goethe“ Jena 1875, S. 173 ff. gehandelt.

wenn Menschen einander plagen, am meisten, wenn junge Leute in der Blüthe des Lebens, da sie am offensten für alle Freuden sein könnten, einander die paar guten Tage mit Fragen verderben und nun erst zu spät das Unerseßliche ihrer Verschwendung einsehen" — und die einsame, an geheimen Wundern und Reizen so überreiche Natur. — Und vor dieser Deutung ihrer Mysterien, vor einem so intensiven Mitleben mit ihr, vor einer so herzlichen Verschmelzung von Geist und Natur mußte alles zurücktreten, was vordem von deutschen Dichtern in Liedern und Idyllen gesungen worden; in Romanen hatte die Natur überhaupt noch nicht, auch bei den empfindsamen Engländern noch nicht, eine Rolle gespielt. Die Natur ist Werther's herzlichste und gleichmäßig treueste Freundin. Werther ist empfindsam, sentimental, ja diese Sentimentalität nimmt im Laufe des Romans immer mehr den düsteren Charakter Ossianischer Schwermuth, Young'scher Melancholie an, aber stets spricht ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz, ein durchaus originaler und sich selbst als solchen sehr wohl fühlender — Charakter; möchte er in Weichheit und Wehmuth vergehen — wie viel mehr Kraft und Geist liegt doch in seinen Ergüssen als in all den Mondscheiniraden der früheren Zeit! Es ist eben ein ganzer Dichter, der da spricht, in der glühenden Kraft seiner besten Jugend.

Werther fühlt sich wie Rousseau am wohlsten in der Einsamkeit. Die Einsamkeit in der „paradiesischen Gegend“ ist „ein köstlicher Balsam“ seinem empfindsamen, „fühlenden Herzen“, das er hält, „wie ein krankes Kind“; aber die „warme, himmlische Phantasie in seinem Herzen“ durchwärmt und durchleuchtet die Natur um ihn her, sein „liebes Thal“, den „süßen Frühlingmorgen“, „die unaussprechliche Schönheit der Natur“. „Ganz in malerische Empfindung vertieft“ vermag er doch die Eindrücke mit dem Stift nicht festzuhalten. „Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen, als in diesen Augenblicken.“ Und wie schildert er! Er malt nicht das einzelne Neben- einander, er beschreibt nicht; alles Gegenständliche ist in Empfinden untergetaucht, er fühlt gleichsam das Herz der Natur klopfen, das Leben in ihr pulsiren — und ein Echo in seiner eigenen Brust: „Wenn das liebe Thal um mich dampft und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stellen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mäuschen näher an meinem Herzen fühle und fühle die

Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält! Mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhen wie die Gestalt einer Geliebten; dann sehne ich mich oft und denke: Ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papier das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund! — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen.“ (I, 10. Mai.) Es ist eben unaussprechlich, „das ganze wunderbare Gefühl, mit dem sein Herz die Natur umfaßt“. Und das Geheimniß dieser sympathetischen Naturliebe? Es ist nichts anderes: „wenn er in sich selbst zurückkehrt“, findet er „eine Welt“ — d. h. eine Welt von Gedanken und Gefühlen, die er in Beziehung zu setzen vermag zu der Welt der Erscheinungen, und die der Stummen Sprache leihen; er lüftet den Schleier, welcher die Formen deckt, und fühlt in der Natur Geist von seinem Geist; er fühlt es nicht nur hinein, sondern er ahnt ein Ewiges in ihr, was seiner Seele grundverwandt ist, er fühlt die Gegenwart des „Allmächtigen, Allliebenden“ — ja er nennt selbst, „das wahre Gefühl von Natur“ — Liebe. Und „der Strom seines Genies“ ergießt sich liebevoll über die Natur, und sie wird ihm „vertraulich, heimlich, lieb“ — so der ganze Ort, das Thal, der Brunnen, die herrlichen Rußbäume bei dem ehrlichen Pfarrer zu St. u. s. f. — Wie die naive Kinderwelt ihn anzieht, wie er mit ihr „in harmloser Wonne“ verkehrt, so fesselt ihn die schlichte und doch so schöne Gegend: „Es ist wunderbar, wie ich hierher kam und vom Hügel in das schöne Thal schaute, wie es mich rings umher anzog. — Dort das Wäldchen! — Ach könntest du dich in seine Schatten mischen! — Dort die Spitze des Berges! — Ach könntest du von da die weite Gegend überschauen! — Die in einander gefetteten Hügel und vertraulichen Thäler! — O könnte ich mich in ihnen verlieren!“ Er giebt sich ganz dem Zauber dieser Dorfsidyle hin: er geht des Morgens mit Sonnenaufgang hinaus, sitzt im Wirthsgarten, pflückt selbst sich seine Zuckerrüben, „kädnet“ sie ab, liest inzwischen in seinem Homer, wählt sich einen Kochtopf, stellt die Schoten aufs Feuer u. s. f.

Mit der wachsenden Liebesneigung steigert sich auch „der warme Antheil an der Natur“, am 24. Julius schreibt er: „Noch nie war ich glücklicher, noch nie war meine Empfindung an der Natur, bis aufs Steinchen, aufs Gräschen herunter voller und inniger“. Aber seitdem Albert gekommen, wird ihm die Liebe zur Dual und die Natur zu seinem Peiniger;

18. August: „Musste denn das so sein, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elendes sein würde? — Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichem Peiniger, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute und alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge, vom Fuße bis zum Gipfel mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannichfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lächelnden Bächen dahingleitete und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüberwiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Graze befreite; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunterwächst, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele! — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekanntes Oceans weht der Geist des Ewigschaffenden und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt.“ Die herrliche Sommerabendscene im Faust liegt im Keime in den Worten: „Ach damals, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinslog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schänmenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft meines Busens einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt.“ Aber nun sieht er in der Natur nur „den Abgrund des ewig offenen Grabes“, „die verzehrende Kraft, die in dem All verborgen liegt“, das „ewig verschlingende, ewig wiederkläuende Ungeheuer“. Die wärmende stille Flamme in seinem Busen ist zu einem verzehrenden Feuer geworden. Seine innere Unruhe treibt ihn immer wieder hinaus — „ich schweife dann weit im Feld umher! einen jähen Berg zu klettern, ist dann meine Freude, durch einen unwegsamen Wald einen Pfad durchzuarbeiten, durch die Hecken, die mich verlegen, durch die Dornen, die mich zerreißen! Da wird mir's

etwas besser“ . . . Er will fort — und im Gedanken, daß er zum letzten Male an den so lieben Stätten weilen, wird er sich so recht der Sympathie bewußt, die ihn mit dem Orte verbindet — „ich ging in der Allee auf und ab, die mir so lieb war; ein geheimer, sympathetischer Zug hatte mich hier so oft gehalten“; der Mondschein, der hinter dem buschigen Hügel heraufkommt, steigert die Wehmuth; Lotte spricht — ebenso wie Klopstock — es aus: „Niemals gehe ich im Mondenlicht spazieren, niemals, daß mir nicht der Gedanke an meine Verstorbenen begegnete, daß nicht das Gefühl von Tod, von Zukunft über mich käme.“ (10. Sept.) Auch in seinem Leibe weiß er, was es bedeutet: „mein Herz habe ich allein“ — er kennt die *χαρις γῶων* des Euripides, die *dolendi voluptas* des Petrarca, „die Wonne der Wehmuth“. Im 2. B. am 4. September schreibt er voll innigster Sympathie mit der Natur: „Ja, es ist so. Wie die Natur sich zum Herbst neigt, wird es Herbst in mir und um mich her. Meine Blätter werden gelb, und schon sind die Blätter der benachbarten Bäume abgefallen.“

Und dieser Herbststimmung entspricht es, daß „Ossian den Homer in seinem Herzen verdrängt“. Es sagt ihm zu: diese Welt der Heide, „umfaßt vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geister der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt, im Gebrülle des Waldstroms“. Das Weh übermannt ihn — „dies Herz ist jetzt todt, denn ich habe verloren, was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige belebende Kraft, mit der ich Welten um mich schuf“. Und lehnt er hinaus und sieht die Morgensterne über dem Hügel den Nebel durchbrechen und den stillen Wiesengrund bescheinen und sieht den sanften Fluß, da zwischen den entblätterten Weiden sich hinschlängelt — so ist ihm die so herrliche Natur nur — ein laertes Bildchen.

Ossianstimmung verrathen seine Zeilen vom 30. November — „ich gehe an dem Wasser hin in der Mittagstunde, alles war öde, ein nasskalter Abendwind blies vom Vergé, und die grauen Abendwolken zogen das Thal hinein“; und in jener furchtbaren Nacht, wo die Wasser des Stromes das Land übersfluthen, findet er in den wüthend aufgeregten Elementen ein Widerspiel seines wogenden Herzens, ein Echo, das ihn in die Tiefe rufen möchte: „Nachts nach elfe rannte ich hinaus. Ein fürchterliches Schauspiel, vom Fels herunter die wühlenden Fluthen in dem Mondenlichte wirbeln zu sehen, über Acker und Wiesen und Hecken und alles und das weite Thal hinauf und hinab eine stürmende See im Sausen des Windes. Und wenn dann der Mond wieder hervortrat und über der schwarzen Wolke ruhte und vor mir hinaus die Fluth in fürchterlich herrlichem Widerschein rollte und klang: Da überfiel mich ein

Schauer und wieder ein Sehnen! Ach! mit offenen Armen stand ich gegen den Abgrund und athmete hinab! hinab!" —

Seinem letzten Abschiedsbriefe fügt er die Zeilen hinzu: „So traure denn, Natur, dein Sohn, dein Freund, dein Geliebter naht sich seinem Ende.“

Die Werther'sche Naturanschauung in ihrer innigen Sympathie mit allen einzelnen Erscheinungen der Lebewelt da draußen um uns her, basirt also vornehmlich — trotz ihrer allmählichen immer schwermüthigeren und sentimentaleren Stimmung — auf recht poetischem Pantheismus. Noch höheren Flug nimmt dieser im ersten Theil des Faust und gewinnt an Erhabenheit ebenso wie an Tiefe der mystisch-philosophischen Betrachtungsweise. Faust sieht die Welt immer unter dem Zeichen des Makrokosmos an — „Wie alles sich zum Ganzen webt, Eins in dem anderen wirkt und lebt, Wie Himmelsträfte auf und niedersteigen Und sich die goldenen Eimer reichen! Mit segendustenden Schwingen Vom Himmel durch die Erde dringen, Harmonisch all das All durchklingen!“ .. Und der Erdgeist selbst bekennt: „In Lebensfluthen, im Thatensturm Wall' ich auf und ab, Webe hin und her, Geburt und Grab, Ein ewiges Meer“ .. Nicht bloß vom Erkennen, sondern auch vom Empfinden gilt das Wort: „Geheimnißvoll am lichten Tag, Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben“. — Aber Faust lebt in herrlicher Sympathie mit ihr; so grüßt er klagend den Mond: „O sähest du, voller Mondenschein, Zum letzten Mal auf meine Pein!“ .., und die herrlichste Frühlingsstimmung athmen die schönen Worte des Faust auf dem Spaziergange: „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche Durch des Frühlings holden, belebenden Blick; Im Thale grünet Hoffnungsglück! Der alte Winter in seiner Schwäche, Zog sich in rauhe Berge zurück“ u. s. f.; und die irdische, von dem Frieden des sinkenden Tages durchdrungene Abendstimmung — „Betrachte, wie in Abendsonne-Cluth Die grünumgebenen Hütten schimmern. Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt, Dort eilt sie hin und ferdert neues Leben“ — steigert sich zur Sehnsucht, zu dem weltüberschauenden Verlangen, über die Erdenranken sich empor zu heben in die unermessliche Höhe und Ferne, der Sonnenbahn zu folgen, das wie Heimweh in den Worten hervorbricht: „O daß kein Flügel mich vom Boden hebt, Ihr nach und immer nach zu streben! Ich sah' im ewigen Abendstrahl Die stille Welt zu meinen Füßen, Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Thal, Den Silberbach in goldne Ströme fließen . . Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht Kein körperlicher Flügel sich gesellen. Doch ist es jedem eingeboren, Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt, Wenn über uns, im blauen Raum verloren, Ihr schmetternd Lied die Lerche singt, Wenn über schroffen

Fichtenhöhen der Adier ausgebreitet schwebt Und über Flächen, über Seen  
Der Kranich nach der Heimath strebt.“

Hier paart sich das glühendste Naturgefühl, das durch die untergehende Sonne sich in die Seele des Schauenden senket, mit dem Welt-durst, der die geheimnißvolle Weite und Größe und Schönheit der Welt mit einem Blicke umspannen, in kühnem Fluge überschauen und ermessen möchte. — Doch den Kern der Goethe'schen Naturanschauung — nicht bloß dieser Epoche des Werther und des ersten Theiles des Faust sondern überhaupt — kennzeichnet am besten der Monolog, der wahrscheinlich nicht vor dem Frühjahr 1788 geschrieben ist: „Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles, Warum ich bat. . . Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich, Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur, Vergönneest mir in ihre Brust, Wie in den Busen eines Freundes, zu schauen. Du führst die Reihe der Lebendigen Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder Im stillen Buisch, in Luft und Wasser kennen.“ . .

Das Goethe'sche Naturgefühl ist nicht bloß Bewunderung, nicht bloß ehrfurchtvolle Andacht, nein es ist — mit einem Worte — Sympathie; Alles um ihn her ist nicht fremd, nein innig verwandt, ein Ausfluß derselben Gottheit, welcher der Mensch entstammt — „Sind nicht der Fels, das Himmelslicht, die Wogen Von mir ein Theil, ein Theil von ihnen ich? Ist's Liebe nicht, was so mich angezogen? Was wär' das andre, wenn ichs dem verglich?“ fragt Byron. Das andachtsvolle Glaubensbekenntniß eines solchen poetischen Pantheismus ist aber niedergelegt in den Worten des Faust: „Wer darf ihn nennen? Und wer bekennen: Ich glaub' ihn. . . Der Allumfasser, Der Allerhalter, Faßt und erhält er nicht Dich, mich, sich selbst? Wölbt sich der Himmel nicht dadoben? Liegt die Erde nicht hier unten fest? Und steigen freundlich blickend Ewige Sterne nicht herauf?“ —

Von dieser innigen, sympathetischen oder pantheistischen Naturliebe sind auch die Gebichte durchtränkt, welche unmittelbar nach der Weglarer Zeit entstanden sind, — dahin gehört „Mahomets Gesang“, diese großartige Parallele des sich Bahn brechenden Genies mit dem Strom, „der jünglingfrisch aus der Welle tanzt, — unter seinem Fußtritt werden Blumen, die ihm seine Knie' umschlingen, Ihm mit Liebesaugen schmeicheln — und die Bäche von den Bergen rufen: Brüder! und mit ausgespannten Armen harret der Ocean, der alte Vater — Und so trägt er seine Brüder dem erwartenden Erzeuger Freudebrausend an sein Herz.“ — Das Pathos Pindars und der Psalmen glüht in diesem Liebe, in dem schönen Gleichniß: „Des Menschen Seele gleicht dem Wasser: Vom Himmel kommt es,

Zum Himmel steigt es, Und wieder nieder Zur Erde muß es ewig wechselnd“, in dem unergleichlichen „Wanderer“, in „Wanderers Sturmlied“ und vor allem im „Ganymed“: „Wie im Morgenglanze Du rings mich anläuhst, Frühling, Geliebter!“ . . Die von Frühlingsswonne geschwellte Brust möchte hinfließen in das herrliche All, möchte hinaufstreben zu dem allliebenden Vater. Mit Recht sagt Leeper (Goethe's Gedichte II<sup>2</sup>. 329): „Das Gedicht ist gleichsam eine Rhythmisirung jenes (Werther'schen) Briefes (vom 10. Mai). Die pantheistische Grundstimmung findet sich schon in Wanderers Sturmlied: nicht ein Brockes'sches Vergnügen in Gott, nicht Klopstock'sche Anbetung, kein ästhetischer Naturgenuß, noch Naturforschung wie in späteren Jahren, sondern ein Aufgehen in die Natur, ein bis zur Hingabe des Ich an die Elemente gesteigertes, seltsames Mitempfinden.“ Auf dem Zürcher See dichtet er am 15. Juni 1775 die warmen Zeilen: „Und frische Nahrung, neues Blut Saug' ich aus freier Welt; Wie ist Natur so hold und gut, Die mich am Busen hält!“ So singt auch Elmire in „Erwin und Elmire“: „Mit vollen Athemzügen Saug' ich, Natur, aus dir Ein schmerzliches Vergnügen“ . . .

Eine der schönsten Perlen Goethe'scher Naturpoesie aus derselben Zeit ist „Das Herbstgefühl“. Es ward Herbst mit seiner Liebe zu Lili; die Wehmuth zittert noch nach in seinem Herzen, die „ewig belebende Liebe“, die in der Menschenbrust waltet, aber nicht minder in der Natur: „Euch (die Beeren des Weinstocks) brütet der Mutter Sonne Scheideblick, euch umsäufelt Des holden Himmels Fruchtende Fülle, Euch kühlet des Mondes Freundlicher Zauberhauch.“ Die große Wirkung des kleinen Gedichtes, die lyrische Seele desselben, liegt in dem sympathetischen Verschmelzen des Natureindrucks mit der momentanen seelischen Stimmung; es ist ein Gelegenheitsgedicht, wie selbst Goethe sie nur wenige geschaffen. Das Leben und Weben in der Natur findet einen Wiederhall in seiner vielbewegten Brust, und wiederum strömt seine eigene Empfindung in die Natur zurück, sie belebend und beseelend. — Wie sehr er so unter dem Einfluß der Naturstimmung stand, bekennet er selbst in dem Briefe an Frau v. Stein 1. Mai 1777: „Sehr gut habe ich geschlafen und bin wohl aufgewacht, nur sitzt mir ein stiller trauriger Zug über der Seele . . Das Wetter ist recht zu mir gestimmt, und ich fange an zu glauben, daß Witterung, in der ich immer lebe, auch so den immediatsten Einfluß auf mich hat und die große Welt meine kleine immer mit ihrer Stimmung durchschauert.“ So auch an jenem Abend — es wird im Frühling 1778 gewesen sein, — wo er einsam sinnend an der Alm dahinging und der Mond sein zauberisches Licht auf die Landschaft und in sein leidenschaftlich erregtes Herz warf. Milde und weich hebt es an, das wunderbare Lied



„An den Mond“: „Füllest wieder Busch und Thal Still mit Nebelglanz, Lösest endlich auch einmal meine Seele ganz“. Das Dahinrinnen des Flusses weckt Erinnerung an dahingeraufchte Freuden, stimmt ihn wehmuthvoll — „Fließe, fließe, lieber Fluß! Nimmer werd' ich froh, So verrauschte Scherz und Kuß Und die Treue so“, doch das Empfinden sänftigt sich, — im Hafen der Freundschaft soll sein Lebenslaßn Ruhe finden. Es bedarf keines Wortes, wie harmonisch Naturbild und Stimmung gegen einander abgetönt sind, wie alles Anschauung, Leben, Empfindung ist — in seiner Brust, wie in der von seinem Empfinden durchströmten Natur. —

Am 19. Januar 1778 hatte er an Frau v. Stein geschrieben, mit Bezug auf das Schicksal der unglücklichen Chr. von Lasberg, die sich in der Elm ertränkte: „Diese einladende Trauer hat was gefährlich Anziehendes wie das Wasser selbst, und der Abglanz der Sterne des Himmels, der aus beyden leuchtet, lockt uns“ — in dasselbe Jahr wird „Der Fischer“ gehören, denn was stellt er anderes dar als den dämonischen Zauber, welchen die schimmernde Wasserfläche, das feuchtverklärte Blau auf das empfängliche Gemüth ausübt, wie der — spätere — Erbkönig die Schauer der grauen Herbstnacht, die gespenstisch um Baum und Strauch weben und den Sinn mit Ahnungen, Angst und Beben erzittern lassen. — Goethe war immer ein fleißiger Wanderer, um Frankfurt und Straßburg, am Rhein und in Thüringen und im Harz („Harzreise“ 1777) ist er in den 70er Jahren umhergestreift — „Wir sind auf die hohen Gipfel gestiegen und in die Tiefen der Erde gekrochen, an allen Felsen ist geklopft worden“ — und mit der sich steigernden Naturkenntniß wächst nur sein Naturgenuß; zugleich aber nimmt der poetische Ausdruck des letzteren eine objectivere Form an; das ungestüm, leidenschaftlich, ja revolutionär — Subjektive der Werther-Zeit weicht einer maßvolleren, immer aber seelenvollen, gedankenreichen Naturanschauung.

Diesen Prozeß spiegeln recht deutlich die „Schweizer Briefe“ wieder. Auf seiner ersten Schweizer Reise 1775 ist sein Gemüth, das erst den Werther von sich losgerungen, zu sehr noch in innerer Bewegung, um die reine, stille, betrachtende Naturfreude aufkommen zu lassen — „Frisch, holpert es gleich, Ueber Stock und Stein den Trott Rasch ins Leben hinein! . . Weit, hoch, herrlich der Blick . . Von Gebirg zum Gebirg Schwebet der ewige Geist Ewigen Lebens ahndevoll“ . . Ungleich bedeutender, reifer — ja vollendet sind die Briefe aus der Schweiz vom Jahre 1779, sie zeigen uns die Naturanschauung eines tiefen, innerlich abgeklärten, auf der Höhe seiner Zeit und seiner eigenen Entwicklung stehenden, ganzen und großen Mannes. Goethe ist der erste deutsche Dichter,

der die romantische Erhabenheit der schneebedeckten, firn gekrönten Berge voll auf sich wirken läßt und mit unübertroffener Meisterschaft schildert. Bewußt genießt er diese gewaltigen Eindrücke als das Höchste und Größte, was die Natur in unsern Breiten zur Schau gestellt hat; er bekennt selbst: „diese erhabenen, unvergleichlichen Naturscenen werden immer vor meinem Geiste stehen“, und in einem konkreten Falle, angesichts der Savoyer und Walliser Gebirge, des Genfer See's und des Montblanc's rühmt er: „Es war ein so großer Anblick, daß ein menschliches Auge nicht dazu hinreicht“. —

Die Briefe an Frau v. Stein reichen weiter zurück als die später in die Werke aufgenommenen und zum Theil mit jenen verschmolzenen „Briefe aus der Schweiz“. Offen liegt sein Herz mit allen seinen Regungen vor der geliebten Freundin, und wir sehen wie scharf er alles beobachtet, wie ihn alles packt und fesselt, auch das Liebliche, Idyllische. So schreibt er Ende September von Selz: „Ein ungemein schöner Tag, eine glückliche Gegend, noch alles grün, kaum hie und da ein Buchen- oder Eichenblatt gelb. Die Weiden noch in ihrer silbernen Schönheit, ein milder willkommener Athem durchs ganze Land. Trauben mit jedem Schritt und Tage besser. Jedes Bauerhaus mit Reben bis unters Dach, jeder Hof mit einer großen vollhangenden Laube. Himmelsluft weich, warm, feuchlich — der Rhein und die klaren Gebirge in der Nähe, die abwechselnden Wälder, Wiesen und gartenmäßigen Felder machen dem Menschen wohl und geben mir eine Art Behagens, das ich lange entbehrte.“

Während Werther seine ganze schwärmerische Seele in die Landschaft hauchte und ein Spiegelbild aller seiner wechselnden Empfindungen in ihr fand, betrachtet Goethe jetzt die großen Naturscenen der Schweiz mit der Ruhe einer in sich gefestigten Weltanschauung; er schildert sie mit dem Griffel des Dichters, aber zugleich sucht er den Eindruck zu analysiren, ebenso wie er die Formationen der Berge und Gletscher, der Gesteine und Geschiebe wissenschaftlich zu begreifen strebt.

Ueberwältigt von dem Anblick des Staubbachs bei Lauterbrunnen schreibt er 9. October 1779 (Briefe von Frau v. Stein I<sup>o</sup> 188): „Die Wolken der oberen Luft waren gebrochen, und der blaue Himmel schien durch. An den Felswänden hielten Wolken, selbst das Haupt, wo der Staubbach herunter kommt, war leicht bedeckt. Es ist ein sehr erhabener Gegenstand. Und es ist vor ihm, wie bei allem Großen, so lang es Bild ist, so weiß man doch nicht recht, was man will; aber wenn man drunter ist, wo man weder mehr bilden noch beschreiben kann, dann ist man erst auf dem rechten Fleck. Jetzt sind die Wolken herein ins Thal gezogen

und decken alle die heitern Gründe. Auf der rechten Seite steht die hohe Wand noch hervor, über die der Staubbach herabkommt. Es wird Nacht. . Im Münsterthal, wodurch wir gekommen sind, sind die Gegenstände sehr erhaben, aber proportionirter zu dem Begriff der menschlichen Seele, als wie die, gegen die wir näher rücken, gegen das Uebergroße ist und bleibt man zu klein.“ Und als er von Thun aus „die Bernerischen Glätscher“ besucht hat und „die merkwürdigsten Gegenden ganz rein in dem himmlischen Lichte genossen“, schreibt er (14. October): „Es fällt schwer nach allem diesem zu schreiben. . der erste Blick vom Berg herab in das Hasli-land ist frappirend, die Gegend ist erstaunend weit und angenehm. . der Weg ist über allen Ausdruck schön. . die Aussicht von dem (Brienzer) See nach den Hasli-Bergen und den Schneegebirgen bei untergehender Sonne ist groß“. Die herrlichen Felsen und Felsenbrücke, das Grün der Seen mit ihrem Duft, die schönen Spiegelungen und Wallungen und Kreusel derselben in der mannigfachen Sonnen- und Mondbeleuchtung, der Zug der Wolken, genug alles macht ihm den Eindruck des Erhabenen, Großen, Schönen. Am berebtesten analysirt er denselben in einem Briefe vom 3. October aus dem Münsterthal\*): „Mir machte der Zug durch diese Enge eine große ruhige Empfindung. Das Erhabene giebt der Seele die schöne Ruhe, sie wird ganz dadurch ausgefüllt, fühlt sich so groß, als sie sehn kann, und giebt ein reines Gefühl, wenn es bis gegen den Rand steigt, ohne überzulaufen. Mein Auge und meine Seele konnten die Gegenstände fassen, und da ich rein war, diese Empfindung nirgends falsch wiederstieß, so wirkten sie, was sie sollten. Wenn man solch ein Gefühl mit dem vergleicht, wenn wir uns mühselig im Kleinen umtreiben, alle Mühe uns geben, ihm so viel als möglich zu borgen und aufzuflicken und unseren Geist durch seine eigene Creatur eine Freude und Futter zu geben, so sieht man erst, wie ein armselig Beheß es ist.“ Die Seele weitet sich aus, und „es macht dies ein schmerzlich Vergnügen, eine Ueberfülle, die die Seele bewegt und uns wollüstige Thränen ablockt. ., hätte mich nur das Schicksal in irgend einer großen Gegend heißen wohnen, ich wollte mit jedem Morgen Nahrung der Großheit aus ihr saugen, wie aus meinem lieblichen Thal Geduld und Stille.“ Und wenn er dem nachdenkt, wie und wann diese Felsmassen entstanden, was für Revolutionen sie bewegt, getrennt, gespalten haben, so bekennt er: „Man fühlt tief, hier ist nichts willkürliches, alles langsam bewegendes ewiges Gesetz.“ . .

\*) Briefe an Fr. v. St. I<sup>2</sup>, S. 196 ff., übereinstimmend mit dem Anfang der 2. Abtheilung der Briefe aus der Schweiz, ebenso das Folgende bis zum 5. November. Preussische Jahrbücher. Bd. LX. Heft 1.

Am Genfer See denkt er Rousseau's und bewundert die „unendlich schönen“ Ufer, und als er die Dole ersteigt, das ganze Pays de Vaud wie eine Flurkarte unter sich sieht und allmählich der See, Vevey und Lausanne austauschen, bekennt er: „Es sind keine Worte für die Größe und Schöne dieses Anblicks, und immer wieder zog die Ruhe der glänzenden Eisgebirge das Aug' und die Seele an sich.“ — In Cluse genießt er einen zaubervollen Abend, „die Luft war so warm wie Anfang Septembers, und die Gegend sehr schön, noch viele Bäume grün, die meisten braungelb, wenige ganz kahl, die Saat hochgrün, die Berge im Abendroth rosenfarb ins Violette, und diese Farben auf großen, schönen, gefälligen Formen der Landschaft.“ Wie hier die Farbenpracht, so entzücken ihn die Lusterscheinungen, die er in Chamouni beobachtet, — die feinen Dünste von einer feinen Luft, wie Schaumwolle, durch die Atmosphäre gekämmt — etwas so Durchsichtiges, Lichtgewobenes; die Poesie der Nebel im Gebirge, welche er besonders vom Col de Balme (6. November) bewunderte, fesselt ihn im höchsten Grade in Leukerbad, am Fuße des Gemmipasses; daselbst schreibt er am 9. November: „Die Wolken, die sich hier in diesem Saße stoßen, die ungeheuren Felsen bald zudecken und in eine undurchdringliche, öde Dämmerung verschlingen, bald Theile davon wieder als Gespenster sehen lassen, geben dem Zustand ein trauriges Leben. Man ist voller Ahnung bei diesen Wirkungen der Natur . . die ewige innerliche Kraft der Natur fühlt man sich ahnungsvoll durch jede Nerve bewegen.“

Der Schauer der Gebirgseinsamkeit, der halb ahnungsreichen halb beängstigenden Dede faßt ihn auf dem Marsche über den Rhonegletscher nach der Furka: „Es war ein seltsamer Anblick . . in der ödesten Gegend der Welt und in einer ungeheuern, einsförmigen, schneebedeckten Gebirgswüste, wo man rückwärts und vorwärts auf 3 Stunden keine lebendige Seele weiß, wo man auf beiden Seiten die weiten Tiefen verschlungener Gebirge hat, eine Reihe Menschen zu sehen, deren einer in des andern tiefe Fußstapfen tritt und wo in der glatt überzogenen Weite nichts in die Augen fällt als die Furche, die man gezogen hat. Die Tiefen, aus denen man herkommt, liegen grau und endlos in Nebel hinter Einem. Die Wolken wechseln über die blasse Sonne, breitflockiger Schnee stiebt in die Tiefe und zieht über alles einen ewig beweglichen Flor.“ . .

Er faßt die Summe der großartigen Eindrücke, welche die Alpennatur auf ihn macht, gleichsam zusammen in dem Wort: „Das Gefühl von so viel sammengeketteten Wundern der Natur erregt ein heimliches und unennbares Vergnügen“. —

Die einschneidendste Umwandlung vollzog sich in Goethe's Geistesleben durch die italienische Reise 1786—87. In seiner dichterischen Entwicklung wird sie durch Iphigenie gekennzeichnet, in der sein eigener Läuterungsprozeß, jenes innere Emporringen zu dem Ideal der antiken Welt, zur Sophrosyne, sich wieder spiegelt. Auch seine Naturanschauung ward in diese Zeit immer mehr in andere Bahnen gelenkt. Die Werther'sche Naturschwärmerci, der Faustische hohe Flug über die Schranken des Irdischen hinaus, jenes pantheistische Versinken in die Natureindrücke weicht einer nüchterneren Betrachtungsweise; der Gefühlsmensch tritt immer mehr vor dem Naturforscher und scharfen Beobachter aller realen Dinge zurück — „ich sehe neuerdings nur die Sachen und nicht wie sonst bei“ und mit den Sachen“ bekennt er selbst in einem seiner Briefe von der „italienischen Reise“ (30. Juni 87).

Er legt den Naturscenen nicht mehr seine Empfindungen unter, er studirt und prüft auch nicht mehr den Eindruck, den sie in seiner Seele zurücklassen; er schildert mit objektiver Ruhe die Natur ebenso wie alles andere Gegenständliche und alle seine Erlebnisse; fast schematisch werden vielfach Wetter und Wolken, Gebirgsgliederung und Steinarten, Landschaftliches und Sociales abgehandelt; die künstlerische Komposition fehlt in diesen Tagebuch-Aufzeichnungen nach maßgebenden Rubriken; Meteorologie, Geologie und Botanik überwiegen das Aesthetische bei der Naturbetrachtung. Ob der Boden aus Thon, die Gebirgsformation aus Quarz oder Kalk, Glimmerschiefer, Gneis und dergleichen bestehe, wird breiter ausgeführt als die Schönheit der Gegend; das Problem der „Urpflanze“ beschäftigt ihn mehr als der Anblick der herrlichen Baumgruppen selbst. — Und wie war es möglich, daß dieser jugendliche Feuergelst, dem Werther und der erste Theil des Faust und so herrliche Lieder entsprungen waren, sich nun selber zwang, „an die sinnlichen Eindrücke“ sich festzuklammern, das Seelische zurückzudrängen? Einmal wollte er „die Falten, die sich in sein Gemüth geschlagen und gedrückt hatten, wieder austilgen“, und sodann: die Weimarer Zeit mit ihrer praktischen Thätigkeit und vor allen mit ihren immer eifriger von ihm betriebenen naturwissenschaftlichen Studien machte seine ganze Anschauungsweise immer realistischer, positiver, objektiver — ja, er wurde, wie er in seiner Abhandlung über den Granit sagt, „von der Beobachtung und Schilderung des menschlichen Herzens, des jüngsten mannigfaltigsten, beweglichsten, veränderlichsten, erschütterlichsten Theiles der Schöpfung, zu der Beobachtung des ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur“ geführt.

Der subjektive schwärmerische Idealismus der stürmischen Jugend ward abgelöst von dem maßvollen, objektiven Realismus des reifen Mannesalters.

Und darum sind die Briefe aus Italien von anderem Tenor als die aus der Schweiz vom Jahre 79, denn dort vollzog sich jene innere Metamorphose — „zwischen Weimar und Palermo habe ich manche Veränderung gehabt!“ —

Alles das schließt natürlich nicht aus, daß Goethe in der Schönheit, die sich vor seinen Augen in Italien ausbreitet, schwelgt. Er selbst bemerkt einmal: „Es liegt in meiner Natur, das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und diese Anlage an so herrlichen Gegenständen Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, ist das seligste aller Gefühle.“

Er genießt die „köstlichen“ Tage mit Wonne, die Herrlichkeit der Gegenden, mit denen eine ganz neue Welt sich vor seinen Augen aufthut. Mächtigen Eindruck macht auf ihn das Meer. Er berichtet davon, als er sich aufs Vido fahren läßt: „Ich hörte ein starkes Geräusch: es war das Meer, und ich sah es bald, es ging hoch gegen das Ufer, indem es sich zurückzog, es war um Mittagszeit der Ebbe. So habe ich denn auch das Meer mit Augen gesehen und bin auf der schönen Tenne, die es weichend zurückläßt, ihm nachgegangen“, doch weiter unten hat er nur die kurzen Worte: „das Meer ist doch ein großer Anblick!“\*) Auch sonst befließigt er sich des knappsten Berichtes: „Ich verließ Perugia an einem herrlichen Morgen und fühlte die Seligkeit, wieder allein zu sein. Die Lage der Stadt ist schön, der Anblick des Sees höchst erfreulich.“ Namentlich in Rom stürmt so vieles auf ihn ein, an neuen Eindrücken, und sind die Interessen so mannigfach, an Ruinen, Gemälden, Palästen, Kirchen, Volksleben u. s. w., daß er selbst sogar sie kaum innerlich verarbeiten kann — vor allem deshalb, weil durch die Befruchtung von außen ein immer reicheres Leben in seiner eigenen Brust aufblüht. Er zeichnet viel, so in Frascati (15. November 86): „die Gegend ist sehr angenehm, der Ort liegt auf einem Hügel, vielmehr an einem Berge, und jeder Schritt bietet dem Zeichner die herrlichsten Gegenden. Die Aussicht ist unbegrenzt, man sieht Rom liegen und weiter die See, an der rechten Seite die Gebirge von Tivoli“\*\*) u. s. f. In Rom selbst schreibt er am 2. Februar 1787: „Von der Schönheit, im vollen Mondschein Rom zu durchgehen, hat man, ohne es gesehen zu haben, keinen Begriff“; im Carneval am 21. Februar: „Der Himmel so unendlich rein und schön, blickte so edel und unschuldig auf diese Pöffen“; auf der Seefahrt nach Sicilien: „Zu

\*) Vergl. auch die neueste Veröffentlichung der Goethe-Gesellschaft Bd. 2, „Tagebücher und Briefe Goethe's aus Italien an Frau v. Stein und Herder“ v. E. Schmidt Weimar 1886, S. 150.

\*\*) Schriften der Goethe-Gesellschaft. Bd. 2. S. 220.

Mittag bestiegen wir das Schiff und genossen beim schönsten Wetter des herrlichsten Anblicks. Unfern vom Molo lag die Korvette vor Anker. Bei klarer Sonne eine dunstreiche Atmosphäre; daher die beschatteten Felsenwände von Sorrento vom schönsten Blau. Das beleuchtete lebendige Neapel glänzte von allen Farben“ und am 1. April: „Bei trüblichem Himmel heller Mondschein, der Widerschein auf dem Meer unendlich schön“.

Im Uebrigen ging es ihm in Italien — speziell was das Landschaftliche, Himmel, Luft, Linien und Farben, — besonders in Rom, wie so vielen, die von Norden dorthin pilgerten; er fühlt sich erst allmählich dort zu Haus und heimisch; so schreibt er auf seinem zweiten Aufenthalte von Rom 16. Juni 87: „Noch eine Bemerkung! Jetzt fangen erst die Bäume, die Felsen, ja Rom selbst an, mir lieb zu werden; bisher habe ich sie immer nur als fremd gefühlt; dagegen freuten mich geringe Gegenstände, die mit denen Aehnlichkeit hatten, die ich in der Jugend sah“ — ein sehr lehrreiches Wort! Es beruht eben alles im Leben des Geistes auf Apperception! Was man zu den Dingen an Gemüth und Stimmung hinzubringt, was Verwandtes sich an Fremdes organisch anknüpft, das vermittelt erst das innere Wachsthum, die Steigerung und Vertiefung des Innern! — Noch am 18. August 87 schreibt er: „Gestern fuhr ich vor Sonnenaufgang nach Acqua-Acetosa; es ist wirklich zum Märrißwerden, wenn man die Klarheit, die Mannigfaltigkeit, duftige Durchsichtigkeit und himmlische Färbung der Landschaft, besonders der Fernen ansieht“. Aber als er, von heftiger Neigung zu einer schönen Mailänderin ergriffen, plötzlich hört, daß sie Braut sei, wendet er sich in seinem Schmerz „zu der inzwischen vernachlässigten landschaftlichen Natur“, sucht sie zu zeichnen, und „die Fülle der Körperlichkeit, die uns jene Gegend in Felsen und Bäumen, Auf- und Abstiegen, stillen Seen, belebten Bächen entgegenbringt, war meinem Auge beinahe fühlbarer als sonst, und ich konnte dem Schmerz nicht feind werden, der mir den innern und äußern Sinn in dem Grade zu schärfen geeignet war“ (Ans. October 87).

Und als er von Rom scheiden muß, fühlt er in den letzten Tagen die Schönheit des Himmels schärfer und deutlicher denn je: „Drei Nächte vorher stand der volle Mond am klarsten Himmel, und ein Zauber, der sich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, so oft empfunden, ward nun aufs Eindringlichste fühlbar. Die großen Lichtmassen, klar, wie an einem milden Tage beleuchtet, mit ihren Gegensätzen von tiefen Schatten, durch Reflexe manchmal erhellt, zur Ahnung des Einzelnen, setzen uns in einen Zustand wie von einer anderen, einfacheren, größeren Welt.“ —

Die späteren Reisetagebücher, durchaus skizzenhaft gehalten, sind womöglich noch objektiver und lakonischer; 3. B. „Schaffhausen 18. September

Früh um  $\frac{1}{2}$ , 7 ausgefahren, um den Rheinfluss zu sehen. Grüne Wasserfarbe. Ursache derselben. Die Höhen waren mit Nebel bedeckt. Die Tiefe war klar, und man sah das Schloß Laufen halb im Nebel. . . Gedanke an Ossian. Liebe zum Nebel bei heftigen inneren Empfindungen"; so auch bei Brunnen: „Grüne des Sees, steile Ufer, Kleinheit der Schiffer gegen die ungeheuern Felsmassen. Die Abhänge sah man mit Wald bewachsen, die Gipfel mit Wolken umhüllt. Sonnenblicke streiften über die Gegend; man fühlte die gestaltlose Großheit der Natur“. Aber trotz der Knappheit, welche Gedankenfülle und welche eindringende Beobachtung! Alles ist plastisch, anschaulich, eindrucksvoll wiedergegeben. Er selbst aber fühlt sehr wohl, daß er eine völlige Umwandlung in sich erfahren, seitdem er zuletzt die Gegenden sah. So schreibt er an Schiller (14. October 1797): „Ich erinnerte mich des Effekts, den diese Gegenstände vor 20 Jahren auf mich gemacht; der Eindruck war im Ganzen geblieben, die Theile waren erloschen, und ich fühlte ein wunderbares Verlangen, jene Erfahrungen zu wiederholen und zu rectificiren. Ich war ein anderer Mensch geworden, und also mußten mir die Gegenstände auch anders erscheinen“.

Goethe ist auch fernerhin noch viel gereist, im Harz, nach Karlsbad, Tepitz, nach dem Main, nach Marienbad u. s. f., nach dem Tode seiner großen Freunde Schiller, Carl August u. v. a. ward er immer einsamer; sein gesammtes Denken und Empfinden wurden mit dem wachsenden Alter immer objektiver, seine Naturanschauung ward immer mehr wissenschaftlich und abstrakter; die Farbenlehre löste das Problem der Urpflanze ab; daß er aber auch in seinen hohen Jahren noch immer mit frischen Augen und Jünglingsfinnen die schöne Welt genoß, des sei nur der eine Brief Zeuge, den er von Heidelberg am 4. Mai 1808 an Frau von Stein schrieb: „Gestern Abend ging ich nach vollbrachter Arbeit ganz allein auf das Schloß, wo ich erst in den Ruinen herumkletterte und mich dann auf den großen Altan begab, von wo aus man die ganze Gegend überschauen kann. Es war gerade einer der schönsten Maiabende und Sonnenuntergang. Mein! so ein herrliches Schauspiel habe ich noch nie genossen! Denke dir, von hier aus sah man in das schöne, von beiden Seiten mit Wald, Weinbergen und eben aufblühenden Obstbäumen bedeckte, schöne, aber enge Neckarthal, in welchem sich Heidelberg an dem Neckar hinzieht. Weiterhin öffnete sich das Thal, und der Rhein floß in dem Spiegel der Abendsonne majestätisch durch die schönsten Fluren. Den Horizont beschränkten die durch die Abendsonne wie im Feuer stehenden Vogesischen Gebirge jenseits des Rheines. Das ganze Thal, war mit einem frischen Grün bedeckt, neben mir diese ungeheuern, theils im Schatten theils noch



beleuchteten Ruinen des alten Schlosses. Du kannst leicht denken, wie mich das entzückte. Ich stand eine ganze halbe Stunde in diesem Anblick verloren, bis mich endlich der heraufsteigende Mond aus meinen Träumereien weckte.“ —

Die eigentlich lyrische Epoche Goethe's lag in den 70er Jahren, vor der italienischen Reise; auf und nach derselben sind Drama und Epos die Dichtungsformen, welche seiner Geistesentwicklung am meisten entsprechen, ferner die Ballade und mehr erzählendes Genre der Lyrik. „Herrliche Stoffe zu Idyllen und Elegien und wie die verwandten Dichtarten alle heißen mögen, habe ich wieder aufgefunden“ schreibt er aus der Schweiz 1797 an Schiller bei Uebersendung des Gedichtes „der Jüngling und der Wälschbäch“: „Wo willst du, kleines Bächlein, hin“ u. s. f.

Die lyrischen Naturgedichte sind selten auf der italienischen Reise, wie auf der Fahrt nach Sicilien 1787 „Meeres Stille“: „Tiefe Stille herrscht im Wasser Ohne Regung ruht das Meer“ . . und „Glückliche Fahrt“: „Die Nebel zerreißen, Der Himmel ist helle, Und Aeolus löset das ängstliche Band“ . .

Doch die Krone aller solcher kurzen von Natur- und Seelenstimmung gefättigten Lieder ist jenes wunderbare „Abendlied“, das Goethe in einer Septembernacht 1780 auf dem Gickelhahn bei Ilmenau gedichtet. Gleichzeitig schreibt er an Frau von Stein: „Es ist ein ganz reiner Himmel, und ich gehe, des Sonnenunterganges mich zu freuen. Die Aussicht ist groß und einfach. Die Sonne ist unter“. Da kamen ihm jene unvergleichlichen Zeilen, die ihre Melodie in sich tragen und unübertrefflich die Abendstimmung in der Natur und in der Menschenseele, die das Leben dahin rinnen und dem einen Ziele alles Irdischen zuellen fühlt, wiedergibt:

Ueber allen Gipfeln  
Ist Ruh'  
In allen Wipfeln  
Spürest du  
Kaum einen Hauch;  
Die Vögelein schweigen im Walde  
Warte nur, balde  
Ruhest du auch.

„Die Stille des Abends, das Verstummen der Wünsche in dem Schweigen des Waldes, die schönste Auflösung aller Mißklänge in den vollendeten Einklang der Natur, der naive und großartige Pantheismus einer Seele, die sich eins fühlt mit der Welt; das Alles ist nicht besonders ausgesprochen in des Wanderers Nachtlieb, aber es klingt durch wie die vereinten Stimmen in einer lieblichen Symphonie“ (Schuré).

Es ist dies kurze Lied ein landschaftliches Stimmungsbild voll der tiefsten Beseelung; das Objekt verliert sich ganz in das Subjekt, wie umgekehrt dieses ganz in die Natur aufgelöst wird — es bezeichnet den Höhepunkt jener Entwicklung des Naturgefühls, welche ich zu zeichnen versuchte; es ist nicht elegisch-sentimental, wengleich Wehmuth hindurchzittert, es ist nicht idyllisch-empfindsam, wengleich Waldes- und Abendfrieden hindurchweht, es ist in erster Linie getaucht in den spezifisch Goethe'schen Pantheismus, der Subjekt und Objekt, Geist und Natur nicht bloß in symbolische Beziehung setzt, sondern in eins wirkt, sie gegenseitig mit einander durchdringend.

Kiel.

---

## Italiens auswärtige Politik seit dem Kriege von 1870.

Von

Otto Speyer.

---

Die Kunde von der Erneuerung der Defensivallianz zwischen den mitteleuropäischen Kaiserreichen und Italien im März dieses Jahres ist von allen Friedensfreunden mit lebhafter Befriedigung begrüßt worden. War eine französische Kriegserklärung gegen das isolirte Deutschland schon ein Wagniß, vor dem alle besonnenen Politiker jenseit der Vogesen zurückschreckten, so mußte es selbst dem enragirtesten Chauvinisten als eine hirnverbrannte Thorheit erscheinen, allein mit einem an Macht mindestens gleichstehenden Staate anzubinden, während zugleich die Aufstellung eines Heeres von 200000 Mann an der Südostgrenze des Landes erforderlich war, um dasselbe gegen den Angriff einer zweiten Großmacht zu schützen. So hat die Bestätigung und Erneuerung der sogenannten Tripelallianz sehr wesentlich dazu beigetragen, daß Europa, von dem schweren Alpdruck eines nahe bevorstehenden Völkerkrieges erlöst, wieder aufzuathmen mag. Wer sich davon überzeugen will, wie klar man die Bedeutung dieser Thatsache auch auf der Gegenseite anerkennt, braucht nur die Wuthausbrüche der revanchedurstigen Pariser Presse gegen das undankbare, treulose Italien zu lesen, das seine alten und natürlichen Freunde, seine Befreier und Stammverwandten schmählich im Stiche lasse, um sich mit den germanischen Räubern zu verbinden.

Wie erklärt sich aber die Entstehung und Fortdauer der Kriegsbefürchtungen und Kriegsgerüchte, während das deutschfreundliche Cabinet Depretis-Mobilant noch fest im Sattel saß und das Bündniß Italiens mit den Centralmächten unverändert fortbestand? Allerdings schmeichelte sich damals die französische Kriegspartei mit dem nahen Abschluß einer Offensiv- und Defensivallianz mit Rußland, welche, da Oesterreich ihrer Meinung nach allein dem Czarenreiche nicht gewachsen sei, Deutschland

nöthigen würde, seine Kräfte zu theilen. Aber sie würde selbst unter dieser Voraussetzung vielleicht kaum ernstlich an einen Angriffskrieg gegen uns gedacht haben, hätte sie nicht geglaubt, auf die Neutralität des südlichen Nachbarreiches. hoffen zu dürfen.

Worauf gründete sich diese Hoffnung? War sie gänzlich aus der Luft gegriffen, nur der Ausdruck eines Wunsches, der ja bei einem so sanguinischen Volke wie die Franzosen, so leicht zu hoffnungsvollem Glauben wird? Oder war wirklich eine Lockerung des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Italien und seinen bisherigen Verbündeten erkennbar?

Es scheint uns, daß diese Hoffnungen, wenn gleich sehr übertrieben, doch nicht ohne einen gewissen Schein von Berechtigung waren. Einem aufmerksamen Beobachter konnte es nicht entgehen, daß in den Beziehungen der Regierungen wie der Völker diesseit und jenseit der Alpen eine gewisse Abkühlung eingetreten war. Während in den Parlamentäreden der Minister und der Abgeordneten wie in den bedeutendsten Organen der öffentlichen Meinung hien und drüben in früheren Jahren das herzlichste Verhältniß zwischen Deutschland und Italien stets lebhaft betont wurde, so mußte in neuester Zeit das vollständige Stillschweigen, man möchte fast sagen, das absichtliche Ignoriren desselben um so mehr auffallen. Während so in der deutschen, zumal in der officiösen Presse, des Bündnisses mit dem Königreiche kaum mehr gedacht wurde, ertönten von der Halbinsel her bittere Klagen über die Nichtachtung Italiens und der italienischen Interessen seitens der nordischen Allirten. In den geachtetsten Zeitschriften und von einflußreicher Seite wurden Stimmen laut, welche als Vorbedingung einer Erneuerung der Allianz nicht nur die reelle Gleichstellung Italiens mit seinen Verbündeten, sondern auch eine billige Berücksichtigung seiner besonderen Interessen forderten. Italien selbst, hieß es, habe keinen Angriff zu befürchten; wenn es also für seine Allirten eintreten solle, so müsse man ihm die Aussicht auf entsprechende Vortheile eröffnen. Die italienische Regierung müsse sich die Realpolitik des deutschen Reichskanzlers zum Vorbilde nehmen, der keine anderen Rücksichten kenne, als die auf das Wohl seines Landes und sich, wo dasselbe es seiner Ueberzeugung nach fordere, selbst nicht scheue, die Interessen seiner Verbündeten unberücksichtigt zu lassen, wenn nicht gar zu durchkreuzen. —

Wir wissen nicht, ob diese Aeußerungen der Presse und die in denselben zum Ausdruck kommende Stimmung eines sehr beachtenswerthen Theiles der italienischen Nation, sich zu bestimmten Wünschen und Forderungen seitens der römischen Regierung vor der Erneuerung des

Bündnisses verblüdet, und wenn das, ob dieselben in Berlin und Wien irgend einen Erfolg erzielt, ob und welche Modifikationen früherer Verabredungen zu gunsten Italiens stattgefunden haben. Nur die Thatsache der Erneuerung selbst, in Folge deren der Herzog von Aosta bei dem Gastmahl, das ihm die Offiziere seines Regiments in Cassel gaben, den Kaiser Wilhelm, bei dessen 90. Geburtsfeste er König Humbert vertreten hatte, ausdrücklich als den Allirten seines Bruders und Italiens bezeichnete, steht unzweifelhaft fest. Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, zum Zwecke eines besseren Verständnisses der gegenwärtigen Verhältnisse zwischen den betreffenden Staaten, die auswärtige Politik Italiens in den letzten 15 Jahren und damit zugleich die Vorgeschichte und Genesis dieses Bündnisses übersichtlich darzustellen, so weit dieselbe bis jetzt überhaupt zur öffentlichen Kunde gekommen ist.

## I.

Die Beziehungen zwischen dem neuen deutschen Reich und Italien trugen unmittelbar nach dem Kriege von 1870—71 keinen sehr freundschaftlichen Charakter. Die deutsche Regierung bedurfte nicht erst der Enthüllungen des Prinzen Napoleon\*), um zu wissen, wie nahe und dringend die Gefahr eines franco-italienischen Bündnisses gewesen war. Die in Frankreich während des Krieges aufgefundenen Documente hätten vollständigen Aufschluß darüber gegeben, wenn auch das Geheimniß der Verhandlungen von 1869 und 1870 zwischen den Höfen von St. Claud, Florenz und Wien besser gewahrt geblieben wäre, als das thatsächlich der Fall war. Man wußte nicht allein, daß nur die Weigerung Napoleons, Rom den Italienern preiszugeben, den Abschluß des Bündnisses zunächst verhindert hatte, sondern auch, daß Victor Emanuel trotzdem geneigt gewesen wäre, sein Schicksal mit dem seines alten Freundes und Allirten zu verknüpfen, wenn sich nicht klarsichtige Männer in seiner Regierung, wie 1869 Minghetti, 1870 Sella, aufs entschiedenste widersetzt, die Mehrheit der Minister auf ihre Seite gezogen und die Majorität der Kammer für sich gehabt hätten. Es war damals ein Glück für Italien wie für uns, daß Victor Emanuel ein constitutioneller König im Sinne des parlamentarischen Systems war: er würde sonst vielleicht die Allianz seinen Ministern und der außerdem sehr getheilten und schwankenden öffentlichen Meinung zum Troß abgeschlossen haben. Ja, es ist wahrscheinlich, daß es dem König zu Anfang August 1870 gelungen sein würde, mit seiner Ansicht durchzudringen und seinen Wunsch erfüllt zu sehen, wäre der

\*) In der Sitzung der Deputirtenkammer vom 24. November 1876 und in der *Revue des deux mondes* vom 1. April 1878.

Ausgang der Schlachten bei Wörth und Spicheren ein anderer gewesen. Die kriegerische Stimmung, die im Senate des Königreichs bei der Kunde von der zu einem großen französischen Siege aufgebauhten Affäre von Saarbrücken zu Tage trat, deutete auf einen beginnenden Umschwung in den maßgebenden Kreisen. Aber die Nachricht von dem deutschen Doppelsiege wirkte auf die Franzosensfreunde in Florenz wie ein kaltes Sturzbad; es war fernerhin nicht allein nicht mehr die Rede von einem Bündniß; man bemühte sich auch nach Kräften zu dementiren und vergessen zu machen, daß je ein solches in der Luft geschwebt habe.

Die deutsche Regierung hatte noch andere Gründe zur Beschwerde und zum Mißtrauen Italien gegenüber. War es nach dem 4. September, dem Sturze Napoleons, mit der Sympathie der königlichen Familie und eines großen Theils der herrschenden Kräfte des Parlaments, der sogenannten Conforterie, vorüber, so trat die der Radikalen für die neue Republik Frankreich um so mehr in den Vordergrund und fand ihren prägnantesten Ausdruck in dem Freischaaenzuge Garibaldi's, des „Don Quixote der Freiheit“. Noch in seiner Herrenhausrede am 10. März 1873 sprach Fürst Bismarck, indem er auf die „Trübung unserer sonst naturgemäß guten Verhältnisse zu Italien“ hindeutete, offen aus, daß die Florentiner Regierung bei besserem Willen die sinnlose Expedition hätte verhindern können und müssen. Auch von der Okkupation Roms und der Depossidierung des Papstes war man in Versailles keineswegs erbaut, so wenig man daran dachte, sie zu verhindern oder nachträglich zu redressiren. Der Kanzler war sich bewußt, daß das deutsche Reich in seinen Beziehungen zu einem Papste, der zugleich weltlicher Herrscher war, eine bessere Handhabe besitze und leichteres Spiel haben werde, als einem rein kirchlichen und geistlichen Machthaber gegenüber. Andererseits erregten in Italien die unausgesetzten Bemühungen der Klerikalen diesseit und jenseit der Alpen, das siegreiche Deutschland zu einem Römerzuge zum Zwecke der Wiederherstellung des dominium temporale zu bewegen, in Verbindung mit dem eignen bösen Gewissen in Bezug auf die jüngste Vergangenheit, Unbehagen und Mißtrauen.

„Aber“, so schloß Fürst Bismarck die oben erwähnte Rede, „diese Verstimmung ist nun glücklich überwunden“. Beide Länder hatten zu viele und zu große gemeinsame Interessen, um nicht bald wieder gegenseitige Annäherung zu suchen. Man knüpfte beiderseits gern an das Bündniß von 1866 an und ließ 1870 vergessen sein. Der italienische Minister des Auswärtigen im Cabinet Lenza-Sella, Visconti-Venosta, der früher stark mit Frankreich geliebäugelt hatte, erklärte in der Deputirtenkammer, daß bei der italienischen wie der deutschen Regierung die Ueber-

zeugung feststehe, daß die politischen Beziehungen zwischen den beiden Nationen bestimmt seien, immer freundschaftlichere zu werden, und daß Deutschland das Werk der inneren Consolidirung Italiens mit der größten Sympathie verfolge. „Wir wären strafbar, wenn wir nicht die besten Beziehungen zu Deutschland zu unterhalten suchten“.

Beide Länder hatten, wie der Minister hervorhob, noch einen besonderen Vereinigungspunkt in einem gemeinsamen Feinde. Nachdem die von der ultramontanen Partei und Pius IX. selbst anfangs auf die Erneuerung des deutschen Reiches gegründeten Hoffnungen sich als eitle Phantasiegebilde erwiesen hatten, schlug die scheinbare Sympathie der Curie rasch in die bitterste Feindschaft gegen das protestantische Kaiserthum um. Die immer feindseligere Haltung des Centrums, gegen welche die deutsche Regierung vergeblich an den Papst appellirt hatte, rief in den preußischen Majestäten und dem Reichsgesetze gegen die Jesuiten den Kulturkampf hervor, den freilich Fürst Bismarck in neuester Zeit als einen ihm nur durch die Umstände und die Menschen vorübergehend aufgezwungenen bezeichnet hat, der damals aber in Deutschland wie in Italien ziemlich allgemein als ein Kampf des protestantischen Staatsprinzips gegen das des mittelalterlichen Gottesstaates der römischen Hierarchie aufgefaßt und gerade in diesem Sinne vielfach willkommen geheißen wurde. Daß auch die Gegner ihn nicht anders verstanden, zeigt der Kreuzzug, den Papst Pius IX. gegen die Verfolger der Kirche in giftstrotzenden Reden und Enchiridien eröffnete, des Steinens harrend, das, gegen die thönernen Füße des deutschen Kolosses heranrollend, denselben zerschmettern sollte.

Die italienischen Staatsmänner dachten nicht daran, einen Kulturkampf nach deutschem Muster in Scene zu setzen; sie waren von vornherein überzeugt, daß sie in einem solchen den Kürzeren ziehen, sich die Nation entfremden und nur die Radikalen auf ihrer Seite haben würden. Aber sie verkannten deshalb doch keineswegs, daß die wenn auch auf verschiedenen Gründen beruhende gemeinsame Feindschaft gegen die Curie, gegen die Jesuiten und alle Anhänger des Papstkönigthums nothwendig zu einer engeren Verbindung zwischen dem Königreiche und Deutschland führen müsse. Wärden doch gemeinsame Feinde und gemeinsame Gefahren stets den festesten Kitt zwischen den Nationen.

Die schlimmste Gefahr lag aber für beide Länder nicht in dem Papste und seinen Anhängern in Italien und Deutschland, sondern in Frankreich.

Daß der damalige Präsident der französischen Republik, Thiers, so wenig ein Freund der italienischen wie der deutschen Einheit war, war Niemand ein Geheimniß. Hatte er doch schon vor 1870 in Wort und

Schrift wiederholt vor der Thorheit gewarnt, ein mächtiges Nachbarreich im Süden schaffen zu helfen, das unter Umständen sehr unbequem werden könnte. Auf die Occupation Roms durch die Truppen des Königs von Italien hatte er die Worte *le Maître's* angewandt: *Qui mange du pape, en meurt*. Allerdings war er ein zu gewiegter und praktischer Staatsmann, um auch nur entfernt an eine gewaltsame Wiedereinsetzung des Papstes zu denken. Er legte die darauf zielende Petition der französischen Bischöfe einfach *ad acta*, und wies eine Deputation der äußersten Rechten der französischen Deputirtenkammer, die unter Dupanloup's, des streitbaren Bischofs von Orleans, Führung eine bestimmte Erklärung der Regierung zu gunsten des *dominium temporale* verlangte, energisch ab: Sehen Sie nicht, daß Bismarck Italien mit Schmeicheleien überhäuft, Italien, seinen natürlichen Bundesgenossen in seinem großen Kampfe mit dem Papste? . . . Wollen Sie Italien ganz in seine Arme treiben? Wir achten die Rechte des heil. Stuhles und wollen seine Unabhängigkeit; aber wir erkennen die vollendeten Thatfachen an und werden nichts unternehmen, was uns einen König und ein Ministerium entfremden könnte, über die wir uns nicht zu beklagen haben“.

Aber so beruhigend diese Worte klangen, so bewies doch eine Reihe an sich unwesentlicher Vorgänge, wie groß der Einfluß der Italien feindlich gesinnten klerikalen Partei in Frankreich und wie stark die durch ihre Intriguen und Drohungen zwischen beiden Ländern hervorgerufene Spannung war. Die Eventualität eines Krieges mit Frankreich bildete längere Zeit hindurch ein stehendes Thema für die Leitartikel der italienischen Tagespresse. Die Linke der Deputirtenkammer sprach sich angesichts dieser Eventualität offen für den Abschluß eines Bündnisses mit Deutschland aus; auch das Centrum, ja selbst Sella, der bedeutendste Führer der Rechten, neigte nach dieser Seite hin, während allerdings die Hauptorgane der Conservativen, die *Perseveranza* in Mailand, die *Opinione* in Rom, die *Gazzetta d'Italia* in Florenz nicht müde wurden, für die Wiederherstellung eines freundschaftlichen Verhältnisses zu der stamhverwandten und altbefreundeten Nachbarnation zu plädiren.

Als im Sommer 1873 ein Ministerium Minghetti an die Stelle des über eine Finanzfrage zu Falle gekommenen Cabinets Lanza trat, faßte die öffentliche Meinung in Italien wie im Auslande diesen Regierungswechsel irrthümlischerweise als eine Abwendung von Deutschland und eine Annäherung an Frankreich auf. In Wirklichkeit hatte derselbe, wie der neue Ministerpräsident hervorhob, nur eine administrative — er hätte vielleicht richtiger gesagt, eine persönliche — Bedeutung, und es hieß Minghetti sehr verkennen, wenn man ihm, der, wie wir wissen,



schon 1868—70 ein Gegner der französischen Allianz gewesen war, eine ungerechtfertigte Frontwendung zutraute.

In der That waren auch die auswärtigen Verhältnisse zu einer solchen keineswegs angethan. Während die deutsche Regierung schon im Frühling 1873 durch die Erhebung des Gesandten beim Quirinal zum Botschafter den Beweis geliefert hatte, welche hohe Bedeutung sie diesem Posten beilegte, und Freiherr von Reudell, der frühere Gesandte in Constantinopel, derselbe, der bis vor wenigen Monaten Deutschland würdig in Rom vertreten hat, am 8. Juni seine feierliche Auffahrt hielt, war Thiers durch die Coalition der monarchischen Parteien in Versailles am 24. Mai gestürzt worden, und mit dem neugewählten Präsidenten der Republik, Marschall Mac Mahon, das stark clerikal-monarchisch gefärbte *gouvernement du combat* ans Ruder gelangt. Die Ausöhnung zwischen den Bourbons und Orleans war auf dem Punkte, eine Thatsache zu werden; es gab bekanntlich einen Augenblick, wo die Thronbesteigung Heinrich V. in nächster Aussicht zu stehen schien. Daß man in Italien einen solchen Wechsel als den ersten Schritt zu einem Kreuzzuge für das weltliche Regiment des Papstes auffaßte, war begreiflich genug. Die Aufregung wuchs von Tage zu Tage; es kam so weit, daß in einer Reihe von Städten franzosenfeindliche Volksdemonstrationen stattfanden.

Während die herrschende ultramontan-reaktionäre Partei in Frankreich aus ihrer Abneigung gegen das einzige Italien wie aus ihren Sympathien für die Wiederherstellung des Kirchenstaates und der neapolitanischen Bourbons kaum ein Hehl machte, erkannten die leitenden Staatsmänner in Wien sowohl wie in Berlin, daß der günstige Augenblick gekommen sei, um das Königreich näher mit sich und ihrer Politik zu verbinden. Allen Anstrengungen der legitimistisch-clerikalen Aristokratie und den gleichgesinnten Vertretern und Vertreterinnen des Ultramontanismus in der kaiserlichen Familie selbst zum Troste, gelang es dem Grafen Andrássy, den Kaiser Franz Joseph zu einer sehr freundschaftlichen und dringenden Einladung an König Victor Emanuel zum Besuch der Wiener Weltausstellung von 1873 zu bewegen. Obgleich schon das Ministerium Lanza-Sella die Annahme befürwortet und sogar erfolgreiche Schritte gethan hatte, auch von Berlin aus eine ähnliche Einladung zum Besuche der deutschen Reichshauptstadt zu provociren, so bezeugte doch Victor Emanuel, etikettereichen Hoffestlichkeiten entschieden abgeneigt, und den betreffenden Herrscherfamilien bisher keineswegs besonders zugethan, wenig Lust zu der ihm zugemutheten Reise und benutzte die eingetretene Ministerkrisis, um dieselbe auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Aber Minghetti drang angesichts der sich immer drohender zuspitzenden Verhältnisse zu

der französischen Regierung entschieden darauf, die günstige Gelegenheit zu einer Annäherung an die beiden Kaiserhöfe nicht vorübergehen zu lassen. So brach denn der König, von Minghetti und dem Minister des Auswärtigen, Visconti-Venosta, begleitet, am 16. September nach Wien auf. Er wurde aufs Herzlichste empfangen, und zum Entsetzen der klerikalen Partei wie trotz des ausdrücklichen Protestes des päpstlichen Nuntius, am 20., dem Jahrestage des Einzugs der italienischen Truppen in das päpstliche Rom, eine glänzende Revue zu Ehren des königlichen Gastes abgehalten. Nicht minder warm war die Aufnahme in Berlin, und zwar nicht nur seitens der kaiserlichen Familie, sondern auch, zu des Königs freudiger Ueberraschung, seitens der Bevölkerung, wo sie allerdings weniger seiner Person als der Nation und dem Lande galt, die er vertrat.

Man hat die Reise des Königs von Italien vielleicht nicht mit Unrecht als einen Bindestrich zwischen Wien und Berlin bezeichnet, wo die leitenden Staatsmänner schon ein engeres Bündniß ins Auge gefaßt hatten, dem jedoch zunächst noch gewiß nicht ganz überwundene Empfindlichkeiten an der Donau entgegenstanden. Zu bestimmten Abmachungen kam es damals so wenig zwischen den beiden Kaiserstaaten wie zwischen ihnen und Italien; aber die demonstrative Bedeutung des königlichen Besuches in den beiden Kaiserstädten wurde doch weder von Freund noch von Feind verkannt. Das italienische Volk gab in unzweideutigster Weise so seiner Zustimmung Ausdruck und demonstirte in öffentlichen Kundgebungen jeder Art für das deutsch-italienische Bündniß. Das kurz vor des Königs Abreise veröffentlichte Buch des in seinem Selbstbewußtsein zumal durch die geringschätzigen Aeußerungen Fürst Bismarcks im Reichstage aufs Tiefste gekränkten ehemaligen Ministerpräsidenten und Generalstabschefs Alfonso Lamarmora\*), welches zumal durch die gegen alles Herkommen veröffentlichten Documente den Franzosen, den Klerikalen und den deutschen Particularisten reichen Stoff zu neuen Schmähungen gegen die hinterlistige Politik Preußens lieferte, rief allerdings vorübergehend eine tiefe Verstimmung in Berlin hervor, welche jedoch durch die tactvolle Erklärung, welche die italienische Regierung einer Interpellation der Linken gegenüber im Parlamente abgab und sogleich auf telegraphischem Wege nach Berlin gelangen ließ, rasch und vollständig wieder beseitigt wurde.

Mit der größten Spannung blieben inzwischen die Blicke der italienischen Nation auf Frankreich gerichtet, wo gegen Ende October die

\*) Un po' più di luce sugli eventi politici e militari dell' anno 1866. Bd. I. Florenz 1873.

entscheidende Wendung einzutreten im Begriffe schien. Da zerriß der bekannte Brief des ebenso ehrlichen wie hartköpfigen und beschränkten Prätendenten, worin er die dreifarbigte Fahne von sich stieß, mit einem Schlage das Gewebe der monarchischen Intrigue. Die Spannung hörte auf, zitterte aber noch in der Thronrede des Königs vom November nach, welche, der Reise nach dem Norden gedenkend, das freundschaftliche Verhältniß zwischen Deutschland und Italien energisch hervorhob, während sie auf Frankreich mit den nicht mißzuverstehenden Worten hinwies: „Wir wünschen mit allen Völkern in Frieden zu leben; aber ich werde stets ein fester Hüter der nationalen Rechte und der nationalen Würde sein“. Donnernder, langanhaltender Beifallsruf von allen Bänken bewies, welch starkes Echo die Worte in den Herzen der Hörer fanden.

## II.

Im Sommer 1874 war die Spannung zwischen der päpstlichen Curie einerseits, der deutschen wie der italienischen Regierung andererseits, aufs höchste gestiegen. Der im Juni tagende erste italienische Katholikencongreß in Venedig hatte es kein Hehl, daß seine Bestrebungen in der Wiederherstellung der weltlichen Papstmacht gipfelten. In seiner Antwort an die Deputation des Congresses überschüttete Pius IX. das italienische Königshaus selbst mit Schmähungen und stieß unverhüllte Drohungen gegen dasselbe aus. In Preußen hatten die Maigesetze von 1874 die kirchenpolitische Verfassungsreform und Legislation des vergangenen Jahres vervollständigt. Der deutsche Vertreter am päpstlichen Hofe war abberufen worden. Das römische Jesuitenorgan, die *Civiltà cattolica*, drohte, wie weiland Monsignor Meglia in München, mit der Revolution und der Demokratie. Pius IX. ging noch weiter: er erklärte in seiner Encyclica vom 5. Februar 1875 die preussischen Maigesetze ausdrücklich für null und nichtig.

In seiner Empörung über diesen Eingriff des Papstes in das deutsche Rechtsgebiet und über die ganze, von Rom aus geleitete Agitation gegen das deutsche Reich richtete der Reichskanzler unter dem 14. März 1875 eine Note an Herrn von Keudell, worin er der italienischen Regierung den Vorschlag machte, eine Uebereinkunft zur Festsetzung gemeinsamer Maßregeln gegen päpstliche Uebergriffe zu treffen. Das päpstliche Garantiegesez — welches ja der Papst überdies nie anerkannt hatte — sollte dabei zwar in seinen wesentlichsten Punkten beibehalten werden, aber doch einige Modificationen erfahren.

Minghetti antwortete, die italienische Regierung sei zwar im Princip mit der deutschen einverstanden, aber durch die eigenthümlichen Verhält-

nisse des Königreichs zu einer Sonderpolitik gegenüber dem päpstlichen Stuhle genöthigt. In Berlin würdigte man die Annahme „im Princip“ nach Gebühr und ließ die Sache fallen. Sie hatte noch ein Nachspiel im italienischen Parlament, wo die Opposition die Gelegenheit zu einem allgemeinen Sturmlaufe gegen die Kirchenpolitik des Ministeriums benutzte. Die achttägige Redeschlacht, in der Minghetti eine Culturlampfpolitik nach preußischem Muster für eine Unmöglichkeit in Italien erklärte, „weil das Volksgewissen dagegen ist, und wir unsere Rechnung nicht dabei finden“, endete mit einer der Regierung günstigen Tagesordnung, obwohl sie in der Discussion selbst den Kürzeren gezogen hatte. In der Hauptsache hatte Minghetti ohne Zweifel recht: der Culturlampf, der Deutschland wenig Segen gebracht hat, würde Italien noch weit verderblicher geworden sein. —

Höflichkeit und Politik verlangten die Erwidrerung des Besuchs Victor Emanuels seitens der Kaiser von Deutschland und Oestreich. Lange gingen die Verhandlungen darüber hin und her. Die Schwierigkeit lag in der Doppelhauptstadt Rom. Franz Joseph konnte den Ansprüchen des Quirinals und des Vaticans nicht gleichzeitig gerecht werden, Wilhelm I. es seiner Würde nicht entsprechend finden, eine Stadt zu betreten, wo der rücksichtslose Feind seines Reiches, der Aufwiegler seiner Unterthanen residirte. In Italien trug man, wenn auch nicht ohne Ueberwindung, den Umständen Rechnung, zumal sich Kaiser Franz Joseph mit anerkennungswerther Selbstüberwindung entschloß, nach Venedig zu kommen, der Stadt, die noch vor 10 Jahren eine Perle seines eigenen Reiches gewesen war. Die Zusammenkunft fand zu Anfang April 1875 statt, die mit dem deutschen Kaiser erst im October des Jahres. Die Aerzte des greisen Monarchen hatten anfangs gegen die Reise protestirt. Der Kronprinz sollte ihn vertreten; aber von Rom aus gab man deutlich zu verstehen, daß man den Erben der deutschen Krone zwar freudig empfangen werde, deshalb aber auf den Besuch des Kaisers keineswegs verzichte. Victor Emanuel selbst schlug demselben Mailand als die ihm zunächst gelegene Großstadt des Königreichs vor. Die Begegnung der Monarchen war eine außerordentlich herzliche und brachte nicht nur die Herrscher selbst, sondern auch die von ihnen vertretenen Völker einander näher, als das bisher je der Fall gewesen war. Kaiser Wilhelm sprach das richtige Wort in dem Telegramm, das er auf der Rückreise von Bozen aus an Victor Emanuel richtete: Unsere Begegnung war ein Moment von historischer Bedeutung, weil wir Beide von der Vorsehung an die Spitze von Nationen gestellt sind, die nach langem Kampfe ihre Einheit errungen haben.“ Zubelehnder Beifall folgte diesen Worten dies-

seit und jenseit der Alpen, wie er gleicher Weise den Toast des Kaisers auf seinen Wirth begleitet hatte, der mit den Worten schloß: „Möchten wir und unsere Kinder stets Freunde bleiben!“

Der Zeitpunkt war allerdings ein für die neue Freundschaft besonders günstiger. Das erneute Bündniß der siegreichen Conservativen in Frankreich mit den Ultramontanen, und das entsprechend gefärbte Ministerium Buffet, die ganze klerikale Springsfluth, wie sie in Wallfahrten, Wundererscheinungen und kirchlichen Vereinen mit der Parole: *Sauvez Rome et la France!* zu Tage trat, trieb selbst die widerstrebendsten Elemente der nationalgesinnten Parteien Italiens in das Lager der Anhänger Deutschlands.

So natürlich und einleuchtend aus der Retrospective dieser Zusammenhang der italienischen Politik zu sein scheint, so erscheint es doch ausgeschlossen, wenn auch noch nicht bewiesen, daß die zukünftige Forschung noch einmal einen Knoten in diesem Faden constatiren wird, der ihn nicht ganz so glatt erscheinen läßt, obgleich das End-Resultat dasselbe bleibt. Es soll nämlich zur Zeit des Besuchs des Kaisers von Oesterreich in Venedig, im Frühling 1875 noch einmal daran gearbeitet worden sein, statt der italienisch-österreichisch-deutschen eine italienisch-österreichisch-französische Coalition zu Stande zu bringen.

Daß die damals in Frankreich herrschende ultramontane Partei ein solches Bündniß zum Zwecke eines klerikal-patriotischen Feldzuges gegen Deutschland trotz ihrer ostentativ zur Schau getragenen Antipathie gegen das kirchenräuberische Italien mit Freuden begrüßt haben würde; daß einflußreiche, zumal weibliche Elemente am österreichischen Hofe und gewisse Kreise des österreichischen Heeres den gleichen Wunsch hegten, ist eine ebenso bekannte und unzweifelhafte Thatsache, wie daß dieselben Elemente schon 1869—1870 und 1873 nach demselben Ziele gestrebt, dafür intrigirt und conspirirt hatten. Daß auch einzelne Persönlichkeiten in der Umgebung des Papstes bereit gewesen wären, wenigstens einen Waffenstillstand mit dem königlichen Italien zu schließen, um die Tripelallianz gegen das tödlich gehaßte deutsch-protestantische Kaiserthum zu Stande zu bringen, machen Artikel der beiden Jesuitenorgane *Voce della verita* und *Civiltà cattolica* aus jener Zeit wenigstens wahrscheinlich. Sehr unwahrscheinlich ist aber die Annahme, daß die maßgebenden Kreise in Italien derartigen Plänen ein williges Ohr geliehen hätten. Man war sich hier vollkommen klar darüber, daß ein Sieg der klerikalen Partei in Europa die größte Gefahr, ja geradezu Verderben und Vernichtung für das junge Königreich bedente. Daß Victor Emanuel selbst damals noch für eine französische Allianz gegen Deutsch-

land zu haben gewesen wäre, erscheint wenig glaublich. Vielleicht nahmen die Faiseurs in Paris und Wien auch nur ein neutrales Italien in Aussicht. Wie groß oder gering aber ihre Chancen für ein Zustandekommen der Coalition und die darauf gesetzten Hoffnungen der päpstlichen Partei in Italien auch gewesen sein mögen — der bekannte „Krieg in Sicht“ Artikel der „Post“ zerriß mit einem Schlage das feine Gewebe, indem er zumal dem Kaiser Franz Joseph die vollen Consequenzen jedes Versuchs einer erneuten Annäherung an Frankreich vor die Augen führte. Die Leiter der Intrigue selbst suchten nun eifrig, jeden Verdacht von sich abzuwälzen, indem sie im Gegentheil Deutschland selbst kriegerischer Absichten und Zettelungen gegen Frankreich beschuldigten. Die October-Zusammenkunft in Mailand aber lieferte alsbald den unwiderleglichen Beweis, daß das freundschaftliche Verhältniß zwischen den Herrschern von Deutschland und Italien wie zwischen ihren Staaten bereits festen Boden gewonnen habe.

### III.

Die sogenannte parlamentarische Revolution vom März 1876, welche der funfzehnjährigen Herrschaft der Consorterie in Italien definitiv ein Ende machte, äußerte zunächst keinen bemerkbaren Einfluß auf die auswärtige Politik. Das erste Ministerium Depretis hob in seinem Programm vom 28. März ausdrücklich hervor, daß die neue Regierung auf diesem Gebiete den Spuren der alten folgen werde. Sein Hauptorgan in der römischen Presse „Il Diritto“ hatte längst sowohl wie die florentiner *Razione*, das einflußreichste Blatt des Centrums, für engeren Anschluß an Deutschland plädiert. Zwar hatte sich inzwischen das Verhältniß zu Frankreich einigermaßen gebessert, seit hier das antiklerikale Ministerium Dufaure am Ruder war; doch war dessen Einfluß weder mächtig noch dauernd genug, um das tiefe Mißtrauen, das seine Vorgänger gesät, ganz zu beseitigen. Auch war die Haltung der deutschen Regierung in kirchenpolitischer Hinsicht der herrschenden Partei entschieden sympathischer als den früheren Cabinetten der Rechten, und wenngleich Depretis so wenig Lust bezeugte wie Minghetti, sich mit der deutschen Regierung auf gemeinsame Repressalien gegen den Papst einzulassen, so zog er doch der unbotmäßigen Hierarchie gegenüber die Zügel wesentlich schärfer an als sein Vorgänger. —

Die allgemeine Richtschnur der auswärtigen Politik war jeder italienischen Regierung durch die Lage wie durch die Machtverhältnisse ihres Landes vorgeschrieben: Nichteinmischung in fremde Angelegenheiten, welche die Interessen Italiens nicht wesentlich berührten und aufrichtige Bemühungen zur Erhaltung des europäischen Friedens, um in Ruhe die noch

größtentheils ungenügend erschlossenen Hülfquellen des Nationalwohlstandes reichlicher fließen zu machen und so zugleich die Steuerkraft des Landes zu erhöhen, seine noch nicht hinlänglich in Fleisch und Blut der Bewohner übergegangenen Institutionen auszubilden und zu festigen, endlich seine Machtmittel zu mehren, um dereinst einen dem der anderen Großmächte vollkommen ebenbürtigen Einfluß im europäischen Völkerrathe zu erlangen.

Die Haltung des Cabinets Depretis in der um diese Zeit wieder in den Vordergrund getretenen orientalischen Frage war diesen Grundfäden durchaus entsprechend: Hat auch Italien als Mittelmeerstaat ein weit direkteres Interesse an den Schicksalen der Balkanhalbinsel als Deutschland, so waren doch die dortigen Verwickelungen zunächst nicht darnach angethan, ein unmittelbares Eingreifen seinerseits zu begründen, selbst wenn seine Machtmittel ihm ein solches gestattet hätten. So begnügte sich die römische Regierung, ohne irgendwie die Initiative zu ergreifen, ja, nicht ohne eine gewisse markirte Zurückhaltung, an den wenig erfolgreichen Schritten der europäischen Diplomatie zur Wiederherstellung der Ruhe in Bosnien und der Herzegowina theilzunehmen und dem Berliner Memorandum vom 13. März zuzustimmen. Die Anwesenheit des Kronprinzen Humbert in Petersburg bei Gelegenheit einer Reise an mehrere nordische Höfe ließ das von der Wiener Sensationspresse aufgebrachte Gerücht entstehen, es seien dort Verabredungen zwischen Rußland und Italien getroffen worden, in denen das letztere dem ersteren die Unterstützung seiner Politik im Orient gegen die Zusicherung einer territorialen Entschädigung versprochen habe. Die österreichischen Zeitungen wiesen entrüstet auf Trient und Triest als Entschädigungsobjekte hin, und ein Theil der deutschen Presse secundirte. Die italienische Regierung dementirte das Gerücht ebenso bestimmt wie energisch und betonte zugleich ihren aufrichtigen Wunsch, die freundschaftlichsten Beziehungen zu Oesterreich zu unterhalten. Aber in Wien war das Mißtrauen gegen die Absichten und Vorkeltäten der südlüchen Nachbarn noch zu rege, um sich so leicht beruhigen zu lassen. Es war in der That unleugbar, daß wenigstens ein großer Theil der Partei, die jetzt in Rom das Ruder führte, oft genug Südtirol und Istrien als von rechtswegen zu Italien gehörige Gebiete bezeichnet und beansprucht hatte, deren Vereinigung mit dem Hauptlande nur eine Frage der Zeit und der Gelegenheit sei. Die österreichische Regierung wußte, daß die Mehrheit der Bewohner ihrer italienisch redenden Provinzen ebenso dachte. In Triest und Trient bestanden geheime, in Italien öffentliche Vereine für die Befreiung der Italia irredenta, des unerlösten Italiens. Dazu tauchte im Sommer 1877 das Gerücht von einer beabsichtigten Landung italienischer Truppen an der albanesischen Küste

auf, um dort ein geeignetes Tauschobject für das Trentino zu gewinnen. Obwohl kein ernstler Politiker der Nachricht, der außerdem das Dementi auf dem Fuße folgte, Glauben beimessen konnte, trug dieselbe dennoch dazu bei, der gereizten Stimmung in beiden Ländern Nahrung zu geben. Es scheint, daß wenn sich von Wien aus auch in Berlin über die italienische Regierung beklagt hatte. Wenigstens soll Fürst Bismarck dem dem italienischen Kammerpräsidenten Crispi, der im September 1877 seine vielbesprochene politische Rundreise durch Mitteleuropa machte, dringend gerathen haben, darauf hinzuwirken, daß die gegen den Besizstand der österreichischen Monarchie gerichteten Demonstrationen und Bestrebungen ein Ende nähmen.

Der Reise Crispi's lag keine offizielle Mission zu Grunde. Doch dürfen wir annehmen, daß der angesehene, der entschiedenen Linken angehörige Staatsmann dieselbe mit Verwissen und im Einverständniß mit der Italienischen Regierung unternommen hatte, um sich über die in Wien, Budapest und Berlin wie in Paris und London Italien gegenüber herrschende Stimmung persönlich zu unterrichten, die fremden Regierungen für die herrschende Partei günstig zu stimmen und über ihre auswärtige Politik zu beruhigen. Mit Fürst Bismarck hatte er zunächst eine Unterredung in Gastein, später eine zweite in Berlin, der die offiziellen Blätter, zumal die Norddeutsche Allgemeine Zeitung große Bedeutung beilegten.

Das Erscheinen des Präsidenten der italienischen Deputirtenkammer in der deutschen Hauptstadt konnte zunächst als ein Gegenbesuch bei dem Präsidenten des deutschen Reichstages gelten. Herr von Bennigsen war im Frühling 1877 in Rom gewesen, dort hochgefeiert worden und hatte bei seiner Rückkehr in Vargin über die empfangenen Eindrücke Bericht erstattet. Bei dem unter seinem Vorsitz Crispi in Berlin gegebenen Festmahl bezeichnete dieser Italien als den Bundesgenossen Deutschlands. Die Gemeinsamkeit der Interessen bedinge eine ehrliche und offene Freundschaft zwischen den Deutschen und „den Sachsen der romanischen Race“, wie er seine Landsleute mit einer etwas kühnen Autonomasie bezeichnete.

Natürlich war man in Rom seitens der oppositionellen Kreise schlecht auf die Crispi'sche Reise zu sprechen; man witterte hinter dem so prononciert deutschfreundlichen Auftreten in Berlin im Gegensatz zu der kühlen Haltung, die Crispi später in Paris beobachtete, „einen dummen Streich des Ministeriums in Gestalt einer unzeitigen Allianz mit der nordischen Macht“. In der That nahm das Gerücht, daß Crispi als offiziöser Unterhändler zur Vorbereitung eines Bündnisses fungirt habe, eine solche Consistenz an, daß Depretis es nothwendig fand, dasselbe Lügen zu strafen. Wellte doch die klerikale Voce della verità schon eine



Abschrift des gegen Frankreich gerichteten Allianztractats gesehen haben! War das reine Erfindung, so erschien doch ein dazu in Beziehung stehender Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, in dem dieselbe, im Anschluß an das italienische Dementi hinzufügte, etwa schwebende Verhandlungen verfolgten das Ziel, das Zusammengehen Deutschlands und Italiens zu sichern für den Fall, daß sich die beiden Länder nach den französischen Octoberwahlen einem clerikalen und deshalb aggressiven Frankreich gegenüber befinden sollten, einer Bestätigung ähnlicher als einer Widerlegung.

Ziehen wir aus allen den verwirrenden und einander entgegengesetzten Behauptungen betreffs der Bedeutung des Crispi'schen Aufenthalts in Berlin und seines Verkehrs mit deutschen Staatsmännern und Parlamentariern unter Berücksichtigung der Sachlage und der persönlichen Verhältnisse das endgültige Fact, so dürfen wir darin wohl einen Fühler erblicken, den die Regierung durch den hochgestellten Vertrauensmann und Parteigenossen austreckte, um zu erfahren, wie man in Berlin über die Lage denke, ob Fürst Bismarck noch immer der Ansicht sei, die er einige Jahre zuvor ausgesprochen hatte, daß Deutschland Italien im Falle eines französischen Angriffes vertheidigen müsse, und welche Gegenleistungen er dafür in Anspruch nehme.

In sofern war nun die Reise allerdings verlorne Liebesmüh. Die schweren Gewitterwolken am nordwestlichen Horizont verschwanden plötzlich und unerwartet. Die französischen Wahlen vom 14. October 1877 befreiten Italien von dem Alpdruck der Intervention einer clerikalen Regierung. Der Jubel darüber war groß; nicht am wenigsten auch in den Reihen der Opposition. „Die liberalen Wahlen in Frankreich“, sagte die *Perseveranza*, „haben die Gefahren abgewandt, in welche das Ministerium Italien zu verwickeln verstanden hat, zumal durch die uns arg compromittirende Reise Crispi's nach Berlin“.

#### IV.

Der 9. Januar 1878, der Todestag des Herrschers, dem das Land in erster Linie seine nationale Einheit und Unabhängigkeit verdankte, versenkte ganz Italien in die tiefste Trauer. Gesandte aller Staaten erschienen, um die Theilnahme der Regenten wie der Völker am Grabe Victor Emanuels zu bezeugen. Als nun auch der Erbe der deutschen Krone persönlich kam, um seinem Freunde, dem neuen König Humbert, den eigenen wie seines kaiserlichen Vaters herzlichsten Antheil an dem schweren Verluste zu bezeigen und einen goldenen Lorbeerkranz an dem Sarge des „König Befreiers“ niederzulegen, da empfing ihn, wo er sich zeigte, der brausende Jubelruf des römischen Volkes, während der fran-

zöjische Vertreter, General Canrobert, zum größten Aerger der französischen Presse, vollständig ignoriert wurde. Und als König Humbert, von der Eidesleistung auf die Verfassung zurückkehrend, an der Seite Kronprinz Friedrich Wilhelms auf dem Balkon des Quirinals erschien, und dieser, den jungen Erben der italienischen Krone auf dem Arme haltend, ihn küßte und dem Volke zeigte, da hallte ein tausendstimmiger Jubelruf: Viva la Germania! weithin über den Platz, sich fortpflanzend bis in die fernsten Gassen.

Ob man im Volke instinktmäßig empfand, daß sich mit dem Personenwechsel auf dem Throne auch ein Wechsel der Gesinnungen vollzogen hatte? Victor Emanuel, französisch gebildet, in französischen Auffassungen aufgezogen, hatte mit seinem Vater von Jugend auf die Antipathie gegen die Tedeschi getheilt, unter welchem Namen nicht nur das Volk die Deutschen mit den Oesterreichern zusammenwarf, von denen Karl Albert und er selbst so schwere Demüthigungen hatte erdulden müssen. Dankbarkeit und persönliche Freundschaft hatten ihn fest mit den verschwägerten Napoleoniden verknüpft. Hatte er auch seit 1870 bewiesen, daß er seine persönlichen Neigungen und Sympathien seiner Pflicht als constitutioneller Monarch unterzuordnen wußte, hatte er nach seinem Empfang in Wien und Berlin wie durch die Zusammenkünfte in Venedig und Mailand wirklich freundschaftliche Gesinnungen gegen die beiden Höfe, vor allem gegen den deutschen Kaiser gefaßt, so blieb ihm doch der Gedanke einer engen Allianz mit den Centralmächten mit ihrer gegen Frankreich gerichteten Spitze persönlich stets unsympathisch. Anders sein Sohn und Nachfolger. Unter günstigeren Verhältnissen aufgewachsen, dem Auslande freier und vorurtheilsloser gegenüberstehend, hatte er früh eine besondere Theilnahme für Deutschland gezeigt, dessen Bestrebungen und Interessen so viele Berührungspunkte mit denen seines eigenen Landes darboten. Seine schon seit Jahren bestehende persönliche Freundschaft mit dem deutschen Kronprinzen brachte ihn nicht nur der kaiserlichen Familie, sondern auch den deutschen Staatslenkern näher, wenn ihm auch, als König eines nach dem parlamentarischen System regierten Landes von persönlich entschiedener liberaler Richtung, die Art und Weise, wie man das Wesen der konstitutionellen Monarchie den preussischen Traditionen entsprechend an der Spree auffaßte, nicht durchaus congenial sein mochte. Seinen Grundsätzen treu zögerte er nicht, als das zweite Ministerium Depretis im März 1878 eine parlamentarische Niederlage erlitt, das Haupt der buntschweifigen siegreichen Coalition, den früheren Republikaner und nunmehrigen Führer der äußersten monarchischen Linken, Cairoli, für den er zugleich eine gewisse persönliche Vorliebe hegte, an die Spitze der Regierung zu

berufen, indem er nur einerseits auf der unveränderten Beibehaltung des Garantiegesetzes, andererseits auf einer friedlichen Neutralitätspolitik bestand, die auch ein aufrichtig freundschaftliches Verhältniß zu Oesterreich gestatte. Die Ernennung eines Mitgliedes der Rechten, des bisherigen Gesandten in Constantinopel, Grafen Corti, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten bot zugleich den Mächten eine gewisse Garantie, daß dies Programm wirklich werde eingehalten werden. —

Dennoch war das Mißtrauen in die neue Regierung, dessen man zumal in Wien kein Fehl hatte, keineswegs ganz ungerechtfertigt. Jeder strengen repressiven und noch mehr jeder vorbeugenden Maßregel, die einen Beigeschmack polizeilicher Bevormundung zu haben schien, abgeneigt, fiel das Ministerium Cairoli dem Vorwurf anheim, daß es nicht nur die Feinde der bestehenden Staatsordnung ruhig gewähren und die öffentliche Sicherheit in Verfall gerathen lasse, sondern auch durch die stillschweigende Duldung der gegen Oesterreich gerichteten Demonstrationen für die Italia irrodenta Italien dem Auslande gegenüber compromittire. Vergeblich warnte der Minister des Auswärtigen vor den Drohungen gegen die territoriale Integrität des Kaiserstaates, die sogar in der Deputirtenkammer ein Echo fanden. Das Attentat Passanantes auf das Leben des Königs, den allerdings der ihn begleitende Ministerpräsident mit dem eigenen Leibe deckte, in Florenz und Pisa geworfene Orsinibomben, Beamtenmorde in der Romagna zeigten deutlich, wohin dies System des laissez aller führe und veranlaßten schließlich einen Theil der Linken, sich mit der oppositionellen Rechten zu verbinden und Cairoli zu stürzen, an dessen Stelle abermals Depretis an die Spitze der Regierung trat.

Auf dem Berliner Congreß nach dem Frieden am St. Stefano hatten Graf Corti und der italienische Botschafter de Launay in Gemeinschaft mit dem deutschen Reichskanzler und den französischen Diplomaten die allgemeinen Interessen Europas den Sonderinteressen der nächstbetheiligten Großmächte gegenüber ebenso würdig wie gemäßigt vertreten. Der gegen die Regierung geschleuberte Vorwurf, daß ihre Bevollmächtigten eine bloße Statistenrolle gespielt und nicht den geringsten Vortheil für Italien zu erreichen verstanden hätten, entsprang einer solchen Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse, daß selbst Minghetti, damals noch eines der Häupter der Opposition, öffentlich anerkannte, daß dieselben unter den vorhandenen Umständen unmöglich hätten Besseres leisten können. Nicht besser gegründet war die Klage darüber, daß die italienische Regierung vor dem Congresse die Aufforderung Englands zu einem Bündniß „um die gemeinsamen Interessen im Schwarzen und im Mittelländischen Meere zu schützen“ zurückgewiesen habe. Mit vollem Rechte hatten Depretis und Corti damals

erwidert, daß Italien keine Verpflichtungen übernehmen könne, die ihm eine gebundene Marschrouten vorschrieben. Die italienischen Staatsmänner erkannten sehr wohl, daß der Antrag Englands nur auf den Wunsch hinauslief, daß Italien ihm in der ägyptischen Frage die Kastanien aus dem Feuer holen möchte, daß sie sich durch dessen Annahme mit Rußland wie mit Frankreich verfeindet, von den Centralmächten losgelöst und so in eine sehr bedenkliche Isolirung versetzt haben würden, während ihnen die britische Freundschaft bei einer etwa eintretenden Krisis kaum von irgend welchem Nutzen gewesen wäre.

So correct aber das Verhalten der italienischen Diplomatie auch gewesen war: die Nation, welche nicht gezweifelt hatte, daß sie nach Vollendung ihrer Einheit eine der ersten Stimmen im europäischen Concert führen werde, war von der bescheidenen Rolle, die ihre Vertreter bei der Regelung der orientalischen Angelegenheiten gespielt hatten, wenig erbaut. Eine tiefe Verstimmung hatte sich der Gemüther bemächtigt. So ist es leicht erklärlich, daß uns in der auswärtigen Politik des jungen Königreichs seit jener Zeit ein scharfer accentuirtes Streben entgegentritt, sich neben den älteren Großmächten eine ebenbürtige Stellung und einen anerkannten Einfluß bei der Gestaltung der internationalen Verhältnisse zu verschaffen.

## V.

Im Sommer 1879 hatte das dritte Ministerium Depretis, einer parlamentarischen Intrigue zum Opfer fallend, bei der es sich wie gewöhnlich nicht um eine Principien- sondern eine Personenfrage handelte, abermals einem Cabinet Cairoli das Feld räumen müssen. Die neue Regierung suchte zwar durch ein Rundschreiben des Ministers des Innern an die Präfecten, worin dieselben zur aufmerksamen Ueberwachung der Unruhmäcker und Agitatoren von Handwerk und zur Verhinderung aller irredentistischen Manifestationen aufgefordert wurden, die auswärtigen Regierungen und die Opposition im Innern zu beruhigen, aber mit geringem Erfolge. Der bekannte Artikel „*Italiae ros*“ des früheren österreichischen Militär-Attaché's Oberst Haymerle in der österreichischen Militärzeitung, in welchem derselbe nicht nur die italienische Regierung für die Excesse der Radikalen und die irredentistischen Umtriebe verantwortlich machte, sondern auch die Behauptung wiederholte, daß während des russisch-türkischen Krieges Italien für den Fall eines activen Eingreifens Oesterreichs eine Allianz mit Rußland ernstlich ins Auge gefaßt und sogar bereits Vorbereitungen zum Kriege mit der erstgenannten Macht getroffen habe, erregte — wenn auch aus entgegengesetzten

Gründen — eine hochgradige Aufregung in beiden Ländern, welche auch die offizielle Verleugnung des Artikels seitens der österreichischen Regierung und der Verweis, den sein Verfasser erhielt, nicht ganz besänftigen konnten. Bestand auch das einzige Körnchen Wahrheit, welches der letzteren Verschuldigung zu Grunde lag\*), in einer höchst platonischen Sympathie für die Befreiung der christlichen Balkanvölker vom türkischen Joch durch Rußland, die bald, als die eigennützigen Absichten des Czarenreiches deutlicher zu Tage traten, in ihr Gegentheil umschlug, so war man sich doch andererseits diesseit und jenseit der Alpen bewußt, daß die Männer, welche jetzt an der Spitze der römischen Regierung standen, Irredentisten und radikale Unruhmacher nicht von ihren Ruckschüssen abzuschütteln vermochten. Auch eine neue Ministercombination, bei der Depretis nach einem Compromiß mit Cairoli das Ressort des Innern übernahm, vermochte sich weder in der Kammer noch im Auslande Vertrauen zu gewinnen. In der ersteren brandmarkte die Opposition die unklare, zweideutige, nothwendig Mißtrauen erweckende Politik, welche trotz aller Freundschaftsversicherungen den Anspruch auf fremde Territorien nicht entschieden verleugnen könne noch wolle. Man wies dem Premierminister unwiderleglich nach, daß trotz seiner gegentheiligen Behauptung irredentistische Comités in verschiedenen Städten beständen. Das Gebahren des Cabinets Cairoli mahnt uns lebhaft an das der meisten französischen Ministerien seit 1871. Gewiß, es wollte so wenig den Krieg mit Oesterreich wie diese den mit Deutschland; aber es ging ihnen mit den italienisch redenden Provinzen des Kaiserstaates wie diesen mit Elsaß-Lothringen: sie konnten sich weder entschließen, definitiv auf ihre „Befreiung“ zu verzichten noch diejenigen, welche öffentlich oder insgeheim auf gesetzlichem oder ungesetzlichem Wege für dieselbe thätig waren, offen und rückhaltlos zu verleugnen. Cairoli rühmte zwar die vortrefflichen Beziehungen zu Oesterreich und Deutschland, verrieth aber seine innersten Gedanken über die auswärtige Politik, indem er hinzufügte: „Italien befindet sich in einer normalen Lage und verfolgt statt compromittirender Allianzen eine Politik des Friedens“. Minghetti beantragte ein ausdrückliches Tadelsvotum „weil die Regierung also ein Italien ohne Bundesgenossen, ohne Freunde, ohne allen Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten wolle“. Wurde dieser Antrag auch durch eine nichtssagende Tagesordnung beseitigt und wagten auch, nachdem die Regierung, in einer inneren Frage geschlagen, die Kammer aufgelöst hatte,

\*) In geradezu lächerlichem Lichte erscheint diese Anklage, seit durch die Enthüllungen der „Norddeutschen Allg. Zeitung“ die Verhandlungen zwischen Oesterreich und Rußland und der Vertrag vom 15. Januar 1877 zwischen diesen beiden Mächten bekannt geworden sind.

die durch die Neuwahlen zur Majorität gewordenen Oppositionsparteien zunächst keinen ernstlichen Angriff, so beruhte der Fortbestand des Ministeriums Cairoli-Depretis doch nur darauf, daß sich ihre Gegner bewußt waren, nur in der Negative einig zu sein und außerdem wenige Staatsmänner Lust empfanden, die bedenkliche Erbschaft anzutreten. Bald nachher aber veranlaßte die einen durchaus republikanischen Charakter tragende Einweihungsfeier des Denkmals für die am 2. November 1867 bei Mentana gefallenen Freiwilligen im Herbst 1880 in Mailand, bei der Rochefort an der Spitze einer Deputation pariser Intransigenten eine donnernde Rede für die Solidarität aller Republikaner hielt, einen neuen Sturmangriff gegen die Regierung. Im Lauf der sieben-tägigen Wortschlacht in der Deputirtenkammer wurde die Republik von den Radikalen offen verherrlicht, und die Frage, ob Königthum oder Volksherrschaft ganz unbefangen wie eine offene behandelt. Die Regierung, welche die Stimmen der Radikalen nicht entbehren konnte, ließ das Unglaubliche ohne Widerrede geschehen. Selbst aus den Reihen der gemäßigten Linken ertönten dagegen Stimmen des Unwillens über ein Regiment, welches das Königreich an den Rand des Verderbens führen und im Auslande vollständig diskreditiren müsse.

Da trat ein Ereigniß ein, welches selbst die hartnäckigsten Verfechter der Neutralitätspolitik und sogar die verschämten Freunde der französischen Republik von der Nothwendigkeit eines festen Anschlusses an die Centralmächte überzeugen sollte.

So wenig eine derartige Anschauung den realen Machtverhältnissen entsprach, so hatte sich die italienische Nation, seit sie in eine Staatseinheit zusammengefaßt war, doch stets als die von der Natur prädestinirte Vormacht des Mittelmeers betrachtet, und jede Verschiebung in den Besitzverhältnissen an dessen Küsten mit eifersüchtigem Auge überwacht. Vor allem aber galt ihr jener mittlere Theil der nordafrikanischen Küste, der Sicilien gegenüberliegt, und wo sich — zumal in Tunis selbst — viele Italiener theils vorübergehend, theils dauernd niedergelassen hatten, als in ihrer ausschließlichen Interessensphäre liegend, ja, dessen Acquisition selbst nur als eine Frage der Zeit. So mußten die ersten Gerüchte von einer beabsichtigten Annexion Tunisiens an Frankreich oder doch einem französischen Protectorate daselbst, und die gleichzeitig in der Pariser wie in der algerischen Presse auftauchende Idee eines großen nordafrikanischen Colonialreiches eine gewaltige Aufregung auf der Halbinsel hervorrufen. Die Regierung erklärte, sie werde nie in ein französisches Protectorat über Tunis willigen. In Paris leugnete man jede derartige Absicht. Noch als der Einfall des Räuberstammes der Krumirs in Algerien den

willkommenen Vorwand zum Einmarsch in das Gebiet der Bey's von Tunis bot, erklärte die französische Regierung, daß ihr jede Idee einer Occupation; jede Bedrohung der Unabhängigkeit des Landes fern liege. Das Ministerium Cairoli ließ sich ebenso täuschen wie der Gesandte in Paris, General Ciabini, und erklärte unter dem Hohnlachen der Opposition ihren festen Glauben an die Loyalität Frankreichs. Selbst als die französischen Truppen einen Punkt nach dem anderen in Tunesien besetzten, sah dasselbe „noch keinen Grund, seine Politik Frankreich gegenüber zu ändern“. Um so vernichtender wirkte die Kunde des Barde-Vertrags vom 12. Mai 1881, welcher Tunis zu einer französischen Dependenz machte. Wie das Todesurtheil für das Ministerium Cairoli, so war die Botschaft zugleich das Signal für die heftigsten Volksdemonstrationen gegen Frankreich und seine Vertreter in Italien. Vergeblich wandte sich die italienische Regierung mit vertraulichen Anfragen an die Mächte, ob sie nicht zu einer Conferenz über die tunesische Frage geneigt seien. Fürst Bismarck, sehr zufrieden mit einer Diversion, die Frankreich außerhalb Europas beschäftigte und zugleich mit Italien entzweite, hatte längst seine Sanction zu der Besignahme von Tunis gegeben. Die Pforte begnügte sich wie gewöhnlich mit einem papierernen Protest; Rußland und Oesterreich hatten keine Veranlassung, sich um dieser Frage willen zu erhitzen oder gar mit Frankreich zu überwerfen. Die britische Regierung war durch Aegypten und Afghanistan vollständig absorbiert, und Cairoli's Parole: „Engster Anschluß an England“ erwies sich als eine inhaltsleere Phrase. Die vollständige Isolirung Italiens und in Folge davon seine vollständige Machtlosigkeit, grobe Eingriffe einer anderen Großmacht in seine Interessensphäre zu verhüten, lag offen zu Tage. Das römische Cabinet mußte die erlittene Demüthigung schweigend hinnehmen, später sogar auf Frankreichs Verlangen seinen Vertreter, den kampfbereiten Consul Maccio, aus Tunis abberufen und das fait accompli anerkennen.

Depretis, der als Mitglied des letzten Cabinets nicht mehr Scharfblick gezeigt hatte als sein College Cairoli, konnte sich, an die Spitze der Regierung berufen, so wenig wie der neue Minister des Auswärtigen, Mancini, der Nothwendigkeit eines festen Anschlusses an die Centralmächte länger verschließen. Sogar die früher so franzosenfreundliche Rechte des Parlaments drang jetzt entschieden darauf, was denn freilich wieder ein Grund war, weshalb sich die herrschende Linke nur widerstrebend dazu bekehrte. Aber die sichere Voraussicht eines lange dauernden gespannten Verhältnisses zu Frankreich, aus dem bei der in beiden Ländern herrschenden Stimmung leicht ein Krieg hervorgehen konnte, ließ ihr keine Wahl. —

## VI.

Ehe die jetzt von allen Parteien, den alten Garibaldi selbst nicht ausgenommen, ersehnte Allianz, mit der sich in der Phantasie der Nation sanguinische Hoffnungen künftiger Größe und Machterweiterung verbanden, zum Abschluß kommen konnte, waren noch bedeutende Hindernisse zu überwinden.

Das Verhältniß der italienischen zur österreichischen Regierung hatte sich im Laufe der letzten Jahre entschieden verschlechtert. Die irredentistischen Wühlereien, welche die italienische Bevölkerung Südtirols in steter Aufregung erhielten, hatten in Wien eine so gereizte Stimmung hervorgerufen, daß die deutliche Drohung herüberklang, man würde sich auch jenseit der Grenze selbst mit Waffengewalt Ruhe schaffen, wenn es die italienische Regierung nicht wolle oder nicht könne. So entschloß man sich in Rom nach langem Schwanken zu einem Schritt, der zugleich den ernststen Willen, sich mit Oesterreich auf guten Fuß zu setzen und den Entschluß, mit der Cairoli'schen „Politik der freien Hand“ definitiv zu brechen, unzweifelhaft darzutun geeignet war. Von Berlin aus kam, wie der italienische Minister des Auswärtigen offen im Parlamente aussprach, der dringende Rath zu einem Besuche des Königs Humbert in Wien, „um durch seine persönliche Gegenwart die Wolken des Mißtrauens, das man an der Donau gegen die italienische Regierung hege, zu zerstreuen“. Ein Brief des deutschen Kronprinzen an seinen Freund auf dem italienischen Thron soll damals den diplomatischen Wink unterstützt haben. So vermittelte denn der am wiener Hofe persönlich beliebte italienische Gesandte, Graf Robilant, die Einladung, welcher der König in Begleitung des Ministerpräsidenten und Mancini's zu Ende October 1881 Folge leistete. Der Verkehr zwischen den Monarchen war freundschaftlich, sogar herzlich; aber wenn es den italienischen Diplomaten auch gelang, ihre österreichischen Collegen von ihren freundschaftlichen Gesinnungen und Absichten zu überzeugen, so wurden doch positive Resultate noch nicht erzielt; Graf Andrássy und Kalley sprachen sich in den Delegationen sehr kühl und zurückhaltend über die stattgehabten Verhandlungen aus, während Mancini sich begnügte, in den italienischen Kammern die erfreuliche Wirkung der Königsreise zur Herbeiführung eines besseren Verhältnisses mit Oesterreich hervorzuheben. Eine Ausdehnung der Reise nach Berlin, gleich der Victor Emanuels vor 8 Jahren, war von dort aus nicht als opportun bezeichnet worden; bei dem inzwischen eingetretenen engen Bundesverhältniß zwischen Deutschland und Oesterreich würde das an der Donau erzielte Einverständniß auch an der Spree maßgebend



sein. Wie wenig man hier aber mit der ganzen politischen Entwicklung in Italien einschließlicly seiner jetzigen Regierung zufrieden war, ging klar genug aus den scharfen Worten hervor, mit denen der Reichskanzler in seiner großen Reichstagsrede gegen die Fortschrittspartei (29. Nov. 1881) die erstere charakterisirte. „In Italien spukt die Republik in vielen Köpfen. Können Sie irgend eine Garantie für die Zukunft übernehmen, namentlich, wenn Gott die Dynastie, welche auf wenigen Augen steht, nicht am Leben erhält? Ist der Weg, den Italien gegen das Endziel zurückgelegt hat, und ist der Endpunkt selbst nicht erkennbar? Ist dort nicht von Ministerium zu Ministerium der Schwerpunkt mehr nach links geglitten, so daß er, ohne ins republikanische Gebiet zu fallen, nicht weiter nach links gleiten kann?“ —

Wenn wir den Umschwung der Anschauungen in Italien im Laufe des Jahres 1881 und das Verhalten des Ministeriums Depretis-Mancini ruhig und objectiv betrachten, so werden wir gestehen müssen, daß die angeführten Worte, wenn sie für die vorhergehende Periode bis zum Falle des zweiten Cabinets Cairoli wohl berechtigt erscheinen, für die Gegenwart nicht mehr ganz paßten. In der That erscheint auch Fürst Bismarck das bald nachher selbst empfunden zu haben, wenn er deshalb auch den darin liegenden avis au lecteur schwerlich bereute.

In der Deputirtenkammer auf Montecitorio, wo die Rede des Reichskanzlers und die Reize König Humberts eine viertägige Debatte veranlaßten, fand das Bestreben, aus dem die letztere hervorgegangen war, allgemeine Anerkennung; man bedauerte nur, daß sie nicht greifbarere Resultate gebracht habe. Die Worte Bismarcks, welche in ganz Europa großes Aufsehen, in Italien je nach der Parteilstellung bei den Einigen einen Sturm des Unwillens erregt, bei den Andern eine mehr oder weniger unverhüllt ausgesprochene Zustimmung gefunden hatten, wurden zumal von den Rednern der Rechten eingehend mit ruhiger Würdigung des Sachverhalts besprochen. Der größte Redner der Kammer, der am 10. December 1886 verstorbene Marco Minghetti, erblickte darin „nur eine Mahnung und Warnung, wie sie einem großen Manne an der Spitze der stärksten Monarchie der Welt wohl anstehe“. Der Minister des Auswärtigen erklärte zwar das Mißtrauen Deutschlands für unbegreiflich, bezeichnete aber zugleich als Aufgabe der Regierung, dasselbe zu zerstreuen und, den einstimmigen Wunsch des italienischen Volkes erfüllend, sich mit den mitteleuropäischen Friedensmächten zu gemeinsamem Vorgehen zu verbinden. Auf die Rede des Reichskanzlers zurückkommend, fügte er hinzu: „Aus Freundschaft für Deutschland glaube ich, daß Schweigen und absolute Zurückhaltung die beste Antwort ist. . . . Die Italiener werden

sich alle vereinigen in dem Gefühl der Sympathie und Freundschaft für Deutschland, wie in dem des Vertrauens und der Achtung für die hohe Weisheit und Seelengröße des erhabenen Staatsmannes, der an der Spitze der deutschen Regierung steht“. — Noch im Verlaufe der Sitzung konnte der Minister die mit lebhaftem Beifall von der Versammlung begrüßte Rückäußerung des Reichsanzlers auf die ihm sofort telegraphirte Rede mittheilen, worin derselbe dem italienischen Collegen aufrichtig dankend versichert, daß dessen Auffassung des Verhältnisses zwischen den beiden Ländern vollkommen mit seiner eigenen übereinstimme.

Die kaum beschwichtigte Empfindlichkeit der Italiener wurde von neuem und noch stärker gereizt durch eine Reihe von Artikeln in der deutschen, vornehmlich allerdings in der Centrumpresse, in denen die Möglichkeit einer Wiederherstellung des *dominium temporale*, welche Leo XIII. in seiner Encyclica vom 24. December 1881 von neuem als eine unabweisbare Nothwendigkeit für die volle Unabhängigkeit des kirchlichen Oberhauptes bezeichnet hatte, besprochen wurde. Zugleich gewann das Gerücht eine gewisse Consistenz, daß er eventuell entschlossen sei, seine Residenz ins Ausland, vielleicht nach Fulda, zu verlegen. In Italien glaubte man wenigstens in gewissen politischen Kreisen, daß das Wiederauftauchen dieser längst für abgethan geltenden Frage in den deutschen Presseorganen nicht ohne Vorwissen und Einwirkung des Reichsanzlers sich vollzogen habe; ja, Mancini hielt es sogar für angemessen, in einer vertraulichen, an de Launay gerichteten Note zu betonen, daß die Frage keine internationale sei und daß sich 30 Millionen Italiener erheben würden, wenn man im Auslande an dieselbe zu rühren wage. Vielleicht war die Note mehr für das italienische Publikum als für die Berliner Regierung berechnet, deren Vetter über die tönende Phrase wie über die Idee, daß das deutsche Reich je dem Papste und dem Centrum zu Liebe auch nur einen diplomatischen Feldzug gegen das königliche Rom unternehmen werde, schwerlich ein spöttisches Lächeln wird haben ausdrücken können.

## VII.

Als im Sommer 1882 die ägyptische Frage durch das Auftreten Arabi Pascha's in ein acutes Stadium getreten war, wiederholte England seine Werbung um Italiens Bündniß. Aber die Gründe, welche die Zurückweisung des Antrags durch das Cabinet Depretis-Corti vor 4 Jahren veranlaßt haben, waren jetzt sogar in verstärktem Maße vorhanden. Mit England allein oder mit England und Frankreich als gleichberechtigt in das Condominium über Aegypten aufgenommen zu werden, war nicht die

geringste Aussicht vorhanden; davon hatte die italienische Regierung schon früher Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen. Als Schildknappe einer anderen Großmacht zu fungiren, hatte sie jetzt so wenig Veranlassung wie vorher. Dazu kam, daß die nationale Bewegung Aegyptens in Italien großen Sympathien begegnete. Da aber nicht die geringste Aussicht zu einer wirklichen Unabhängigkeit des Landes vorhanden war, so entschloß sich die italienische Regierung, sich mit den vermittelnden drei Kaiser-mächten in Einvernehmen zu setzen und sich an den identischen Noten zu betheiligen, welche in London und Paris betonten, daß die endgültige Lösung der ägyptischen Frage vor das Forum Europas gehöre. Zugleich bemühte sie sich, freilich vergeblich, eine gemeinsame Action für die Neutralisirung des Suezkanals zu Stande zu bringen. Ihr treues Festhalten an der Seite der östlichen Großmächte ward von der westmächtl. Presse verspottet und erfuhr sogar von manchen einheimischen Blättern die heftigsten Angriffe. Italien, hieß es, lasse sich von dem Fürsten Bismarck ins Schlepptau nehmen in der thörichten Hoffnung, daß der große Realpolitiker vorkommenden Falls für seine Interessen in die Schranken treten, vielleicht gar den Schwachen gegen den Starken unterstützen werde. Aber die Regierung ließ sich durch Spott und Hohn nicht irre machen; sie wußte, daß sie auf dem rechten Wege war und wie den König selbst, so auch die große Mehrzahl des urtheilsfähigen Publikums auf ihrer Seite hatte.

Bei dieser Haltung des römischen Cabinet's schlen der auf beiden Seiten gewünschte Allianz mit den Centralmächten endlich kein Hinderniß mehr im Wege zu stehen. Aber es schlen nur so.

Der Besuch in Wien war noch nicht erwiedert worden. Man wurde in Rom ungeduldig. Welche Verhandlungen damals zwischen den beiden Cabinetten hin und hergegangen sind, zeigen uns die Mittheilungen Graf Kalnoßy's in der ungarischen Delegation. „Der Kaiser“, sagte der Minister, „konnte nicht ohne schwere Inconvenienzen nach Rom gehen“. Welcher Art diese Inconvenienzen waren, wissen wir von 1875 her. Aber diesmal weigerte sich der König von Italien, irgend eine andere Stadt zu bezeichnen. So unterblieb der Gegenbesuch, ein Umstand, der den italienischen Stolz tief verletzete.

War hierdurch die Stimmung südlich der Alpen in ungünstigem Sinne beeinflusst, so hatte inzwischen das alte Mißtrauen gegen Italien in Oesterreich neue Nahrung erhalten.

Wenn der Irredentismus innerhalb der Reichsgrenzen früher seinen Hauptsitz in Südtirol gehabt hatte, so traten jetzt starke Symptome einer neuen Agitation in Triest hervor. Nachdem schon zweimal im Laufe des

Sommers Orsinibomben in den Straßen der Stadt Schrecken und Tod verbreitet hatten, kam die Polizei 1882 einem von jungen Triestineren geschmiedeten Complotte gegen das Leben des Kaisers und des Kronprinzen, deren Besuch in Triest für den 17. angekündigt war, auf die Spur. Von den beiden Verschwörern, welche es ausführen sollten, wurde einer, der Student Oberbank, verhaftet, verurtheilt und hingerichtet, während der andere entkam, in Toscana aufgegriffen, als politischer Verbrecher in Udine vor italienische Geschworene gestellt und freigesprochen wurde. Dies Urtheil sowohl wie die tumultarischen Demonstrationen für Oberbank und gegen die österreichische Regierung in verschiedenen Städten Italiens lieferten den Beweis, daß man den Irredentismus noch immer in gewissen Kreisen als eine patriotische Tugend und seine Action selbst in der Form der Verschwörung und des Mordmordes nicht als ein Verbrechen betrachtete. —

Die italienische Regierung erkannte, zumal nach dem in ganz Europa mit unwilligem Erstaunen aufgenommenen Spruche der Jury von Udine, daß es höchste Zeit sei, energisch einzugreifen, wenn sie nicht in den Verdacht der Mitschuld gerathen und das angestrebte Bündniß unmöglich machen wollte. Durfte auch Depretis den ihm von dem Republikaner Cavallotti ins Gesicht geschleuderten Vorwurf, er habe um Oberbank's Absicht und Reise gewußt und sie nicht verhindert, mit gerechtfertigter Entrüstung als boshafte Verleumdung zurückweisen, so vermochte er doch nicht in Abrede zu stellen, daß noch das vorige Ministerium, dem er selbst angehört, nicht nur den Irredentisten über Gebühr freies Feld gelassen, sondern auch Auswanderer und Deserteure aus den österreichisch-italienischen Gebieten, unter ihnen Oberbank selbst, aufgenommen, unterstützt, gefördert, mehrfach sogar vor den eigenen Landsleuten bevorzugt hatte. Das eigenste Interesse der neuen Regierung forderte ein entschiedenes Auftreten gegen die vielfach mit den Irredentisten identischen Republikaner und Anarchisten, denen ihr Erfolg bei den Wahlen vom October 1882, wo die erste Anwendung des erweiterten Wahlrechts ihre Zahl von 30 auf 50 gebracht hatte, zu Kopfe gestiegen war. Die Präfecten erhielten die strengsten Weisungen; hervorragende Irredentisten wurden verhaftet. Einem Interpellanten in der Kammer erwiederte Depretis mit schneidender Schärfe. „Das ist keine Regierung“, schloß er, „die sich von einer Hand voll Abenteuerer und Phantasten das Heft aus der Hand reißen läßt“.

Es wurde der italienischen Regierung nicht leicht, nach dem Borgefallenen den Nachbar im Norden nicht nur von ihrem aufrichtigen Willen, sondern auch von ihrem Vermögen zu energischer und erfolg-

reicher Unterdrückung des Irredentismus zu überzeugen. Noch im October 1882 erklärte Graf Kalnoky in der österreichischen Delegation, daß sich zwar Italien den Centralmächten entschieden genähert habe, daß betreffs eines förmlichen Bündnisses jedoch noch nicht alle Bedenken gehoben seien. Aber zu den unzweifelhaftesten Manifestationen des römischen Cabinets in Worten und Thaten gesellten sich jetzt die eifrigen Bemühungen des deutschen Reichskanzlers, welcher seit der Ermordung Kaisers Alexander II. und der sich im Laufe der beiden letzten Jahre mehr und mehr accentuirenden Wendung der russischen Politik einen weit größeren Werth auf den Beitritt Italiens zu dem mitteleuropäischen Friedensbündniß legte. Man ließ sich in Wien überzeugen und hatte keinen Grund, es zu bereuen. Eine offenere und feierlichere Verdamnung des Irredentismus, als sie in den Worten Mancini's in seiner Parlamentsrede über die auswärtigen Angelegenheiten vom 13. März 1883 lag, läßt sich nicht denken. „Wir haben so wenig ein Recht, Triest und Trient von Oesterreich zu verlangen wie Corsica von Frankreich, Malta von England; wie Deutschland es hat, die Ostseeprovinzen von Rußland, die deutsch-österreichischen von Oesterreich zu fordern. An solche Absurditäten glauben die Häupter der irredentistischen Agitation selbst nicht. Was sie wollen, ist eigentlich nicht Triest oder Trient, sondern der Untergang der Monarchie“.

So war auch der letzte Stein des Anstoßes hinweggeräumt. Die öffentliche Meinung des Landes forderte die Allianz mit Entschiedenheit als Demonstration gegen Frankreich und zum Schutze gegen diese Macht im Falle eines Krieges. Nicht minder waren es sich die Männer an der Spitze der Regierung, wie König Humbert selbst klar bewußt, daß Italien sowohl um seiner Sicherheit willen als um eine einflußreiche Stimme im europäischen Amphiktionenrath zu erhalten, aus seiner bisherigen Isolirung heraustreten müsse.

Wann und wo das Bündniß abgeschlossen wurde, ist ein bis heute bewahrtes Geheimniß. Höchst wahrscheinlich existirt kein eigentliches Vertraginstrument, sondern es fand nur ein Austausch von Noten statt, in denen die drei Mächte gegenseitige Verpflichtungen eingingen. Eben deshalb läßt sich nicht von einem bestimmten Datum des Abschlusses reden. Die erste Kunde davon brachte ein neapolitanisches Blatt, *il Piccolo*, am 12. Januar 1883. Da dieselbe nie dementirt worden ist, dürfen wir annehmen, daß in den ersten Tagen des Jahres das Einverständniß hergestellt war. In der erwähnten Rede vom 13. März erklärte Mancini, daß zwischen Italien einerseits, Deutschland und Oesterreich andererseits „eine völlige Einigung“ in der Form einer Defensivallianz zu Stande gekommen sei. Auf nähere Angabe des Vereinbarten ließ sich der

Minister hier so wenig ein, wie bei seinen späteren Erklärungen im Senate des Königreichs. Ueber die Form des erzielten Einverständnisses könne er nichts mittheilen; dasselbe beruhe auf gegenseitigen Pflichten und Rechten und sei nicht geeignet, irgend einer Macht Besorgniß einzuflößen. Aehnlich äußerten sich die österreichischen Staatsmänner in ihren Delegationen, und Graf Tisza bestätigte Mancini's Aeußerungen im ungarischen Parlamente. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung verwies zwar in einem hochoffiziösen Artikel vom 8. April 1883 das Gerücht von dem Abschlusse einer gegen Frankreich gerichteten Allianz ins Reich der Fabel, fügte aber hinzu: „Wir wissen nicht, ob vertragmäßige Abmachungen zwischen Deutschland, Oesterreich und Italien bestehen; aber wir sind überzeugt, daß die Logik der Geschichte an und für sich stark genug sein wird, um jede dieser friedliebenden Mächte zu überzeugen, daß sie wohl thut, nicht abzuwarten, bis die Reihe an sie kommt und Bedacht darauf zu nehmen, sich nicht durch die Preisgebung ihrer Mitinteressenten am Frieden isoliren zu lassen“. — Deutlicher noch wies ein Artikel vom 22. August desselben Jahres auf die Allianz hin, der seine Spitze zugleich gegen Rußland und Frankreich lehrend, Italien an seine für den Fall eines Krieges gegen seine Bundesgenossen übernommene Pflichten mahnt.

Später sind allmählich durch gelegentliche Aeußerungen einzelner Diplomaten noch einige bedeutsame Punkte zu unserer Kenntniß gelangt. Zunächst — was allerdings Mancini schon angedeutet hatte — daß Italien nicht einfach als dritte Macht in das deutsch-österreichische Bündniß eingetreten ist, sondern mit den beiden Allirten als einer Gesamtheit ein Abkommen geschlossen hat, das sich nicht in allen Punkten mit dem zwischen ihnen bestehenden Vertrage deckt. Der Ausdruck „Tripelallianz“, mit dem man zumal in Frankreich und Italien das neue Verhältniß zwischen den drei Staaten bezeichnet, erscheint somit kaum gerechtfertigt. Gewiß ist ferner, daß sich die drei Mächte ihren jetzigen europäischen Besitzstand gegen äußere Feinde wie gegen anarchische Umwälzungen im Innern garantiren. Gut verbürgten Berichten zufolge endlich wurde das Bündniß zunächst auf 5 Jahre abgeschlossen. —

Wäre es in Italien sofort bekannt geworden, daß alle außereuropäischen Besitzungen und Erwerbungen, sowie alle etwaigen Ansprüche auf Machterweiterung vollständig außerhalb des Bündniß-Rahmens fielen, so würde der Jubel bei der Kunde von seinem Abschlusse geringer gewesen und die spätere Enttäuschung vermieden worden sein. Zunächst erklärten alle Partelen in Parlament und Presse, mit Ausnahme der Radikalen, die bei der Gedächtnißfeier Garibaldi's im Juni 1883 für die Republik und gegen die Tripelallianz demonstirten, sich vollkommen einverstanden mit derselben.

Im übrigen Europa war man von dem neuen Bunde wenig erbaut. Nicht nur die Presse Frankreichs und Rußlands, die dasselbe mit richtigem Instincte als gegen ehrgeizige und friedensstörerische Gelüste ihrerseits gerichtet erkannte, und die Ultramontanen, zumal die des deutschen Centrums, die mit dieser Allianz ihre noch immer wenigstens zum Schein hartnäckig festgehaltenen Hoffnungen auf die Restauration des Kirchenstaates gänzlich scheitern sahen, eiferten wider die Allianz und griffen zumal Italien auf das heftigste an, das sich durch unerfüllbare ehrgeizige Phantasiebilder verführen lasse, dem allmächtigen Reichskanzler und der deutschen Hegemonie Handlangerdienste zu thun: auch in England, wo man Italien gern als gelegentlichen Secubanten behalten hätte und deshalb seine Isolirung gern sah, war man sehr unzufrieden und meinte, Italien thäte besser, seine übermäßige Steuerlast zu vermindern, als sich auf kostspielige Allianzen einzulassen.

In Italien ließ man sich durch diese Ausbrüche eines verletzten Egoismus im Auslande nicht irre machen. Dagegen drohte ein unvermutheter Zwischenfall im Winter das kaum hergestellte gute Verhältniß zu Deutschland zu trüben.

Der deutsche Kronprinz hatte seine Reise nach Madrid zur Abstattung eines Gegenbesuches bei König Alfons XII. als Vertreter seines kaiserlichen Vaters über Genua genommen, um nicht in Frankreich ähnliche Erfahrungen zu machen, wie der König von Spanien, „der preußische Uhlänenoberst“, einige Monate vorher in Paris, und war von den Bevölkerungen der italienischen Orte, die er passirte, mit enthusiastischen Sympathiebezeugungen empfangen worden. Da verbreitete sich das Gerücht, er werde auf seinem Rückwege nach Rom kommen, nicht um den König, sondern um den Papst zu besuchen. Darob fulminante Entzündungsartikel in der ganzen italienischen Presse; die aufgeregte Phantasie der Südländer träumte schon von einer Verschwörung zur Wiederherstellung des Papstkönigthums. Erst die sichere Kunde, daß der Kronprinz im Quirinal der Gast ihres Königs sein werde, beruhigte einigermassen die Gemüther. Die Berliner Offizien erklärten, daß der Kronprinz nicht zweimal das italienische Gebiet habe betreten können, ohne seinen Freund, den König von Italien zu besuchen, und daß er diese Gelegenheit benutzt habe, um den deutschen Katholiken einen Beweis der Ergebenheit und Hochachtung für ihr geistliches Oberhaupt zu geben. In der That hatte der Besuch beim Papst nicht das Ergebnis, welches die Einen gehofft, die Anderen gefürchtet hatten. Fand auch die Unterredung (18. December 1883) ohne Zeugen statt, so wurde es doch bekannt, daß der Kronprinz die Erörterung kirchenpolitischer Fragen als nicht dazu bevollmächtigt

ebenso höflich wie bestimmt abgelehnt hatte. So schlug die Stimmung im königlichen Rom rasch wieder zu seinem und seines Landes Gunsten um, und Mancini konnte ihm mit voller Berechtigung bei seinem Scheiden am 20. December jurufen: Die Glückwünsche ganz Italiens begleiten Eure Hoheit! —

### VIII.

Bei der Berathung seines Budgets über die Stellung Italiens zu den anderen Mächten im März 1884 interpellirt, betonte der Minister des Auswärtigen zwar, wie sehr sich die Achtung und das Ansehen des Königreiches im Auslande gehoben habe, blieb aber den Beweis für seine Behauptung schuldig. Es war sogar in der letzten Zeit ein Umstand eingetreten, welcher den Werth, den Oesterreich und Deutschland auf das italienische Bündniß legten, nicht unwesentlich herabsetzte.

„Die Annäherung Rußlands an die centraleuropäischen Friedensmächte“, sagte Mancini, „muß als ein weiteres Pfand des Friedens betrachtet werden“. Er spielte damit auf den Umschwung in der russischen Politik an, der zuerst in dem Besuche des Herrn von Giers in Wien bei seiner Rückreise vom Genfersee im März 1884 zu Tage trat und später in der Kaiserzusammenkunft von Skierniewice einen so entschiedenen Ausdruck fand. Mancini hatte ohne Zweifel recht; ob er aber die weitere Consequenz des russischen Frontwechsels, die sinkende Bedeutung Italiens als Glied des europäischen Friedensconcertes nicht erkannte oder absichtlich ignorirte, lassen wir dahingestellt sein. Sicher ist, daß Fürst Bismarck und seine Organe während der folgenden zwei Jahre der italienischen Allianz niemals gedenken, ja daß der Reichskanzler sogar noch in seiner großen Reichtagsrede vom 11. Januar 1887 Italien mit England in gleiche Linie zu stellen scheint, indem er nur gleichsam beiläufig die „freundlichen Beziehungen“ zu beiden Staaten erwähnt.

Wurde man in Deutschland anscheinend kühler und gleichgültiger gegen Italien, so war man in Oesterreich verstimmt. Im Senate des Königreiches hatte der Präsident dieser hohen Körperschaft, Tecchio, zu Ehren des verstorbenen Dichters Prati aus Südtirol, „dem der Gedanke an die grausame Knechtschaft, die auf den Bergen des Trentino lastete, das Leben verbitterte“, eine Gedächtnisrede gehalten, die jedem Irredentisten Ehre gemacht haben würde. Auf die Remonstrationen Oesterreichs antwortete die Regierung, daß sie der parlamentarischen Redefreiheit gegenüber machtlos sei. Zwar reichte Tecchio wenige Wochen später sein Entlassungsgesuch ein, das der König genehmigte, protestirte aber zugleich gegen die Unterstellung, daß er auf Reclamation Oesterreichs hin gehan-



belt habe, und der Ministerpräsident erklärte in einem ostensibeln Briefe, daß er sich vergeblich bemüht habe, den Präsidenten zum Bleiben zu bewegen. War nun trotzdem ein ursächlicher Zusammenhang hier nicht zu verkennen, so mußte doch der redende Beweis, wie hoch hinauf die irredentistische Auffassung reichte, auf die neue österreichisch-italienische Freundschaft nothwendig abkühlend wirken.

Auch die Haltung, welche die italienischen Bevollmächtigten bei der im Sommer 1884 in London zur Regelung der ägyptischen Finanzfrage versammelten Conferenz einnahmen, schien wenigstens auf eine Abschwächung des vollen Einnehmens mit den Centralmächten zu deuten. Während Deutschland und Oesterreich sich mit der von dem französischen Sachverständigen Blignières beantragten Verwerfung der englischen Vorlage im wesentlichen einverstanden erklärten, sprachen sich die Vertreter Italiens gleich denen der Pforte im entgegengesetzten Sinne aus. Unterstützten sie später auch den Vorschlag des deutschen Bevollmächtigten, Grafen Münster, für die Reform des ägyptischen Sanitätswesens, so erregte doch die Haltung derselben in der Hauptfrage nicht nur in Berlin und Wien, sondern auch in Italien selbst großes Aufsehen. Die Erklärung Mancini's im Parlamente: Italien habe sich dadurch England wieder genährt, ohne sich deshalb von seinen Allirten zu entfernen, konnte natürlich Niemanden befriedigen.

Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß diese auffallende Frontwendung in engem Causalnexuſ mit dem Umschwunge stand, der uns im Laufe des Jahres 1884 in der italienischen Colonialpolitik entgegentritt. Seitdem Deutschland so energisch mit der Creirung von „Schutzgebieten“ in fremden Welttheilen vorging, ward auch in der italienischen Presse die Frage aufs eifrigste discutirt. Allerdings erklärte sich Mancini noch im Mai 1884 aufs entschiedenste gegen die Erwerbung von Staatscolonien; es würde eben so unflug wie verderblich für Italien sein, Colonialpolitik im großen Stile zu treiben; man werde sich begnügen, dem Vorgange Deutschlands entsprechend, die Anlegung von Ackerbau-, Plantagen- und Handelscolonien durch Private zu begünstigen und zu fördern. Als aber einige Monate später eine andere Strömung in den maßgebenden Kreisen die Oberhand bekam, schlug alsbald auch die Stimmung im Volke um. Das Gerücht, das sich im Herbst des Jahres verbreitete, die Regierung habe sich mit England wegen Erwerbung eines Gebietes an der Küste des Rothen Meeres verständigt, bestätigte sich trotz des anfänglichen Ableugnens der officiösen Blätter, wurde von dem größten Theile der Presse beifällig commentirt, und die Expedition, die anfangs Februar 1885 von Neapel nach der afrikanischen Somaliküste abging, mit stürmischem Jubel

begrüßt. Als dann freilich sich die Coöperation mit England als eine Chimäre erwies; als der Fall von Chartum auch die neue italienische Erwerbung, die öde Koralleninsel mit dem Städtchen Massauah und den ebenso sterilen wie ungesundeten Küstenstrich, der ihr gegenüberliegt, in Gefahr zu bringen schien; als die erhoffte Handelsverbindung mit Abyssinien nicht zu Stande kam, sondern der Negus sich der italienischen Unternehmung entschieden feindlich gesinnt zeigte; als endlich das mörderische Klima die italienischen Soldaten massenhaft dahinraffte, wurde die ganze Idee ebenso entschieden verdammt, wie sie anfangs gepriesen worden war. Depretis und Mancini's Nachfolger, Graf Robilant, erklärten die Occupation von Massauah als eine durch ganz besondere Verhältnisse veranlaßte Ausnahme von der allgemeinen Colonialpolitik der Regierung. Sie deuteten an, daß sie Massauah selbst als ein schweres Onus für den Staat betrachteten, fügten aber hinzu, daß man jetzt, wo die Ehre des Landes durch die Aufpflanzung der Nationalfahne verpfändet sei, dasselbe nicht wieder aufgeben könne.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe zu untersuchen, wie weit dieser Grundsatz und das Unternehmen selbst, das Italien inzwischen schwere Opfer an Gut und Blut gekostet hat, berechtigt waren. Sicher ist, daß Massauah weder die Macht und das Ansehen Italiens im Auslande, noch seinen Handel und Wohlstand gefördert, ihm weder Ruhm noch Vortheile irgend welcher Art gebracht hat. Die Hoffnung, daß Graf Salisbury nach dem Sturze des Whigministeriums 1885 die Action im Sudan wieder aufnehmen, dabei um Italiens Bündniß werben und seine Zwecke fördern werde, erwies sich bald genug als trügerisch. Die Annäherung an Großbritannien hatte das einzige Resultat gehabt, Italiens Verhältniß zu seinen bisherigen Verbündeten zu lockern.

Erscheint uns somit die Temperatur der Freundschaft zwischen Italien und den Centralmächten im Jahre 1884 entschieden im Sinken begriffen, so mahnte dagegen gleichzeitig ein von neuem drohendes Zerwürfniß mit Frankreich die italienischen Staatsmänner zum Festhalten an dem geschlossenen Bündniß. Ein Conflict der französischen Regierung mit dem Kaiser von Marocco schien eine Zeitlang ernste Dimensionen annehmen und zu einem ähnlichen Ausgange führen zu sollen wie die Differenz mit Tunis. Der Vertreter Frankreichs, Ordega, hatte eine Grenzberichtigung gefordert, die faktisch der Abtretung einer Provinz gleichkam. Eine Flotte sollte von Toulon nach Tanger abgehen, um die Forderung wirksam zu unterstützen. Aber diesmal sah sich Frankreich nicht nur Italien gegenüber. Mancini, in der Kammer interpellirt, erklärte kategorisch, daß Italien die Gründung eines großen französischen Colonialreiches „vor

seinen Thoren“ nicht dulden werde, sich deshalb mit seinen Verbündeten wie mit den Cabinetten von London und Madrid in Einvernehmen gesezt und schließlich auch von Frankreich die beruhigendsten Zusicherungen erlangt habe. Vermuthlich würden allerdings die letzteren so wenig wie im Frühling 1881 die französische Regierung abgehalten haben, ihre von einem großen Theile der Presse lebhaft befürworteten Annegionsgedanken zu verwirklichen, hätten nicht England und Spanien ebenfalls deutlich zu verstehen gegeben, daß sie die Ausführung derselben oder auch ein französisches Protektorat über Marocco nicht zu dulden gewillt seien. So wurde denn Ordega schließlich dementirt, die Flotte erhielt Gegenbefehl, und die Annegionspläne wurden auf unbestimmte Zeit vertagt.

Immerhin hatte der Zwischenfall genügt, um die Verstimmung und das Mißtrauen gegen Frankreich in Italien zu verstärken und das Land wieder fest an seine nordischen Verbündeten zu knüpfen. Ein Personenwechsel im Ministerium des Aeußern trug dazu bei, auch die letzteren günstiger für Italien zu stimmen.

Obgleich sich Mancini unzweifelhafte Verdienste um sein Vaterland erworben, das Bündniß mit den Centralmächten abgeschlossen und sich zugleich redlich bemüht hatte, ein besseres Verhältniß zu Frankreich anzubahnen, so war er doch durch die unglückliche Expedition nach dem Rothen Meere in Italien selbst, und durch seine allzu deutlich bekundete Vorliebe für England bei seinen Verbündeten mißliebig geworden. In Berlin und Wien kam wohl hinzu, daß er kein zünftiger Diplomat, kein Mitglied der Aristokratie, sondern ein Advokat war und der entschiedenen Linken angehörte. So wurde sein Sturz durch eine Coalition von rechts und links im Inlande wie außerhalb mit Beifall aufgenommen; mit noch größerem die Ernennung des Grafen Robilant zu seinem Nachfolger, der, den höheren Gesellschaftskreisen angehörig, mit militärischen und diplomatischen Antecedentien, den Kaiserhöfen von vornherein sympathischer, als Gesandter in Wien Beweise seiner loyalen Gesinnung, seiner Zuverlässigkeit und seiner Ueberzeugung von der Nothwendigkeit festen Zusammenhaltens mit den Centralmächten gegeben hatte. Nur schwer entschloß sich der alte Soldat, die ihm liebgewordene Stellung aufgebend, den ihm nicht zum ersten Male angebotenen Ministerposten anzunehmen. Keiner parlamentarischen Partei angehörig, ein gerader biederer Charakter, fest und überzeugungstreu bis zum Eigensinn, war er allerdings dem ewigen Intriguenkampfe mit den verschiedenen Fraktionen im Palaste von Montecitorio wenig gewachsen, und nicht ohne einen tiefen Seufzer der Erleichterung dürfte er bei der Ministerkrisis dieses Frühlings sein Amt in die Hände des Königs zurückgegeben haben. —

## IX.

Der Umschwung, welcher sich seit zwei Jahren allmählich in dem Verhältnisse des Deutschen Reiches und seines Kanzlers zu dem regierenden Papste und der römischen Curie vollzogen hat, war wenig dazu angethan, die Sympathie der Italiener zu gewinnen und ihr Vertrauen auf die deutsche Freundschaft zu stärken. Schon die Ueberraschung, welche Fürst Bismarck Europa durch die Anrufung Leo's XIII. als Vermittler in der Carolinenfrage bereitete, ward, obgleich die italienische Regierung, gleich der englischen, Spanien rieth, auf den Vorschlag einzugehen, von den meisten Organen der öffentlichen Meinung in Italien sehr übel aufgenommen und als eine durchaus verwerfliche Provocirung des Papstes, sich in die weltlichen Händel einzumischen, gebrandmarkt. Man wollte darin einen Präzedenzfall erblicken, der künftige Gefahren für Italien in seinem Schoße birge.

Nicht geringeres Aufsehen und nicht minder unangenehme Empfindungen erregte der sich immer schärfer accentuirende Rücktritt der preußischen Regierung von der Angriffsstellung gegen die römische Hierarchie, die in der kirchenpolitischen Gesetzgebung von 1874—75 ihren prägnantesten Ausdruck gefunden. Hatte sich auch die italienische Regierung sowohl wie die öffentliche Meinung gegen eine Uebertragung des Culturkampfes auf italienischen Boden wie gegen jede wesentliche Modification des Garantgesetzes und das Aufgeben des Cavour'schen Grundsatzes von der freien Kirche im freien Staate erklärt: so war doch die friedliche Haltung des mächtigen Allirten dem Manne gegenüber, der das Königreich, in dessen Hauptstadt er als kirchlicher Souverän residirte, nicht als zu Recht bestehend anerkannte, und dessen Streben offenkundig auf die Herstellung der weltlichen Papstmacht gerichtet war, den Italienern viel zu günstig und zu willkommen, um deren Veränderung nicht als ein Unglück und eine Gefahr für Italien bitter zu beklagen. Das Mißbehagen wurde noch gesteigert durch die von der deutschen Regierung selbst veranlaßte Einmischung Leo's XIII. in die innerpolitischen Angelegenheiten bei Gelegenheit der Septennatsfrage und die in dem zweiten Schreiben des Cardinal - Staatssekretärs Jacobini angedeuteten Hoffnungen, welche die Curie an eine reichs- und regierungsfremdliche Haltung des Centrums knüpfte\*). Dazu kam das Gefühl einer untergeordneten Stel-

\*) Wenn auch der italienische Senatspräsident, Graf Cadorna, in seinem Schreiben an den Herausgeber der „Deutschen Revue“ (vom 22. Februar 1887) mit Recht hervorhebt, daß die taktlose Hereinziehung der Frage des dominium temporale durch die Curie den Italienern keinerlei Sorgen mache, ja sogar von der öffentlichen Meinung größtentheils ignorirt werde, so schließt das doch keineswegs aus, daß

lung Italiens seinen Verbündeten gegenüber, die, wie in Presse und Parlament geäußert wurde, fast einer Clientel ähnlich sehn, die kühlere Luft, welche seit den gebesserten Verhältnissen zu Rußland von Berlin herüberwehte, endlich die Haltung, welche Deutschland der ostrumelischen Bewegung gegenüber annahm. Die Revolution von Philippopol und die Stellung des Fürsten Alexander an der Spitze eines bulgarischen Gesamtreiches war in Italien, wo jede freiheitliche und nationale Bewegung großen Anklang findet, sehr sympathisch begrüßt worden. Rußland und seine despotische Regierung sind auf der Halbinsel um so verhaßter, als man in dem weiteren Vordringen des Czarenreiches nach dem Bosporus eine Schädigung der Mittelmeerinteressen Italiens erblickt. So würde hier eine entschiedene Begünstigung des unabhängigen und einigen Bulgariens und seines tapfern Fürsten sehr populär gewesen sein. Selbst ein Krieg mit Rußland und Frankreich an der Seite Deutschlands, Oestreichs und Englands schien den Italienern nicht allzubedenklich, und ihre lebhafteste Phantasie erblickte schon in der Perspective einen wesentlichen Machtzuwachs, zumal an der vielbegehrten nordafrikanischen Küste. So berührte die nur auf die Bewahrung des Friedens und die Hintanhaltung eines russisch-französischen Bündnisses berechnete, und deshalb den russischen Ansprüchen günstige, Bulgarien und seinem Fürsten gegenüber kühle und reservirte Deutschlands jenseit der Alpen keineswegs angenehm. Aber wenn die italienische Regierung auch einmal einen schwachen Versuch machte, zu Gunsten des Fürsten Alexander zu vermitteln, so hat sie doch im übrigen bis auf den heutigen Tag, wie Graf Robilant in der Deputirtenkammer hervorhob und das italienische Grünbuch beweist, stets im vollsten Einverständnis mit ihren Allirten gehandelt.

Als im Herbst 1886 die Kriegswolken sich drohend am politischen Horizont aufthürmten, als der ehrgeizige, nach Popularität haschende Vertreter der radikalen und revanchelustigen Partei im französischen Ministerium in immer weiterem Umfange seine kriegerischen Vorbereitungen traf und, seine Organe wie die der Patriotenliga und ihre Gefinnungsgenossen die Bereitschaft zum Revanchekrieg proclamirten, stand die öffentliche Meinung in Italien entschieden auf deutscher Seite. Auch als nach den Verhandlungen im deutschen Reichstage, nach Fürst Bismarcks offener Anklage gegen die stete Bedrohung Deutschlands und des Weltfriedens durch den französischen Chauvinismus, und nach dem Ausfalle der Reichstagswahlen vom 21. Februar d. J. die Machthaber und Parteihäupter in Paris sich bewogen fanden, die Parole auf der ganzen Linie zu ändern, Friedens-

man die Politik, welche die wenn auch unbeabsichtigte Veranlassung dazu gegeben hat, jenseit der Alpen durchaus nicht mit günstigen Augen betrachtet.

schalmeien zu blasen und die deutsche Regierung der Anstiftung aller schlimmen Gerüchte, der Beunruhigung ganz Europas und geheimer kriegerischen Gelüste zu beschuldigen, gelang es ihnen weder die klarsichtigenden Staatsmänner der Halbinsel noch auch, im Großen und Ganzen, die öffentliche Meinung der Nation zu verblenden. Die verächtlichen Ausdrücke, in denen die pariser chauvinistische Presse, ja selbst ein großer Theil der gemäßigten Blätter über das Festhalten Italiens an dem deutsch-österreichischen Bündnisse sprach, fanden wohl in den radikalen Sonntagen des Königreichs ein Echo, steigerten aber im Ganzen nur die Erbitterung gegen die „stammverwandte Nation“, deren Sündenregister die unbegreifliche Verwerfung des französisch-italienischen Handelsvertrages durch die pariser Deputirtenkammer im Sommer 1886 noch vergrößert hatte. —

Alle Parteien Italiens, mit einziger Ausnahme der heimlichen oder offenen Republikaner, welche im Parlament wie in der Presse gleich schwach vertreten und einflußlos sind, halten auch heute noch fest an der „Tripelallianz“. Daß dieselbe zu Anfang dieses Jahres, vermuthlich auf ein weiteres Lustum erneuert worden ist, wird von allen Seiten zugestanden, obwohl so wenig wie vor vier Jahren ein offizielles Document darüber zu Tage gekommen ist. Ob die früheren Verabredungen unverändert beibehalten sind, wissen wir nicht, wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß es sich auch jetzt um eine reine Defensivallianz handelt, deren nächster Zweck die Erhaltung des europäischen Friedens, und für den Fall, daß dieselbe nicht gelingen sollte, die gegenseitige Gewährleistung des jetzigen Besitzstandes der drei Mächte innerhalb der Grenzen unseres Welttheils ist. Ist auch den Wünschen Italiens, deren wir in der Einleitung gedachten, nach einer größeren Berücksichtigung seiner Interessen darin Rechnung getragen? Wir glauben es nicht; es ist kaum wahrscheinlich und dem ganzen Charakter des Verhältnisses wenig entsprechend, daß den einzelnen Mächten eventuelle Gebietsvergrößerungen in Aussicht gestellt seien. Daß man Italien eventuell nicht nur Nizza, sondern auch Corsica, vielleicht gar die Provence, verheißen habe, ist natürlich nur eine Ausgeburt der erhitzten Phantasie französischer Fezblätter.

Wie allgemein in Italien das Bedürfnis einer Fortdauer jenes Bündnisses anerkannt wird und wie unabhängig dasselbe von den inneren Parteiverhältnissen ist, dafür giebt es keinen schlagenderen Beweis, als daß dessen Erneuerung während und trotz einer jener chronischen Ministerkrisen stattgefunden hat, deren Gründe und Verlauf dem Außenstehenden, mit den verwickelten Parteiverhältnissen und den Beziehungen der zahlreichen Fraktionshäupter zu einander nicht Vertrauten, kaum verständlich sind. Principielle Verschiedenheiten des politischen Standpunktes kommen

dabei kaum noch in Betracht. Die Namen der Rechten und Linken sind veraltete, obsolet gewordene Bezeichnungen, wenn sie auch formell noch immer beibehalten werden. Vor wenigen Jahren sahen die besten Patrioten Italiens das Heil des Landes in dem *trasformismo*, d. h. jener Umbildung der Parteien, wonach die gemäßigten Elemente von Rechts und Links sich unter einem gemeinsamen Banner schaaren, zu gemeinsamer Action verbinden sollten. Anfangs schien es in der That, als ob sich die auf diese Idee gegründeten Hoffnungen erfüllen würden. Die letzten Ministerien, wie die sie stützende Kammermehrheit setzte sich aus Angehörigen der sogenannten historischen Linken, der Rechten und der beiden Centren zusammen. Allerdings fehlte es auf beiden Seiten nie an frondirenden Elementen. Die große Zahl kleiner Fractionen und ehrgeiziger Parteichefs, die alle Berücksichtigung bei der Besetzung der höchsten Staatsämter verlangten, wirkte hindernd und zersetzend auf die Bildung einer starken und dauerhaften Mehrheit. Dazu kommt, daß das Volk von jeder neuen Regierung die Verwirklichung unerfüllbarer Hoffnungen erwartet. „Es geht den Italienern“, sagt ein bekannter Publicist und Staatsmann, „mit ihrem Wollen und Wünschen wie den Kindern, und die Deputirten spiegeln diese Unklarheit, Verwirrung und Thorheit des Begehrens nur allzugetreu ab, während wiederum die Ministerien nur die Resultate dieser Anarchie des Wollens bei den Volksvertretern sein können“.

Nach langen, sich immer wieder zerschlagenden Unterhandlungen ist es dem alten, vielgewandten und dauerhaft gebauten Ministerpräsidenten Depretis im März d. J. gelungen, ein neues Cabinet zu bilden, das vorläufig allerdings weder auf eine starke noch sehr zuverlässige Majorität in der Deputirtenkammer zählen kann. Aber die einst als Rettungsanker gepriesene Idee des *trasformismo* erscheint darin, wenn nicht ganz aufgegeben, doch stark in den Hintergrund gedrängt. Graf Robilant und der Kriegsminister Ricotti sind ausgeschieden. An die Stelle des letzteren ist allerdings ein anderes Mitglied der alten Rechten, Bertole-Viale, getreten, während Depretis selbst die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hat. Aber seinen charakteristischen Stempel erhält das neue Cabinet durch den Eintritt zweier Mitglieder jener „Pentarchie“, welche den beiden vorhergehenden Ministerien die entschiedenste Opposition gemacht hat, des Justizministers Zanardelli und des Ministers des Innern, Crispi, deren Vergangenheit auf den äußersten Flügel der monarchischen Linken weist und einen etwas radikalen Beigeschmack hat. Wenn auch der Personenwechsel nach Depretis' Erklärung auf die äußere Politik ohne Einfluß bleiben soll, und die noch unter Graf Robilants Zeichen

abgeschlossene Erneuerung des Bündnisses mit den Centralmächten mit allen ihren Consequenzen von dem neuen Cabinet vollinhaltlich anerkannt wird: so dürfte doch der Austritt des bisherigen Chefs des auswärtigen Amtes und der Eintritt der beiden obengenannten Minister in Wien und Berlin kaum sehr sympathisch berührt haben. Möglich, daß, wie seine deutschen Freunde behaupten, auch Crispi dem festen Anschluß an Deutschland noch ebenso günstig gestimmt ist, wie er sich im Jahre 1877 darüber aussprach. Dennoch muß bemerkt werden, daß er nach dem Umschwunge in der französischen Politik in den Octoberwahlen desselben Jahres die freundlichsten Beziehungen zu den Häuptern der herrschenden Partei in Frankreich, zumal den Opportunisten anknüpfte. Es muß ferner hervorgehoben werden, daß die Verbindung Italiens mit den beiden Kaiserreichen keine Neigungs-, sondern eine Vernunftsache ist, und daß, wenn die öffentliche Meinung des Landes auch noch jetzt an der Allianz festhält, sie doch von den bisherigen Resultaten derselben für Italien — von der Erhaltung des Weltfriedens abgesehen — nicht sehr erbaut ist. Trotzdem zweifeln wir nicht, daß die Gleichheit der Interessen und das Bewußtsein, daß dieselben kaum je in Collision gerathen können, dem guten Einvernehmen mit Deutschland die Gewähr langer Dauer bieten. Wenn Italien jetzt zur Vermehrung seiner Machtmittel und zu umfangreichen Rüstungen schreitet, so wissen wir, daß dieselben, bestimmt, seiner Freundschaft größeren Werth, seiner Stimme bedeutenderes Gewicht zu verleihen, für uns keinen Anlaß zur Besorgniß darbieten, sondern im Gegentheil beifällig von uns begrüßt werden sollten. Sehr wünschenswerth erscheint es aber, daß von Seiten der deutschen Presse wie der deutschen Regierung und ihrer hohen Leiter der italienischen Reizbarkeit und Empfindlichkeit mehr als bisher Rücksicht getragen, und daß der Werth, welchen man auf die Freundschaft Italiens legt, öfter und entschiedener betont würde. —



## Bertran de Born \*).

Von

Eduard Schwan.

Wenn Sie das heutige Frankreich, wie es von Belgien, Deutschland, der Schweiz, Italien und Spanien begrenzt wird, von Norden nach Süden durchwandern, so werden Sie finden, daß dasselbe auch nach Vostrennung unserer deutschen Erblande weder in sprachlicher, noch in ethnographischer Hinsicht ein einheitliches Ganze darstellt. Jenseits der Loire kommen Sie in ein Land mit einer andersartigen und andersredenden Bevölkerung, der nur die französische Sprache, allerdings schon seit Jahrhunderten, aufgezwungen worden ist, die aber auf dem Lande noch heute ihr altes, angestammtes Idiom gebraucht, nämlich das Provenzalische, das nicht als französisches Patois aufzufassen ist, sondern welches durchaus gleichberechtigt dem Französischen als romanische Schwestersprache zur Seite treten kann. In diesem von der Natur so reich begünstigten Lande südlich der Loire, wo auch die römische Cultur zuerst von allen außeritalischen Ländern neue Blüthen trieb, war es, wo zum ersten Mal in einer romanischen Sprache eine reiche, volkstümliche Poesie aufsproßte, die Poesie der Troubadours. Im Allgemeinen hat man von derselben eine sehr falsche Vorstellung. Man stellt sich diese Zeiten vor als solche,

„... wo die Liebe

Der Ritter große Heldenherzen hob  
Und eble Frauen zu Gerichte saßen  
Mit zartem Sinne alles Feine schlichtend“,

als Zeiten, in denen sich das allgemeine Interesse in der Lösung von Problemen der Liebe und der Courtoisie erschöpfte und in denen insbesondere die Poesie ganz in den Rosenketten der Minne lag.

In dieser Ausschließlichkeit hat sich die Lyrik der Troubadours nicht mit der Liebe beschäftigt, wiewohl dieselbe auch dort wie in jeder Lyrik

\*) Ein Vortrag, gehalten am 21. Februar.

den vornehmsten und meistbesungenen Stoff darbietet; denn neben der Canzone, die der Liebe gewidmet war, ist nicht weniger gepflegt das Sirventes, das politische Streitgedicht, in welchem die Dichter ihrem Haß und ihren Feindschaften Ausdruck verliehen, und das in jener zeitungslosen Zeit etwa die Stelle unserer heutigen Leitartikel vertrat.

Wie wenig dieses ausschließlich Zeiten schwächender Minne waren, mögen Sie aus dem Lebensbild eines Dichters sehen, dessen Kämpfen und Dichten, beides untrennbar mit einander verbunden, ich versuchen will, Ihnen vorzuführen, eines Dichters, dessen Name und Geschick Ihnen nicht ganz unbekannt sein dürfte, hat ihm doch Umland eine seiner schönsten Romanzen gewidmet. Es ist dies der Troubadour Vertran de Vorn,

„Der mit seinem Lied entflammete  
Perigord und Ventaborn,  
Der dem mächtigen Gebieter  
Stets im Auge war ein Dorn,  
Dem zu Liebe Königskinder  
Trugen ihres Vaters Zorn.“

Dieser mächtige Gebieter in Umlands Romanze ist König Heinrich II. von England und die gleichfalls darin erwähnten Königskinder sind seine Söhne, mit deren Schicksalen Vertrants Leben auf das innigste verflochten ist, so daß es zweckmäßig erscheint, einleitungsweise einen Blick auf die Verhältnisse der englischen Königsfamilie zu werfen.

Heinrich II. Plantagenet, der neben der Krone von England die Herzogthümer Normandie, Bretagne, Anjou und Guyenne besaß, hatte mit seiner Gattin Eleonore vier Söhne, Heinrich, Richard, Gottfried und den sehr viel jüngeren Johann, von welchen insbesondere der mit allen ritterlichen Tugenden geschmückte, dabei aber schwache und leichtbestimmbare Heinrich, dann aber auch der kriegliebende, energische und dabel rücksichtslose Richard, dem die Geschichte den Beinamen „Löwenherz“ gegeben hat, mit Vertran de Vorn in vertrautestem Freundschaftsverhältniß gestanden haben. Außerdem kommt noch eines der Kinder Heinrichs II. für eine Episode in Vertrants Leben in Betracht, seine Tochter Mathilde, die Gemahlin des Sachsenherzogs Heinrichs des Löwen.

Es war ein verhängnißvoller Gedanke König Heinrichs, noch zu seinen Lebzeiten sein Reich und seine Macht unter seine Söhne zu vertheilen, und noch verhängnißvoller war die Art der Vertheilung. Heinrich, der älteste, wurde in der Westminsterabtei am 15. Juni 1170 zum König von England gekrönt, zu einem König ohne Land, während Richard schon vorher die Provinzen Poitou und Aquitanien erhalten hatte und Gottfried

zur selben Zeit Herzog der Bretagne wurde. So befand sich Heinrich, der junge König, seinen beiden Brüdern gegenüber in einer schiefen Lage, da er, obwohl der älteste, der einzige war, welcher von der Gnade seines Vaters lebte. Hierin liegt die tragische Verwicklung, welche die blutige Tragödie des englischen Königshauses hervorrief, eine Verwicklung, die erst durch den Tod zweier edler Prinzen und ihres ruhmreichen Vaters ihre grauenvolle Lösung fand. In dieser Tragödie spielte unser Dichter, zu dem wir nunmehr übergehen wollen, keine unwichtige Rolle.

Ueber das Geburtsjahr Vertrans sind wir nicht genauer unterrichtet, es scheint aber nicht allzufern vom Jahre 1130 anzusetzen zu sein. Im Jahre 1159 finden wir ihn verheirathet mit Ermengard, über welche nichts Weiteres bekannt ist, und Vater zweier Söhne, Vertran und Itier, zu denen später noch zwei Söhne, Vertran der jüngere und Constantin, und eine Tochter Aymeline kamen. Seine erste Frau lebte noch im Jahre 1179, aber schon im Jahre 1192 finden wir ihn zum zweiten Male verheirathet mit einer Frau Philippa. Ich schicke diese trockenen Notizen über Vertrans Familienverhältnisse hier gleich im Zusammenhang voraus, da sie für seine Poesien ohne Bedeutung sind. Dazumal pflegte eben die Gattin noch nicht die Muse des Dichters zu sein, der er seine Lieder weihte. Ein Mitglied seiner Familie wird allerdings verschiedentlich in den Liedern erwähnt, wenn auch nicht in gerade liebevollster Weise, nämlich des Dichters Bruder Constantin, mit welchem derselbe das feste, schwer einzunehmende Schloß Autafort und das dazugehörige Ritterlehen gemeinschaftlich besaß, woraus eine Reihe von Privatstreitigkeiten zwischen den beiden Brüdern entstanden, die sich durch die großen Staatsaktionen als rother Faden hindurchziehen. Es scheint sogar, daß die ersten Kämpfe Vertrans der Herrschaft über das Autafort galten, wenigstens wird uns berichtet, daß sein Bruder gegen ihn die Hilfe einer Anzahl mächtiger Barone in Anspruch nahm, welche Vertran aus dem Schloß vertrieben und Constantin darin einsetzten. Nach deren Abzug erschien aber Vertran wieder vor der Burg mit seinen Freunden und Angehörigen und nöthigte seinen Bruder, der als weniger tapfer und ritterlich geschildert wird, ihm den Mitbesitz der Burg einzuräumen. Es ist keines der erhaltenen Sirventese Vertrans diesem ersten Streit mit seinem Bruder gewidmet, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß er auch diese Waffe benutzt habe, um sein Recht zu vertheidigen. Die ersten uns erhaltenen Lieder des Dichters beziehen sich auf seine Liebe zur Gräfin Mathilde von Montignac, seiner lieben Herrin, wie er sie nennt, deren vorzügliche Schönheit sein erstes Lieb preist. Allein seine Dame verzürnte sich bald mit ihm, weil er ein Lied zu Ehren der Guiscarda von

Beaujeu dichtete, die sich mit seinem Freunde, dem Vizegrafen von Comborn verheirathet hatte, ein Lied, in welchem er Limousin wegen Erwerbung dieser Schönheit glücklich preist. Der Dichter versucht auf alle Weise die verlorene Gunst seiner Dame zu gewinnen. In einem ersten Lied sucht er sich zu rechtfertigen: „Auf den ersten Wurf will ich meinen Sperber verlieren, auf der Faust sollen Wachtelgeier ihn mir tödten, wenn ich nicht stete Sehnsucht nach Euch empfinde. . . . Den Schild am Halse will ich im Sturm reiten, Helm und Kappe verkehrt tragen, kurze Zügel führen und lange Bügel: mein Pferd sei ein niedriger Harttraber und in der Herberge will ich den Wirth mürrisch antreffen, wenn der nicht gelogen, der Euch dies von mir erzählt hat“. Als dieses Entschuldigungsgebidt seinen Zweck verfehlte, versuchte er es als seiner Kenner des weiblichen Herzens mit der Schmeichelei. Alle besonderen Vorzüge des Körpers und des Geistes der gefeiertsten Schönheiten der Provence bittet er sich zusammen und schafft daraus das Ideal eines Weibes, um dann zu finden, daß es sich mit seiner Geliebten nicht messen kann. Als auch jetzt noch seine Geliebte unerbittlich bleibt, wendet er sich mit einer Beschwerde über ihre Grausamkeit an eine andere ausgezeichnete Dame, Thiburg, die Vizegräfin von Chalais, und bittet sie, ihn als Ritter anzunehmen. Diese der höfischen Sitte kundige Dame antwortete ihm: „Herr Vertran; Eure Worte haben mir einerseits Freude, andererseits Schmerz bereitet, Freude, weil Ihr Euch mir als Ritter angeboten habt, Schmerz, wenn ich fürchten müßte, daß Ihr der Frau Mathilde Anlaß zu ihrer Handlungsweise gegeben habt. Ich werde daher die Wahrheit zu erforschen wissen und falls es sich verhält, wie Ihr sagt, Euch in ihre Gunst zurückführen“. So geschah es denn auch: den Bemühungen von Frau Thiburg gelang es, den Dichter wieder mit seiner Dame auszuföhnen und ein neues Gedicht Vertrans feiert diese Versöhnung und dankt der hochsinnigen Vermittlerin.

In diese Liebesgeschichte hinein, wahrscheinlich in die Zeit der Erhaltung, fallen zwei Lieder Vertrans, welche einer anderen Mathilde gewidmet sind, der Tochter König Heinrichs von England und Gemahlin Herzog Heinrichs des Löwen, welche nach der Ahterklärung ihres Gatten im Jahre 1182 mit diesem und ihren drei Kindern in der Normandie bei ihrem Vater weilte. Es scheint, daß Vertran, der damals schon ein bekannter Troubadour gewesen sein muß, mit der Absicht an den Hof gezogen wurde, um diese unglückliche Fürstin, die er vielleicht schon von ihren Mädchenjahren her kannte, aufzuheitern. Ob ihm dies gelungen sei, wird uns nicht berichtet, allein es möchte nach dem zweiten der ihr gewidmeten Lieder fast so scheinen. Dort erzählt er, daß die Fürstin ihn

neben sich auf einem kaiserlichen Teppich habe sitzen lassen und sich huldvoll mit ihm unterhalten habe. „Und bei ihrer edlen Rede und ihrem reizenden Lachen, wobei sie ihre krystallhellen Zähne gezeigt habe, beim Anblick ihres schlanken Leibes und ihrer rosigen Gesichtsfarbe habe er sein Herz für immer an sie verloren“. Originell ist die Entstehung des Gedichts: der Dichter hatte sich im Winter mit Herzog Richard zu einer Truppenschau begeben. Dort im Lager herrschte großer Mangel an Lebensmitteln, so daß eines Tags die Mittagszeit vorüberging, ohne daß Vertran etwas gegessen oder getrunken hätte. Darauf bezieht sich die erste Strophe des Gedichts, in welcher Vertran sich nach einer guten Herberge sehnt, die reichlich mit Fleisch, Wein und Brot versehen sei, und die ein helles Feuer durchwärme. Um sein Mißbehagen zu verschweigen, ruft er sich dann in seinem Liebe diese Stunde des Zusammenseins mit der Herzogin Mathilde zurück.

Diese Liebe zur Gemahlin Heinrich des Löwen fällt also in die Zeit der Liebe zu der ersten Mathilde, aber dieser Abfall muß doch in den Augen der Dame von Chalais entschuldigbar erschienen sein, denn sie söhnte, wie erwähnt, den Dichter wieder mit seiner ersten Geliebten aus.

In die Zeit dieses ersten Liebesverhältnisses und zwar nach der Episode mit der „Sächsin“, wie sie der Dichter nennt, fallen Ereignisse ganz anderer Art, die in Vertrants Leben auf das Tiefste eingriffen. Es war der Krieg der Söhne Heinrichs II. unter einander und gegen ihren Vater.

Der junge König Heinrich fand sich, wie bereits erwähnt, seinen Brüdern gegenüber als ältester Sohn und künftiger Erbe der Krone von England vernachlässigt, indem er immer noch auch nach seiner Verheirathung am Hofe seines Vaters lebte, während Richard und Gottfried vom Vater mit Herzogthümern belehnt worden waren. Er verlangte gegen Ende des Jahres 1182 die Belehnung mit der Normandie. Sein Vater gab seinem Drängen insoweit nach, als er versprach, ihm ein stattliches Jahreseinkommen auszusetzen, und einen königlichen Hofstaat einzurichten und ferner bestimmte, daß seine beiden Brüder ihm für ihre Lehen huldigen sollten. Gottfried verstand sich auch sofort dazu, während Richard, gestützt auf frühere Abmachungen, sich weigerte. Der junge König war mit Recht hierüber aufgebracht und sein Grimm wurde durch aquitanische Barone, die Richards gewaltthätiger Herrschaft müde waren, so lange genährt, bis er beschloß, Richard aus Aquitanien zu vertreiben. Sein Bruder Gottfried schloß sich ihm an und auf seine Seite trat auch Vertran de Born, der in einem ersten Sirventes aus dem Jahre 1183 die Barone rühmend aufzählt, die bereit sind, für Heinrich zu streiten.

In diese Kämpfe fällt auch eine neue Zwistigkeit mit seinem Bruder Constantin, den er schließlich aus Autafort vertrieb und der mit Herzog Richard zurückkehrte und das Land um Autafort verwüstete, ohne freilich dieses selbst einnehmen zu können. Vertran schickt ihnen höhnisch ein Sirventes nach, in welchem er zugleich seinen Parteilgenossen über ihre Trägheit bittere Vorwürfe macht.

Unterdessen trieben der junge König und sein Bruder Gottfried Richard sehr in die Enge, bis der Vater selbst ihm zu Hülfe kam und die drei Brüder vermochte, ihm Treue und Gehorsam und sich gegenseitigen Frieden zu schwören. Die Mehrzahl der Verschwörer suchte nun auch Versöhnung mit Richard, einige wenige nur setzten den Kampf fort, darunter Vertran de Vorn. Wieder zog Richard vor sein Schloß, nachdem er den Schwur gethan hatte, diesmal nicht eher abzulassen, als bis die Beste genommen sei. Vertran, der einsah, daß er ohne Bundesgenossen sich nicht halten könne, öffnete freiwillig die Thore und bat fußfällig um Verzeihung. Als Richard seinen Gegner zu seinen Füßen sah, umarmte und küßte er ihn, und verzieh ihm. Allein das Schloß behielt er vorerst. In einem neuen Sirventes, in welchem er sich über seine eibbrüchigen Bundesgenossen beklagt, bittet der Dichter Richard um Rückgabe des Schlosses, da er mit seinen Nachbarn nicht in Frieden leben könne und deshalb sein festes Schloß benöthige. Bald darauf finden wir ihn denn auch wieder im Besitze seines Schlosses, das er wohl der Gnade Richards verdankte. Nun in Sicherheit, läßt er den jungen König Heinrich, dessen Einsinken die ganze Quelle seines Unglückes war, die scharfe Geißel seines Spottes fühlen: „Ein Sirventes will ich nicht länger aufschieben, solche Lust fühl' ich, es zu dichten und zu verbreiten, denn ich habe einen neuen und großen Stoff an dem jungen König, der seine Forderung an seinen Bruder Richard aufgegeben hat, als es sein Vater ihm befahl: so sehr ist er gedemüthigt! Da aber Herr Heinrich kein Land besitzt noch beherrscht, so soll er König der Memmen sein. Denn er handelt, wie ein Memme, da er nun ganz von Eleferungen, Zahlungen und Versicherungen lebt“.

So schien der Streit der Brüder beendet. Eine neue Zusammenkunft wurde nach Mirebeau verabredet, bei welcher auch mit den aufständischen Baronen Frieden geschlossen werden sollte. Doch diese erschienen nicht, sondern blieben unter den Waffen. Gottfried von seinem Vater an sie zur Unterhandlung abgeschickt, läßt sich von ihnen gewinnen, Heinrich vermittelt zwischen seinem Vater und den Verschwörern und geht gleichfalls, als die Vermittelungsversuche scheitern, zu den Verschwörern über, wozu auch Vertrants bissiges Sirventes nicht unwesentlich mitgeholfen haben mag. Klöster werden geplündert und damit Söldner ge-

worben und so beginnt das blutige Drama aufs Neue, das diesmal als Tragödie enden sollte.

Vertran steht natürlich mit seiner Leyer und seinem Schwert auf Seiten der Empörer und des jungen Königs. Der Graf von Toulouse, der auch Anhänger des jungen Königs ist, läßt ihn auffordern, ein *Sirventes* zu dichten (woraus sich schließen läßt, wie groß die Wirkung solcher Lieder war), und Vertran entspricht dieser Aufforderung in einem seiner besten Gedichte: „Bei Toulouse (ruft er) gegen Montagut wird der Graf sein Banner aufpflanzen auf der gräßlichen Wiese an der Ruhebänk; sobald er sein Zelt dort aufgeschlagen, werden wir von ringsumher dorthin kommen und drei Nächte dort ohne Obdach lagern. Und bald nach unserer Ankunft wird das Waffenspiel im Felde beginnen und die Catalanen und die von Aragon werden dahin sinken oft und dicht, so daß kein Sattel sie mehr halten wird: so gewaltige Hiebe werden unsere Verbündeten dort anstheilen.“

Der Kampf wurde mit Erbitterung geführt: der Herzog von Burgund und der Graf von Toulouse stießen als neue Bundesgenossen zu den Empörern und im Kriegsrath ward beschlossen, am Pfingstmontag einen allgemeinen Angriff auf das Heer des Königs zu machen. Da erkrankte der junge König Heinrich an einem hitzigen Fieber und mußte aus dem Lager fort nach Martel gebracht werden. Die Krankheit nahm eine tödtliche Wendung, und Heinrich sandte zu seinem Vater und ließ ihn um Verzeihung bitten. König Heinrich konnte nur mit Mühe zurückgehalten werden, dem Ruf des Sterbenden zu folgen, in welchem man einen Hinterhalt witterte. Er sandte ihm aber durch den Erzbischof von Bordeaux einen ihm bekannten Ring als Zeichen seiner Vergebung. Heinrich küßte den Ring und ließ seinen Vater durch den Geistlichen bitten, er möge gegen die Barone von Aquitanien barmherzig sein und seinen Dienern den rückständigen Sold bezahlen. Dann hüllte er sich in grobes Sacktuch, knüpfte einen Strick um seinen Hals, ließ sich auf einen Aschenhaufen legen und verschied, nachdem er die Sterbesacramente empfangen hatte, am 11. Juni 1183.

Dieser unerwartete Tod des blühenden jungen Königs machte auf beiden Seiten den tiefsten Eindruck, nicht zum wenigsten auch auf seinen Freund und Waffengenossen, unsern Dichter. In einem Klage lied beweint er den Verlust, dessen beide erste Strophen etwa so lauten:

Wenn all der Schmerz, die Thränen und das Leid,  
Die Klagen, Qual, und alles Gramgefühl  
Das man gehegt in dieser trübten Zeit  
Zusammen wär', so schien es kalt und kühl

Gegen den Tod von Englands Königssohn;  
Den Ruhm und Ehr' und Jugendkraft beweint  
Und schwarz und trüb die ganze Welt vereint  
Von Freuden leer, voll Trauer und voll Jammer.

Von Schmerz erfüllt und voll von tieffem Leid  
Blieben zurück der höffichen Söldner viel  
Die Troubadour und Spielleut weit und breit:  
Es trieb der Tod mit uns ein tödtlich Spiel;  
Der uns geraubt des Englands Königssohn  
Vor dem voll Weiz der mildeste noch scheint:  
Hilfwehr wärb' der nach seinem Werth beweint,  
Gäb's in der Welt nicht Leids genug noch Jammer.

Nicht minder tief empfunden ist ein zweites Lied, welches Vertran dem Andenken des verstorbenen königlichen Freundes widmete:

„Mein Singen unterlaß ich nun für alle Zeit aus Schmerz und Trauer; denn mein Verstand und meine Freude sind dahingegangen mit dem besten König, der je von einer Mutter geboren wurde.“

Dieser Todesfall brachte das Heer der Rebellen in wilde Auflösung; Alles flüchtete auf seine Burgen und König Heinrich und Richard zogen durch das ganze Land und machten die Schösser der Aufständischen dem Erdboden gleich. So belagerten sie auch, unterstützt von König Alfons von Arragonien, Vertrants festes Schloß Autafort, in welches sich dieser zurückgezogen hatte. Als bei der Belagerung unter dem Heer der Belagerer, wie uns erzählt wird, augenblicklicher Mangel an Lebensmitteln ausbrach, sandte König Alfons von Arragonien, der mit Vertran befreundet war, einen Boten an diesen und bat ihn um Brot, Wein und Fleisch. Vertran sandte ihm das Gewünschte und bat ihn zugleich, doch darauf hinzuwirken, daß die Kriegsmaschinen an eine andere Stelle der Mauer gebracht würden, da dieselbe gerade dort sehr schwach sei. Der verrätherische König benutzte diese Mittheilung gegen Vertran und so war Autafort bald in den Händen der Belagerer.

Wir kommen nun zu jener rührenden Scene, welche Umland zum Vorwurf für seine Romanze diente:

Droben auf dem schroffen Steine  
Raucht in Trümmern Autafort,  
Und der Burgherr steht gefesselt  
Vor des Königs Zelte dort.

Ich folge in ihrer Erzählung der provenzalischen Lebensnachricht. Dort heißt es: „Und Herr Vertran wurde mit seinem ganzen Volk zu dem Zelte des Königs geführt, und der König Heinrich empfing ihn sehr schlecht und sprach zu ihm: Vertran, Vertran, Ihr habt einst gesagt, daß



Euch nie auch nur die Hälfte Eures Verstandes nöthig sei, wisset daß er jetzt wohl ganz Euch nöthig wäre. Herr, erwiederte Herr Bertran, das ist wohl wahr, daß ich dies gesagt habe, und ich habe wohl die Wahrheit gesprochen. Und der König sagte: Ich glaube, daß er Euch jetzt wohl abhanden gekommen ist. — Herr, erwiederte Bertran, wohl ist er mir abhanden gekommen. — Und wie? fragte der König. — Herr, entgegnete Bertran, an dem Tage, an dem der tapfere junge König, Euer Sohn, starb, verlor ich meinen Verstand, mein Wissen und mein Können. — Und als der König hörte, was Herr Bertran ihm unter Thränen von seinem Sohne sprach, kam ihm aus Mitgefühl ein so großer Schmerz in das Herz und in die Augen, daß er vor Schmerz ohnmächtig wurde. Und als er aus der Ohnmacht wieder zu sich kam, rief er und sagte unter Thränen: Herr Bertran, Herr Bertran, Ihr habt wohl recht und es ist wohl vernünftig, daß Ihr um meines Sohnes willen den Verstand verloren habt, denn er liebte Euch mehr, als irgend Jemanden auf der Welt.“

Und der König senkt die Stirne:  
 Meinen Sohn hast du verführt,  
 Hast der Tochter Herz verzaubert,  
 Hast auch meines nun geküßt:  
 Nimm die Hand du Freund des Tobten,  
 Die verzeihend ihm geküßt!  
 Weg die Fesseln! Deines Geistes  
 Hab' ich einen Hauch verspürt.

Man hat diese Ereignisse, die Einnahme von Autafort und die Verzeihung von Seiten König Heinrichs zeitlich trennen wollen, da nur Graf Richard an der Belagerung theilgenommen habe; wie dem auch sei, jedenfalls erhielt er von König Heinrich in Erinnerung an die Freundschaft, die ihn mit dem verstorbenen Sohn verband, sein Schloß späterhin zurück. Hierbei scheint ihm allerdings Graf Richard behülflich gewesen zu sein, an den er sich von nun an auf das engste anschließt, und den er in seinen weiteren Kämpfen mit seinem Vater, den aquitanischen Großen und dem französischen König Philipp August unterstützt, immer Kampf und Streit unter dem Großen durch seine Tünder schürend.

Er feiert Richard auch als den ersten Helden, der das Kreuz genommen habe: „allen vorangegangen ist der Graf, der später König sein wird, und dadurch ist sein Ruhm verdoppelt worden.“ An dem Kreuzzug selbst hat der Dichter nicht theil genommen, wie er angiebt, weil seine blonde Herrin ihn zurückhalte, wahrscheinlich aber, weil er nicht vermögend genug war, einen derartig kostspieligen Zug in die Ferne mitzumachen. Die Zeit während des Kreuzzugs ist ihm eine traurige: „Königreiche sind da, aber Könige gibt es nicht darin, und Grafschaften, aber keine Grafen

und Barone, Marken sind da, aber keine Markise, und prächtige Schlösser und schöne Wohnsitze, aber keine Schloßherrschaften darin.“

Als Richard im März 1194 aus der Gefangenschaft zurückkehrte, um die aufständischen Barone zu demüthigen, begrüßt ihn Bertran mit Freuden: „Nun kommt die liebliche Jahreszeit, in der unsere Schiffe landen werden, und kommen wird der muthige und tapfere König . . . Dann werden wir sehen Gold und Silber vertheilen, Steinböller loschießen, Mauern durchbrechen, Thürme zerstören und die Feinde in Ketten legen.“ So betheilt er sich noch mit Schwert und Leher an den Kämpfen des Jahres 1194; nach demselben scheint sein Lieb für immer verstummt zu sein, und seinen mit dem Eisenkleid so eng verwachsenen Leib finden wir im Jahre 1196 in der Mönchskutte. Er ward Mönch, und als solcher begegnet er uns zuletzt in Gesellschaft seines Sohnes Constantin im Kloster von Excideuil, während seine beiden ältesten Söhne Bertran und Izier das kriegerische Leben ihres Vaters, der erstere auch als Dichter von Sirventesen fortsetzten.

Das Hauptinteresse, das wir an Bertrans Leben nehmen, gründet sich auf seine Theilnahme an der Tragödie des englischen Königshauses und auf seine unverbrüchliche Freundschaft mit dem Helden derselben, dem jungen König Heinrich von England. Diese Freundschaft übertrug er, wie erwähnt, nach dessen Tod auf den zweiten Sohn Richard, der so auch in dieser Hinsicht der Erbe seines Bruders wurde, und auch ihm diente er mit Schwert und Liedern treu, bis er die Eisenrüstung mit dem Mönchskleid vertauschte. Diese Treue bildet den eigentlichen Grundzug seines Wesens neben der stolzen, ritterlichen Gesinnung, welche ihn die Entscheidung der Waffen den diplomatischen Unterhandlungen vorziehen ließ und der echt männlichen und ritterlichen Freude am Kampf, der er besonders in einem Sirventes Ausdruck verleiht, welches zur Vervollständigung des Bildes des Dichters hier noch angeführt werden möge\*). Er zählt darin auf, was ihm alles Freude mache:

Mich freut des süßen Lenzes Flor,  
Wenn Blatt und Blüthe neu entspringt,  
Mich freut's hör' ich den muntren Chor  
Der Vöglein, deren Lied verjüngt  
Erschallet in den Wäldern;  
Mich freut es, seh' ich weit und breit  
Gezelt und Hütten angereicht,  
Mich freut's, wenn auf den Feldern

\*) Nach Diez, Leben und Werke der Troubadours, 2. Aufl., S. 155 f.

Schon Mann und Roß zum nahen Streit  
Gewappnet stehen und bereit.

Mich freut es, wenn die Plänkler nah,  
Und furchtsam Mensch und Herde weicht,  
Mich freut's, wenn sich auf ihrer Bahn  
Ein rauschend Heer von Kriegern zeigt;  
Es ist mir Augenweide,  
Wenn man ein festes Schloß bezwingt,  
Und wenn die Mauer tracht und springt,  
Und wenn ich auf der Heide  
Ein Heer von Gräben seh' umringt,  
Um die sich starkes Pfahlwerk schlingt.

Manch bunten Helm und Schwert und Speer  
Und Schilde schadhast und zerhaun,  
Und sechtend der Vasallen Heer  
Ist im Beginn der Schlacht zu schau'n,  
Es schweifen irre Roffe  
Gefallner Reiter durch das Feld,  
Und im Getümmel denkt der Held,  
Wenn er ein edler Sprosse,  
Nur wie er Arm' und Köpfe spellt,  
Er, der nicht weicht, der lieber fällt.

Nicht solche Wonne süßt mir ein  
Schlaf, Speiß' und Trank, als wenn es schallt  
Von beiden Seiten: drauß! hinein!  
Und leerer Pferde Wiehern hallt  
Laut aus des Waldes Schatten,  
Und Hülseruf die Fremde weckt,  
Und Groß und Klein schon dicht bedeckt  
Die Gräber und die Matten,  
Und mancher tobt liegt hingestreckt,  
Dem noch der Schaft im Busen steckt.

Man darf deshalb doch nicht den Dichter für einen bloßen Raufbold halten, der Kampf und Streit um jeden Preis suchte, wiewohl er in einem friedlichen Staatswesen nicht gerade ein schätzenswerther Bürger gewesen wäre. Er war eben ein Kind jener unruhigen, kriegerischen Zeit, die seinem Denken und Dichten ihren kriegerischen Stempel ausdrückte, und Sie werden es verständlich finden, wenn ihn Dante den Säger der Waffen nennt, Dante, der ihn auch in seiner „Hölle“ auftreten läßt, das abgeschnittene Haupt in der Hand tragend, wie eine Leuchte, zur Strafe dafür, daß er „getrennt den Vater und den Sohn“.

Die Sprache in Bertrans Gedichten ist kräftig und markig, seine Vergleiche und Bilder treffend und gut gewählt, seine Verse volltönend und wohlklingend, seine Reimkunst eine sehr ausgebildete und dabei ungekünstelte und sein Spott beißend und unwiderstehlich. So haben wir in Bertran de Born einen der besten Vertreter jener ritterlichen Dichter der Provence, die man die Troubadours nennt, und ich würde mich freuen, wenn auch Sie sprechen möchten mit dem König in Uhlands Romanze: „Seines Geistes hab' ich einen Hauch verspürt“.

---

## Politische Correspondenz.

Französische, russische Politik. — Das Regierungsjubiläum der Königin Viktoria.

Berlin, Ende Juni 1887.

Unsere vorige Correspondenz verließ Frankreich während der Ministerkrisis, welche durch ein Kammervotum vom 17. Mai herbeigeführt worden war. Wir erinnern daran, daß die Budgetkommission den Beschluß beantragt hatte, das Budget zum Zweck durchgreifender Ersparungen an das Ministerium zurückgelangen zu lassen. Am 17. Mai wurde über diesen Antrag verhandelt. Es war eine Tagesordnung vorgeschlagen worden, welche das Vertrauen aussprach: das Ministerium werde gemeinschaftlich mit der Budgetkommission die Wege der nöthigen Ersparungen ausfindig machen. Diese Tagesordnung wurde mit 275 gegen 257 Stimmen abgelehnt und später der Kommissionsvorschlag mit 312 gegen 143 Stimmen angenommen. Die somit eingetretene Ministerkrise konnte erst am 30. Mai beendet werden. Der Präsident der Republik hatte mit den verschiedensten Parteiführern vergeblich unterhandelt, nur nicht mit Clemenceau. Aber gerade Clemenceau hatte mit 25 Stimmen seiner Anhänger bei den 275 Stimmen, welche gegen die für das Ministerium günstige Tagesordnung stimmten, den Ausschlag gegeben. Der größte Theil der Majorität bestand aus Opportunisten und aus Mitgliedern der monarchischen Rechten, welche nur darum gegen das Ministerium Goblet stimmten, um den General Boulanger aus dem Kriegsministerium zu entfernen. Clemenceau aber hatte darauf gerechnet, daß er die Bildung jedes gemäßigt republikanischen Ministeriums durch die Verweigerung seiner Unterstützung vereiteln könne, weil keines zur Uebernahme der Regierung bereit sein würde, ohne eine Majorität in der Kammer zu finden. Clemenceau dagegen würde sich zur Uebernahme der Regierung bereit erklärt haben, aber unter der Bedingung, die Kammer auflösen zu dürfen. Clemenceau würde natürlich seinen Freund Boulanger im Kriegsministerium behalten haben und rechnete, wenn das Heft bei den Wahlen in seinen Händen wäre, auf die Erzielung einer radikalen Majorität. Der Präsident Grevy dachte aber gar nicht daran, Clemenceau zur Bildung des Ministeriums zu berufen, er zog ihn nicht einmal zu Rathe. Von den anderen Parteiführern aber, an die er sich anfangs wendete, glaubt keiner, die Unter-

stüßung Clemenceaus entbehren zu können, und da dieser, seinem Vorsatz getreu, die Unterstützung stets verweigerte, so scheiterten alle Kombinationen. Die ernstlichsten Versuche wurden mit Freycinet und durch Freycinet angestellt. Aber dieser wollte durchaus die gemäßigten Republikaner und die Radikalen unter einen Hut bringen und machte diesen Versuch zweimal vergeblich, da Clemenceau jedes Mal erklärte, die Zeit der gemischten Ministerien sei vorüber, es müsse endlich ein nur aus Radikalen bestehendes Kabinet an die Reihe kommen. Da fand endlich Rouvier, der Präsident der Budgetkommission und Mitglied der opportunistischen Partei, den Muth, ein bis auf zwei Mitglieder rein opportunistisches Kabinet zu bilden und an der Spitze desselben die Geschäfte zu übernehmen. Als Minister des Auswärtigen behielt er den anfangs mit Spott aufgenommenen, dann aber wohl bewährten Flourens aus dem Kabinet Goblet bei. Rouvier selbst übernahm die Finanzen. Am 31. Mai stellte sich das Ministerium der Kammer vor. Seine Erklärung wurde von der äußersten Linken sofort mit der Einbringung eines Mißtrauensvotums erwidert. Aber dasselbe erhielt nur 139 Stimmen gegen 285. Das Ministerium Rouvier war einstweilen gesichert, denn die Majorität, die es erhielt, setzte sich zusammen aus 130 Stimmen der monarchischen Rechten und aus 155 republikanischen Stimmen. Am demselben Tage verabschiedete sich der vielberufene General Boulanger ohne Klang, aber nicht ohne Sang, denn er erließ einen abgeschmackten Tagesbefehl, worin er die Armee ermahnte, Gesetz und Verfassung zu achten und darin seinem Beispiel zu folgen. Als ob die Armee an den Umsturz der Verfassung gedacht hätte, als ob nicht die einzige Bedrohung derselben in den Phantastereien und Gelüsten des eiteln Generals gelegen hätte! Sein Nachfolger, General Ferron, gilt für einen gebildeten und ersten Soldaten. An eine Verminderung der französischen Armee denkt er natürlich in keiner Weise, wenn er sich auch dem Ersparnisprogramm des Ministeriums angeschlossen hat. Wahrscheinlich ist er als Gegner Deutschlands viel ernsthafter zu nehmen, als Boulanger. Aber die Gefahr einer unaufhörlichen, muthwilligen Bedrohung des Friedens ist mit dem Letzteren einstweilen verschwunden. Das Ministerium Rouvier, dessen Haupt Vorsitzender der auf Ersparnisse drängenden Budgetkommission gewesen, mußte natürlich die Erzielung der geforderten Ersparnisse in sein Programm aufnehmen, und es hat nicht unterlassen, ernstlich an die Verwirklichung dieses Programms zu gehen. Die Wuth Clemenceaus und seiner Anhänger gegen das Ministerium ist grenzenlos. Sie suchen beständig auf dasselbe den Vorwurf zu schleudern, es existire nur durch die Gnade der Rechten, habe von dieser geheime Zusicherungen empfangen u. s. w. Man will durch diesen Vorwurf das Ministerium vor den Republikanern verächtlich und verachtet machen. In der That aber besteht gerade darin die Rettung Frankreichs vor dem Radikalismus, welcher in der jetzigen Lage mehr als je geeignet ist, Frankreichs Staat und Volk mit unheilbarem Sieckthum zu schlagen, daß die gemäßigten Republikaner folgerichtig konservative Republikaner werden und daß alle patriotischen und einsichtigen Monarchisten das Gleiche werden. Ein

Versuch zur Einleitung dieses Processes wird jetzt gemacht; wie weit er den Prozeß fördern und sicherstellen wird, ist abzuwarten. Jeder Freund Frankreichs nicht nur, sondern jeder Freund der europäischen Humanität und Kultur muß den glücklichen Fortgang des Processes wünschen. Ein Hauptmännchen der Radikalen besteht natürlich darin, alle Fragen, welche zum Bankapfel zwischen Monarchisten und Opportunisten werden können, einer schnellen Lösung entgegenzutreiben. Dabin gehört die unterschiedslose Verpflichtung zum dreijährigen Militärdienst in Friedenszeiten, also auch der Dienst der Böglinge der Priesterseminare. Der neue Kriegsminister ist ein Anhänger des dreijährigen Dienstes ohne Ausnahme, will aber doch den Seminaristen die Verwendung in solchen Zweigen des Heerdienstes auf administrativem Wege möglichst zugehen, wie sie ihrem Beruf entsprechen, z. B. bei der Krankenpflege. Wie lange diese Vermittlungen verhalten, muß man abwarten. Das meiste hängt von der ausdauernden Mäßigung der monarchischen Rechten ab: Diese muß thun, was sie kann, um den Opportunisten die Herstellung der konservativen Republik zu erleichtern, indem die republikanischen Gefühle und Vorurtheile der Massen mit vorsichtiger Geschicklichkeit behandelt werden.

Ein anderes Mittel des Radikalismus, gegen die jetzige Regierung, in die wir auch den Präsidenten der Republik einbegreifen müssen, zu arbeiten, besteht in der äußersten Entzündung der chauvinistischen Gefühle. Zu dieser Aktion hat das Urtheil des Reichsgerichts gegen reichsländische Mitglieder der französischen Patriotienliga eine wirksame Handhabe geboten. Die Radikalen suchen die französische Regierung anzutreiben, daß sie von der deutschen die Begnadigung der Verurtheilten erwirkt, bezüglich diese Begnadigung durch Drohungen erzwingt. Man sieht hieraus die Gewissenlosigkeit des französischen Radikalismus. Die Führer und Schärer desselben wissen recht gut, daß sie mit dem Zwang, den sie auf ihre Regierung zu üben versuchen, im Fall des Gelingens von zwei Dingen Eines herbeiführen werden: entweder den Krieg oder eine Zurückweisung, welche das Ansehen der französischen Regierung schädigt. Aber dem französischen Radikalismus ist jede dieser Folgen recht. Erwünscht ist ihm die Niederlage einer verhassten Regierung; erwünscht ist ihm auch der Krieg, ohne daß er sich fragt, wem derselbe Gewinn bringen kann. Das Treiben zum Krieg hat kein anderes Motiv, als ein blindes Wüthen gegen den bestehenden Zustand. Einige Radikale, die wenigstens irgend eine Rechnung aufstellen, bilden sich ein, der Krieg werde Boulangers Diktatur und Sieg und damit eine Ausbreitung der Revolution über die europäische Welt bringen. Und diese Phantasten sind die einzigen Rechner unter den französischen Radikalen! Man muß den Muth bewundern, mit welchem Paul de Cassagnac in seiner Zeitung l'Autorité immer von neuem die Gefahren, die der Radikalismus über Frankreich bringt, mit großen eindringlichen Lettern ausmalt. Furchtlos wagt er, dem eitlen Chauvinismus entgegenzutreten und dem Frankreich, wie es die Radikalen gemacht haben, insbesondere dem Heer, wie es die Radikalen gemacht haben, sichere Niederlagen zu prophezeien. Dieser Mann hat den Muth, die

Furcht zu bekennen, welche ihm die inneren Zustände vor dem Ausland einflößen. Das ist ein in Frankreich bisher unerhörter Muth.

In Rußland scheint der Krieg der Enthüllungen, welchen das deutsche auswärtige Amt gegen die panslavistischen Verläumdungen führte, doch gewisse Wirkungen gehabt zu haben. Freilich nicht die Wirkung, irgend einen Theil der herrschenden Klassen von der Ungerechtigkeit der gegen Deutschland erhobenen Vorwürfe zu überzeugen, aber doch die Wirkung, daß der Regierung die Wiederholung dieser Vorwürfe unbequem wurde. Im Stillen scheinen einige der Hauptverläumder kräftig verwahrt worden zu sein, darunter sogar Herr Katkoff. Der Deutschenhaß der russischen Presse oder genauer der herrschenden Klasse, welche in der Presse ihren Ausdruck findet, die über innere Zustände nicht das kleinste Wort äußern darf, ist indeß nicht verlegen, andere Angriffsmittel zu finden, als die ohnedies abgenutzten Anklagen auf Verrath, welchen Deutschland in den Jahren 1876—78 geübt haben soll. Man verdächtigt, wo man kann, mit einer Lügenhaftigkeit die ebenso unerschrocken, nur bei weitem nicht so unterhaltend und geistreich ist, wie diejenige Münchhausens, die Wege der deutschen Politik. Alles was Uebles auf der Welt begegnet, soll Bismarck angestiftet haben. Die agrarischen Morde in Irland wie die panslavistischen Dynamitattentate auf der Balkanhalbinsel. Mit diesen Leuten ist wirklich nicht zu reden. Der französische Chauvinismus ist temperamentvoller und daher auch verbledeter. Aber ein mühsam erstickter Funke des Gewissens springt in ihm hervor, die Regung des bon sens muß er überdies beständig unterdrücken. Er ist momentan gefährlicher, aber an seiner Heilung braucht man nie zu verzweifeln. Der russische Haß zeigt apathische Züge und er erträgt es fatalistisch, wenn er seine Befriedigung nicht erlangen kann. Aber Mittel der Belehrung, der Befähigung giebt es gegen ihn nicht. Nicht der Zorn des Löwen, sondern die stumpfsinnige Grausamkeit der Hyäne liegt ihm zum Grunde. Man denke daran, wie Turgenieff solche Figuren geschildert hat. Die amtliche Politik Rußlands hat sich für die Situation eine Lösung zurechtgemacht, hinter der sie ihre durch die mannigfaltigsten Umstände erzwungene Thatlosigkeit nicht schlecht zu verbergen im Stande ist. Sie läßt überall verkündigen, daß Rußlands Stellung gerade dadurch eine imponirende, gebietende, alle Entscheidungen in der Hand haltende sei, wenn es die Hände sich nach allen Seiten frei halte, alle Fragen vorläufig in der Schwebe lasse. Die geheime Rechnung ist dabei, daß der Vernichtungskampf zwischen Deutschland und Frankreich doch in nicht zu ferner Zeit zum Ausbruch kommen müsse. Diesen Kampf will Rußland ausbeuten. Es rechnet, daß, welcher Macht es auch seine Unterstützung gewähret, diese Macht den Preis zahlen müsse, Rußland im ganzen Bereich seiner Machterweiterung freie Hand zu versprechen. Ein siegreiches Frankreich würde Deutschland jeden Widerstand gegen russische Pläne zu verbieten haben. Sollte sich aber herausstellen, daß der Sieg über Frankreich den Deutschen nicht entrisen werden kann, so würden dieselben doch nicht gleich-



zeitig die Zertrümmerung Oesterreichs verhüten können. Solche Gedanken gehen gewissen russischen Politikern durch den Kopf. Mit ihnen hilft man sich über die vorläufige Thatslosigkeit hinweg, die freilich nur die Enthaltung von kriegerischen Aktionen, nicht aber die Enthaltung von einem sehr mannigfaltigen Minenbau bedeutet. Rußland gräbt diese Minengänge gegen die ganze nördliche Peripherie der muhamedanischen Welt in Europa und in Asien. Die Vertheidigung dieser Peripherie ist eigentlich Englands Sache, denn sie bildet den Schugwall seines indischen Reiches. Um Indiens willen müßte England Constantinopel, um Constantinopels willen Belgrad und Sofia vertheidigen, um Indiens Willen vertheidigt es Egypten und hat es bis vor Kurzem Persien und Afghanistan vertheidigt. Diese beiden letzteren Vorposten scheint es aber aufgegeben zu haben und nun den russischen Angriff auf Indien in einer Gebirgsstellung zu erwarten, deren Mittelpunkt Kandahar im südöstlichen Afghanistan ist, jenes Kandahar, welches Gladstone im Jahre 1880 mit beispielloser Verblendung aufgab, nachdem der englische General Roberts es bereits in Besitz genommen. Man hat jetzt viel nachzuholen mit Eisenbahnen und dergleichen, um die starke Position erreichbar und verwendbar für die englisch-indischen Streitkräfte zu machen. Die englische Politik läßt indeß nicht von der Rechnung ab, daß, eber, als der russische Angriff auf Indien, ein russischer Konflikt mit den Centralmächten Europas kommen müßte; Rußland aber schiebt seine Angriffsmittel auf Indien mit unermüdlicher Ausdauer und mit vollkommen geschickter Wahl der Wege vor. Die Herrschaft des Emir Abdurrahman ist unterwühlt. Vielleicht ziehen die Russen bald in Herat und auch in Kabul ein. Hierzu wird sich England unthätig verhalten. Aber die Russen suchen die alten Wege wieder aufzufinden und gangbar zu machen, auf welchen einst der fabelhafte Genius Alexanders von Macedonien über den Hindukusch nach Indien vordrang. So vorschauend geht die russische Politik in Asien zu Werke. Aber sie ist an anderen Stellen der muhamedanischen Peripherie nicht müßig. In Serbien steht sie eines ihrer Werkzeuge unerwartet auf den Ministerstizy gelangt. Vielleicht ist es mehr ein Glücksfall, als ein gelungener Schachzug. Denn König Milan ist seiner Gemahlin überdrüssig und suchte einen Minister, der sie ihm vom Halse schafft. Da bot sich ihm Herr Nistic an. Wie aber, wenn dieser Minister den König Milan den Panславisten vom Halse schafft! An Entschlossenheit und List gebricht es ihm nicht. Für das Wiener auswärtige Amt ist eine Zeit gekommen, wo es scharf acht geben und nöthigenfalls schnell handeln muß.

Bulgarien verließen wir als die Note der Pforte an die Großmächte ergangen war, sich über den Vorschlag zweiter Kandidaten für den bulgarischen Thron zu einigen, aus welchen die Sobranje einen auswählen sollte. Wir bemerkten, daß diese Note durch die Geschicklichkeit des englischen Botschafters Sir A. White herbeigeführt wurde, während Rußland von der Pforte verlangt hatte, diese möge den Großmächten die Ernennung eines bulgarischen Regenten vorschlagen, der die jetzige Regentschaft und Sobranje wegzujagen haben sollte.

Rußland beeilte sich natürlich, den Vorschlag der Pforte sofort abzuweisen. Zwischen brachen aber in der bulgarischen Regierung Zwistigkeiten aus über die Art, wie die Angelegenheiten des Landes einem festen Zustand entgegenzuführen seien. Die drei Regenten, Männer von ungewöhnlicher Klugheit, wollten das System der unerschütterlichen Geduld fortsetzen bis zum Eintritt von Ereignissen, welche Rußland nöthigen würden, seine unheilvolle Hand von Bulgarien abzuziehen. Die Minister dagegen verlangten, wohl in richtiger Beurtheilung der Stimmung des bulgarischen Volkes, daß ein Schritt zur Beendigung der unerträglichen Situation gethan werde. Sie hätten am liebsten auf eigene Hand einen Fürsten gewählt, und setzten es durch, daß aus neue der Fürst Alexander beschworen wurde, den bulgarischen Thron wieder einzunehmen. Dieser lehnte mit dem oft bewährten richtigen Urtheil über die Lage wiederum ab. Er weiß recht gut, daß den Mächten seine Person nicht willkommen ist, um den russisch-bulgarischen Konflikt zum europäischen zu machen. Die Mächte wollen lieber warten, bis Rußland zu einer unberechtigten Aggression schreitet, und dulden das gänzlich unberechtigte Petersburger Axiom, daß die Anwesenheit des Fürsten Alexander in Bulgarien eine Verletzung Rußlands darstelle. Es wäre wirklich an der Zeit, einmal zu fragen, mit welchem Grund eigentlich Rußland die Rechtmäßigkeit der bulgarischen Regentschaft und der unter ihr gewählten Sobranje bestreitet. Fürst Alexander war der rechtmäßige, von ganz Europa anerkannte Herrscher des Landes, als ihn der russische Militärbevollmächtigte in Sofia, ein Herr Sacharoff, durch ein alle nihilistische Attentate an Roheit und Rücksichtslosigkeit überrtreffendes Attentat für einige Tage in Gefangenschaft brachte, in welcher es der Verschwörerbande nicht gelang, das Leben des Fürsten zu zerstören, wenn auch seine Gesundheit zu schädigen. Bald waren die Verschwörer die Gefangenen des bulgarischen Volkes, und der auf russisches Gebiet gefetzte Fürst, den die russische Regierung doch nicht seiner Freiheit zu berauben wagte, kehrte auf kurze Zeit nach Bulgarien zurück aber nur um, nachdem er den unverföhnlichen Haß des Czaren sich durch ein eigenes Schreiben desselben hatte bezeugen lassen, die Krone niederzulegen und eine Regentschaft einzusetzen. Mit welchem Grund, fragen wir noch einmal, bestreitet Rußland die Rechtmäßigkeit dieser Regentschaft? Etwa mit der Verfassungsbestimmung, daß die Regenten bulgarische Staatsminister gewesen sein sollen? Aber wo sollen denn die ehemaligen Staatsminister herkommen in einem Lande, das erst vor sieben Jahren eine eigene Regierung erhalten hatte, als Fürst Alexander die Krone niederlegte?

Dies beiläufig. Fürst Alexander also wies die bulgarischen Bitten um Rückkehr in das Land abermals ab. Nun hat die Regentschaft mit ihrem Ministerium, welches die Aktionspartei des Landes führt, einen Kompromiß abgeschlossen, welchem zufolge die große Sobranje auf den 3. Juli nach Tirnowa einberufen worden ist. Es verlautet, ist aber noch nicht authentisch bezeugt, daß der Sobranje die Wahl eines Regenten, dessen Vollmacht alljährlich durch die Sobranje zu erneuern wäre, empfohlen werden soll. Man scheint die Augen auf einen europäischen Prinzen lenken zu wollen. Durch die Wahl

eines solchen hofft man wohl, die der Selbständigkeit Bulgariens zugeneigten Großmächte zu einem stärkeren Eintreten für die bulgarische Sache zu bewegen, hofft wahrscheinlich, daß aus dem Regenten bald ein dem bulgarischen Volk genehmer Fürst werden könnte. Offenbar kann der Plan nicht gelingen, wenn nicht England, Oesterreich, Italien lebhaft für ihn eintreten. Sollte dies geschehen, werauf bis jetzt nichts deutet, so könnte die Spannung zwischen Rußland und jenen drei Mächten einen scharfen Charakter annehmen. Sollten die Bulgaren aber im Stich gelassen werden, so könnten Zustände im Lande entstehen, welche Rußland den Vorwand der Intervention liefern. Auch dann dürfte aber ein akuter Konflikt gegeben sein.

Die ägyptischen Dinge verließen wir bei der Konvention, welche Sir Drummond Wolff in Constantinopel bezüglich der Räumung Egyptens mit der Pforte abgeschlossen hat. Dies Mal muß man den Ton auf die Pforte legen. Denn mit dieser war die Konvention vereinbart, aber vom Sultan noch nicht ratifizirt. Nun haben Rußland und Frankreich ihren ganzen Einfluß gemeinsam aufgeboten, die Ratifikation zu hintertreiben. Sir Drummond aber hat von seiner Regierung die Anweisung erhalten, dem Sultan die Frist des Bairamfestes zu gewähren; wenn danach die Ratifikation nicht alsbald erfolgt, soll er Constantinopel verlassen. Dann wären die ägyptischen Dinge auf dem alten Fleck, nur insofern nicht, als England sagen könnte: wir waren bereit, uns gegen die Pforte für einen Räumungstermin zu verpflichten; die Pforte hat den Vertrag nicht zustande kommen lassen, nun bleiben wir solange in Egypten, als es uns nöthig scheint.

Wenn die französischen Blätter jetzt plötzlich behaupten wollen, England habe sich aus reiner Willkür Egyptens bemächtigt, so haben sie die Vorgänge des Jahres 1882 vergeffen. Im Frühling dieses Jahres fand eine Konferenz zu Constantinopel statt, auf welcher die Mächte bereit waren, dem Sultan ein Mandat zum Einschreiten in Egypten zu erteilen. Der Sultan lehnte aber ab. Nun einigten die Mächte sich nicht über ein Mandat für eine andere Macht. Sie einigten sich aber auch nicht über ein Veto für den Fall, daß eine Macht auf eigene Hand einschreiten würde. England hatte mit aller Bestimmtheit erklärt, daß eine Intervention nicht länger verschoben werden könne, und forderte Frankreich zur Theilnahme an derselben auf. Frankreich konnte aber diesen Entschluß nicht finden, und somit kann man die englische Intervention nicht rechtswidrig nennen. Vielleicht würde der Stand der Frage geändert, wenn eine andere Macht ein Mitinterventionsrecht selbst jetzt noch in Anspruch nehmen wollte. Diese Macht könnte nur Frankreich sein. Aber es ist nicht daran zu denken, daß Frankreich jetzt einen solchen Entschluß faßt. Dort möchte man vielmehr jenes Europa gegen England anbieten, dessen Fiktion immer Fleisch und Blut annehmen soll, wenn man eine unbequeme Arbeit auf andere Schultern zu laden wünscht. Aber es ist wirklich sonderbar, wenn man in Paris denken kann, Deutschland, Oesterreich und Italien könnten England aus Egypten hinauswerfen wollen, damit Rußland

und Frankreich zu dem von den übrigen Parteien dieser beiden Länder erstrebten Angriff auf die Centralmächte desto freiere Hand erhalten.

\* \* \*

Am 21. Juni hat England das 50jährige Regierungsjubiläum der Königin Viktoria gefeiert, welche am 20. Juni 1837, ein 18jähriges Mädchen, die Botschaft empfang, daß sie durch den in den ersten Stunden dieses Tages erfolgten Tod ihres Oheims Königin von Großbritannien und Irland geworden sei.

Man kann sagen, daß die ganze eigenthümliche Großartigkeit des englischen Staates und Volkes in dieser Feier ihren Ausdruck gefunden hat. Die große Zahl und der hohe Rang der fürstlichen Gäste, welche die Feier verherrlichten; diese einheimischen Aristokraten, die ihre Paläste in der Hauptstadt besitzen und mit der Königin die Pflicht der Aufnahme so vieler fürstlichen Gäste theilen konnten; dieser Zug in die Westminsterabtei; dieser ehrwürdige Tempel selbst, welcher die Erinnerungen der Jahrhunderte des englischen Volkes in sich beherbergt; dann in dieser Kirche die religiöse Feier, deren glänzende Theilnehmerschaar den soliden Reichthum des Landes zur prächtigen Erscheinung brachte; dann der Segen, den der Erzbischof von Canterbury dem Haupt der greisen Herrscherin spendete; am Abend die Illumination der unermesslichen Stadt — alles das sind unvergleichliche Momente, die sich in dieser Weise bei keinem anderen Volke vereinigen lassen. Es hat ja jedes der Feste, in welchem die großen modernen Völker den Stolz ihres nationalen Selbst genießen, seine eigenthümlichen Züge. Wie eigenartig ist eine Krönung in Moskau, wie eigenartig war die Geburtstagsfeier unseres 90jährigen Kaisers; und so könnte man weiter gehen. Aber wir dürfen billig einräumen, daß diese englische Nationalfeier versinnlicht hat, was der Welt nicht verborgen war, daß es ein Volk von solcher Einheit der geschichtlichen Erinnerung und zugleich von solchem Umfang der gegenwärtigen Macht zum zweiten Mal in der Welt nicht giebt. Mit Selbstgefühl hat die englische Presse daran erinnert, welche Fortschritte des englischen Volkes der fünfzigjährige Zeitraum der Regierung der Königin Viktoria allein wiederum heraufgeführt hat: eine erstaunliche Entfaltung des nationalen Reichthums bei gleichzeitiger Milderung der sozialen Gegensätze unter Fortschritten, welche allen Gesellschaftsklassen zu Gute kommen. Es hat auch nicht an englischen wie ausländischen Stimmen gefehlt, welche die Demokratisirung Englands, die unter der Königin Viktoria eingetreten und im unaufhaltsamen Fortschreiten zu ihren letzten Konsequenzen begriffen scheint, höchlich preisen. Noch andere Stimmen weisen auf das angeblich viel festere Band hin, welches jetzt England mit einigen seiner größten Kolonien verschlingen soll. In Wahrheit ist freilich die Wirkung dieses Bandes höchst problematisch.

Dies also sind die Genugthuungen, welche das englische Nationalgefühl bei der Feier der Königin, in welcher das englische Volk seine Größe feierte, herausgefunden hat. Besorgte Worte sind bei dieser Gelegenheit nicht laut geworden, und sie passen ja auch nicht in eine festliche Stimmung. Nachträglich aber sollte das englische Volk eine Umschau in dem Tempel seiner Größe halten,

die auch an den schwachen Wänden und Pfeilern nicht mehr vorüberginge, sondern mit dieser Schwäche und ihren unaussbleiblichen Folgen sich einmal ernstlich beschäftigte.

Man sagt vielleicht: „wo wäre das Volk der Gegenwart, das nicht über seiner Zukunft schwere Gefahren lagern sähe? Man blicke nur auf Rußland, Oesterreich, Deutschland, Frankreich, Italien!“ Gewiß, diese Bemerkung ist richtig. Aber es scheint beinahe, als wäre da, wo der Besitz am größten ist, auch die Blindheit am größten, welche, indem sie sich an ihrem Besitz weidet, keine einzige Gefahr bemerkt.

Zwei Dinge waren die vornehmsten Bedingungen von Englands äußerer Macht, und diese Dinge sind nicht mehr. Die britischen Inseln waren unangreifbar durch den Schutz des Meeres und einer Flotte, die keinen Rivalen hatte; und zweitens: die reichsten Gegenden der Welt waren für die europäischen Völker nur auf den Meeresstraßen zu erreichen, und auf diesen Straßen herrschte die englische Flotte. Diese beiden Dinge sind aus dem Reich der Thatfachen verschwunden. Die englische Flotte hat alle Bedingungen einer nicht zu erreichenden Ueberlegenheit verloren, und so sind weder die britischen Inseln noch irgend ein überseeischer Besitz Englands jetzt noch durch eine unantastbare Macht geschützt. Der ungeheure Kontinentalbesitz, den England in Südasien durch die Besitznahme der indischen Wunderwelt sich gegründet hat, war früher durch Wästen und Gebirgszüge unnahbar. Jetzt hat die russische Macht, ein Stück Centralasiens nach dem anderen an sich nehmend, diese Wästen bereits durchschritten und schickt sich an, die Gebirge zu überschreiten. Wenn große Erschütterungen der englischen Macht, denen durch die Organisation moderner Widerstandsmittel zu wehren, England fast nichts gethan hat, bis jetzt noch ausgeblieben sind, so dankt England dies lediglich dem Umstand, daß die Mächte, welche ihm seine Macht entreißen könnten und zum Theil auch den glühenden Wunsch haben, dies zu thun, sich untereinander im Schach halten. Dies ist der Schutz, auf den sich England allein verläßt. Aber die Rivalität der Nationen des Kontinents kann so oder so, ganz oder zum Theil beendigt werden, und dann steht England wehrlos da. Bei seinem fabelhaften Reichthum kann es selbst im Moment der äußersten Gefahr noch vieles nachholen. Allein seine innere Verfassung ist um vieles schlechter geworden, und die Elastizität, welche erforderlich ist, um den äußeren Gefahren zu begegnen, hängt von der inneren Verfassung ab. Die altenglische Aristokratie bewahrt noch ihren kolossalen Reichthum und ein ansehnliches Stück ihrer alten Vorrechte. Aber ihr politischer Einfluß schwindet mit jedem Tag dahin. An die Stelle desselben ist, wie überall, wo die Entscheidung bei den Massen ruht, der Einfluß der Demagogen getreten. Dies aber ist ein Geschlecht, das niemals die Bedürfnisse des Staates versteht; denn, wenn es sie verstünde, könnte es eben nicht die Massen beherrschen, für deren kurzen Blick die Höhe der Staatsaufgaben unerreicher ist. So war es schon im großen Athen mit seinen kleinen Verhältnissen, so muß es noch viel mehr sein bei dem riesenhaftesten und komplizirtesten

Reichsorganismus, den die Erde bis jetzt gesehen. Qui vivra, verria, möchte man hier sagen. Doch muß uns der Anblick einer fremden Gefahr, der ein fremdes Volk nicht imstande scheint, zu begegnen, an die Gefahr über unserm eigenen Haupte mahnen. Wir dürfen es nicht machen, wie jene Fremden; unsere Pflicht ist es, die eigene Lage jeden Tag schärfer zu erkennen und jeden Tag an die richtigen Mittel zu denken, ihre Gefahren zu besiegen.

w.

### Das Resultat aus den neuen Steuern. Die Parteien.

Wenn der Etat berathen wird, so pflegt die Opposition mit tiefem Schmerz den traurigen Zustand unserer Finanzen zu beklagen und die Regierung verantwortlich zu machen für solche Verwahrlosung der Grundlagen eines gesunden Staatslebens. Kommt nun der Finanzminister mit dem Vorschlage durch eine neue Steuer den Finanzzustand zu verbessern, so ist das Erste, was die Opposition bestrittet das Bedürfniß. Was eben noch tief schwarz war, wird plötzlich rosenroth: mit einigen sanften Mitteln wäre, wenn man die Ankläger von gestern heute hört, dem ganzen Jammer abzuhelfen. So verkehrt sich in der merkwürdigsten Weise der Standpunkt, den sonst Finanzminister und Opposition einzunehmen pflegen: jener sieht die Finanzlage als ungünstig, die Mittel zur Deckung als ungenügend, die Zukunft pessimistisch an, die Opposition sucht das achte Gebot zu erfüllen, Gutes zu reden und Alles zum Besten zu lehren. Was würde sich ein ungarischer oder französischer Finanzminister freuen, wenn ihm vorgerechnet würde, daß die Steuern 50 Millionen mehr einbringen werden, als er gehofft habe und daß die Ausgaben fast ebenso viel hinter den Voranschlag zurückbleiben werden! Solcher Gestalt war der Kampf dieser Wochen im deutschen Reichstage und — was die Hauptsache ist — es steckt in den Behauptungen der Opposition wirklich ein gutes Stück erfreulicher Wahrheit.

Der Finanzminister berechnet den Ertrag der beiden neuen Steuern auf Branntwein und Zucker auf etwa 120 Millionen über den bisherigen Etat und 140—150 Millionen über die wirklichen, ohne die neuen Steuern in Aussicht stehenden Einnahmen. (Die Differenz rührt her von dem Ausfall in der Zucksteuer, den man wohl voraussieht, aber officiell nicht in den Etat aufgenommen hat). Die Opposition berechnet den Ertrag nach Deckung jenes Ausfalls noch auf wenigstens 180 Millionen Mark. Umgekehrt sieht der Finanzminister ein zu deckendes Bedürfniß von 89 Millionen, die Opposition behauptet, daß zunächst höchstens 50—60 Millionen erforderlich seien. Nach ihr wären also vielleicht 120 Millionen Mark Einnahmen geschaffen, welche in den nächsten Jahren zu freier Verfügung stehen würden; aber auch nach der Rechnung des Finanzministers beträgt dieser zu erwartende Ueberschuß 30—40 Millionen Mark.

Nach unserer Rechnung werden die beiden neuen Steuern einen Ertrag von etwa 140—150 Millionen über den jetzigen Etat und nach Abzug der neuen Aus-

gaben einen Ueberschuß von 70—80 Millionen Mark ergeben. Hierzu kommt, daß das Opfer von jährlich 34 Millionen Mark, welches die Einführung der neuen Branntweinsteuer erfordert, nur als ein vorübergehendes gedacht ist und mit der Verkleinerung und dem endlichen Wegfall der Steuer-Absufung jene Summe eo ipso dem Steuerfiskus zuwächst.

Dieses Resultat scheint ein glänzendes zu sein. Die öffentliche Meinung sieht es so an und von ihrem Gesichtspunkte hat sie ein Recht dazu, da sie nämlich immer nur die Deckung des Deficits im Auge gehabt hat. Das Deficit ist gedeckt und auch für die Erfordernisse einer Alters- und Relicten-Versicherung der Arbeiter sind die Deckungsmittel im Voraus bereitgestellt. Die „Preuß. Jahrbücher“ aber haben die Deckung des Deficits immer als eine ziemlich unbedeutende Angelegenheit behandelt. Damit wäre man über kurz oder lang auf dem einen oder dem anderen Wege schon zu Stande gekommen. Die Beschaffung der Mittel für die Zuschüsse zur Arbeiter-Versicherung war schon schwieriger, aber nicht so sehr eilig, da ja die thatsächliche Leistung der Zuschüsse erst im Laufe von Decennien erfordert werden wird. Unendlich viel wichtiger als dieses Beides ist uns immer die Reform der Communal-Steuern erschienen und dafür sind die Mittel noch nicht geschaffen. Unser jetziges Communalsteuer-System ist ein Uebel, an welchem das öffentliche Wesen wirklich krank, ein Uebel, gegen das das formale Deficit von einigen Millionen im preussischen Staatshaushalt verschwindet. Deutschland bildet in diesem Punkt das Widerspiel zu England: das Communalsteuer-System in England ist das gesundeste Glied im englischen Staatsleben und ein Glied von einer solchen Bedeutung, daß ihm mehr als irgend einem anderen England die Fähigkeit verdankt, die sein politischer Körper in so schweren Krisen immer wieder bewährt hat. Das System ist so einfach wie möglich: die Realsteuern gehören der Commune. Man stelle sich den Zustand vor, in dem wir in Berlin leben könnten, wenn wir vor einem Menschenalter den Grundsatz eingeführt hätten, daß die Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer (denn auch diese letztere muß heutzutage dazu geschlagen werden) vom Staate der Commune zu überlassen und von der Commune nach dem Bedürfnis umzulegen seien. Wir würden also statt der Miethsteuer und der Verdoppelung der Klassen- und Einkommensteuer eine sehr hohe Gebäudesteuer in Berlin haben. Wen würde dieselbe drücken? Seit einem Menschenalter hat sich der Werth des Grundbesitzes in Berlin vervielfacht. Entweder die Grundstücke sind noch in den Händen alter Besitzer: sie hätten wahrlich keinen Grund zur Klage, denn im Schlafe sind sie alle Millionäre geworden und würden die höchste Steuer als einen kaum bemerkbaren Abzug empfinden. Oder aber die Grundstücke haben den Besitzer gewechselt: nun so hätten auch die neuen Besitzer keinen Grund zur Klage; sie hätten die Last bei der Uebernahme gekannt, sie wie jede andere Last in Abzug gebracht und um so viel billiger gekauft. Würde die Steuer auf die Miether abgewälzt werden? Schwerlich, denn der Hausbesitzer steigert seinen Zins ohnehin so hoch, wie es ihm die Concurrnz erlaubt; ob er das Haus billig

oder theuer, mit oder ohne Lasten gekauft hat, ist für die Gestaltung des Miethepreises gleichgültig. Wir haben am Rhein und in Westphalen eine Anzahl junger Industrieorte, welche unausgesetzt jammern über die 400, 500, ja 600 Proc. Communal-Zuschläge zu den Staatssteuern. Dazu sind die Mietthen unerschwinglich. Die Beamten, die dahin versetzt werden, gerathen in Verzweiflung. Vor nicht vielen Jahren ist aber fast der ganze Platz, wo jetzt die Stadt steht, gewöhnliches Ackerland gewesen, die zufälligen Besitzer desselben oder einige findige Speculanten haben den Gewinn eingestekt und die Gemeinden, die aus Personalsteuern Rathhaus, Schulen, Straßen herstellen müssen, sind zu ewigem Siechthum verurtheilt. Eine kleine Kürzung der Grundrente durch die Realsteuer hätte ihnen die nöthige Ausstattung geben und den ganzen Steuerjammer aus der Welt schaffen können. Weniger kraß ist das Verhältniß in all den Orten, wo keine Steigerung der Grundwerthe stattgefunden hat; gerade hier aber sind auch die Communalsteuern nicht so rapide gestiegen und wo es doch der Fall sein sollte, wo durch das Princip bloßer Real-Communal-Steuern die Besitzer (und Gewerbetreibenden) überlastet erscheinen sollten, da wird sich sofort von selbst das Auskunftsmittel der Abwälzung durch die Miethepreise darbieten. Gerade das ist ja der unschätzbare Vortheil der Realsteuern: bildet sich eine Grundrente, so werden sie von dieser abgezogen und hören damit auf die Allgemeinheit zu drücken; bildet sich keine Grundrente, so wälzen die Besitzer sie ab, aber die Steuer ist darum immer noch weniger drückend, als die stets falsch eingeschätzte Personalsteuer.

Das Grundübel bei uns also, wodurch allein — denn sie sind an sich keineswegs hoch verglichen mit den Lasten anderer Nationen — unsere Steuern drückend sind, ist die Occupation der Realsteuern durch den Staat, die Anweisung der Gemeinden auf Zuschläge zu den Personalsteuern. Die Realsteuern selbst sind darüber verküchert, die Grundsteuer in vielen Fällen ein Hohn auf den wahren Ertrag, die Gewerbesteuer eine Monstrosität. Dabei afficirt dieses falsche Steuersystem ringsum alle anderen Zweige des öffentlichen Wesens, wie einige Beispiele zeigen mögen.

Denjenigen Orten, welche vor anderen dadurch bevorzugt sind, daß sie Eisenbahnstationen und Garnisonen haben, wird dieser Gewinn freundlichst durch die Communalsteuer der Beamten und Offiziere, ja sogar durch direkte Communalbesteuerung der Einnahme der Eisenbahnstationen verdoppelt. Die Frage der Communalbesteuerung der Offiziere hat ja sogar fast zu einem Conflict geführt, unsere Armee Jahre lang geschädigt und ist endlich mit Mühe durch einen künstlichen Compromiß beigelegt worden. Die in dieser Reichstags-Session neue bearbeitete Servis-Eintheilung ist durch die fortgesetzte Rücksichtnahme auf die Höhe der Communalsteuern ganz verzerrt worden. Bei jeder Beamtenversetzung entsteht eine Friction durch die Rücksicht auf die verschiedene Höhe der Personal-Communalsteuern. Die Staats-Einkommensteuer ist veraltet, ungerecht, hart und bringt doch wenig ein — Alles wegen ihrer Verpuppelung mit den Communalsteuern. Wie will man es durchsetzen, daß in



Städten mit 500 % Communal-Zuschlag wirklich annähernd der Wahrheit gemäß eingeschätzt wird?

Dies falsche Communalsteuer-System ist aber nicht als eine Schöpfung politischer Ungeschicklichkeit zu betrachten, sondern noch als eine Erbschaft aus der Kleinstaaterei. So Großes der Zollverein geleistet hat, so war er doch nicht im Stande die eigentlichen Kernsteuern des indirecten Steuersystems, Tabak- und Branntweinsteuer genügend auszubilden. Die Folge war, daß in Preußen der Staat die Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer für sich behielt, statt sie den Communen zu geben. Das unsinnigste, verderblichste Steuergesetz vom steuertechnischen Standpunkt aus, das in Preußen je gegeben worden ist, die Grundsteuer-Regulirung der Neuen Aera, hat die Mittel aufgebracht für die Reorganisation der Armee und ist darum groß und unvergesslich in der deutschen Geschichte. Wenn irgendwo, so ist dies aber eine Stelle, an der Deutschland noch lange die Nachwehen seiner einstigen Zerrissenheit empfinden wird. Denn ohne diese Grundsteuerregulirung wäre heute die Ordnung der Communalsteuerfrage unendlich viel leichter.

Von diesem Gesichtspunkt, dem Gesichtspunkt der Communalsteuer-Reform aus haben wir stets die Reform der Reichssteuern betrachtet. Denn die Vorbedingung der Communalsteuer-Reform ist eine sehr bedeutende Entlastung der Communen. Es geht nicht an, plötzlich zu decretiren, daß von jetzt an der Communal-Stat auf die Realsteuern zu basiren sei. Das wäre nicht eine Besteuerung der Realitäten, sondern der Realitäten-Besitzer. Die augenblicklichen Besitzer, welche häufig theuer gekauft oder im Erbtheil hoch angerechnet ihren Besitz übernommen haben, sind ganz und garnicht in der Lage, höhere Lasten zu tragen, als bisher. Erst allmählich verschmilzt sich die Realsteuer mit dem Besitz so sehr, daß sie nicht mehr als eine Belastung des Besitzers erscheint. Die erste Aufgabe ist daher, die Communallasten so zu reduciren, daß sie nicht wesentlich mehr betragen als schon jetzt für Staat und Commune an Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer aufgebracht wird einschließlich dessen, was durch correctere Schätzung, einschließlich namentlich auch dessen, was durch die Gewerbesteuer bei wirklicher Einschätzung aufzubringen möglich ist. Dieser Standpunkt muß festgehalten werden, nicht der einer bloßen Erleichterung der Commune um der Erleichterung willen. Mit der bloßen Erleichterung kommt man nicht zu einem rationellen Steuersystem, das für alle Zukunft Stich hält, auf dieses aber kommt es an.

Um diese Reform durchzuführen, bedarf Preußen eines Zuschusses von wenigstens 100 Millionen Mark aus Reichsmitteln oder, was dasselbe sagt, aus indirecten Steuern. Die jetzige Steuerreform ist also immer noch bei Weitem nicht genügend. Wir müssen trachten noch weitere 100 bis 150 Millionen flüssig zu machen. Sachliche Schwierigkeiten bietet das nicht. Bier, Wein, Tabak sind immer noch, Bier wenigstens in Norddeutschland, minimal besteuert. Der Branntwein kann auf lange Zeit hinaus eine höhere Belastung, als ihm jetzt auferlegt ist, nicht ertragen; aber vermöge des Schwindens der Steuer-

stufen wird er, wie schon berührt, mit der Zeit dem Fiscus doch noch einen steigenden Ertrag bringen. Auch die definitive Abschaffung der Zuder-Prämie wird hoffentlich nicht zu lange auf sich warten lassen und der Reichsfiscus damit eine weitere Ersparniß von gegen 20 Millionen machen.

Höchst befremdlich klang daher die Erklärung, welche der Abgeordnete Miquel im Namen seiner Freunde in der Sitzung des Reichstages vom 14. Juni abgab, daß sie „die Steuerreform im Reiche mit den beiden jetzt vorliegenden Gesetzen der Zuder- und Branntweinbesteuerung in absehbarer Zeit als abgeschlossen erachteten“. Damit scheint für „absehbare Zeit“ die Communalsteuer-Reform bei Seite gesetzt. Für eine nicht unerhebliche Erleichterung der Communen (etwa durch Uebernahme der halben Schullast auf den Staat) mögen die jetzt bewilligten Mittel ausreichen, zu einer wirklichen Reform nicht. Man kann sich ja vorstellen, daß Branntwein und Zuder einen erheblich höheren Ertrag geben, als veranschlagt ist; daß die Besserung der Preise schon in kurzer Frist die Abschaffung der Steuerstufen beim Branntwein und der Prämien beim Zuder ermöglicht; daß für die Arbeiterversicherung vorläufig noch nichts reservirt wird, weil die Leistung erst in Jahren erfordert wird; daß die lex Huene in Preußen wieder aufgehoben wird. Alles das zusammen, verbunden mit einer durchgreifenden Verbesserung der Staatseinkommensteuer in Preußen würde vielleicht zur Durchführung der Communalsteuer-Reform ausreichen: bedauerlich bliebe doch, daß man ein so großes Werk einer so unbestimmten, von so vielen unberechenbaren Factoren abhängigen Zukunft überläßt, statt von vornherein mit festem Schritt gerade darauf loszugehen.

Die beiden Steuer Gesetze sind zuletzt mit überwältigenden Majoritäten angenommen worden. In den Annalen der deutschen Geschichte darf es dereinst nicht übergangen werden, daß der „Deutsche Freisinn“ auch gegen die Zudersteuer-Reform stimmte. Der Zustand der Zuderbesteuerung gehört zu den wenigen Punkten unseres öffentlichen Daseins, gegen welche die Kritik des Deutschfreisinns sich schon seit Jahren nicht mit Unrecht richtete. Nicht als ob darin ein besonderes Verdienst zu sehen wäre, als ob die Opposition hier einen Scharfsinn gezeigt hätte, den jetzt auch die Gegner anerkennen müssen. Das wäre, als ob man es Jemand zum Verdienst anrechnen wollte, wenn er in der Lotterie gewinnt. Die deutsch-freisinnige Opposition macht eben Alles schlecht, was die Regierung thut, prophezeit fortwährend Unheil, hält immer von zwei verschiedenen Wegen den für den richtigen, den die Regierung nicht geht: da ist es also ganz natürlich, daß sie, da denn die Regierung nicht unfehlbar ist, auch ein oder das andere Mal Recht behält. Einigen zufälligen Umständen — sehr zuckerreiche Rüben in zwei Ernten hintereinander — haben diesmal ihre Prophezeiungen besonders schnell wahr werden lassen. Man sollte meinen, froh ihres Triumphes, froh der Gelegenheit, zu zeigen, daß sie auch eine „positive Partei“ sei, hätte sie nun laut verkündigt, daß die Regierung endlich ihr altes Programm erfülle und sie in der Durchführung desselben eifrig

unterstützt. Weit gefehlt! Ihr eigener, bester Sachkenner, der Abgeordnete Witte, gestand offen zu, daß ein plötzliches völliges Abschaffen des Prämien-systems unmöglich sei, Niemand bestritt, daß die Novelle die Prämien auf die Hälfte herabsetze, die spätere völlige Beseitigung wurde ins Auge gefaßt, das Unerhörte war geschehen, die Regierung hatte sich im Zuder zum Deutsch-Freisinn bekehrt: dennoch stimmte die Fraction gegen das Gesetz. Warum? Weil, wie der Abgeordnete Schrader ausführte, früher die Prämien doch nur factisch, aber nicht offen zugestandener Weise gegeben wurden, in dem jetzigen Gesetz aber liege das offene Eingeständniß dieses falschen Principis — deshalb müsse die Fraction bedauerlicher Weise wieder mit „Nein“ stimmen. Das Raisonement ist wirklich so schön, daß man es gleich noch einmal, nämlich auf den Sprecher selbst anwenden kann: früher hat die Fraction nur thatsächlich immer mit „Nein“ gestimmt, jetzt hat sie das mit „Nein-Stimmen“ offen zum Princip erhoben, deshalb war es auch der Mühe werth, diesen Specialfall hier besonders zu erwähnen.

Politisch sehr viel wichtiger ist eine andere Abstimmung bei derselben Gelegenheit, nämlich die Abstimmung des Abgeordneten Windthorst über die Branntweinsteuer. Herr Windthorst stimmte mit der Hälfte seiner Fraction für dieses Gesetz. Das hat zu bedeuten: die Politik, die Regierung knapp zu halten, um ihr Concessionen abzapfen, ist aufgegeben; sie ist nicht mehr durchführbar ohne die Majorität; da lehrt man also den Spieß um und sucht den National-liberalen in der Gunst der Regierung den Rang abzulaufen. Besonders Verdienst um das Gesetz erwarb sich der Freiherr von Huene. Herr von Huene erklärte, (13. Juni) daß „die Sorte von Finanzwirtschaft wie sie zur Zeit wegen Mangel an Einnahmen geführt wird, auf die Dauer garnicht haltbar ist,“ daß „man aufhöre, Anleihen zu erheben und Ausgaben auf Anleihen zu schreiben, die die Gegenwart zu tragen hat“. Das war derselbe Herr von Huene, der noch vor drei Jahren seinen Namen hergegeben hat für das Gesetz, welches in der allerirrationalsten Weise schon bewilligte Einnahmen des Staates an die Communen vertheilt, obgleich der Staat den Ausfall durch Anleihen decken muß. So schnell vermag die politische Taktik die politischen Grundsätze umzugestalten. Vor drei Jahren bemühte man sich, künstlich das Deficit zu erhalten, heute bewilligt man 50, 70 vielleicht 100 Millionen über das Bedürfniß hinaus, nur um guten Willen zu zeigen und nicht nur der rechte Flügel im Centrum, auch das „Centrum im Centrum“, der Abgeordnete Windthorst hat es für gut befunden, diese Wandlung mitzumachen.

Wir können uns nichts Besseres wünschen. Die Idee des Constitutionalismus ist damit erfüllt: in parlamentarischen Staaten muß sich die Regierung um die Gunst der Parteien bemühen, so sehr, daß sie sich endlich abwechselnd bald mit der einen bald mit der anderen Partei identificirt. Im constitutionellen Staat bemühen sich die Parteien um die Gunst der Regierung. Die Regierung, gegründet auf eine erbliche Monarchie stellt das reine Staatsinteresse dar, die Parteien einzelne Interessen im Staat und einseitige An-

schauungen vom Staate. In fortwährendem Contact mit all' diesen Einzel-Interessen, sich fortwährend mit ihnen auseinandersetzend, aber nie abhängig von ihnen, nie in die Einseitigkeiten parlamentarischer Partei-Regierung verfallend, verbindet die monarchisch-constitutionelle Regierung die Energie und Stetigkeit des Absolutismus mit der freien Bewegung, der steten Rücksichtnahme und den lebendigen Anregungen einer Republik.

Den idealen Ausdruck dieses Staatswesens bildete der kaiserliche Dank für die Thätigkeit des Reichstags am Schlusse der Session: eine Scene, welche in keiner anderen Volksvertretung möglich wäre, als in der deutschen. Denn in Staaten, wo der Monarch nur formell, in Wahrheit die Partei regiert, die sich in officiellen Kundgebungen selbst anredet, könnte ein solcher Dank nichts weiter sein als eine Formel im Kanzleistyl, die unbemerkt vorübergeht. Im deutschen Reichstag gehören solche officiellen Erklärungen zu den eindrukksvollsten Momenten des parlamentarischen Lebens, die oft für die sachliche Mächtigheit und den ungentilen Ton der Verhandlungen selbst entschädigen. Die langvolle, vornehme Art, in der der Minister von Bötticher, ohne jedes Pathos, ohne jedes Streben nach Effect, aber mit dem ganzen Gewicht einer Persönlichkeit, die sich bewußt und von der Natur befähigt ist, einen großen Augenblick zu repräsentiren, den Dank des Kaisers aussprach, gab dem schönen Inhalt auch die schöne Form.

Was mögen dabei die Gefühle derjenigen Mitglieder gewesen sein, welche sich sagen mußten, daß sie es nicht seien, denen dieser Dank gelte? Darin eben zeigte sich die Größe und Selbständigkeit der Monarchie über den Parteien, daß diese es nicht wagen durften, sich in diesem Augenblick zu regen und die Gleichberechtigung ihrer Auffassung zum Ausdruck zu bringen. Sie mußten den Dank, den sie nicht verdient hatten, über sich ergehen lassen, ohne dagegen protestiren zu dürfen; ja sie mußten in den Schluß-Hoch-Ruf einstimmen, der wie der Prääsident von Wedell über die gewöhnliche Formel hinausgehend, ihn einleitete, der Freude und Dankbarkeit für jene Botschaft Ausdruck geben sollte. Wohl denen, die in Wahrheit sich dieser Empfindung hingeben durften, die wirklich „neben der eigenen Befriedigung, welche erfolgreiche Thätigkeit im Dienste des Vaterlandes gewährt, den Dank des Kaisers mit in die Heimath nahmen“.

D.

# Zur Geschichtschreibung der Aesthetik.

Von

A. Döring.

Lopes Aesthetik von Fritz Kögel. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1886. 138 S.

Die Poetik der Renaissance und die Anfänge der litterarischen Kritik in Deutschland. Von Karl Borinski. Berlin, Weidmann. 1886. 396 S.

Die Entstehung der neueren Aesthetik von K. Heinrich von Stein. Stuttgart, Cotta. 1886. 422 S.

Die deutsche Aesthetik seit Kant von Ebnard von Hartmann. Berlin, C. Duncker. 1886. 584 S.

---

## I.

Man kann die Wissenschaften eintheilen in solche mit und ohne Geschichte, d. h. in solche, deren frühere Entwicklungsstufen schon brauchbare Resultate, ein kräftiges Voranschreiten auf dem Wege der Erkenntniß ergeben und die daher auch ihre Vergangenheit in Ehren halten und pflegen und in solche, bei denen jene früheren Schritte nur das Taumeln und Straucheln eines Kindes, das Fallen des Unmündigen bedeuten und denen daher im rüstigen Vorwärtsschreiten der Rückblick auf ihre Geschichte kaum lohnend, als eine lästige Auseinandersetzung mit verwirrenden Irrthümern erscheint.

Letzterer Klasse gehören diejenigen Wissenschaften an, bei denen die Erkenntniß kunstvollere Methoden und Hülfsmittel erforderter, im Allgemeinen die Naturwissenschaften; ersterer diejenigen, bei denen das Beobachtungsmaterial zur Ableitung ihrer Gesetze bereit und zur Hand war, die Geisteswissenschaften, wie Logik, Grammatik, Rechts- und Staatswissenschaft, Philosophie im engeren Sinne.

In diese Klasse gehört auch die Aesthetik. Wer daher in ihr als Systematiker auftreten will, sollte nicht verfehlen, zuvor als kritischer Historiker aufzutreten, d. h. in eindringendem Verständniß des Geleisteten und zutreffender Würdigung seines Werthes zum Vorhandenen Stellung zu nehmen.

Sehr dicht ist das Feld dieser Geschichtschreibung nun gerade nicht besetzt; es bietet Raum genug für Nachfolger. Neben den älteren Werken von Eduard Müller, Rob. Zimmermann, Schasler und Voje\*) hat erst das Jahr 1886 nach langer Stille wieder eine erfreuliche Regsamkeit gezeigt und außer einer Monographie über „Vojes Aesthetik“ von Fritz Kugel drei geschichtliche Arbeiten über größere Perioden der Kunsttheorie hervorgebracht: Vorinski, die Poetik der Renaissance und die Anfänge der litterarischen Kritik in Deutschland; Stein, die Entstehung der neueren Aesthetik und Eduard von Hartmann, die deutsche Aesthetik seit Kant, letzteres zugleich historisch-kritischer Theil einer Aesthetik, deren zweiter Band „die Philosophie des Schönen“ demnächst erscheinen soll.

Im Anschluß an die Besprechung der genannten Werke werde ich zugleich versuchen, wenn auch nur in Umrissen und ohne Begründung, meine eigene Auffassung vom Entwicklungsgange der Aesthetik und der Stellung der Einzelnen innerhalb derselben zur Geltung zu bringen. —

Der Einzige, der die Gesamtgeschichte der antiken Kunsttheorie auf Grund selbständiger Quellenforschung dargestellt hat, ist Eduard Müller, der schlesische Gymnasialdirektor, der Bruder Dittfried Müllers und des bekannten Hallischen Dogmatikers Julius Müller. Ihm gebührt daher der erste Platz, zumal auch seine Nachfolger im Wesentlichen aus ihm geschöpft haben und sein Buch bis jetzt noch nicht durch ein besseres ersetzt worden ist. Als Erzeugniß der fleißigsten und gewissenhaftesten Sammlung des Stoffes und der liebevollsten Vertiefung in denselben macht dasselbe einen sehr gewinnenden Eindruck. Es ist ein anziehendes und liebenswerthes Buch von dauerndem Werthe, dessen Autor man sich persönlich nahe fühlt. Bei solchen Eigenschaften kann es nicht fehlen, daß

\*) Die genaueren Titel sind:

Eduard Müller, Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten. Zwei Bändchen. Breslau 1834 und 37.

Robert Zimmermann, Geschichte der Aesthetik als philosophischer Wissenschaft. Wien 1858 (gleichzeitig erster, historisch-kritischer Theil einer „Aesthetik“, deren systematischer Theil 1865 erschienen ist).

Max Schasler, Kritische Geschichte der Aesthetik, Grundlegung für die Aesthetik als Philosophie des Schönen und der Kunst. Berlin 1872 (gleichzeitig erster Theil einer „Aesthetik“, deren zweiter, systematischer Theil noch nicht erschienen ist, wieweil der Autor in anderer Form inzwischen mehrere systematisch-aesthetische Schriften veröffentlicht hat).

Hermann Voje, Geschichte der Aesthetik in Deutschland. München 1868 (zu den von der historischen Commission in München herausgegebenen Geschichten der Wissenschaften in Deutschland gehörig).

Eine Schrift von Conrad Hermann: Die Aesthetik in ihrer Geschichte und als wissenschaftliches System (Leipzig 1876) erwähne ich nur an dieser Stelle, da ihr geschichtlicher Theil viel zu skizzenhaft gehalten ist, um neben den genannten Arbeiten eine Stelle behaupten zu können.

sich einem begabten Autor mancher richtige Blick in das Wesentliche seines Stoffes eröffnet und daß er der vollen Erkenntniß des Richtigen oft ganz nahe ist. Aber ihm fehlen zwei wichtige Eigenschaften. Zunächst die Fähigkeit, für die zerstreut auftretenden ästhetischen Sätze eines einzelnen Autors vorurtheilsfrei den eigenartigen principiellen Quellpunkt auszuspähen und unter diesem Princip jene Sätze zur systematischen Einheit zusammenzufassen. Er geht von der vorgefaßten Meinung aus, daß jede ästhetische Lehre von Rechts wegen von einer Begriffsbestimmung des Schönen ausgehen müsse, wobei er nicht übel Lust zeigt, seinen Autoren die ihm selbst geläufige unfruchtbare Definition als Einheit des Mannigfaltigen zu obtrudiren. So quält er sich bei Plato und Aristoteles mit dem vergeblichen Versuche, eine vollständige Bestimmung des Begriffs des Schönen zu entdecken und aus dieser ihre ästhetischen Lehren abzuleiten und so ist es ihm weder bei Plato noch bei Aristoteles gelungen, eine zutreffende Formulirung ihres Standpunktes zu finden.

Mit diesem Mangel hängt aber auch der zweite zusammen, nämlich der Mangel der Fähigkeit, in einer größeren Entwicklungsreihe das Princip der Einheit und der Fortentwicklung zu erkennen und dadurch diese zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzuschließen. So lösen sich ihm die ästhetischen Vorstellungen des nacharistotelischen Alterthums, für die er mit musterhafter Belesenheit ein reiches Material beibringt, in ein zusammenhangloses Chaos auf, welcher Mangel auch schon äußerlich darin seinen Ausdruck findet, daß er Schriftsteller wie Philostrat und Longin, die chronologisch und inhaltlich der humanistisch-philologischen Richtung des späteren Alterthums angehören, an den Neuplatonismus anschließt und sogar diesem nachfolgen läßt. So erhalten wir eine Sammlung von Notizen, aber keinen Entwicklungsgang, in dem das Verhältniß des Nachfolgenden zum Vorhergehenden deutlich bestimmt ist.

Dazu kommt nun noch, daß an dem wichtigsten Punkte der antiken Aesthetik, in der aristotelischen Kunstlehre, durch die entscheidende Wiederfindung der Bedeutung des Ausdrucks Katharsis, die Jakob Bernays geleistet hat, sein Standpunkt definitiv überholt worden ist. Dieser Begriff bildet den Schlüssel zur aristotelischen und indirekt in gewissem Maße auch zur platonischen Kunstlehre; erst auf Grund der richtigen Deutung desselben war es möglich, das Ganze derselben im richtigen Lichte aufzufassen und nach ihrem wirklichen Sinne darzustellen, wozu ich hinsichtlich des Aristoteles in meiner „Kunstlehre des Aristoteles“ (1876) einen ersten, wie ich gerne zugebe, noch unvollkommenen Versuch gemacht habe.

Auch die beiden Gesamthistoriker der Aesthetik, Zimmermann und Schasler, stellen in der Erkenntniß des Entwicklungsganges der ästheti-

schen Vorstellungen des Alterthums keinen erheblichen Fortschritt über Müller hinaus dar. Die Geschichte der antiken Aesthetik bleibt also noch zu schreiben.

Einen Umriss des Verlaufs dieser Entwicklung, wie er mir von Statten gegangen zu sein scheint, versuche ich gleich an dieser Stelle in möglichster Kürze zu entwerfen. Soll hierbei das Charakteristische der aufeinander folgenden Standpunkte geschichtlich treu hervortreten, so muß vornehmlich ihre Stellung zu folgenden Problemen bestimmt werden:

1. Fällt ihnen das Wesen des ästhetischen Objekts — ich wähle hier absichtlich diesen unbestimmten, von Kötlin eingeführten Ausdruck — mit dem Begriff des Schönen zusammen?

2. Worin besteht das Wesen des ästhetischen Objekts?

3. Welches ist der Werth der Kunst, ihre Bedeutung für die Erreichung der wahren Lebensziele?

Ich übergehe die dunklen Verstufen ästhetischer Vorstellungen im Altpythagoreismus, obgleich derselbe anscheinend nicht unbedeutend auf die musikalischen Theorien bei Plato und Aristoteles gewirkt hat; ebenso Demokrit, von dessen umfassender kunsttheoretischer Schriftstellerei so gut wie nichts auf uns gekommen ist; ich übergehe auch Sokrates. Ueber ihn ließe sich schon ein ästhetisches Kapitel schreiben, da sich bei ihm eine ganze Reihe der nachmals breit entfaltenen ästhetischen Vorstellungen als originale, neue Gedanken in primitiver Keimform nachweisen ließen. Aber für diese Stelle wäre der Nachweis zu weitläufig und der Ertrag zu geringfügig.

Ich beginne mit Plato, bei dem zuerst scharf markirte Umrisse und nachdrücklich weiter wirkende Gedanken hervortreten.

Es läßt sich zunächst seine Stellung zu den beiden ersten Problemen, betreffend das Wesen des ästhetischen Objekts und das Verhältniß desselben zum Schönen, ganz bestimmt formuliren. Bei Plato stehen die nachmals in verschiedenen Verknüpfungen auftretenden Standpunkte noch ganz getrennt nebeneinander. Er giebt Ansätze zu den beiden überhaupt möglichen Bestimmungsweisen des Schönen; er faßt es einerseits als eine metaphysisch-transcendente Realität in den Dingen; andererseits macht er zuerst den Versuch, sein Wesen empirisch zu bestimmen. Aber er verknüpft diese beiden Betrachtungsweisen nicht. Er giebt Grundzüge zu einer Bestimmung der Kunst einerseits als einer universellen Nachahmung des Wirklichen überhaupt, anderntheils als einer Nachbildung pathischer Zustände der Seele und des solche Erregenden, womit also das Gebiet des Nachzunehmenden oder Nachgeahmten enger abgegrenzt und spezifisch bestimmt wird; aber er giebt keine Vermittlung, keine Ausglei-



zwischen diesen beiden durchaus verschiedenartigen Bestimmungen des Wesens der Kunst.

Und ebenso, wie bei ihm innerhalb jedes einzelnen der beiden Begriffsgebiete dieser unvermittelte Gegensatz zweier Auffassungen auftritt, ebenso hat er es unterlassen, diese beiden Begriffsgebiete selbst zu einander in Beziehung zu setzen. Alle seine die Aesthetik in unserm Sinne betreffenden Bestimmungen gehören in eine der vier Grundrichtungen hinein, aus deren mannigfacher Complication sich fast die ganze Geschichte der Aesthetik entwickelt: das Schöne metaphysisch bestimmt, das Schöne empirisch bestimmt, die Kunst als universelle Nachahmung, die Kunst als specifisch bestimmte Nachahmung; bei ihm selbst aber treten diese vier Standpunkte noch völlig unverbunden, unausgeglichen nebeneinander. Er ist also nicht, wie der Franzose Leveque will, (Platon, le fondateur de l'esthétique 1857) der Begründer, sondern der Vorläufer der Aesthetik; er bietet die Wurzeln und Quellen der verschiedenen möglichen Entwicklungen der Aesthetik ungesondert dar.

Versuchen wir diese Auffassung des Standpunktes Platos wenigstens einigermaßen zu verdeutlichen und zu begründen.

Im Phädrus erscheint die Idee des Schönen als eine jener überhimmlischen Wesenheiten, an deren Anschauung sich die menschliche Seele in ihrem präexistenten Zustande in Gemeinschaft mit den Göttern erquickt. Die Idee des Schönen ist nicht an sich die höchste und werthvollste, aber sie hat schon in ihrem jenseitigen Ansichsein den Vorzug eines besonderen Glanzes. Dieser Glanz wohnt auch ihren Verwirklichungen im Endlichen, den schönen menschlichen Körpern, den Tugenden, den schönen Gesetzen und Einrichtungen bei. Eine wesentliche Ergänzung der Phädrusstelle bilden hier die Unterweisungen der Mantineerin Diotima, die er seinen Sokrates im Gastmahl reproduciren läßt.

Rein empirische, mit der vorstehenden Gedankenreihe wenigstens ausgesprochenenmaßen nicht in Verbindung gesetzte, Bestimmungen des Schönen finden sich sodann namentlich im Philebus, denen sich einige Stellen im Timäus anschließen. Nach diesen ziemlich schwankenden Bestimmungen ist das Maßlose häßlich, das Maßvolle, das Symmetrische, das Vollendete schön. So ist z. B. die Tugend als Symmetrie der Seele (nach der bekannten Lehre von den Cardinaltugenden) schön; schön sind regelmäßige Flächen und Körper; schön die Kugelgestalt, einfache, reine Farben und Töne und dergleichen.

Die Auffassung der Kunst als universelle äußerliche Nachahmung der Wirklichkeit führt z. B. zu der Behauptung, daß der Maler nicht wie der Tischler die göttliche Idee des Sessels nachbildet, sondern nur ein

täuschendes Trugbild vom Nachbilde des Tischlers liefert, so daß ihr Erzeugniß erst die dritte Stelle von der Wahrheit aus einnimmt. Auch der Musik und Poesie werden ganz äußerliche Nachahmungen von menschlichen, thierischen und elementaren Lauten angebübet.

Andernthells legt er namentlich der Musik und Poesie die Fähigkeit und das Streben bei, heftige Gefühlszustände, Affekte, in ihren Aeußerungsweisen nachzubilden und dadurch jene selbst zu erregen. Aber auch die maßvollen Zustände dieser Art, Tapferkeit und Besonnenheit, finden in einem Theile der Rhythmen und Tonarten ihren Ausdruck. Die Lust aus dem Tragischen, das doch zunächst Unlust bereitet, kennt Plato nicht nur, sondern erklärt sie auch aus einem in der menschlichen Natur vorhandenen Triebe zur Wehklage, der bei eigenem Leide sich scheue hervorzubrechen, an den Nachahmungen solcher Zustände bei Epikern und Tragikern aber sich erfättige.

Ebenso vielfach aber, wie die Stellung Platos zum Wesen des Schönen und der Kunst ist auch seine Stellung zum Werthe derselben.

Das Schöne als Erscheinung einer der ewigen Wesenheiten im Endlichen, als Manifestation eines wahrhaft Seienden im Nichtseienden hat durch das Sehnen, das aus der geweckten Erinnerung an den präexistenten Zustand seligen Schauens entspringt, in der Sinnenwelt die Bedeutung einer Propädeutik zur Philosophie im buchstäblichen Sinne, d. h. zum Streben nach Erkenntniß der Welt des wahrhaft Seienden überhaupt, die sich im Sinnlichen nur an diesem einen Punkte deutlich offenbart; es führt den Menschen seiner wahren Bestimmung, der Erkenntniß der Ideen, in der allein sein diesseitiges und jenseitiges Heil wurzelt, entgegen.

Dem Schönen im empirischen Sinne weiß Plato nur nachzurühnen, daß es reine ungemischte Lust gewährt.

Die Kunst als Nachahmung im unbegrenzten Sinne ist ihm ein nichtiges, verächtliches Treiben ohne erheblichen Schaden, aber auch ohne Werth.

Als Nachahmung von Gefühlszuständen aber ist sie in der Mehrzahl ihrer Lebensäußerungen direkt seelengefährlich, indem sie die Herrschaft der Affekte, ja selbst der Begierden, fördert, die Wirksamkeit der entgegenstehenden Tugenden, der Tapferkeit und Besonnenheit, der beiden Formen der Seelenstärke gegenüber den Affekten und Begierden, lähmt und dadurch die „innere Staatsverfassung“ zerrüttet und den Menschen seinem eigentlichen Lebenszweck entfremdet. Nach diesem soll die auf das Ewige gerichtete Weisheit allein herrschen, jene Regungen der niedern Seelentheile aber durch die ihnen entsprechenden beiden Tugenden gebändigt werden. Zulässig ist daher im platonischen Staate nur solche Kunst, na-

mentlich nur solche Musik und Poesie, in der die Seelenstimmung dieser beiden Tugenden ihren Ausdruck findet und die daher nicht nur moralisch im vulgären Sinne des Wortes, sondern wenigstens indirekt für den transscendenten Lebenszweck, Erlösung von der Welt des Scheins und dem Kreislauf des Geborenwerdens in dieselbe durch Erkenntniß des Seienden, fördernd wirkt.

Die ästhetische Theorie des Aristoteles entwickelt sich, theils ablehnend und bestreitend, theils aufnehmend, modificirend und weiterbildend, ganz auf der Grundlage der platonischen.

Zunächst findet bei ihm eine sehr bedeutende Vereinfachung der Problemstellung dadurch statt, daß der Begriff des Schönen fast bedeutungslos wird und aus der Aesthetik so gut wie ausscheidet. Die metaphysische Existenzweise des Schönen läßt er fallen; für die empirische Bestimmung des Begriffs thut er so gut wie gar nichts. Seine Aesthetik ist Kunstlehre; nur in einem einzigen ganz untergeordneten Punkte leitet er eine Bestimmung des ästhetischen Objectes aus dem Begriffe des Schönen ab, womit immerhin eine wenn auch noch so schwache Verknüpfung zwischen den beiden Begriffssphären an Stelle der absoluten Getrenntheit bei Plato getreten ist.

Das Wesen der Kunst ist auch ihm Nachahmung, doch läßt er auch auf diesem Gebiete noch die eine der beiden von Plato unvermittelt nebeneinandergestellten Bestimmungen, die univervelle Nachahmung, fallen. So gestaltet sich das Problem einheitlich. Die Kunst ist ihm nicht mehr univervelle Nachahmung der äußeren Wirklichkeit, sondern spezifische der seelischen Zustände und des diese erregenden Geschehens. Die bildenden Künste ahmen die Ausdrucksbewegungen der Gemüthszustände nach, die Musik diese Zustände selbst, die Poesie die Vorgänge, die solche erregen.

Hier ist die Grundlage der wahren Lehre von der Kunst, wenn auch nur in den allgemeinsten Umriffen: das Wesen der Kunst wird bestimmt durch seine seelisch erregende Wirkung.

Freilich bleibt hier noch vieles mangelhaft, theils unbestimmt, theils offenbar falsch. Es fehlt die Unterscheidung zwischen dem Erregenden der Wirklichkeit und dem der Kunst als des Scheines der Wirklichkeit, zwischen der persönlichen oder realen und der unpersönlichen oder irrealen Erregung. Es fehlt gemäß der nicht vorhandenen Unterscheidung zwischen Gefühl und Streben in der ganzen älteren Psychologie, eine genaue Abgrenzung der hier in Betracht kommenden seelischen Zustände. Allerdings ist das intellektuelle Gebiet ausgeschlossen, aber Gefühl und Streben werden im Begriffe des Pathos ungesondert zusammengefaßt, ein Mangel, der sich in der Einmischung ethischer Gesichtspunkte rächt. Es fehlt das

Verständniß für die Symbolik des untermenschlichen Naturgeschehens, vermöge dessen z. B. die Landschaft ein Spiegel menschlicher Seelenzustände, der Naturvorgang ein Bild menschlichen Thuns und Leidens ist. Er kennt keine Kunst, die nicht unmittelbar und direkt mit Menschlichem, menschlichen Seelenregungen und menschlichen Schicksalszuständen, zu thun hat; der sympathische Zusammenhang des menschlichen Seelenlebens mit der Natur, vermöge dessen auch sie die menschliche Stimmung abbildet und beeinflusst, ist ihm verschlossen.

Entschieden falsch ist es, daß die wichtige Eintheilung des Erregenden in Darstellung der erregten Seelenzustände und der erregenden Vorgänge ohne Weiteres mit der der empirischen Eintheilung der Kunst in bildende Künste, Musik und Poesie zusammengeworfen wird. Die bildenden Künste stellen nicht nur den Ausdruck seelischer Zustände, sondern auch Vorgänge dar, die Poesie nicht nur Vorgänge, sondern auch unabhängig von solchen seelische Zustände und auch der Musik fehlt keineswegs ganz ein dramatisches Ausdruckvermögen. Hinsichtlich der Poesie hat dieser Fehler zur Folge, daß Aristoteles die Lyrik nicht unterzubringen weiß und sie geradezu der Musik zuweist.

So ließe sich noch manches anführen, aber eine vollständige Auseinandersetzung mit Aristoteles würde geradezu zur Aufstellung einer eigenen Theorie vom Wesen der Kunst führen, was freilich ein Beweis ist, daß wir hier den richtigen Baugrund für eine solche Theorie angetroffen haben. Doch ist hier nicht der Platz dies auszuführen.

Von Interesse ist es jedoch zu sehen, wie Aristoteles auf dieser Grundlage der pathischen Erregung, auf der ja gerade das platonische Verwerfungsurtheil über die Kunst sich aufbaute, einen positiven Werth der Kunst herausbringt.

Auf Grund der stets mit unfehlbarer Sicherheit eintretenden pathischen Erregung kennt Aristoteles zunächst einen dreifachen Specialgebrauch der Kunst, den er in den uns vorliegenden, theils nur gelegentlichen, theils nur fragmentarisch überlieferten Ausführungen freilich nicht gleichmäßig für alle Künste, aber doch für bedeutende Gruppen derselben darstellt.

Zuerst zur Erziehung. Hier kommt vornehmlich die Musik in Betracht, sofern sie, wie Aristoteles meint, die Seelenstimmungen selbst direkt darstellt und also auch auf den Ausübenden oder Hörenden überträgt. Diese Stimmungen können nun die pathischen Extreme oder die maafsvollen Mittelzustände sein. Die die Letzteren ausdrückende Musik nennt Aristoteles ethische Musik. Diese allein eignet sich zur Erziehung. Durch ihre sympathische Wirkung wird die Jugend unmittelbar zur Normalität der Stimmung gewöhnt und ihr zugleich fürs Leben ein fester

Maassstab der Unterscheidung zwischen dem musikalischen Ausdruck würdiger und würdeloser Stimmungen an die Hand gegeben.

Was aber von der Musik vornehmlich gilt, das gilt in entsprechendem Maasse auch von den übrigen Künsten. Auch bei ihnen soll die Jugend nur solchen Eindrücken ausgesetzt sein, die das Mittelmaass der Stimmung darstellen und erregen.

Wir erkennen leicht, wie Aristoteles hier das gewichtigste Bedenken Platons gegen Werth und Zulassung der Kunst vollständig würdigt, ja er giebt ihm durch seine entwickelte Theorie von den ethischen Tugenden noch eine bedeutend festere und bestimmtere Ausprägung. Der Unterschied besteht nur darin, daß er unterscheidet zwischen dem bildsamen Gemüthe der Jugend und der schon in festen Richtungen erstarrten Seele des Erwachsenen und daher, was im platonischen Idealstaate zu einer tyrannischen Polizeicensur der Kunstübung überhaupt wurde, in dem seinigen auf das Gebiet der Staatspädagogik beschränkt.

Ein zweiter Specialgebrauch der Kunst, ebenfalls zunächst der Musik, ist der „praktische“. Wenigstens kennt Aristoteles eine besondere Art der Musik, die er praktische d. h. zum Handeln anfeuernde nennt, und bei der wohl vornehmlich an kriegerische Marschweisen zu denken ist. Er wird also wohl auch dieser das ihr zugehörige Gebrauchsgebiet zugewiesen haben.

Das dritte Gebrauchsgebiet ist das psychiatrische oder seelisch-therapeutische. Es giebt nämlich gewisse Affekte, die die Seele außer sich bringen und Zustände zeitweiliger Gestörtheit hervorrufen. Hierher gehört der Enthusiasmus, eine vorstellungslöse, unbestimmte Gefühls-  
exaltation; ferner der düstre Affekt der Schicksalsangst, der sich als krankhafte Steigerung der Affekte des Mitleids und der Furcht äußert. Diese krankhaften Stimmungen können nicht durch Repression geheilt werden; sie müssen ihren Höhepunkt erreichen, sich ausleben, sich in sich verzehren. Auf den Enthusiasmus wirkt homöopathisch steigend und dadurch schließlich befreiend eine gewisse Art von Musik, die enthusiastische, auf die Schicksalsangst in gleicher Weise die Tragödie. Dies ist die vielbesprochene Katharsis in ihrem ursprünglichen Sinne. Sie bedeutet als der Arzneikunde entlehnter Ausdruck Heilung durch Steigerung der Erregung und schließliche Ausscheidung oder Entladung, also eine Art von homöopathischer Heilung.

Diesem dreifachen Specialgebrauche nun steht gegenüber der universelle Gebrauch, auf dem der unbedingte Werth der Kunst beruht.

Während Plato nur ein, wesentlich jenseitiges Lebensziel kennt, die intellektuelle Anschauung des Ewigen, läßt Aristoteles zwar auch seiner-

seits das Erkennen als höchste Lebensbefriedigung bestehen, aber er entleidet es seines transcendenten Nimbus und giebt ihm einen diesseitigen Charakter. Er stellt ihm ferner zwei andere Lebensziele zur Seite: die Bethätigung der Kräfte des Handelns in Staat und Gesellschaft und die würdige Ausfüllung der Muße in einem so edel gestalteten Leben.

Letzterer nun dient vornehmlich die Kunst, die dadurch den hohen Rang und Werth einer unbedingten Bedeutung für die Eudämonie im höchsten Sinne erhält. Und zwar gilt ihm dies von aller Kunst ohne die platonischen Einschränkungen, obgleich selbstverständlich der Gebildete, der auf so hoher Stufe der Lebensgestaltung steht, auch hier das Unedle, Abnorme von sich abweist. Auch die bei der Erziehung fernzuhaltende Kunst, wie die enthusiastische Musik, die Tragödie und Komödie, gewährt dem Erwachsenen unschädliche Genüsse und ist daher zur edleren Unterhaltung in der Muße, der *Diagogé* des Aristoteles, durchaus unverwerflich. Insbesondere ist hier die *Katharsis* in abgeschwächtem Sinne als auch für normale Gemüthsverfassung geltende Wirkung solcher Kunst, die jene intensiveren Gefühlszustände anregt, durchaus am Plage. Aristoteles ist ferner weitherzig genug, auch dem gemeinen Manne, der sich in niederer Arbeit plackt und bei dem an Stelle der Muße als selbständigen Lebenszweckes die Erholung als Befähigungsmittel zu weiterer Arbeit tritt, die seinem verschrobeneren Geschmace entsprechende Kunst, speciell Musik, als unschädliches Mittel solcher Erholung zu gönnen.

Diese Lösung der Werthfrage ist keineswegs eine muster- oder endgültige. Sie hängt mit dem starren Aristokratismus seiner Staatstheorie zusammen und beruht auf einer unhaltbaren Entgegensetzung von Muße und Erholung und auf einer falschen Bestimmung der Lebensaufgabe überhaupt. Aber sie bildet doch eine beachtenswerthe Instanz gegen den krankhaften Platonismus und sticht in ihrer Klarheit und Bestimmtheit vorthellhaft ab gegen moderne Verschwommenheit, der oft selbst das Bewußtsein fehlt, daß hier ein Problem vorliegt.

Ob und wie weit in der aristotelischen Schule diese grundlegenden Lehren Geltung und Fortbildung fanden, ist uns leider unbekannt; das ganze spätere Altertum ließ sie bei Seite liegen und wandte sich einem unendlich hausbackeneren und trivialeren Vorstellungskreise über Wesen und Werth der Kunst zu, der aber in seinen Wandlungen sowohl an sich selbst, als auch deshalb Interesse hat, weil er das Haupterbe an ästhetischen Begriffen bildet, das die Neuzeit im Humanismus antrat.

Die Anschauungen dieser nacharistotelischen Jahrhunderte über das Wesen der Kunst lassen sich begreifen als eine Reihe von Modificationen der von Aristoteles bei Seite gelassenen platonischen Auffassung als uni-

verselle Nachahmung des Wirklichen. Damit verbindet sich das Bestreben, von diesen Modificationen aus gegenüber dem platonischen Verwerfungsurtheil eine positive Werthbestimmung zu gewinnen.

Zuerst tritt hier, während der Epikureismus eine völlige Verachtung der Kunst zur Schau trägt, der Stoicismus auf den Plan. Ihm ist zwar, wenn das abschätzige Urtheil Senecas auch für die ältere Stoa gelten darf, die bildende Kunst nur eine Dienerin des Luxus und auch die Musik findet kaum Beachtung, aber die Poesie ist, wie schon die verwandte Mythologie, als Darstellung des Wirklichen eine lehrhafte Verkünderin der Wahrheit, insbesondere ethischer Lebensweisheit in populärer Form für die der begrifflichen Belehrung unzugänglichen Massen. Man muß sie nur richtig auslegen; mit Hülfe allegorischer und moralischer Interpretationskünste enthüllen sich Homer und Hesiod als heimliche Zeugen für stoische Theologie und Moral.

Eine andere Wendung nimmt das Princip der univ ersellen Nachahmung in einigen gelegentlichen Aeußerungen Ciceros, von denen es dahingestellt bleiben muß, in wie weit sie ihm als ursprüngliches geistiges Eigenthum zugehören. Hatte nämlich schon Sokrates in seiner Unterredung mit dem Maler Parrhasius bei Xenophon die Bemerkung gemacht, daß der Künstler durch Zusammenlesen und Vereinen der in der Wirklichkeit nur zerstreut vorkommenden Schönheiten sein Werk im Vergleich mit der Wirklichkeit schöner mache, so steigert sich bei Cicero diese idealisirende Function zu einem schöpferischen Proceß der Seele, in dem das vollkommene Urbild der Wirklichkeit in einem Akte entspringt. Es scheint mir von Wichtigkeit, schon an diesem Punkte das Princip des Ideals als eine bloße Modification des Principes der Nachahmung zu begreifen.

Auch bei Horaz herrscht unverhohlen die diese Periode beherrschende Grundvorstellung über das Wesen der Kunst, insbesondere der Poesie: sie ist Nachahmung des Wirklichen in anmuthigen, geschmackvoll geglätteten Formen. Auf dieser Grundlage verbindet er das stoische Princip der lehrhaften Nützlichkeit mit einer neuen, uns hier zum ersten Male entgegen tretenden Modification. Wenn nämlich die Nachahmung sich über die alltägliche Wirklichkeit erhebt, wenn sie, natürlich immer in den Grenzen des Möglichen und Wahrscheinlichen, Ungewöhnliches erfindet, durch Außerordentliches spannt, so wird sie in besonderem Maaße ergötzen und unterhalten. Auch kann sie beide Zwecke, Lehre und Ergötzung, verbinden:

Aut prodesse volunt aut delectare poetae,

Aut simul et jucunda et idonea dicere vitae.

Horaz selbst giebt der Verbindung beider Zwecke, die den höchstmöglicher

Werth ergibt und die ernste Wirkung auf angenehme Weise erreicht, den Vorzug:

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci,  
Lectorem delectando pariterque monendo.

Unerreichtes Vorbild dieser doppelten Kunst ist ihm Homer, von dessen Würdigung unter diesem Gesichtspunkte er in der Epistel an Vollius (I. 2) eine deutliche und geistvolle Probe liefert.

Das ganze Arsenal der auf diesem Standpunkte gegen den Platonismus ins Feld zu führenden Schätzungsgründe findet sich schon bei Plutarch vereinigt.

Moralisch betrachtet verdient ihm die Poesie nicht die Vorwürfe, daß sie Ungehöriges von Göttern und Menschen berichte, denn jenes ist nur Erdichtung, dieses erscheint im Zusammenhange betrachtet immer im moralischen Lichte; ganz im Gegentheil ist die Poesie eine wahre Vor-  
schule philosophischer Lebensweisheit.

Aber auch in anderer Weise ist die Kunst in mannigfachem Sinne nützlich und angenehm. Als Nachahmung übt sie den Scharfsinn durch Vergleichen und Erkennen und erregt Bewunderung für die technische Virtuosität der Künstler. Insbesondere aber ergötzen die Dichter, indem sie als Stoff für ihre Nachahmung, die so zur freien Erfindung sich steigert, das Interessante, Mannigfaltige, Ungewöhnliche und Wunderbare wählen.

Die hier vereinigten Gesichtspunkte werden sodann von den Späteren vereinzelt hervorgehoben, erweitert und vertieft.

So bei Maximus Tyrius, dem Lehrer des Marc Aurel, der Gesichtspunkt der Lehrhaftigkeit. Ihm ist die Poesie eine ältere Philosophie, die Philosophie eine jüngere, genauere Poesie. Wie für das noch un-  
geübte Fassungsvermögen der älteren Zeiten ohne Einschränkung, so ist auch in fortgeschrittenern Zeiten für den Durchschnittsmenschen die Poesie als die zwar weniger exakte, aber anmuthigere und anschaulichere Lehrart dauernd berechtigt.

Philostratus, der berühmte Biograph des Apollonius von Thyana um 200 nach Chr., ist zugleich Verfasser einer Sammlung von Gemälde-  
beschreibungen im Sinne rhetorischer Schulübungen. Bei ihm steigert sich die Erfindungsgabe des Künstlers zur freien Phantasiethätigkeit, die er geradezu in Gegensatz gegen die gemeine Nachahmung setzt. Auf dieser Phantasiethätigkeit und auf der Virtuosität des Künstlers, die uns Nichtwirkliches als Wirkliches vorzaubert, beruht die Genuswirkung und der Werth der Kunst.

Auf diese künstlerische Virtuosität legt sodann sein Zeitgenosse Kal-



istratus, der in ähnlicher Weise Beschreibungen von plastischen Kunstwerken entwarf, den Hauptnachdruck. Diese Virtuosität als Fähigkeit, in unbewußtem Schaffen das Lebenswahre im feinsten Ausdruck der Seelenzustände wiederzugeben, steigert sich ihm zu einer Art von prophetischer Verzückung, die nicht nur den Dichter, sondern auch die Hände des bildenden Künstlers besetzt. Hier hat sich also der Begriff der Virtuosität zu dem des Genies gesteigert.

Die Forderung des inhaltlich Interessanten endlich steigert sich in der dem Longin zugeschriebenen Schrift Ueber das Erhabene zu der des Gewaltigen und Ergreifenden in Sache und Ausdruck, das aus Begeisterung quillt und allein der Würde und Hoheit der menschlichen Natur entspricht, daher auch erhebend und begeisternd wirkt. Seine Betrachtungen gelten zwar in erster Linie dem Redner, aber auch dem Dichter.

Die dürftigen Werthgründe aller dieser Richtungen reduciren sich also einestheils auf Genuß und Unterhaltung, die sich bis zur ästhetischen Erhebung über das Alltägliche steigert und allenfalls auch noch den Nebengewinn einer Uebung des intellektuellen Vermögens abwirft, anderntheils auf populäre ethisch-philosophische Belehrung.

Treten uns so die Gesichtspunkte des theilweise philosophisch, vorwiegend aber humanistisch-philologisch gerichteten späteren Alterthums in einem inneren Zusammenhange gleichsam als Abwandlungen eines und desselben Principis entgegen, so nimmt die antike Aesthetik eine ganze neue Wendung um die Mitte des dritten Jahrhunderts bei Plotin, dem Begründer des Neuplatonismus.

Er kehrt zu der platonischen Metaphysik des Schönen zurück, aber im Unterschiede von Plato ist ihm das Schöne an sich nicht eine Idee unter vielen, sondern es fällt mit der aus dem letzten Urgrunde des Seins fließenden Ideenwelt überhaupt zusammen. Diese Ideenwelt manifestirt sich dann zunächst auf der nächstniedrigen Emanationsstufe, in der Welt des Seelischen, nicht nur in der Weltseele, sondern auch in den Einzelseelen und ihren Bestrebungen, in Tugenden und Institutionen und im Erkennen. Aber auch die Materie, die letzte und tiefste Emanationsstufe, nimmt ein Element des Ideellen und damit des Schönen in sich auf und zwar nicht nur in den Bildungen der Natur und der Wirklichkeit, sondern auch — und hier zeigt sich ein zweiter bedeutamer Unterschied von Plato — in den Schöpfungen der Kunst. Denn der Künstler erhebt sich von der bloßen Nachahmung der Natur zur Nachahmung dessen, was auch die Natur im körperlichen Stoffe nachahmt, der Idee selbst. Hier tritt uns Plotin als der Vater des ästhetischen Idealismus, sofern er von

der Kunst nicht Ideale der empirischen Wirklichkeit, sondern Verförperung der jenseitigen Ideen, als metaphysischer Wesenheiten fordert, unverkennbar entgegen.

Das Schöne der Natur und Kunst bildet das erste Mittel der Erhebung der in die materielle Welt gebannten Menschenseele zu ihrer ideellen Urheimath. Die Anschauung des Schönen, auch in der Kunst, ist die erste Stufe der Erlösung vom Endlichen und darauf beruht der Werth des Schönen. Vom materiellen Schönen geht dann freilich der Weg nach oben weiter zum seelischen Schönen und von diesem zum Schönen an sich, das an keine Hülle und keinen Raum der Erde und des Himmels gebunden ist, so wie endlich in vereinzeltten Momenten bewußtloser Verzückung zum Einswerden mit dem qualitätslosen Urgrunde der Dinge selbst, dem Ueberschönen und Ueberseienden. „Wer Jenes sieht, das die lange Reihe der Dinge eröffnet, das in sich selbst ruhend mittheilt und nichts in sich aufnimmt, wer im diesem Anblick verharret und ihm ähmlich wird, was sollte der noch für Schönheit bedürfen!“

Soweit in flüchtigster Skizze ein Bild der ästhetischen Gedanken des Alterthums, in dem versucht wurde, den hervorragendsten Systemen eine feste Physiognomie aufzuprägen und das Ganze nicht als ein Chaos von zufälligen Details, sondern als eine in bestimmten Richtungen fortschreitende Entwicklung zu zeigen. —

Ich komme zur Charakteristik der beiden umfassenden Gesamtdarstellungen der Geschichte der Aesthetik.

Das Zimmermannsche Werk ist zunächst quantitativ unvollständig. Es behandelt ausführlich Plato und Aristoteles, geht dann mit einigen mächtigen Schritten über ein halbes Jahrtausend hinweg zu Plotin hin, schreitet dann abermals mit Siebenmeilenstiefeln über anderthalb Jahrtausende hinweg auf Wolff, Baumgarten und ihre französischen, englischen und deutschen Zeitgenossen zu, wobei über zwei Jahrhunderte moderner Aesthetik einfach cassirt, eine Erscheinung wie Dubos mit einer Zeile abgemacht und die englischen Aesthetiker in eine ganz seltsame chronologische Verwirrung gebracht werden, behandelt dann Kant, Herder und Schiller und endigt mit dem Gegensatz des deutschen Idealismus und Realismus d. h. der Aesthetik der speculativen Schulen und Herbarths und seiner Anhänger, welchen letzteren er sich dann in seinem eigenen Systeme anreicht.

Auf dieser seiner ausgesprochenen Parteilichkeit als Hauptvertreter des Herbart'schen Realismus oder, wie es auf dem ästhetischen Gebiete nur heißen kann, Formalismus beruht denn auch der hauptsächlichste qualitative Mangel seiner Geschichtschreibung, der Mangel der Objektivität. Er ist bei mehreren Denkern von autoritativer Bedeutung außer-

ordentlich bemüht, sie möglichst für den Formalismus zu compromittiren. So namentlich bei Plato und Aristoteles; merkwürdiger Weise nicht bei Kant, der doch noch eher dazu Anlaß geboten hätte und auf den sich Herbart selbst als Vorgänger beruft. Im Grunde bewegt sich ihm die ganze Geschichte der Aesthetik um den Gegensatz von Idealismus und Formalismus. Im Alterthum vertritt gegenüber den Formalisten Plato und Aristoteles Plotin den Idealismus; in der Neuzeit steht im Mittelpunkte der Betrachtung derselbe Gegensatz in der deutschen Aesthetik; alles Andere ist nur nebensächliches und störendes Beiwerk: in der That ein sehr einseitiges und unvollständiges Bild der Entwicklung.

Der Vorwurf der quantitativen Unvollständigkeit gilt auch, wenn gleich in geringerem Maaße, von Zimmermanns Widerpart, dem Hegelianer Schasler. Dieser hat sich zwar im Alterthum einer größeren Vollständigkeit befleißigt, die Neuzeit aber beginnt auch ihm erst mit dem 18. Jahrhundert und auch hier zeigen sich empfindliche Lücken. Dubos fehlt ganz, die englische Aesthetik des 18. Jahrhunderts ist entschieden unzureichend behandelt und von den zur Zeit des Erscheinens seiner Schrift (1872) schon vorliegenden, zum Theil recht bedeutenden neuesten Erscheinungen hat er namentlich Zefing, Zimmermann, Poze und Köstlin völlig übergangen und v. Kirchmann mit einigen wegwerfenden Aeußerungen abgethan, während er mehrfach minder wichtige Erscheinungen mit unverhältnismäßiger Ausführlichkeit behandelt.

Inhaltlich spannt er zunächst die ganze Entwicklung in das Fachwerk einer echt Hegel'schen dialektischen Geschichtsconstruction. In allem Denken und Erkennen folgen sich mit Nothwendigkeit die Standpunkte der Intuition, Reflexion und Speculation. So geht es denn auch in der Aesthetik zu: die antike ist intuitiv, die des 18. Jahrhunderts reflektirend, die des 19. speculativ. Damit aber nicht genug; dieselbe Reihenfolge wiederholt sich innerhalb jeder der Hauptgruppen noch einmal. Wir haben also in Plato eine intuitive Intuition oder eine Intuition zweiter Potenz, in Aristoteles eine reflektirende Intuition oder intuitive Reflexion, in Plotin eine speculative Intuition oder intuitive Speculation. Ebenso im 18. Jahrhundert in Baumgarten eine intuitive Reflexion, in Winkelman und Lessing eine reflektirende Reflexion, in Kant eine speculative Reflexion. Freilich hat Schasler es vermieden, diese wunderliche Formulirung in ausdrücklichen Worten zu geben, sie ist aber darum nicht weniger die unumgängliche Consequenz seiner Geschichts-dialektik. Im 19. Jahrhundert schimmert dieses Fachwerk nur noch verstoßen durch den von Zimmermann übernommenen Gegensatz von Idealismus und Realismus hindurch, deren höhere Einheit in einem Ideal-

realismus oder Realidealismus als abschließende Evolution er als sein Werk in Aussicht stellt. Daß übrigens der Ausdruck Realismus als Bezeichnung des ästhetischen Standpunktes der Herbartianer unzutreffend ist, ist bereits bemerkt worden; daß er aber auch Schopenhauers Aesthetik unter diesen Terminus subsumirt, ist ein entschiedener Mißgriff, da Schopenhauer als Aesthetiker Idealist ist.

Diejenigen Partien sodann, die sich in dieses Schema nicht hinein-fügen wollen, werden unter verschiedenen Rubriken, namentlich unter der der Popularästhetiker, bei den einzelnen Perioden nebenher angefügt.

Anerkannt muß jedoch werden, daß das Referat über die einzelnen Standpunkte unter dieser Schablonenhaftigkeit weniger gelitten hat, als man befürchten möchte. Schasler ist bei den Hauptsystemen gewissenhaft bemüht, ein objektives Bild zu geben und so ist sein Werk trotz der oft unverhältnismäßigen und im Allgemeinen störenden Breite, so wie der Unart, seinem Autor immer gleich mit kritischem Raisonnement in die Rede zu fallen und der bisweilen auffallenden Fertigkeit, in seinen Referaten gerade die entscheidenden Gesichtspunkte zu übersehen, immerhin noch das brauchbarste zu einer allgemeinen Orientirung über den Entwicklungsgang der Aesthetik, ohne jedoch für ein genaueres Studium auch nur an einem einzigen Punkte den Rückgang auf die Quellen überflüssig zu machen.

So wäre denn auch für die Geschichte der Aesthetik als Ganzes eine wirklich befriedigende Arbeit ein Desideratum. —

In die besonders unangenehme Lücke, die sich in den beiden vorigen Werken in dem gänzlichen Fehlen der Aesthetik des 16. und 17. und der ganz unzulänglichen Behandlung eines Theiles derjenigen des 18. Jahrhunderts zeigte, treten in erwünschter Weise zwei der neuesten Arbeiten, die von Vorinski und v. Stein, ein. Sie bringen für diese Zeiträume nicht unbeträchtliches Material bei, ohne jedoch alles hier Wünschenswerthe zu leisten.

Die Schrift von Vorinski ist aus der Lösung einer Münchener Preisaufgabe, in der eine Geschichte der Poetiken gefordert wurde, hervorgegangen und anscheinend unter den Auspicien von Michael Vernays entstanden. Vorangegangen ist ihr eine Dissertation „die Kunstlehre der Renaissance in Opitz' Buch von der deutschen Poeterey“ (München 1883), die in etwas verkürzter Gestalt dem Buche als Kap. 2 einverleibt ist.

Die Arbeit ist augenscheinlich mehr im literargeschichtlichen, als im ästhetischen Interesse unternommen und zeigt ein dem entsprechendes Gepräge. Auch beschränkt sie sich im Wesentlichen auf den kleinen Ausschnitt der Aesthetik des 16. und 17. Jahrhunderts, der auf Deutschland entfällt

und giebt nur im ersten Abschnitt einige flüchtige Notizen über die italienischen und französischen Vorbilder. Diese Beschränkung ist auch im Interesse der Geschichte der Aesthetik zu bedauern, für die eine wohlgeordnete Darstellung der internationalen Entwicklung der Poetik in den anderthalb Jahrhunderten vor dem französischen Klassicismus eine höchst-erwünschte Leistung wäre. Da der Verfasser aber fast nur die betreffenden deutschen Erscheinungen berücksichtigt hat, so ist der Ertrag der Schrift für die Gesamtgeschichte der Aesthetik nur ein unbedeutender, zumal er nicht plastisch und compact schreibt und statt über diese Literaturgebiete, in die Niemand ohne Noth selbst seinen Fuß setzt, über die jeder aber um so dankbarer einen Arbeit ersparenden Berichtersteller hört, ausgiebig zu referiren, mehr in einer andeutenden, vielfach vom Gegenstande abschweifenden Darstellungsweise seinen Stoff verzettelt. Doch zeigt er umfassende Belesenheit und giebt werthvolle Notizen über entlegene Gebiete. Der eigentliche Stoff wird in fünf Kapiteln behandelt: die Poetik der Renaissance und ihre ersten Spuren in Deutschland; die Einführung der Renaissancepoetik durch Opitz; die Poetik der fruchtbringenden Gesellschaft; Nürnberger Spielkunst (Harsdörffer und Verwandtes); Junftpoeten und Poetenzünfte (Philipp von Zesen und Verwandtes). In einem sechsten Abschnitt „die Franzosen“ wird dann noch der französische Klassicismus und die ersten — vorgotischen — Jahrzehente seines Einflusses auf die deutsche Poetik besprochen.

Das v. Stein'sche Buch bildet in gewisser Weise eine Fortsetzung des Vorinischen, indem es den Faden da aufnimmt, wo jener ihn fallen läßt und das Jahrhundert vom Beginne des französischen Klassicismus bis auf Winckelmann (Boileaus Art poétique 1674, Winckelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums 1764) zum Gegenstande der Darstellung macht; es unterscheidet sich von jenem durch volle Berücksichtigung der ganzen internationalen Entwicklung.

Der Titel „die Entstehung der neueren Aesthetik“ ist nicht richtig gewählt, da er Erwartungen erweckt, denen der Stoff in der gewählten Begrenzung, da nicht nur Kant und die ganze nachkantische Aesthetik, sondern auch Lessing, Herder, Goethe, Schiller ausgeschlossen sind, unmöglich entsprechen kann. In welchem Sinne der Verfasser den Titel verstanden wissen will, wird nirgends ersichtlich; die Vorrede giebt für die Begrenzung der Aufgabe nur das Motiv, daß die fernere Geschichte der Aesthetik bereits vielfach behandelt worden sei (was doch eigentlich kaum behauptet werden kann) und daß in Winckelmann ein Abschluß gegeben sei, weil das ästhetische Denken, wie es sich bei ihm gestalte, den besonderen Charakter des deutschen Klassicismus in der Kunst zum großen Theil bestimmt habe.

Auch die Anordnung des Stoffes dürfte kaum dem wirklichen geschichtlichen Entwicklungsgange genügend entsprechen. Die Schrift zerfällt in drei Kapitel. Das erste Kapitel schildert nach einem Rückblicke auf den Renaissancegeschmack den französischen Klassicismus mit Volleau im Mittelpunkte. Volleaus Vorgänger, seine Principien und Genossen werden besprochen. Wir würden über diese Punkte gerne mehr, Bestimmteres und Zusammenhängenderes erfahren. Der Zusammenhang des Klassicismus mit der Descartes'schen Schule wird nachgewiesen; seine Rückwirkung auf Deutschland bleibt bei Seite, so daß auch Gottsched nur gelegentlich vorkommt. Das zweite Kapitel ist überschrieben „die Richtung auf das Natürliche“. Unter dieser Rubrik werden die Engländer Addison, Pope, Shaftesbury, Hutcheson, Burke, Home u. A., ferner aber auch die Franzosen Dubos, Diderot u. A. zusammengefaßt, während z. B. Batteux, der eine einflußreiche Modification des Klassicismus darstellt, nur an zerstreuten Stellen erwähnt wird. Die Kategorie „Richtung auf das Natürliche“ ist überhaupt wohl nicht bestimmt genug und die unter ihr zusammengefaßten Wandlungen der ästhetischen Theorie sind zu verschiedenartig, um eine Zusammenfassung unter dieser Rubrik, die ihr Charakteristisches nicht genügend bezeichnet, zu ertragen. Dasselbe Bedenken gilt in Bezug auf die Hauptgruppen der „Richtung auf das Natürliche“. Als die erste derselben z. B. gilt dem Verfasser „die beschreibende Aesthetik der Britten“. Dieser Ausdruck ist zutreffend, aber nur formal, erschöpft bei Weitem nicht die eigenthümlichen Züge dieser Richtung und faßt den sensualistischen Gegensatz Burkes mit den Uebrigen unterschiedslos zusammen. Das dritte Kapitel läßt schon in seiner farblosen Ueberschrift „Auffassung der Aesthetik durch Schweizer, Italiener, Deutsche“ eine Directive über die zu Grunde liegende Auffassung der weiteren Entwicklung der Aesthetik vermissen. Gehandelt wird hier von Bodmer und Breitinger, bei denen ich den Hinweis auf ihre Beeinflussung durch Dubos vermissen; dann — wenig am rechten Orte — von dem ein Menschenalter späteren Popularphilosophen Sulzer; dann von einigen Italienern aus den ersten Decennien des vorigen Jahrhunderts, dann von Baumgarten, der wohl etwas zu hoch genommen wird, und seiner Schule, endlich von Winckelmann und einigen seiner Vorgänger.

Mit der Art des Referirens über die einzelnen Standpunkte und Leistungen vermag ich mich auch bei v. Stein nicht recht zu befreunden. Ein wirklich instructives Referat ist m. E. nur ein solches, das dem betreffenden Autor seine bestimmte Stelle im Entwicklungsgange anweist und dieses Urtheil sodann durch eine zutreffende und beweisende Berichtserstattung über die Leistung selbst begründet. Eine solche Rubricirung

kann fehlgreifen und ihrem Gegenstande Gewalt anthun; immer aber wird sie anregend und fördernd sein. lege ich nun diesen Maassstab, um ein Beispiel herauszugreifen, an das Referat über Home, den eigenartigen Höhepunkt der englischen Aesthetik des 18. Jahrhunderts (S. 203 bis 213) an, so vermisse ich zunächst eine principielle Bezeichnung seines Standpunktes; geboten wird mir eine Reihe von unzusammenhängenden Sätzen aus seinem Gedankenkreise, durch Gedankenstriche getrennt, in denen die eigenthümlichsten und wesentlichsten Züge seiner Richtung nicht hervortreten. Aehnlich steht es z. B. mit den Referaten über Hutcheson und Burke, aus denen es schwer sein dürfte die Eigenart ihrer Standpunkte hinreichend zu erkennen.

Daß auch bei v. Stein reiche Belesenheit und feiner Sinn manche werthvolle Notiz und manchen guten Gedanken zu Tage fördert, ist dankbar anzuerkennen.

Eine gewisse Anhänglichkeit an Schopenhauersche Sätze auch nicht ästhetischen Inhaltes tritt zuweilen auch bei nicht zwingenden Anlässen hervor.

Beantworten wir schliesslich die Frage, inwieweit durch beide Bücher, das Vorinski'sche und v. Steinsche, die bei Zimmermann und Schasler klaffende Lücke in der Geschichte der Aesthetik ausgefüllt ist, so ergiebt sich, daß die Poetik der Renaissance auf ihrem Urboden, in Italien und Frankreich, überhaupt noch unbearbeitet geblieben ist, dagegen die Einwirkungen derselben auf Deutschland bei Vorinski im Allgemeinen ausgiebig und zutreffend dargestellt werden, und daß wir vom französischen Klassicismus bei v. Stein ein in manchen Einzelzügen reiches Bild erhalten. Mit dem Anfange des 18. Jahrhunderts dagegen geht die Entwicklung in eine Mannigfaltigkeit von Richtungen auseinander, deren Anordnung und Darstellung ein schwieriges Problem bildet. Daß dieses Problem bei v. Stein seine volle Lösung gefunden hätte, vermag ich nicht zuzugestehen. —

Ich mache auch an dieser Stelle wieder Halt und versuche, wenigstens die Grundzüge meiner eigenen Auffassung des Entwicklungsganges in dieser Periode zu geben.

Wollen wir diesen Zeitraum einigermaßen einheitlich umgrenzen, so muß vorab einestheils Baumgarten als der Begründer des deutschen metaphysischen Nationalismus in der Aesthetik ausgesondert und der folgenden Periode, mit der er zusammenhängt, zugewiesen, andernteils Lessing, Herder und Goethe, die v. Stein nicht mehr berücksichtigt, hierher gezogen werden.

Dieses geschehen, stellt sich ferner der Entwicklungsgang dieser drei

Jahrhunderte so dar, daß wir zunächst eine vom Humanismus ausgehende, sich sehr mannigfaltig modificirende, durch den ganzen Zeitraum bis auf Goethe hin sich erstreckende Hauptströmung unterscheiden können, die ich als die Strömung des Humanismus im weiteren Sinne bezeichnen möchte; daneben sind zwei andere, von ihr durchaus verschiedene Richtungen zu erkennen und durchaus gesondert zu behandeln; die eine, von dem Franzosen Dubos ausgehend, stellt eine unabhängig von Aristoteles erfolgende Erneuerung der Erregungstheorie dar; die andere, die englische Aesthetik des 18. Jahrhunderts umfassend, kann als empiristisch-utilitarische Aesthetik bezeichnet werden. Versuchen wir denn, in aller Kürze diese drei Entwicklungsreihen nacheinander darzustellen.

Wenn man in Betracht zieht, daß von der 1440 gestifteten platonischen Akademie in Florenz aus ein neuplatonisch gefärbter Platonismus die weiteste Verbreitung in Italien fand, so möchte man vermuthen, daß auch die Kunstlehre Plotins in diesen Kreisen, denen es ja auch an Kunstinteresse nicht fehlte, wieder aufgelebt wäre. Es würde dann der Anfang der neuen Aesthetik sich an das Ende der antiken anschließen und der Proceß der Neuaneignung antiker Ideen in genau regressiver Richtung vor sich gegangen sein. Aber dies ist nicht der Gang; wenigstens ist bis jetzt im italienischen Humanismus die Erneuerung der ästhetischen Gedanken Plotins noch nicht nachgewiesen worden; Spuren neuplatonisirender Aesthetik finden sich erst bei Giordano Bruno.

Die ästhetische Bewegung des Humanismus lehnt sich vielmehr neben dem höchst unvollkommen verstandenen Aristoteles vornehmlich an die oben skizzirten humanistisch-philologischen Standpunkte des späteren Alterthums an und es ist ergötzlich anzuschauen, wie diese im weiteren Sinne humanistische Aesthetik bis auf Winkelmann, Lessing und Goethe wenn auch vertieft und veredelt im Wesentlichen doch nur die Gedanken jener nacharistotelischen Periode des Alterthums reproducirt. Die treibende Kraft in den Wandlungen aber, denen die ästhetische Theorie auf dieser Grundlage unterworfen ist, scheint in den wechselnden Gestalten des Zeitgeistes und Zeitgeschmacks zu liegen, die gleichzeitig in dem Wechsel der Kunststile ihren Ausdruck findet. Wie in der Baukunst und Plastik die Renaissance in das Barock, dieses in den Rokoko übergeht, so ist Rubens der Maler des Barockstils und die Poesie eines Ariost, Tasso, Rabelais, Calderon, Lope und vor Allen Shakespeares repräsentirt die gleiche von der Renaissance zum Barock fortschreitende Geschmacksrichtung, auf die dann der französische Klassicismus als Parallelererscheinung des Rococco folgt. Ist nach Nießls treffendem Ausdruck das Rococco der Raizenjammer der Renaissance, so ist das Barock der Krauch derselben, ein Verhältniß,



das auch in den parallellaufenden Wandlungen der Aesthetik seinen Ausdruck findet.

Die Aesthetik des Humanismus im angeedeuteten weiteren Sinne ist bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts ausschließlich Poetik.

Der Poetiker der eigentlichen Renaissance als der ersten Form dieses Humanismus ist Marcus Hieronymus Vida, dessen *Poeticorum libri tres* in Hexametern zuerst 1520 erschienen und wenigstens theilweise ein Virgilcento sind. Virgil ist das unübertreffliche Vorbild der Poesie, das Epos die höchste Dichtungsgattung, Erfinden, Spannen, Fesseln eine Hauptaufgabe des Dichters. Wir erkennen hier einen uns bereits aus Horaz und Plutarch bekannten Gedanken, doch ist diese Forderung zugleich charakteristisch für die kräftige und bewegte Zeit, deren Geiste und Geschmacks sie entsprach.

Eine im Sinne des Barockstils verstärkte Dosis dieser Geschmacksrichtung liefert die 1561 in Folio erschienene, selbst nach Form und Inhalt derbe, fast rohe Poetik des Jul. Cäsar Scaliger, Vaters des großen Philologen Joseph Justus Scaliger.

Durch Nachahmen ergötzen soll der Dichter; dies Nachahmen ist aber wesentlich freie Erfindung von Neuem, Spannendem, Fesslendem, Interessantem, Erschütterndem. Die Tragödie verdankt ihre Erfolge der Vorführung hoher Personen und gewaltiger Geschehnisse; Todschlag, Verzweiflung, Vater- und Kindesmord, Brand, Blutschande, Krieg, Empörung, Klagen, Heulen, Seufzen ist ihr Gebiet. Die Komödie behandelt Vorgänge und Personen des gemeinen Lebens, Lustbarkeiten, Betrug, Liebesgeschichten, Kuppelerei, Prahlen u. dgl. Er selbst rühmt an einem von ihm verfaßten Stücke *tantam rerum novarum inventionem, ut septem Erasmi non uni potuorint esse satis*.

Etwas mildere Anschauungen vertritt der französische Dichter Konrad in seinem um 1570 geschriebenen *Abrégé de l'art poétique*. Reiche Erfindungen, Schilderungen und Bilder sind Kraft und Leben der Poesie. Die poetische Erfindung beruht auf der Naturgabe der Einbildungskraft, die alle Vorstellungen und Gestalten aller überhaupt erdenklichen Dinge im Himmel und auf Erden umfaßt. Die dichterische Nachahmung ist die Darstellung dieser Phantasiebilder. Er verbindet mit diesem Princip noch das verwandte aus Longin entlehnte der Erhabenheit. Pindar war sein Vorbild; als Dichter gerieth er im Streben nach dem Ungewöhnlichen auch in der Form in Schwulst und Haschen nach seltsamen, zum Theil den Volksdialekten entlehnten Ausdrücken.

Dieser Richtung zur Seite geht eine Literatur von Commentaren der aristotelischen Poetik. Diese heute so gut wie unbekanntem Commentator:

verdienten erforscht zu werden, nicht wegen dessen, was sie aus der aristotelischen Schrift heraus-, sondern wegen dessen, was sie, vom Zeitgeschmacke beeinflusst, in dieselbe hineininterpretirten. Solche Commentare schrieben Robertellus 1548, Madius und Victorius, beide 1550, Castelvetro 1570. Diesen vier Italienern reiht sich als fünfter 1611 der holländische Dichter Daniel Heinsius an. Einen Maasstab ihres Verständnisses des echten aristotelischen Kunstprincips bildet ihre Auffassung des Wesens der tragischen Katharsis. Diese ist ihnen moralische Reinigung entweder von allen Leidenschaften ohne Einschränkung durch Abschreckung, indem die Tragödie die schlimmen Folgen derselben zur Anschauung bringt, oder unter Einschränkung auf die Affekte der Furcht und des Mitleids durch Abhärtung, indem die schrecklichen Bilder menschlichen Elends und Wehs, die die Tragödie entrollt, durch Gewöhnung eine Art von stoischer Apathie erzeugen. Die eine wie die andere Theorie steht in gutem Einklange mit dem eigenartigen Repertoire von Scheußlichkeiten, die gleichzeitig Scaliger der Tragödie als das ihr eigene Darstellungsgebiet zugewiesen hatte; die unheilvolle Confundirung von Leidenschaft und Affekt ist eine aus mangelhafter Psychologie entsprungene Zeitkrankheit, die selbst bei Lessing noch in voller Stärke wüthet.

Ein effektischer Epigone dieser Aesthetik ist Martin Opitz in der „Teutschen Poeterey“ vom Jahre 1624. Er benützt Vida, Scaliger, Ronsard und Heinsius, aber auch Horaz und andere Alte. Die Aeneis ist ihm die vollkommenste aller Dichtungen. Von Scaliger entlehnt er die Inhaltsbestimmung der Tragödie, von Heinsius die stoische Abhärtungstheorie. Die Poesie besteht im „Nachäffen der Natur“, stellt aber die Dinge nicht so dar, wie sie sind, sondern wie sie sein sollen. Also Idealität nach Cicero. Außerdem ist sie eine „verborgene Theologie“, da sie nicht allein ergötzen, sondern auch über die tiefsten Fragen unterrichten will. Hier spielt also das stoisch-horazische Princip hinein, nur daß, entsprechend den veränderten Zeitumständen, an Stelle der Philosophie die Theologie getreten ist.

Im Jahre 1674 erschien in zierlichen Alexandrinern Boileaus Gedicht *De l'art poétique*. Das Grundprincip ist dasselbe, Nachahmung des Wirklichen, aber an Stelle der ins Kraftgenialische ausschweifenden Richtung tritt jetzt der Genius der französischen Hofetikette. Charakteristisch genug hatte er seiner Dichtung eine Auseinandersetzung mit Lougin vorausgeschickt. Er greift diesen von der Renaissance gefeierten Kunstrichter nicht direkt an, sondern will nur seine falsche Auslegung beseitigen, indem er zwischen wahrer und falscher Erhabenheit unterscheidet und zeigt, daß das wahrhaft Erhabene das Einfache ist. An Stelle der erhöhten Phau-

tastie soll die Wahrheit treten, an Stelle der Autorität der Alten das selbständige Geschmacksurtheil. Der Satz: *Le beau est le vrai* bedeutet in seinem Munde: das wahrhaft Gefallende ist das Natürliche. Damit fällt die derbe Tragik wie die derbe Komik eines Scaliger. Regeln sollen die Kunst leiten; die bereits vor ihm von der Akademie in den Aristoteles hineininterpretirten drei Einheiten des Dramas nimmt er auf und sanctionirt sie als Kunstgesetz. Auch der Ausdruck hat sich einer festen Norm des Geziemenden und einer fest geregelten, das Volksthümliche ausschließenden Schriftsprache zu unterwerfen. Auch moralisch soll die Poesie wirken.

Die Periode des französischen Classicismus ist hereingebrochen, dem sich auch Corneille zum Schaden seiner dichterischen Originalität bequemt und - zu dem er sich in seinem *Discours sur l'art poétique* bekennt. Im gleichen Sinne commentirt 1692 der Philologe Dacier die Poetik des Aristoteles.

In Deutschland vertritt diesen Classicismus noch 1730, wenn gleich in freierer, durch die Wolffsche Philosophie mitbestimmter Weise Gottsched im „Versuche einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen“.

Eine wesentliche Modification des Classicismus bezeichnet 1746 Batteux durch den *Traité des Beaux-Arts reduits à un même principe*. Hier zum ersten Male handelt es sich in dieser Entwicklungreihe nicht mehr bloß um die Poesie, sondern es soll ein einheitliches Princip für die Künste überhaupt aufgestellt werden. Die Kunst ist an die Natur gebunden, aber die Menschheit hat ein Bedürfnis, sich über die schlechte alltägliche Wirklichkeit zu erheben. Diesem Bedürfnis entspricht die Kunst, indem sie die Wirklichkeit idealisirt. Also wieder ein alter Bekannter, das Ideal, auf das jedoch jetzt zum ersten Male mit bewußtem Nachdruck Wesen und Werth der Kunst zurückgeführt wird. Es entspringt die Aesthetik des akademischen, auf leere, typische Schönheit gerichteten Kunstgeschmacks. In Deutschland ging schon 1751 Gottsched zu Batteux über und mehrere Jahrzehnte hindurch beherrschte letzterer hier das Geschmacksurtheil.

Den letzten Ring in dieser Kette französischer Kunsttheorien bildet Diderot, dessen ästhetische Hauptschriften um 1765 erschienen. Hier pocht der revolutionäre Naturalismus ungestüm an die Pforte; das Princip der Naturnachahmung wird einmal wieder alles künstlerischen Beiwerks entkleidet. Insbesondere mit der akademischen Schönheit ist es nichts; in der Natur ist Alles, wie es sein soll; sie ist nachzuahmen, gleichviel ob schön, ob häßlich. Zwischen die nur in aristokratischen Kreisen ihre Stoffe suchende Tragödie und die das Volk nur von der burlesken Seite dar-

stellende Komödie schiebt er in zwei Mittelformen, der ernstern Komödie und der bürgerlichen Tragödie, das Drama des dritten Standes ein. Sowohl hierdurch, wie durch seine Bekämpfung des Regelzwanges wirkte Diderot namentlich auch auf Lessing, den Dichter wie den Kritiker.

Für Deutschland vertritt gleichzeitig Winckelmann auf Grund tiefer Erfassung der antiken Plastik wieder das Princip der Idealität, nicht einer abstrakt akademischen, sondern einer concreteren, die auf dem Ausdruck erhöhten Seelenlebens beruht. Das Wesen der antiken Idealschönheit besteht ihm in edler Einfachheit und stiller Größe; ihre Wirkung, auf der auch ihr Werth beruht, ist Verjagung der Seele aus dem Zustande gewaltfamer Spannung in den der Einheit und Stille. Nicht nur den höchsten Werken antiker Plastik, sondern auch der sizilianischen Madonna schreibt er solche Wirkung zu. Winckelmann ist zu wenig Systematiker, als daß er auch nur versucht hätte, ästhetische Principien in wissenschaftlicher Form auszuprägen. Evident aber ist, daß sich ihm der ästhetische Genuß des Ideals zu einer Art von religiöser Inbrunst, zum Cultus des Ideals, steigert. Verbauerlich ist seine Neigung zur Allegorie, vermöge deren er namentlich der Malerei die Aufgabe zuweist, allgemeine Begriffe zu veranschaulichen.

Es verdient an dieser Stelle bemerkt zu werden, daß sich allmählich in dieser humanistischen Strömung eine Aenderung des Sprachgebrauchs vollzogen hat, vermöge deren nunmehr wieder das ästhetische Object oder das ästhetisch Wirksame im weitesten Sinne mit dem Schönen identificirt wird. Schon bei Boileau tritt dieser Sprachgebrauch hervor, noch deutlicher bei Vatteux. Diese Wandlung verdiente geschichtlich verfolgt zu werden; jedenfalls muß wiederholt darauf aufmerksam gemacht werden, daß diese bei uns in Folge langer Gewohnheit wie selbstverständlich geltende Identification an sich durchaus weder natürlich noch selbstverständlich, sondern überall, wo sie auftritt, historisch entsprungen und eingebürgert ist.

Von Winckelmann stark beeinflusst ist Lessing, doch bringt er es unter den mannigfachen und widerstreitenden Einflüssen, die er verarbeitete, nicht zu einer einheitlichen Kunsttheorie. In jüngeren Jahren hatte, wie nachher zu erwähnen, Dubos, leider wohl nicht nachhaltig genug, auf ihn gewirkt; auf die Einflüsse Diderots ist schon hingedeutet worden. Charakteristisch ist, daß er den Gedanken einer moralischen Wirkung, wenigstens des Dramas, nicht loswerden konnte. Hinsichtlich der Komödie spricht diesen Gedanken in aller Hausbackenheit der Anfang von Stück 29 der Hamburgischen Dramaturgie aus, hinsichtlich der Tragödie hat sie seine unglückliche Auslegung der aristotelischen Katharsis zu Wege gebracht, die bei aller ihrer Verlehrtheit gelehrt, scharjinnig, ja genial

ist und alle Vorgänger weit überragt. Das Neue und Eigenartige, aber zugleich geschichtlich Verlehrte besteht darin, daß er die „Reinigung der Leidenschaften“ auf die Ethik des Aristoteles mit ihrer Lehre von den ethischen Tugenden als Mittelzuständen zwischen den Extremen entgegengesetzter Affekte gründet. Leider substituirt er jedoch den entgegengesetzten Affecten des Aristoteles den Gegensatz des Zuviel und Zuwenig eines und desselben Affekts, und so sollen denn in der Tragödie Furcht und Mitleid von den Extremen des Zuviel und Zuwenig gereinigt und in „tugendhafte Fertigkeiten“ — auch dies ein Begriff der aristotelischen Ethik — verwandelt werden. Er hat dabei nur übersehen, daß das Zuwenig des Affekts weder ein Affect, noch ein aristotelischer Gedanke ist.

Eine gewisse Verwandtschaft mit Diderot zeigt Herder in seiner 1800 gegen Kants Aesthetik gerichteten, aber in dieser Polemik mehr Eifer als Verständnis an den Tag legenden Kalligone. Das Schöne ist ihm zwar nicht, wie Diderot, das Natürliche ohne Einschränkung, aber doch das Natürliche in seinen Vollkommenheitszuständen.

Einen würdigen Abschluß dieser Wandlungen des Humanismus bildet Goethe, für dessen Kunstanschauung besonders die geistreiche und liebenswürdige Schrift „der Sammler und die Seinen“ (Propyläen 1799) charakteristisch ist. Hier läßt er, allerdings unter Beschränkung der Betrachtung auf die bildende Kunst, gleichsam die ganze Mannigfaltigkeit der vom Princip der Nachahmung aus möglichen Richtungen Revue passiren und charakterisirt sie als individuelle, unberechtigte Extreme, die nur in ihrer Ausgleichung und Vereinigung wahre Kunst ergeben. Da ist der Nachahmer im specifischen Sinne, der das Naturobject als Einzelnes copirt; ihm gegenüber der Imaginant, der sich in naturwidrigen Phantasieschöpfungen ergeht: ihre höhere Einheit ist die Kunstwahrheit. Da ist ferner der Charakteristiker, der der Wiedergabe des Charakteristischen der Art die Schönheit opfert und sein Widerpart, der Unbulist, der im ausschließlichen Streben nach akademischer Anmuth allen Gehalt und Inhalt verliert: ihr Gegensatz hebt sich auf im Begriffe der wahren Schönheit. Da ist ferner in Bezug auf die ausführende Technik der Gegensatz des Punktirers oder Kleinkünstlers, der mit miniaturartiger Feinlichkeit arbeitet und des Skizzisten, dessen Schöpfungen nur Entwürfe sind. Die höhere Einheit dieses Gegensatzes heißt Vollendung.

So findet Goethe die Vereinigung aller dieser auf dem Gebiete der universonellen Nachahmung hervorgetretenen Standpunkte in einer Forderung, die wohl als die der concreten Idealität bezeichnet werden kann.

Dagegen geht Goethe wohl selbständig und in bedeutamer Weise über diesen Gedankenkreis hinaus, wenn er als Wirkung der Kunst,

während die drei ersten Seiten obiger Gegensätze den Verstand, die drei letzten mehr die Phantasie beschäftigen, die Anregung aller Seelenkräfte fordert. Noch deutlicher als hier hat er dies bereits 1792 in der Campagne in Frankreich in einer Auseinandersetzung mit Hemsterhuis ausgesprochen. Da ist ihm das Schöne, „wenn wir das gesetzmäßig Lebendige“ (das heißt doch wohl das normal Natürliche) „in seiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit schauen, wodurch wir zur Reproduction“ (Nachbildung dieser Zustände in uns) „gereizt und gleichfalls lebendig und in höchste Thätigkeit versetzt fühlen“.

Hier streift Goethe offenbar an einen der aristotelischen Erregungstheorie verwandten Gedanken, womit denn auch eine tiefere Lösung der Werthfrage, als im Allgemeinen bei seinen Vorgängern, gegeben ist.

Weiter auf die Goetheschen Kunstgedanken einzugehen muß ich mir leider versagen. —

Gänzlich auszufondern von dieser Entwicklungsreihe ist der Franzose Dubos, der in seinen *Réflexions critiques sur la poésie et la peinture*, die im Jahre 1729 erschienen und 1755 die sechste Auflage erlebten, das bemerkenswerthe Schauspiel einer unbewußten Erneuerung des aristotelischen Kunstprincips gewährt. Die Lustwirkung der Künste beruht ihm auf der Freude am erhöhten Daseinsgefühl, das uns im wirklichen Leben die Leidenschaften gewähren. Daß uns auch hier wieder dieses unglückliche Wort aufstößt, darf uns weder verwundern noch beirren, obgleich Dubos, hätte er statt Leidenschaften Gefühle sagen können, seine Gedanken viel überzeugender und aussprechender begründet haben würde. Das Bedürfnis nach Leidenschaften nun ist es, das im wirklichen Leben den Menschen, um der Langeweile zu entgehen, in allerlei verwerbliche Thorheiten stürzt. Die Kunst kommt diesem Bedürfnis entgegen, indem sie durch ihre Gegenstände künstliche Leidenschaften erregt. Diese sind, da die Illusion nie eine vollständige ist, von geringerer Stärke als die des wirklichen Lebens und bilden so einen unschädlichen Ersatz für jene. Die Kunst sondert die schlimmen Folgen der Leidenschaften von dem, was sie Angenehmes haben. Diejenige Kunst ist also die beste, die durch Wahl und Behandlung des Stoffes am meisten erregend wirkt. Auch die inhaltlich unlustvolle Erregung ist als Erregung angenehm.

Interessant ist der Protest, mit dem dieser ahnungslose Anhänger des Aristoteles die vermeintlich aristotelische Reinigung der Leidenschaften durch Abschreckung abweist. „Es mag wohl bisweilen zutreffen, aber nicht immer, jedenfalls nicht bei allzufeurigen Leidenschaften.“ Interessant ist auch die Selbständigkeit, mit der Dubos der zu seiner Zeit noch ungechwächt herrschenden klassischen Regelvergötterung seine weit abweichenden

Ansichten gegenüberstellt, bemerkenswerth, daß er beinahe ein halbes Jahrhundert vor Lessing mit der größten Klarheit und mit denselben Gründen wie Lessing Malerei und Poesie sondert.

Auch in der Ausführung im Einzelnen verräth die geistvolle und gebiegene Schrift die hohe geistige Bedeutung ihres Verfassers, der ein hervorragender Diplomat und durch langjährigen Aufenthalt im Auslande gebildeter Kunst- und Menschenkenner war.

Von Dubos zeigen sich bereits 1740 Bodmer und Breitinger stark beeinflusst. Einen lebhaften Widerhall fand ferner seine Theorie in den Jahren 1756—60 im Lessing-Nicolai-Mendelssohnschen Freundeskreise, wie einerseits der Briefwechsel, andernteils die Aeußerungen der beiden Erstgenannten in der Theatralischen Bibliothek und der Bibliothek der schönen Wissenschaften beweisen. Der ungenannte Verfasser einer 1760 erschienenen deutschen Uebersetzung des Dubos'schen Werkes rechtfertigt sogar geradezu sein Unternehmen durch den Hinweis auf die Vernachlässigung, die seinem Autor in jenen beiden Zeitschriften zu Theil geworden. Möglicherweise hat auch Schiller nachhaltige Einflüsse von Dubos erhalten, mit dem er sich in wesentlichen Punkten seiner Kunsttheorie berührt. —

Die englische Aesthetik des 18. Jahrhunderts beschäftigt sich mehr mit dem Begriffe dessen, was wir zusammfassend das Schöne nennen, als mit dem der Kunst. Sie ist in erster Linie ein analytischer Empirismus nach dem Vorbilde Lockes, der es sich zur Aufgabe macht, das interesselose Gefallende nach seinen Arten zu unterscheiden und zu bestimmen. Charakteristisch ist hierbei, daß die Arten des Gefallenden nicht unter einen Begriff vereinigt, sondern als eine Mehrheit von gleichberechtigten Resultaten des analytischen Verfahrens nebeneinandergereiht werden, so daß das Schöne nicht als der beherrschende Begriff, sondern nur als ein Begriff neben andern erscheint.

Weiterhin wird dann der Werth dieses ästhetischen Wohlgefallens streng utilitarisch bestimmt. Hier treten zwei Richtungen auseinander, die sensualistische, die diesen Werth auf gewisse wohlthätige körperliche Wirkungen begründet, und die idealistische, die ihn in vortheilhaften seelischen Folgen findet und zugleich platt teleologisch im Sinne der Vernunftreligion des vorigen Jahrhunderts die Einrichtung unsrer Organisation, vermöge deren wir an gewissen Objekten ein interesseloses Wohlgefallen empfinden, den „inneren Sinn“, als eine Veranstaltung göttlicher Weisheit und Güte zum Wohle der Menschheit zu begreifen versucht.

Als Vorläufer dieser ganzen Entwicklung können schon die drei Vertreter des sogenannten englischen Klassicismus in der Aesthetik Pope,

Addison und Shaftesbury gelten, deren hierher gehörige Schriften sämmtlich um 1711 hervortraten. Dieser Klassicismus unterscheidet sich von dem französischen dadurch, daß er nicht, wie jener, durch correcten Hofgeschmack und Regelzwang die Kunst einengen will. Selbst der zahmste unter seinen Vertretern, Pope, steht nicht in demselben schroffen Gegensatz gegen den Geschmack der Renaissance wie Volleau, und für Addison ist Shakespeare das Muster aller Muster. Schon bei ihm tritt auch die Neigung zur Coordination der Begriffe hervor, indem er zu den Gründen des interesselosen Wohlgefallens neben der Schönheit auch Größe und Neuheit rechnet. Auch versucht er sich schon im Nachweis der göttlichen Zwecke beim Schönen. Shaftesbury, der im Uebrigen einen trüben, pantheistisch umgemodelten, abgeschwächten Neuplatonismus vertritt, gelangt eben von diesem Pantheismus aus zuerst auf den nachher von den idealistischen Theorien ausgenutzten Begriff eines inneren Sinnes für das Schöne. Dieser innere Sinn ist ihm nämlich ein Strahl desselben göttlichen Urlichts, das sich objectiv als das Schöne selbst manifestirt.

Schon 1726 erscheint sodann die idealistische Richtung ausgebildet in der Hutchesonschen Schrift: *Inquiry into the Original of our Ideas of Beauty and Virtue*, ihren Höhepunkt erreicht sie nach manchen Zwischenstufen in *Homes Elements of Criticism* 1762—66.

Bei ihm ist das ästhetisch Gefallende das ohne Begehren Anziehende, angenehme Erregungen Bewirkende, so daß er der Ableitung des Wesens aus der Gefühlswirkung schon sehr nahe kommt. Er unterscheidet sechs Arten desselben: das Schöne, das Neue, das Lächerliche, Aehnlichkeit und Contrast, Einförmigkeit und Mannigfaltigkeit im rechten Verhältniß, das Zusammenstimmende und das Angemessene, wobei die einzelnen Hauptbegriffe zum Theil wieder mehrere Unterbegriffe haben.

Die Homesche Schrift, von der fast gleichzeitig eine deutsche Uebersetzung erschien, die mehrere Auflagen erlebte, zeichnet sich in diesen analysirenden Partien durch eine Fülle überraschend feiner Bemerkungen über die seelischen Gesetze des Gefallens aus und verdient daher, als unumgängliche Grundlage für alle Versuche, empirisch den Begriff des Schönen festzustellen, in Geltung zu bleiben.

Er verlangt nun aber ferner auch zu wissen, wozu die Ausstattung des Menschen mit dieser Empfänglichkeit und die correspondirende Fähigkeit der Dinge, sie anzuregen, gut ist, näher, was der gütige und weise Schöpfer mit dieser Einrichtung bezweckte. Home ist geradezu unerschöpflich in Nachweisen der Zweckmäßigkeit und Heilsamkeit dieses Zusammenstimmens für die Glückseligkeit und Culturentwicklung der menschlichen Race. Zwar hält er eine bestimmte Angabe der göttlichen Ab-



sichten im Allgemeinen für schwierig und in manchen Einzelpunkten zur Zeit noch für unmöglich, obgleich die Erkenntniß der Endursachen wahrscheinlich die Kräfte unsres Verstandes nicht übersteige, doch weiß er in zahlreichen Fällen die göttlichen Endursachen bestimmt zu bezeichnen.

Daß wir z. B. an Regelmäßigkeit, Einfachheit und Symmetrie der Form Wohlgefallen empfinden, erleichtert uns die Gewinnung einer Vorstellung von den körperlichen Objecten, die Lust an Bewegung und Kraftäußerung der Dinge hat den Zweck, uns Fleiß und Arbeitsamkeit angenehm zu machen, die Freude am Neuen bewirkt, daß wir es beachten und benutzen, ihr Aufhören mit dem Reiz der Neuheit, daß uns Raum für Nachdenken und Handeln bleibt. Die Freude am Lächerlichen rechtfertigt sich teleologisch dadurch, daß die Seele außer dem Schlaf zuweilen auch im Wachen einer Erfrischung und Erneuerung der Kräfte bedarf. Aber auch unser bloßes Vergnügen ist kein für die Vorsorge des Schöpfers zu niedriger Endzweck. Dagegen hat uns die Güte des Schöpfers auch wieder viel Unlust erspart. Wie schlimm stände es z. B. um unsere Stimmung, wenn das Kleine und Niedrige und das Ruhende, die doch die Gegensätze des an sich lustvollen Großen, Höhen und Bewegten bilden, an sich Unlust bewirkten, da es dessen so viel giebt!

Dies mag genügen als Probe eines sehr stark hervortretenden Grundzuges dieser Aesthetik, der von keinem der bisherigen Berichterstatter auch nur erwähnt wird. Im Uebrigen hat Home auch zu den Künsten manches Gute; so findet sich z. B. im dritten Bande, der 1766, also 2—3 Jahre vor der Hamburgischen Dramaturgie, erschien und in demselben Jahre schon in deutscher Uebersetzung vorlag, die Lehre von den drei Einheiten in zutreffendster Weise widerlegt.

Den sensualistischen Nachweis der Nützlichkeit des ästhetischen Wohlgefallens liefert Edmund Burke, der spätere romantische Vorkämpfer des historischen Princips gegen die Principien der französischen Revolution, in seiner 1757 erschienenen Jugendarbeit: *Inquiry into the Origin of our Ideas of the Sublime and Beautiful*.

Wie schon der Titel andeutet, erscheint das ästhetisch Gefallende bei ihm zweitheilig, als das Erhabene und das Schöne. Diese beiden Formen sind durchaus heterogenen Ursprungs und durchaus nicht auf einander zurückzuführen. Das Erhabene entspringt aus dem Selbsterhaltungstriebe, der bei wirklicher Gefährdung Schmerz und Furcht, bei der Abwesenheit persönlicher Gefahr den Schauer des Erhabenen erzeugt; das Schöne aus dem zweiten Grundtriebe unserer Natur, dem Gesellschaftstriebe, der sich in ursprünglichster Form als Trieb zur geschlechtlichen Gemeinschaft äußert und von da aus associativ ein Wohlgefallen am mäßig Großen,

Weichen, Zartgeformten, in den Theilen Verschmelzenden, Farbenreinen, Schwachen und Unvollkommenen erzeugt, das sich im Gefühle der Nahrung äußert.

Beide Grundgefühle nun sind körperlich heilsam und haben in dieser Wirkung ihren letzten Werth. Der Schauer des Erhabenen wirkt tonisch, den Organismus heilsam erregend, wodurch die Gefäße des Körpers von beschwerlichen Verstopfungen gereinigt werden, die Nahrung dagegen wirkt auf den Organismus beruhigend, wohlthätig, ermattend und lösend, ein Hinsinken, Hinsterben, Wegschmelzen. —

(Schluß folgt.)

## Leopold von Ranke.

Weltgeschichte Theil V, VI, VII.

Die vier ersten Theile der Ranke'schen Weltgeschichte hat in der Reihenfolge ihres Erscheinens Julian Schmidt in diesen Jahrbüchern besprochen, zuletzt den 4. Band im Februarheft 1884. Es ist nun bereits ein Jahr, daß der Tod den greisen Forscher von der Ausführung einer der tiefstinnigsten und umfassendsten Konzeptionen abrief, an deren Vollendung sich je ein denkender Geist gewagt. Das Werk ist ein Torso geblieben, wie die meisten schon befürchteten, als ein Fünfundachtzigjähriger mit dem Anfang hervortrat. Nur der Urheber selbst, vor dessen Auge das Ganze stand, als er die ersten Steine des Baues legte, hatte an die Möglichkeit der Vollendung geglaubt, wenn auch mit jenem Zagen, mit dem der ernste Mensch an jedes menschliche Werk, groß oder klein, herangeht.

Die Jahrbücher sind den letzten drei Theilen noch die erste Betrachtung schuldig, und es trifft sich günstig, daß dieselben bis zu einem gewissen Grade als ein für sich bestehendes Ganze betrachtet werden können. Ranke pflegte im Gespräch wohl zu sagen, daß die Geschichte einen ununterbrochenen Strom bilde, gleichwohl müsse man sie theilen, um dem betrachtenden Geist Unterscheidung und Verknüpfung möglich zu machen; aber es komme nicht so viel darauf an, wohin man die Grenzsteine lege. Er sprach es nicht aus, aber thatsächlich hat er die Regel befolgt, die Endpunkte der Darstellung, wenn möglich, auf die Höhepunkte der geschichtlichen Bewegungen zu legen.

Es sind viele Meinungen aufgestellt worden, worin der Charakter des Mittelalters zu suchen sei und mit welchem Zeitpunkte dasselbe beginne. Die Ansicht dürfte sich vertheidigen lassen, daß das Mittelalter da beginnt, wo Ranke den 5. Theil seiner Weltgeschichte beginnen läßt, nämlich mit der Entstehung der arabischen Welt Herrschaft und des Reiches der Karolinger. Beide Gründungen folgen einander in einem kurzen

Zeitraum. Man wird sagen dürfen, daß die Spuren des weströmischen Reiches erst durch die arabische Eroberung der südlichen Gestade des Mittelmeers, eine Eroberung, die sich im Westen über das gothische Reich in Spanien ergoß, vertilgt worden sind. Die Christenheit stand nun nicht mehr den in ihrer Mitte lebenden Resten der heidnischen Kultur gegenüber, sondern einer neuen Religion, welche ihre Anhänger mit einem Geist fanatischer Ausschließlichkeit und wilder Eroberungsfucht erfüllte. Die abendländische Christenheit trat in einen Stand der Nothwehr, der Jahrhunderte lang andauerte, und dies mußte unter ihren Nationalitäten der thatkräftigsten nothwendig den Vorzug der leitenden Stellung verschaffen. Schon dieser Umstand erklärt das Emporkommen eines fähigen Herrschergeschlechtes auf dem Thron des Frankenreiches, sowie das Uebergewicht, welches dieses Reich selbst erlangte. Mit der genialen Feinheit und Schärfe des historischen Blicks, die sein Geheimniß war, erkennt Ranke den Zusammenhang dieser beiden Erscheinungen an dem Punkt, wo er ganz konkret wird, sozusagen in die Einzelheit der Thatfache eintritt. Es ist dies bei dem Zurückwerfen der arabischen Flut durch Karl Martell, welche nur durch die Vereinigung der fränkischen und ostdeutschen Volkskraft in einem politischen Verbande geslingen konnte. Wer will aber alle jene feinen, das lebendige Wirken der Dinge erfassenden Wahrnehmungen in der Kürze wiedergeben, von denen ein Ranke'sches Werk voll ist? Wir wenden uns mitten in der Betrachtung des 5. Theils, bei dem wir uns befinden, zu einigen Betrachtungen über den Charakter des ganzen Werkes.

Ueber diesen Charakter habe ich bereits im Juliheft 1886 in einem Nekrolog, den ich dem Entschlafenen widmete, gesprochen. Es wird immerfort wieder an diese Weltgeschichte ein Anspruch erhoben, den Ranke in der Vorrede zum ersten Band so bestimmt als möglich abzuweisen gesucht hat. Man glaubt immer wieder, einen Aufschluß fordern zu dürfen über Alles, was jemals in der Welt entstanden ist und sich zugetragen hat. Zu einer solchen Weltgeschichte müßte man einen Bogen haben, der die Oberfläche der Erdkugel bedecken könnte, und einen Leser, der das Leben der Erde beträchtlich überdauerte. Zu Mitarbeitern würde man wenigstens den verständigen Theil aller Geschlechter herbeirufen müssen, die jemals auf der Erde gewandelt sind. Das Ziel, welches eine Weltgeschichte sich nur stecken kann, hat Ranke mit den Worten bezeichnet: „Die Aufgabe der welthistorischen Wissenschaft besteht darin, den Zusammenhang der Dinge zu erkennen, den Gang der großen Begebenheiten nachzuweisen, welcher alle großen Völker verbindet und beherrscht.“ Er fügt hinzu: „Die Nationen können in keinem andern

Zusammenhang in Betracht kommen, als inwiefern sie, die eine auf die andere wirkend, nach einander erscheinen und mit einander eine lebendige Gesamtheit ausmachen.“ Wenn die Aufgabe so gestellt und so begrenzt wird, dann begreift sich, daß eine Volkskraft immer von dem Augenblick an erst unter der Betrachtung fällt, wo sie in den allgemeinen Zusammenhang eintritt, das heißt in den Zusammenhang der lebendigen, fortschreitenden, den wahrhaft geistigen Inhalt der Menschheit hervorbringenden Nationen. Die Zustände einer solchen Volkskraft, bevor sie in den geschichtlichen Zusammenhang eingreift, können nur soweit erläutert werden, als nothwendig ist zum Verständniß der Art ihres Eingreifens. Erwägt man dies, so wird man aufhören sich zu wundern, daß beim Zusammentreffen der Germanen mit den Römern so wenig bei Ranke berichtet wird von der Herkunft und den Urzuständen des germanischen Volkes. Die Verwunderung war in einigen Kreisen um so lebhafter, als manche Hörer der Ranke'schen Vorlesungen erzählt hatten, daß Ranke von der germanischen Urgeschichte einst ein überaus fesselndes und eigenthümliches Gemälde gegeben. Aber dies gehört eben nicht in die Weltgeschichte. Was davon hineingehört, giebt Ranke an einer viel späteren Stelle, nämlich, wo das germanische Heidenthum in den Nordgermanen sich noch einmal zum Widerstand gegen die christliche Staatenwelt zusammenfaßte und auf dieselbe eine Einwirkung ausübte, „welche sich nicht auf einmal entlud, aber in jahrhundertelanger Fortsetzung zur Gestaltung des Occidentis successive entscheidend beigetragen hat“.

Es ist nicht anders mit den Arabern, deren heidnische Vorgeschichte nicht, deren Zustände aber beim Auftreten Muhameds genau geschildert werden. Auch bei dem Einblick in die Natur des merkwürdigen Propheten und bei der Erklärung seiner soweit in die Jahrhunderte fortbauenden Wirkung haben frühere Hörer der Ranke'schen Vorlesungen die scharfe, imponirende Darlegung des Gehaltes der Religion des Muhameds vermissen wollen. Hier handelt es sich also nicht um eine Lücke im Stoff, sondern um eine Lücke in der Fassung. Auch bei diesem Punkt lohnt es sich, einen Augenblick zu verweilen. Die ungemaine Behutsamkeit, die ja Ranke bei der schriftlichen Fassung der weltgeschichtlichen Ideen und Charaktere sich stets zum Gebot gemacht hat, beruhte in keiner Weise auf einem Mangel an geistiger Schärfe und Bestimmtheit seines Denkens. Vielmehr entsprang dieselbe aus der immer erst nachträglich hinzutretenden Erwägung der unvermeidlichen Unsicherheit alles historischen Wissens, so weit es versucht, in das Innere der Personen und Begebenheiten zu dringen. Aus meinem persönlichen Verkehr mit Ranke bewahre ich die Erinnerung eines auffallenden Beleges für diese Annahme. Als er die

Abchnitte in Arbeit hatte, wo der Eintritt des Christenthums in die Weltgeschichte zu berühren war, legte er mir einmal das Wesen der Lehre Christi und dann das Eigene, welches Paulus in diese Lehre gebracht, in einer mit der geistreichsten Schärfe zugespitzten Formulirung dar. Offenbar war dies die ursprüngliche und seinem Geist natürliche Form der Konzeption. In der schriftlichen Gestalt war die Schärfe der Formulirung und namentlich die Hervorhebung des Gegensatzes ganz verschwunden. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn darüber zu befragen. Er gab die Antwort mit dem, was er später bei der Feier des neunzigsten Geburtstages bei einem Blick auf sein historisches Verfahren noch einmal angedeutet hat. Er meinte nämlich, die Schärfe und Lebendigkeit der subjektiven Kombination dürfe nie beanspruchen, sich an die Stelle der großen, durch die Zeitgenossen aufgenommenen und den Geschlechtern der Nachkommen überlieferten Umrisse zu setzen. Dieses Eindringen der subjektiven Kombination in die Geschichte unterschied er sehr lebhaft von der historischen Kritik, deren Muster er selbst gegeben. Denn diese Kritik hat nur das Spielende, Fabelhafte, Unmögliche oder Oberflächliche wegzuräumen, welches dem wahren ernstern Verständniß der Begebenheiten widerspricht. An die Stelle des vielleicht thatsächlich lückenhaften, jedoch an sich denkbaren Fortganges der Begebenheiten aber lediglich subjektive Kombinationen zu setzen, erklärte er für das Aufhören aller Geschichts-erkenntniß; denn die Möglichkeit solcher Kombinationen ist eine unbegrenzte.

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Bemerkungen wieder zu unserm 5. Theil. Was die Charakteristik des Muhamedanismus betrifft, so meine ich doch, daß die entscheidenden Züge klar erfaßt sind: eine Religion, die sich an bestimmte Geschlechter und an bestimmte Stätten knüpft, die, während sie einerseits die Verehrung des Lokalen und Geschichtlichen bewahrt, andererseits eine univervelle Idee des Göttlichen zu ergreifen sucht. Wie anders das Christenthum, welches den Erlöser auf der Erde leiden und sterben läßt, dann aber ihn von der Erde hinweghebt. Die Aufhebung des Widerspruchs zwischen dem Diesem und dem Allgemeinen bildet, wie Hegel hervorhebt, den Entwicklungskeim jeder Religion. Aber das Christenthum hat, indem es das Göttliche in das Diesem eingehen ließ, nur die geistig sittliche Seite des Individuellen geadelt, nicht aber das Erstere an die vergänglichen sinnlichen Bestandtheile und Verührungen geheftet. Als die Christenheit in den Kreuzzügen zum heiligen Grab wallfahrtete, verfiel sie in einen natürlichen Irrthum, der aber dem völligen Mißverstehen des Christenthums entsprang. Der römische Katholizismus hat den Sitz seiner Herrschaft an die Gräber der vor-

nehmsten Apostel verlegt, oder vielmehr, er hat diese Gräber an die Stätte verlegt, die sich zum Mittelpunkt seiner Herrschaft eignete. Er hat dann im Reliquien- und Heiligenkultus die Verehrung des Dieses noch weiter getrieben, aber eben darin das Christenthum verleugnet. Der Gedankenkreis der Reformation, der weder Gebeine noch Heiligenbilder, noch Gräber als heilige Gegenstände kennt, der Gott nur im Geist und in der Wahrheit anbetet, entspricht allein dem Christenthum. Doch wir wollten die Eigenthümlichkeit des Muhamedanismus feststellen.

Diese Religion verweist ihre Gläubigen an heilige Lokale und andere unbefehlte Dinge, wie an den Mantel des Propheten, und macht die Zugehörigkeit zum Kreis der Gläubigen abhängig von dem Glauben an die rechtmäßige Herrschaft längst verstorbener und an sich nicht gehaltvoller Persönlichkeiten. Aber ihren Allah macht sie zu einem Weltprinzip und duldet weder unter noch neben ihm einen neuen Polytheismus. Als Lohn der Tugend malt sie ein Paradies des sinnlichen Genusses aus. Aber sie giebt zugleich dem kurzen Erdbdasein und der Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit, welche in ihm geübt werden sollen, einen unendlichen Werth durch die Aussicht auf eine ewige Belohnung. Dieses Dasein kann leicht weggeworfen werden gegen den Eintritt in den paradiesischen Zustand, aber dieser Eintritt muß doch verdient und erkämpft werden. So bietet der Muhamedanismus den Völkern, welche in einem rohen Heidenthum unter dem Druck der Nothdurft und Begierde leben, allerdings eine gewaltige Erhebung.

Auch über das Judenthum erhebt er sich insofern, als er den Kreis der Auserwählten nicht auf eine Nationalität beschränkt, sondern auf alle ausdehnt, die sich zur Lehre des Propheten bekehren. Nur daß überall, wo diese Religion mit feineren Formen der Kultur zusammengetroffen ist, die sinnliche und kindisch-ahergläubische Fassung ihrer Vorstellung des Göttlichen trotz des unversellen Gehaltes derselben den zersetzenden Einfluß jener höheren Kulturformen hat erfahren müssen, ohne sie sich aneignen zu können. Aus dem Göttlichen, wie es in dem Muhamedanismus vorgestellt ist, als unverselle, aber blinde Macht, können organisirende sittliche Zwecke, kann ausdauernde schöpferische Arbeit in solchen Zwecken nicht entspringen. Daher der Verfall aller muhamedanischen Völker, wenn sie eine gewisse Stufe der äußeren Machtausbreitung erreicht haben. Sie kennen nur Eroberung und Genuß, sie kennen die Herrschaft, aber nicht die wahre Herrschaft, die es wagt, vielen zu dienen, das heißt viele in gemeinsamen, alle fördernden Zwecken zu vereinigen.

Mit der Erhebung des Frankenreichs zur Centralmacht des christlichen Abendlandes hängt die Emanzipation des römischen Bischofs vom

oströmischen Kaiser zu Konstantinopel zusammen. Leider ist in einer summarischen Charakteristik kein Raum, den mannigfaltigen Wechsel und die lebendige Feinheit aller Beziehungen zu verfolgen, welche zwischen den karolingischen Herrschern und den römischen Bischöfen der damaligen Zeit gespielt haben. Das Papstthum, welches damals im Entstehen war, leistete den karolingischen Herrschern unentbehrliche Dienste, um ebenso unentbehrliche Gegenleistungen zu empfangen. Dabei suchte jeder Theil vergeblich den andern in wesentliche Abhängigkeit von sich zu bringen. Am eingreifendsten für die Gestaltung der abendländischen Welt wird dieser Gegensatz erst unter den Nachfolgern Karls des Großen. Mit der Darstellung dieses Herrschers schließt Ranke den fünften Theil. Es ist nicht wenig aufgefallen, daß er hier, seiner oben dargelegten Regel scheinbar zuwider, im Widerspruch mit der Tradition die von dieser so hoch erhobene Figur des ersten abendländischen Kaisers der ihr bisher allgemein zugeschriebenen außerordentlichen Eigenschaften berauben will. Nach Ranke wäre der große Karl mehr der kluge Schlichter einer von andern ausgestreuten, von andern emporgehobenen Saat, als ein schöpferischer Genius gewesen. Der Widerspruch dieses Urtheils mit Rankes sonstigem Anschluß an die Tradition ist indes nur scheinbar. Denn er zerstört nur ein Urtheil über beglaubigte Thatsachen, er zerstört keine Thatsache, die als feststehend gegolten hat, und noch weniger setzt er an die Stelle berichteter Ereignisse subjective Kombination. Wir müssen aber den großen Geschichtsschreiber vor allem vor einer Verwechslung bewahren, der er am Ende gar ausgesetzt sein könnte. Gewisse moderne Propheten der äußersten Trivialität haben bekanntlich den Lehrsatz aufgestellt: darin bestehe das Verdienst der sogenannten großen Männer, daß sie die Posten zusammen addiren, die ihnen die Kleinarbeit der Kleinen fertig geliefert hat. Davon ist bei Ranke nicht die Rede. Was in der Geschichte die Arbeit des vielen Kleinen vermag und hervorbringt, und was die Arbeit des einen Genius thun muß, weil sie es allein thun kann, das hat keiner heller als er erkannt und beleuchtet. Was den besprochenen Fall insbesondere anlangt, so waren die Arbeiten, auf denen Karl baute, nicht Arbeiten der vielen ungenannten Kleinen, sondern Arbeiten seiner begabten Vorgänger, wie Ranke es genau nachweist.

Wir wenden uns nun zum 6. Theil, welcher die Zerfetzung des karolingischen und die Begründung des deutschen Reiches zum Gegenstand hat. Das ist eine Zeit, welche man wohl zu den unerquicklichsten Perioden der Geschichte rechnet, eine Kette von Handlungen, die ebenso verworren in den Gründen, als abstoßend in dem Inhalt sind, dabei überall



bei Personen und Parteien Mangel an Folge und Festigkeit, oft erstaunliche Verhärtung, aber nirgend Kraft. Es kommt mir nun vor, als habe Ranke die Fackel des Verständnisses, die er so oft in dunkle Gegenden getragen, niemals vorher mit so überraschendem Erfolg über die Finsterniß gehalten. Jetzt ist nichts mehr unverständlich. Es ist, als ob wir sähen, wie ein steiniger, zerrissener Boden mit wilden Zacken gerade diese Gestalt gewonnen hat, weil wir die Spur des Wassers verfolgen, das durch dieses Gestein sich den Weg gebahnt hat, und weil wir wiederum diese Spur verstehen, indem wir sehen, daß hier die Steinmasse undurchdringlich war, dort aber von der gesteigerten Gewalt des Wassers auseinandergetrieben wurde. So erstaunlich nun eine solche Leistung der Erkenntniß ist, so bringt sie doch keinen anderen Reiz hervor, als den der Erkenntniß, nicht wie in anderen Werken unseres Geschichtschreibers den Reiz plastischer Darstellung anziehender Personen und Ereignisse. Wie aber der Geschichtschreiber in all dieser verworrenen Gebundenheit uns immer den Faden giebt, der zu den inneren Gründen führt, so setzt er uns in neues Erstaunen durch die Sicherheit, mit der er uns zeigt, daß der Faden derselbe ist, der alle Menschengeschichte verknüpft. Oft zwingt er uns dieser so fremdartigen Epoche gegenüber zu dem Ausruf: *tua res agitur!* Ist es nicht, als wäre der Satz für die Ereignisse geschrieben, die uns morgen bevorstehen, in welchem unser Geschichtschreiber das Thema der ihm vorliegenden Epoche angiebt? „Denn die Persönlichkeit, in welcher sich die Momente des Lebens berühren, ist immer die dominierende Erscheinung der Welt; die Kräfte, deren sie sich bedient, werden zugleich von ihr gefesselt; beim Abgang des maßgebenden Oberhauptes regen sich diese nach ihren inneren Trieben und den Umständen der Zeit.“

Was die Epoche so schwer faßlich macht, ist vornehmlich, daß die Kräfte, welche sich nun nach ihren inneren Trieben zu regen und selbstständig zu machen beginnen, noch ganz ungestaltet sind, vielmehr ihre Gestalt erst suchen; daß dieselben Kräfte folglich ihr Wesen noch nicht verstehen, vielmehr das Verständniß erst nach und nach gewinnen. Wir sehen als den Erben des großen Kaisers einen Sohn, der nicht die überlegene Sicherheit des Vaters in Blick und That besitzt, aber durchaus keine unbegabte Persönlichkeit ist. Dieser Erbe möchte die Einheit des großen Reiches aufrechterhalten und dieses Bedürfniß der Einheit durchdringt mehr oder minder alle handelnden Personen der Epoche. Aber zugleich ist die Herrscherfamilie von dem Bann der barbarisch kindlichen Vorstellung befangen, daß das Staatswesen wie eine gewöhnliche Sache unter die Erben des Besitzers nach Familienrecht getheilt werden müsse. So treten denn immerfort Theilungsversuche auf, die aber erst nach einem

langen verworrenen Prozeß die Wirkung erlangen, selbständige, wahrhaft getrennte Staatsgebilde hervorzurufen. Dasselbe Schwanken wie in den Herrschern ist in den Volkselementen des großen Reiches. Bald regt sich das Bedürfniß, regionale Verschiedenheiten zum Durchbruch und zur Geltung zu bringen, aber diesem Streben tritt immer wieder das andere Bedürfniß entgegen, die Einheit zu bewahren, ohne welche die Theile sich ohnmächtig und auf ein geringes, gefährdetes Dasein zurückgeworfen fühlen. Um die Verwirrung voll zu machen, tritt nun als das wirksamste Moment der Gegensatz der geistlichen und Laienwelt hinzu. Die Geistlichkeit fühlt ihren Beruf als den höchsten, aber in der weltlichen Grundlage desselben, in dem Besitz ihrer Güter fühlt sie sich keineswegs gesichert gegen die Ansprüche der weltlichen Großen, welche ihrerseits mit gutem Grund geltend machen, daß der geistliche Besitz von den Leistungen für das Ganze nicht ausgenommen werden könne. In den dynastischen Händeln ergreift die Geistlichkeit also Partei, je nachdem sie die Freiheit ihrer Güter hier oder dort besser zu sichern glaubt. Aber daneben ist sie auch von regionalen Tendenzen durchsetzt. Das ist noch nicht alles. Während sie ihre natürliche Konzentration unter dem römischen Papstthum sucht, dringt in ihre Reihen auch das Streben nach regionaler Selbstständigkeit, nach eigener Herrschaft selbst gegenüber dem Papstthum ein. In diesen Händeln hat das Papstthum seine eigene Rolle, die nicht zusammenfällt mit der Rolle der Geistlichkeit als solcher. Wo die Geistlichkeit regional ist, da ist das Papstthum universal, wenn ihm nur gelingt, die universale Institution des Kaisertums zu seinem Werkzeug zu machen. Wo es aber mit dem Kaisertum in Konflikt geräth, da wendet es sich auch an die regionalen Kräfte, bald geistliche, bald weltliche.

Den Knäuel dieser durcheinanderlaufenden Tendenzen entwirrt uns nun der große Geschichtschreiber fast mit spielender Hand. Die größten Erfolge trägt das Papstthum davon, das unter seinen eigenen Schwankungen doch in dieser Zeit wesentliche Grundsteine seiner tausendjährigen Macht legt, welche nicht haben verrückt werden können, wenn auch der Umstand, daß die Grundsteine der Weltherrschaft eher gelegt wurden als die Grundsteine der Lokalherrschaft, etwas später eine Epoche lokaler Erniedrigung und Entartung über das Papstthum kommen ließ. In der Epoche, von der wir sprechen, werden die großen Fälschungen angefertigt, jene Dokumente, welche beweisen sollen, daß das Papstthum gleichzeitig mit seinem Ursprung unabhängig von den oströmischen Kaisern geworden sei und daher ebenso unabhängig sein müsse von deren Nachfolgern, den neuen weströmischen oder abendländischen Kaisern. Aber wichtiger ist die andere Reihe von Fälschungen, welche beweisen sollen, daß das Papstthum

von jeher die selbständige Jurisdiktion über die Geistlichkeit und ebenso über die Laienwelt geübt habe, sofern deren Ansprüche mit denen der Geistlichkeit sich berühren und in Streit gerathen.

Für die Völker des fränkischen Reiches ist das Ergebnis der endlosen Verwirrung dieser Epoche die dauernde Trennung eines ostfränkischen und eines westfränkischen Reiches, so jedoch, daß kleinere Bildungen sich zwischen die beiden großen Reiche einschoben, deren Anfall an das eine oder das andere wiederholt zum Zankapfel wird. Auch in Italien entstehen solche Bildungen, nachdem der Versuch, zwischen das ost- und westfränkische Reich ein drittes Reich der karolingischen Linie einzuschleiben, welches französische Landschaften im Norden und Süden und Italien umfassen sollte, keine Dauer gehabt hatte. In dem ostfränkischen Reiche, dessen Gebiete nun allmählich unter dem Namen Deutschland zusammengefaßt werden, geht nach dem Ausgang des karolingischen Geschlechts das Königthum zunächst auf einen fränkischen Großen über, der aber in Zwiespalt mit dem mächtigen Herzog von Sachsen geräth und die wahre königliche Autorität nirgend im Reiche gewinnen kann. So wird denn die Königswürde auf den Sachsenherzog übertragen. In dieser Uebertragung bekundet sich der Entschluß der deutschen Laienaristokratie, das Joch der Kirche nicht ferner zu tragen, welche unter den letzten Karolingern sich fast zur Herrin des Staatswesens gemacht hatte. Denn nur durch sie und ihren Beistand vermochten die letzten Herrscher aus diesem Geschlecht sich noch zu behaupten, indem sie ihr dafür alle Vorrechte einräumten, deren sie begehrte. Der Sachsenherzog aber, welcher nunmehr zum deutschen König gewählt worden war, wies sogar die geistliche Salbung zurück, als der Erzbischof von Mainz sie ihm anbot. Er wollte für seine Person nur deutscher König sein. Aber diese jetzt aufgestellte Selbständigkeit der deutschen Königswürde war in doppelter Beziehung etwas neues. Indem der Sachsenherzog durch die Wahl der deutschen Stammeshäupter auf den Königsthron gelangt war, verschwand zwar nicht die Idee der Vererbung der Krone, wohl aber die Idee der Theilung des Kronbesitzes unter die Erben des Königs. Das Königthum in seinem nationalen Umfang wurde eine nationale Institution. Was aber die Unabhängigkeit der Krone vom Papstthum betraf, so war nun anerkannt, daß der Träger dieser Krone in keiner Form der päpstlichen Sanktion bedürfe. Anders war es freilich, wenn er zur deutschen Königskrone die italienische tragen wollte, an welcher, wie man seit den Theilungen des Kaisers Ludwig I. annahm, der Vorrang des Kaisertums haftete.

Auf die erfolgreiche Regierung des Sachsenherzogs, der als König Heinrich I. genannt wird, folgte die seines Sohnes, Otto des Großen.

Ranke verweilt mit sichtlicher Vorliebe bei dieser Figur. Uns kommt es zunächst darauf an, den Charakter der Fremdheit zu erklären, den, wie die ganze karolingische Epoche, so auch noch die Regierung Otto I. in ganz besonderem Maße an sich trägt und der erst langsam im Laufe der mittleren Jahrhunderte, wir wollen nicht sagen verschwindet, aber sich umwandelt und von anderen, kaum minder fremdartigen, aber doch eher faßbaren Motiven verdrängt wird.

Wenn wir die lange kraftvolle Regierung Otto I. überblicken, so fragen wir uns, wie es möglich ist, daß eine so außerordentlich tüchtige, alle Zeitgenossen überragende Persönlichkeit fortwährend mit Empörungen und zumeist in seinem eigenen Hause zu kämpfen hat. Es ist derselbe Familienzweige, wie bei den Karolingern, nur daß die Tüchtigkeit des Herrschershauptes, an welche keine andere Persönlichkeit heranreicht, den Empörungen von vorn herein den Charakter ruchloser Velleitäten aufdrückt. Diese abstoßende Erscheinung aber, die uns jene Zeit so schwer verständlich macht, haben wir uns zu erklären aus der Unsicherheit aller öffentlichen Rechtsverhältnisse. Diese Unsicherheit aber hatte wieder einen doppelten Grund. Einmal waren die Ideen selbst noch in keiner Weise durchgebildet, sondern rangen erst nach Klärung und Befestigung. Dann aber fehlte es an jeder allgemeinen organisirten Macht zum Schutz der öffentlichen Institutionen. Die erst in der Bildung begriffenen Institutionen empfangen ihre Stärke lediglich von der Tüchtigkeit der Persönlichkeiten, die sich zu ihrem Träger machen wollten, und das ebenso oft aus selbstlichen Gründen, als aus solchen des Gemeinwohles. Wo nun ein solcher Träger es fehlen ließ an Kraft oder an Reinheit der Bestrebungen, erweckte er sogleich Gegner, deren Recht vielen Zeitgenossen alsbald ebenso gut schien. Nehmen wir nun noch die fortwährende Arbeit des Gegensatzes zwischen Kirchen- und Laienaristokratie hinzu, dann die Rivalitäten innerhalb der Laienaristokratie bei der leichten Gelegenheit zu Besitzanhäufungen und dynastischen Selbstständigkeitsversuchen, endlich die überall bereite Einmischung des Papstthums, welches durch die Beschwichtigung jedes Gegensatzes seine Autorität zu stärken suchte, aber auch die Entscheidungen danach fällte, wie es die streitenden Theile seinen Zwecken dienstbar zu machen hoffte, so wird uns die Unsicherheit aller Verhältnisse und die Unzuverlässigkeit aller Personen minder räthselhaft vorkommen. Es ist die Zeit einer Gährung, aus der sich langsam die Formen des öffentlichen Lebens krystallisiren. Eine so erfolgreiche Persönlichkeit wie Otto I. ist geeignet, ein Vorbild für solche Krystallisationen zu werden. Diese Bedeutung seiner Wirksamkeit hebt Ranke mit klarer Schärfe hervor. Es ist dabei eine Verschiedenheit gegen Karl den Großen. Unter Karl waren die geistliche

und die weltliche Gewalt noch nicht in Gegensatz getreten. Der Bischof von Rom suchte durch die Dienste, die er dem großen Karolinger leistete, soviel als möglich für seine eigene Macht und Unabhängigkeit zu erreichen. Er stellte dafür den geistlichen Einfluß unter die Kräfte, welche das große Reich bildeten und zusammenhielten. Aber er sucht noch nicht in diesem Reich selbst die höchsten Fragen zu entscheiden und, in dasselbe stetig eingreifend, zugleich unabhängig außerhalb desselben zu stehen. Dieses Streben hatte unter Karls Nachfolgern begonnen und schien einigemal bereits seinem Ziele ganz nahe gekommen, wodurch die Wesenheit des germanischen Geistes hätte absorbiert werden können. Da erhält nun Otto I. Ranke's volle Sympathie; „denn das Reich, das er zu einem prächtigen Aufbau erhob, hat eine germanische Ader von überwiegender Kraft und Schärfe. Es gab der weltlichen Macht ihre Autorität zurück, nicht allein den höchsten Gewalten selbst, sondern auch den untergeordneten, die sich um sie her gruppirten, denen auch die Bischöfe, frei von dem bisherigen absoluten Ansehen des Papstes zu Rom, sich anschlossen. Die religiöse Idee wurde jedoch von den sächsischen Fürsten nicht bekämpft, aber die kirchenpolitische erfuhr eine Umwandlung. Das Bestreben ging so dahin, die Unabhängigkeit der kaiserlichen und königlichen Gewalt von den klerikalen Eingriffen in die Regierung zu befreien. Es zielte auf ein Nebeneinanderbestehen der beiden Gewalten mit einem Uebergewicht der weltlichen.“

Das System, welches Otto in der eben gezeichneten Weise zur Herrschaft brachte, konnte er nur auf die Vereinigung der Kaiserkrone mit der deutschen Königskrone und auf die Wiederherstellung der kaiserlichen Autorität in Rom gründen. Beides hat er unternommen und durchgeführt, aber es ist eine Ansicht aufgestellt worden, welche ihm dieses Werk, sehr im Gegensatz zu Ranke, zum schweren Vorwurf macht. In der That hat Otto die Geschichte des deutschen Königthums und des römischen Papstthums auf eine Epoche, deren Wirkungen noch heute nicht vorüber sind, unaufsößlich aneinander gekettet. Wir aber meinen mit Ranke, daß er damit nicht einen verhängnißvollen Fehler begangen, sondern die Forderung seiner Zeit erfüllt hat. Diejenigen Beurtheiler, welche meinen, Otto hätte nach dem Vorbilde seines Vaters sich auf die Behauptung und Ausbildung des nationalen Königthums beschränken sollen, übersehen, daß dies nur auf eine kurze Zeit möglich war. Wie wäre eine deutsche Nation möglich gewesen, welche das religiöse Centrum außer sich gehabt hätte? Das deutsche Volk hätte sich entweder das religiöse Centrum in seiner Mitte schaffen müssen, oder es mußte mit dem Centrum, wie es in Rom bestand, in eine regelmäßige Verbindung treten,

welche es zum Schutzherrn desselben machte. Denn ohne diese Verbindung wäre das Centrum der Christenheit abhängig geworden, wie Ranke sich ausdrückt, von „untergeordneten Geschöpfen der momentanen italienischen Politik, welche den Namen des Kaisertums usurpirten, wie es seit dem Verfall der karolingischen Autorität in der That geschehen war“. Als Otto in die italienischen Dinge eingriff, war das Papstthum nicht nur bedroht von kleinen Usurpatoren der kaiserlichen Gewalt, sondern es war selbst in die Hände einer entarteten weltlichen Aristokratie der Stadt Rom gefallen. Bei der engen Verbindung des hohen Klerus in Deutschland mit dem römischen Stuhl und bei den Beziehungen desselben zu allen christlichen Nationen konnte die erste Macht des christlichen Abendlandes diesen Zustand nicht dulden. Diese Lage der Dinge erklärt hinlänglich den Entschluß Ottos und seine Ausführung. Anstatt Otto wegen desselben zu tadeln, muß man daraus mit Ranke eine instinctive Einsicht in die politische Lage erkennen, welche Ottos Größe ausmacht.

Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit noch einmal auf die oben gemachte Bemerkung zurückzukommen, wie sehr in damaliger Zeit bei dem Mangel jedes ausgebildeten Regierungs- und Heeresapparates die Träger der höchsten Gewalten, selbst wenn sie kräftige und erfolgreiche Persönlichkeiten waren, dem Zufall ausgesetzt blieben. Man könnte sagen, daß der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen damals jeden Augenblick das Schicksal aller Großen sein konnte, es oftmals geworden ist und von ihnen oftmals nur um Haaresbreite vermieden wurde. Als Otto in Rom auf der Höhe seiner Macht war, als er den unwürdigen Papst Johann XII. entsetzt und den weltlichen Gegner, den Markgrafen Berengar, gefangen genommen hatte, erregten die Parteigänger der Besiegten einen Aufstand, und es fehlte nicht viel, daß die größte Persönlichkeit und der mächtigste Monarch der damaligen Welt von einer Hand voll Abenteurer gefangen genommen wurde. Nur seiner persönlichen Tapferkeit, die ihn mit einem kleinen Gefolge zum Sieger machte, verdankte er seine Rettung und die Behauptung der Welt Herrschaft. So ging es damals im Großen wie im Kleinen zu, und Aehnliches hat sich durch das ganze Mittelalter bis in das 16., zum Theil bis in das 17. Jahrhundert wiederholt. Denn die Bildung „des taktischen Körpers“ als Organ der Aktion ist in ihrer vollkommenen Gestalt für die gesammte Regierungsgewalt noch viel später erreicht worden, als für das Kriegswesen allein, welches hier wie in den meisten anderen Stücken das Vorbild für den Regierungsapparat geworden ist. Ueber den taktischen Körper verweise ich auf die ausgezeichnete Entwicklung, welche H. Delbrück in seiner Studie über die Perser- und Burgunderkriege von diesem Begriff gegeben hat.

Diese Bemerkung nöthigt uns zu einem wenigstens kurzen Eingehen auf die Frage, über welche Regierungsmittel die Herrscher der damaligen Zeit verfügten. Hier nun stoßen wir auf das Lehnssystem, damit aber auch auf eine von vielen Seiten der Ranke'schen Weltgeschichte zum Vorwurf gemachte Lücke. Wir wollen zuerst die Frage nach dem Grund dieser Lücke berühren. Für den wahrscheinlichsten Grund müssen wir halten, daß Ranke in der Weltgeschichte ein Verfahren für angezeigt hielt, wonach er sowohl die Volkkräfte — von denen wir es im Eingang dargelegt — als auch die Institutionen erst dann einer umfassenden Betrachtung unterwirft, wenn sie ihre volle Kraft erlangt haben, gleichsam wenn sie ausgewachsen sind. Es leuchtet ein, daß eine Weltgeschichte nur dem Gang der Hauptbegebenheiten chronologisch folgen kann, auch bei diesen noch zu Gunsten der Bildung zusammenhängender Gruppen die Chronologie oft genug verlassend. Alle die zahllosen Vorgänge des Lebens der Menschheit synchronistisch vorzuführen, würde ein unermessliches, ungenießbares Gehäcksel geben. Indessen könnte die Entwicklung einer Institution wenigstens in größeren Abschnitten gezeigt werden. Es scheint aber, daß Ranke gemeint hat, auch damit noch die Aufmerksamkeit auf den Hauptverlauf zu oft zu unterbrechen. Man wird also annehmen müssen, daß er eine Skizze des Lehnwesens erst bei der Epoche der Kreuzzüge hat geben wollen, wo es seinen Glanz und höchste Ausbildung erlangt, aber auch seine Unfähigkeit an den Tag legt und damit seinem Verfall entgegen geht. Indeß hat unser Geschichtsschreiber doch für nöthig gehalten, im Eingang zum 7. Theil, welcher die Epoche vom Ausgang Otto des Großen bis zum Ausgang Heinrich IV. behandelt, den Charakter des Lehnwesens mit einigen Worten zu berühren. Er beginnt dieselben mit der Bemerkung, „es sei auch hier nicht der Ort, auf das Lehnwesen näher einzugehen, welches dem öffentlichen Leben überhaupt eine andere Gestalt gab“. Man könnte die Bemerkung so deuten, daß jener Ort in der Weltgeschichte überhaupt nicht vorhanden sei, ich halte aber die Deutung für richtig, daß Ranke zum näheren Eingehen einen späteren Ort für geeignet hielt.

Was er nun im Eingang des 7. Theiles sagt, ist sehr wenig und beschränkt sich auf die Hervorhebung der bekannten Thatsache, „daß eine Verleihung von Grund und Boden an die lokalen Oberhäupter erfolgte, die, in ihren verschiedenen Abstufungen mit Besitztümern ausgestattet, dieser nur dadurch versichert wurden, daß sie dem Oberhaupt Treu und Glauben hielten. Es war eine durch und durch lebendige Organisation“, fährt er fort, „die das ganze Reich umfaßte und zu einer vielgegliederten Einheit verknüpfte; denn die Grafen und Herzöge nahmen zu ihren Unter-

fassen ein ähnliches Verhältniß ein. „Daß nun ein Kaisertum dieser Art“, so schließt er diese Bemerkungen, „auf den unbedingten Gehorsam, wie er dem altrömischen zu Theil geworden war, nicht rechnen durfte, liegt am Tage!“

Hierzu wollen wir unsererseits einiges über die damaligen Regierungsmittel bemerken. Der Begriff des Regierungsorganismus besteht darin, daß alle Glieder sich bestimmt fühlen zu dem, und eingelebt sind in den Dienst eines objektiven Gedankens. Darin war der altrömische Staat schon viel weiter gekommen, als die Staaten des Mittelalters. Denn der Zusammenhalt der germanischen Heere beruhte nur auf der persönlichen Macht der Führer. Man kann eigentlich sagen, daß diese Macht nicht weiter reichte, als die sinnliche Wirkung der Persönlichkeit. Es war noch keine Ahnung vorhanden von jenem Organismus, wo alle Glieder auf jeden noch so fern vermittelten Impuls die höchste Kraft einsetzen, wo der Impuls wie eine galvanische Kette die Glieder durchfließt, ohne etwas von seiner Kraft einzubüßen; wo die Wirkung des Feldherrn nicht auf der sinnlichen Kraft der Impulse beruht, sondern auf dem durchdachten Zusammenhang derselben, der unmittelbar für das Heer gar nicht ergreifbar ist, aber freilich, in den großen Schlussergebnissen hervortretend, ein allgemeines Vertrauen erzeugt.

Als die germanischen Heerkönige feste Herrscher geworden waren, bildeten sie nicht sogleich das Lehnsystem aus, indem sie Grund und Boden der eroberten Länder an die Unterfeldherren widerruflich vergaben, sondern erst die karolingische Familie führte im fränkischen Reich in einem gegebenen Moment die ausschließliche Verpflichtung der Grundbesitzer ein, bestimmte Heerhaufen im Kriegsfall zu stellen und anzuführen. Auf ähnliche Weise sicherten sich dann die Nächstverpflichteten als Unterfeldherren die Mannen, aus denen sie ihre Heerhaufen bildeten. Aus dieser Organisation für den Krieg wurde eine Organisation für den Frieden, indem sich an die Verpflichtung zur Kriegleistung allerlei obrigkeitliche Rechte und Pflichten knüpften. Aber das Ganze wie die Theile wurden überall zusammengehalten durch die Macht der persönlichen Mittelpunkte und durch die Festigkeit des Zusammenhanges zwischen diesen Mittelpunkten, ein Zusammenhang, der ganz auf Treue und Ehre, zuletzt also auf persönlichem guten Willen beruhte. Die Wirkung eines solchen Systems als Regierungs- und Kriegsmacht konnte nicht anders, als der Nachhaltigkeit und Zuverlässigkeit entbehren. Es konnte nicht fehlen, bald beständig da oder dort ein Theil versagte, bald aus Leistungsunfähigkeit, bald aus Mißverständnis, bald aus Eigensucht und Treulosigkeit, bald aus Empfindlichkeit über verletzte Rechte bei den betreffenden Gliedern.



Auch war es niemals möglich, den ganzen Organismus gleichmäßig zu voller Kraft aufzubieten. Ein Theil der Glieder war immer aus den verschiedensten Gründen leistungsunfähig oder leistungsunwillig. Der Herrscher mußte zufrieden sein, wenn er zusammengerafft hatte, so viel eben möglich war durch unmittelbaren Einfluß dieses oder jenes Gliedes oder durch besondere Hebel, die er da oder dort ansetzen konnte. Einen Tag war er mächtig, weil allgemeine oder besondere Verhältnisse ihm vielleicht einen starken Hebel geboten hatten, am andern Tag gebot er kaum über die kleinste Schaar, und wehe ihm, wenn er die Kleinheit der Mittel nicht durch Nachdruck und Glück der persönlichen Führung ersetzte.

Bei dieser Unzuverlässigkeit, die recht eigentlich im Wesen des Lehnssystems lag, mußte die Stärkung desselben in der Steigerung der idealen Motive gesucht werden, um der Schwäche und dem Schwanken der persönlichen Treue abzuwehren. Ein großes Motiv dieser Art boten die Kreuzzüge, das dann einen ganzen Kreis von Motiven aus sich erzeugte. Darum bringt die Epoche der Kreuzzüge den Höhepunkt und zugleich den beginnenden Verfall des Lehnssystems. Denn fortan gab es für die Motive desselben keine Steigerung, und die höchsten, die man gefunden hatte, waren nach einer gewissen Zeit erschöpft und um den Glauben an die Wahrheit ihres Inhaltes gekommen.

Wir kommen zum 7. Theil der Ranke'schen Weltgeschichte, einem Theil, der nur einen Halbband darstellt, weil über der Ausarbeitung den Meister der Tod ereilte. Der Sterbende konnte die letzte Hand auch nicht mehr an die bereits ausgearbeiteten Materialien legen. Dies hat ein wissenschaftlicher Gehülfe, Herr Paul Hinneberg, gethan und hat es in einer Weise gethan, die ihm den großen Leserkreis des Ranke'schen Hauptwerkes zu dauerndem Dank verpflichtet. Er hat nicht nur eine glatte, fließende Darstellung mit möglichst geringer Verwischung der Stileigentümlichkeiten gegeben, er überzeugt uns auch, daß schwerlich ein Gedanke des Meisters gegenüber diesen räthselhaften und verwickelten Vorgängen verloren gegangen ist. Dabei brauchen wir uns aber nicht zu verhehlen, daß der Meister vielleicht noch manche jener prägnanten Wendungen eingeflochten haben würde, in denen er so glücklich und so reich war.

„Niemand im Vaterlande wird das Vermächtniß unseres größten Geschichtschreibers ohne ehrfürchtige Rührung empfangen“, sagt Alfred Dove in dem Vorwort, das er im Auftrag der Familie zu dem siebenten Theil verfaßt hat. Tief erfaßt uns bei dem Lesen der letzten Arbeit noch einmal das Bedauern, daß das außerordentliche Werk, das mit ihr ab-

bricht, nicht vollendet werden konnte. Blickt man auf den Umfang derselben, so sieht man wohl, daß Ranke den siebenten Theil, von dem er nur die erste Hälfte hinterlassen hat, vielleicht bis zur Zeit Barbarossas geführt haben würde, so daß er doch wohl schon mit dem achten Theil an die Periode gelangt wäre, mit der seine ausführlichen Monographien beginnen. Dies hat nicht sein können und wir dürfen dankbar sein, daß wir von dem Meister noch die Darstellung der schicksalvollsten Epoche unseres Volkes empfangen haben. Denn als solche möchte ich dieses erste Jahrhundert ansehen. An Reichthum der Motive wird es freilich von dem 16. Jahrhundert übertroffen, aber kaum an Größe derselben, welche durch die verhältnißmäßige Einfachheit der Gegensätze um so eindringender wirkt. In keiner Epoche tritt die Frage, welche der Menschengeist nur in seinem größten Aufschwunge sich ernstlich zu lösen unterfängt, die Frage der Verkettung von Nothwendigkeit und Freiheit in der Geschichte so auffordernd ihm entgegen. Was wir einer solchen Aufgabe gegenüber von Ranke erwarten durften, das hat er meinem Verständniß nach erfüllt, wenn auch bei Ziehung der Resultate die Sprache nicht den gewohnten glänzenden Schwung entfaltet, was sich daher erklärt, daß nur erst die Kreidestizzen, gleichsam der Untergrund des Gemäldes vorhanden war. Aber an Deutlichkeit, wie sich der Verfasser die Dinge gedacht hat, vermessen wir nichts.

Die schicksalvollste Epoche des deutschen Volkes darf, glaube ich, das erste Jahrhundert oder, noch eigentlicher gesprochen, die Regierungszeit des Kaiser Heinrich IV. aus dem Grunde genannt werden, weil durch die damaligen Ereignisse in der That das Schicksal des deutschen Volkes bis auf die jüngste Vergangenheit, also auf einen Zeitraum von 800 Jahren, bestimmt worden ist. Das deutsche Volk hat später gewaltige, welterschütternde Begebenheiten theils erlitten, theils hervorgebracht, wie die Reformation, wie den Bürgerkrieg des 17. Jahrhunderts, wie den Kampf gegen Napoleon im 19. Jahrhundert. Aber den Fluch der nationalen Zerrissenheit hat es in und mit keiner dieser Begebenheiten abzuschütteln vermocht, jener Zerrissenheit, welche in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts das Siegel empfing oder deren lange vorhandene Keime durch die Ereignisse jener Zeit die unausrottbare Stärke erhielten.

Hier nun drängt sich jene vorhin erwähnte Frage so unabweisbar wie vor keiner andern Epoche auf, ob es eine nothwendige Entwicklung war, die jenen Ereignissen zu Grunde lag und sich in ihnen offenbarte, oder ob hier Verblendung und verderblicher Wille, beide auf dem Boden der freien Persönlichkeit entsprungen, zusammen gewirkt haben, um Schäden

hervorzubringen, zu deren Heilung es fast ein Jahrtausend bedurft hat, jedenfalls eines Jahrtausend bedurft haben wird, wenn sie überhaupt völlig gelingt. Wir stehen hier vor dem tiefsten Problem, dessen Lösung die Philosophie der Geschichte zu unternehmen hat. Die Gegenwart — hier dürfte man allerdings sagen: die „Zekzeit“ — hat freilich von diesem Problem keine Ahnung. Die „Zekzeit“, d. h. alles, was schal und werthlos in der Gegenwart ist — und welche Breite nimmt dessen Masse ein! — hat sich dem gemeinen Wald- und Sumpfdeterminismus ergeben. Möge man diese Bemerkung aber ja nicht für einen Schmerzensausruf nehmen. Niemand ist mehr von dem Werth der Gegenwart durchdrungen, als der Verfasser dieser Zeilen, und zur Gesamtheithümslichkeit der Gegenwart gehört es, daß das Triviale in ihr einen breiten Raum einnimmt. Von den Zeitaltern wie von den Individuen gilt das Wort: Ils ont les défauts de leurs qualités. Ich halte es zwar für eine gewaltige Thorheit, unser Zeitalter und seine Ziele für demokratisch auszugeben, aber die Massen reden und handeln mit, wenn auch nicht als Schiebende, sondern als Geschobene, und ihrem Verständniß muß vieles angepaßt werden. Zwischen ihnen und der Bildung muß vorläufig eine breite Schicht der Halbbildung liegen, in der alles Tiefe zur Karrikatur verzerrt werden, alles Wahre die Gestalt des Unsinns annehmen muß.

Das wird nicht immer so sein, es wird wieder eine einheitliche, exoterische Volksbildung entstehen und über derselben eine esoterische Bildung, wenn sie auch keine hieratischen Formen annehmen wird. So erfordert es die Theilung der geistigen Arbeit. Heute leben wir in dem Zeitalter, wo die Bildung sich ihrer Aufgabe, nämlich der Ergründung des Schweren und Guten entäußert, um sich der Massen bemeistern zu können. Das wird vorübergehen und die Gegenwart gewährt uns reichliche Entschädigung durch den Ernst ihrer Beschäftigung mit dem praktisch Guten. Wunderbar ist nur, wie eine Zeit, die so eitel auf ihre historische Bildung ist, widerstandsloser als alle ihre Vorgängerinnen der Täuschung verfallen kann, das Zufällige und Vergängliche mit dem Dauernden zu verwechseln. Doch genug davon. Wenden wir uns unserm Gegenstand zu.

Unter den Eigenschaften der Ranke'schen Geschichtsdarstellung ist vielleicht die anziehendste die Lebendigkeit, mit der sie uns in die historischen Probleme versetzt, in die individuellen der handelnden Persönlichkeiten sowohl, wie in die allgemeinen, den Gesamtzustand jedes Volkes oder Zeitalters berührenden. Diese Lebendigkeit würde eine Täuschung der Mitlebenden wie der Nachlebenden sein, wenn die Probleme nicht wirklich,

d. h. nicht die Entscheidung verschiedener Möglichkeiten enthaltend gewesen wären. Nothwendig ruft diese Betrachtung aber die Frage hervor, ob die Bedingungen anderer Möglichkeiten sich hätten bewähren können, und wie bei ihrer schöpferischen Verwerthung der Lauf der Dinge sich gestaltet haben würde. Das Zeitalter der Aufklärung warf solche Fragen mit Vorliebe auf, wie die, was aus Deutschland geworden wäre, wenn Gustav Adolph keinen vorzeitigen Tod gefunden hätte u. s. w., u. s. w. Es ist wesentlich die Hegelsche Philosophie gewesen, welche solche Fragen als unnütze Spielerei zurückgebrängt hat. Und zwar hat sie die Nüßigkeit dieser Fragen gegenüber der Aufklärung in folgendem Sinn behauptet. Sie hat die von der Aufklärungsbildung noch ganz verkannte Wirksamkeit der allgemeinen Momente des geschichtlichen Lebens ans Licht gezogen und nachgewiesen, daß vermöge dieser Momente gewisse Wirkungen eintreten mußten, gleichviel ob bei ihrer Hervorarbeitung dieses oder jenes Werkzeug oder viele Werkzeuge zu Grunde gingen. Es ist die Macht des Geistes über den Zufall, die sie hiermit behauptet hat. Denn nach der Hegelschen Lehre haben die allgemeinen Momente ihren Ursprung in der Selbstentfaltung des Geistes. Aus dieser tief sinnigen Lehre ist nun die heutige „gemeinverständliche“ Bildung in jenen Wald- und Sumpfdeterminismus heruntergesunken, bei dem man nicht einmal weiß, ob die mechanische Verknüpfung der äußeren Dinge den Weltlauf hervorbringt, oder ob so etwas, wie Innerlichkeit, dabei im Spiel ist. Das sind Fragen, die schon nicht „gemeinverständlich“ sind. Leibniz erdachte für dieses Problem seine Idee der prästabilirten Harmonie. Vor einer solchen Idee steht die „Zeitzeit“ mit ihrer „gemeinverständlichen“ Bildung wie etwa die Kurden vor den Resten eines griechischen Tempels.

Doch lehren wir einen Augenblick zur Hegelschen Lehre zurück. Sie wollte doch niemals behaupten, daß die Macht des Geistes über den Zufall eine stetige unmittelbare sei. Denn damit hätte sie die Herrschaft des Geistes zu einem physischen Gesetz gemacht. Davon war keine andere Lehre so weit entfernt. Nur aus der Energie der Freiheit erwächst die Uebermacht des Geistes, aber nur im Dienst des Geistes kann die Freiheit dauernde Bildungen hervorbringen. Ueber die Werke und Anlagen des Geistes kann sich durch die mangelnde Energie der Freiheit oder durch ihre Lenkung in falsche Bahnen tragische Zerstörung, oder Mißbildung, Entartung ergießen. Aber das Bedürfniß des wahren und ewig Dauerhaften wird, solange die natürlichen Kräfte lebendig sind, immer wieder hervorbrecen. Tausend Jahr sind vor Dir wie ein Tag!

Demnach sind verschiedene Urtheile möglich, wenn eine geschichtliche Erscheinung in voller Kraft des Wirkens dem Untergang verfällt. Die

unterliegende Persönlichkeit oder Partei kann die Theilerscheinung einer allgemeinen, in voller Stärke dahinströmenden Kraft sein. Ein solcher Untergang ist nur individuell tragisch, wie Scharnhorsts Tod in einem unvollendeten, mit dem höchsten Aufwand von Intelligenz und Begeisterung begonnenen Kampf. Das Gegenstück dazu ist, wenn der Unterliegende eine vereinsamte Richtung repräsentirt; auch dies ist nur individuell tragisch. Es giebt aber allerdings weltgeschichtliche Momente, wo Grad und Richtung der individuellen Energie ausschlaggebende Bedeutung erhalten. Wenn diese Momente sehr selten auftreten, so sind sie doch nicht wegzuleugnen. Sie ergeben sich dann, wenn sich verschiedene Kräfte in gleicher Stärke gegenüber stehen, die wohl Ziele haben, deren Folgen und Ausgang sie aber nicht ermessen. Hier erscheint zuweilen das Schauspiel eines überlegenen Geistes, der über dem Chaos schwebt, die Kräfte ordnet und ihnen eine dauernde Richtung anweist. Aber es erscheinen auch andere Schauspiele. Das Chaos, das Wechselspiel unklarer Kräfte kann lange verzehrend und verderblich fort dauern. Es ist nur eine Art dieses Falles, wenn eine machtvolle, aber einseitige und verkehrte Persönlichkeit einseitigen Bestrebungen zum Siege verhilft und das Verhältniß der Kräfte auf unabsehbare Zeit verschiebt. Die Katastrophe des nationalen Kaiserthums im elften Jahrhundert dürfte einen solchen Fall aufweisen. Die Darstellung derselben mit ihren Vorbereitungen macht den Inhalt des siebenten Theiles der Ranke'schen Weltgeschichte aus. In der Einleitung zur deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation hat Ranke denselben Inhalt bereits in großen, eilenden Zügen umschrieben. Zwischen der jetzigen und der früheren Auffassung liegen 37 Jahre. Der Unterschied der beiden Auffassungen ist bemerklich und bemerkenswerth. Zwei Gründe mögen an diesem Unterschied theilhaben. Der eine mag wohl auf dem genaueren Studium der Epoche beruhen, der andere aber auf dem unausgesetzten Wachsthum der Sicherheit und Größe des historischen Blicks bei dem berufensten aller Erforscher der menschlichen Begebenheiten. In jener Einleitung beruht die Auffassung noch wesentlich auf der Darstellung des Lambert von Hersfeld. In der Weltgeschichte wird Lamberts Werk, was die Ausarbeitung betrifft, für die beste Leistung der annalistischen Historiographie des Mittelalters erklärt, aber zugleich für eine Partei-schrift. Ranke folgt nunmehr fast ausschließlich dem Fortsetzer der Chronik Hermanns von Reichenau, dem „zuverlässigeren Berthold“, wie er ihn nennt. Es ist erstaunlich, wie der divinatorische Blick ein Gemälde entstehen läßt von ebenso überzeugender Wahrscheinlichkeit, als historischer Größe.

Das eben Gesagte bezieht sich auf die eigentliche Regierung Heinrichs IV. Aber in den tragischen Ereignissen derselben geht eine langsam,

keimende Saat auf, deren Vorbereitung zunächst ins Auge zu fassen ist. Man muß sagen, daß Otto I. und seine Nachfolger einer wie der andere alles gethan haben, um das Papstthum zu einer universalen Weltstellung zu erziehen. Sie konnten diesen Veruf nur ausführen, indem sie ihr Uebergewicht behaupteten. So haben sie das Papstthum dem Einfluß der römischen Barone entrißen, deren Spielball es war. Sie haben die Papstwahl der Simonie, d. h. dem Tribut an die Faktionen durch weltliche Dienste, welche der Papst leisten sollte, entrißen, sie haben den päpstlichen Stuhl von unwürdigen Subjekten befreit und vor ihm bewahrt. Ottos zweiter Nachfolger, jener merkwürdige Otto III. drang dem Papstthum den universalen Veruf geradezu auf und erreichte dies sogar durch die Erhebung eines den regionalen Tendenzen der Geistlichkeit angehörigen Mannes auf den päpstlichen Stuhl. Aber dieser Mann, der berühmte Gerbert, war der gebildetste Geist seiner Zeit und hob durch den bloßen Eindruck dieser Bildung das Ansehen des päpstlichen Stuhles. Heinrich II. und nicht minder Konrad II. stützten sich wesentlich auf die Geistlichkeit, wenn auch nicht wesentlich durch die Vermittlung des Papstthums. Immer aber wußten sie das Uebergewicht der weltlichen Herrscherstellung zu behaupten. Mit Heinrich III., dem unmittelbaren Vorgänger Heinrichs IV., ist der oberflächlichen Gesichtskennntniß durch die Täuschung des äußern Anblicks ein seltsames Mißverständnis begegnet. Weil dieser Kaiser einmal auf einer Synode drei Päpste zugleich absetzen ließ, hat man ihn für das Urbild eines den Kaiserberuf mit höchstem Erfolg übenden Herrschers gehalten. Aber die Päpste, die er absetzte, waren elende Geschöpfe ohnmächtiger Faktionen. Er trat ihnen mit der Idee der Kirche selbst entgegen, vor der er eine bedenkliche Devotion zeigte. Soviel ich weiß, ist auch hier Ranke der; welcher, nicht zuerst, aber am vollkommensten, mit wenigen unerbittlichen Strichen das falsche Bild dieses Kaisers zerstört und ein innerlich wahrscheinliches, beinahe ganz überzeugendes an die Stelle setzt.

Die Kaiser, indem sie fortwährend die Reinigung des Papstthums zu ihrer Aufgabe machten, handelten als Schirmherren der Christenheit, aber nicht allein gleichsam aus dem Adel ihres Berufs heraus, sondern zugleich aus dem Zweck der Befestigung ihrer eigenen politischen Stellung, denn diese stützte sich auf den Universalismus der Religion, welchen diese wiederum nicht behaupten konnte, wenn sie in ihrem Mittelpunkt verunreinigt und entstellt wurde. Es lag nun im natürlichen Lauf der Dinge, daß das gereinigte, seiner Idee entsprechende Papstthum, jemehr es sich zu dieser Idee erhob, seinerseits nach dem obersten Richteramt greifen mußte. Aber es kam alles darauf an, wie dies geschehen würde, unter

welchen Bedingungen, mit welchen Hülfsmitteln und mit welchem Plan der Ausgestaltung. Hier liegt das große, gewaltige Problem der Epoche, und daß die Lösung verdorben wurde, ist zum tausendjährigen Schaden der Christenheit geworden, den zwar die mannigfaltigsten Gegenwirkungen eingeschränkt haben, der aber ein schier unausstilgliches Moment der Hemmung und Verwirrung in dem Fortgang der europäischen Entwicklung geblieben ist. So groß ist der weltgeschichtliche Moment, vor dem sich diese Betrachtung befindet. Zu seinem Verständniß eine unvergleichliche Anleitung gegeben zu haben, ist das letzte Verdienst unseres großen Geschichtschreibers. Wir suchen ihm dieses Verständniß zu entnehmen.

Die Abwehr gegen das Verderbniß des Papstthums und der Geistlichkeit hätte nichts fruchten können, wenn sie bloß von außen, bloß von den weltlichen Herrschern gekommen wäre. Aber die reinigende Tendenz erhob sich auch im Innern der Kirche. Weltflucht, Abschwörung der irdischen Verderbniß war ein unvermeidlicher Rettungsweg, gleichsam das sittliche Komplement einer Zeit, welche die ungeheure Arbeit noch nicht vollbracht hatte, dem Geist den sittlichen Schwerpunkt in sich selbst zu geben. Im ersten Jahrhundert fand die asketische Tendenz einen Mittelpunkt in dem bereits im vorigen Jahrhundert gegründeten Kloster von Cluny. Dasselbe war die Stiftung eines frommen Laien, der, um den heiligen Zweck der Stiftung völlig zu sichern, der Körperschaft, welche deren Träger wurde, die Bestimmung zutheilte, von keiner geistlichen noch weltlichen Obrigkeit abzuhängen, selbst nicht vom Papst, unter dessen Schutz sie zwar stehen, im übrigen aber sich selbst regieren sollte. Mit der asketischen Tendenz der Stiftung vereinigte sich eine ernstlich wissenschaftliche, und auf dieser Vereinigung beruhte der bald steigende moralische Einfluß der Korporation. Wie man sieht, war der Gedanke des Stifters auf einen rein geistlichen Zweck und keineswegs auf einen geistlich-weltlichen gerichtet. Damit in diesem ersteren Zweck die Korporation durch keine Macht gestört werden könnte, hatte ihr der Stifter eine Unabhängigkeit gefordert, welche eine Neuerung war, der sich aber niemand widersetzte. Bald machte sich indeß der Geist von Cluny in der ganzen Kirche, zunächst in der westfränkischen geltend. Die Unabhängigkeit, die den Mönchen von Cluny zu Theil geworden war, verlangte der Geist dieses Klosters bald für die gesammte Geistlichkeit, und bald verlangte er dieselbe nicht bloß als ein Gut für die Geistlichkeit, sondern erheischte sie auch von der Geistlichkeit als eine Pflicht, nach der sie zu streben habe. Man erkennt bald die bedeutende Tragweite dieser Forderung. Zunächst aber entspringt dieselbe lediglich dem Zweck der Reinhaltung des geistlichen Amtes, dem Zweck der Befreiung desselben von der Verflechtung

mit weltlichen Dingen und daher der Nichtunterwerfung unter weltliche Obrigkeiten. Der Geist von Cluny ist im Anfang ein Geist der Abwehr, nicht der Eroberung. Aus der Abwehr des weltlichen Sinnes von der Geistlichkeit entspringt auch die Forderung, daß dieselbe allein dem römischen Stuhle unterworfen sein soll, aber um so nothwendiger war es, den römischen Stuhl selbst von der weltlichen Uebermacht und ihren zum Theil unreinen Einflüssen frei zu machen. Bisher hatten die frommen Tendenzen der Geistlichkeit den Schutz gegen die unreinen Einflüsse der römischen Lokalgewalten bei den Kaisern gefunden; daraus wäre mit der Zeit vielleicht ein dauernder Schutz gegen die Verderbniß des geistlichen Wesens, aber auch eine dauernde Befestigung seiner Abhängigkeit von der höchsten weltlichen Macht entstanden. Gegen diese Folge wehrte sich der Geist von Cluny durch die Person des bedeutendsten Zögling, den dieses Kloster je gehabt hat und der von der bescheidenen Stellung eines päpstlichen Kaplans oder Hausgeistlichen, die er anfangs eingenommen, von Stufe zu Stufe in der römischen Hierarchie emporstieg; der längst hätte Papst sein können, ehe er es der Form nach wurde; der längst Papst war, als er die Insignien der Würde empfing. Sein Werk war das unter Nikolaus II. festgesetzte, anfangs noch der Zustimmung des Klerus bedürftende Recht der Kardinalbischöfe zur Wahl der Päpste. Kein Anderer als Hildebrand, nachmals Gregor VII. ist es gewesen, welcher den Geist von Cluny aus einem Geist der Unabhängigkeit zum Zweck der ungestörten Hingabe an ein rein geistliches Leben verwandelt hat in den Geist der Eroberung der ganzen Kirche, der Lösung derselben aus allen weltlichen Banden und, da die Kirche nicht kann, was einzelne Orden wohl könnten, in völliger Trennung von der Welt bestehen, in den Geist der Beherrschung aller weltlichen Obrigkeiten. Darin liegt die weltgeschichtliche Bedeutung dieser Persönlichkeit. Damit dieser zum Schöpfer einer Hierarchie, wie vielleicht nie ein Sterblicher, berufene Papst an sein Ziel gelangen oder vielmehr, da anfangen, nicht vollenden, das Werk aller großen Sterblichen ist, eine nachhaltige Wirkung auf ein menschliches Jahrtausend üben konnte, dazu mußte ihm die innere Lage des deutschen Reiches zu Hülfe kommen, um dessen Unterwerfung unter den hierarchischen Gedanken oder um dessen Brechung in seiner zugleich nationalen und unversaten, selbst über die Kirche übergreifenden Stellung es sich nun vor allen Dingen handelte.

Aber nicht bloß die innere Lage des deutschen Reiches, auch die äußere Lage Italiens kam dem Papst zu Hülfe. Denn nicht bloß gegen die italienischen und römischen Lokalgewalten, auch gegen die Kaiser von Byzanz, welche niemals ihre Ansprüche auf Rom aufgegeben hatten, welche in Unteritalien immer von neuem Fuß faßten und um die Be-



herrschaftung dieses Landes mit den Sarazenen stritten, endlich gegen die schlimmsten Feinde, die Sarazenen selbst hatten die Päpste bei den Kaisern Schutz suchen müssen. Diese Verhältnisse änderten sich mit einem Schlage, als die normannische Herrschaft in Unteritalien begründet wurde und als das anfangs dem Papstthum feindliche Verhalten derselben durch die Klugheit der päpstlichen Politik in ein freundschaftliches Vasallenverhältniß, wobei der Papst der Lehnsherr der normannischen Herzoge wurde, sich verwandelte. Nun bedurfte der Papst des Kaisers nicht mehr, aber er hatte ihn noch zu fürchten, wenn der Kaiser seine Herrschaftsansprüche in Oberitalien und seine Schutzrechte in Rom behaupten konnte, die dieser nicht aufgeben durfte.

In dieser verstärkten Stellung des Papstthums konnte es den Conflict mit dem Kaiser aufnehmen. Aber den mächtigsten Hebel fand es in der inneren Lage des Reiches selbst. Denn hier war der Zeitpunkt gekommen, wo die Frage entschieden werden mußte, ob das nationale Kaiserthum sich zur Monarchie durchbilden könne, oder ob die Regierung des Reiches einer Aristokratie der Fürsten anheimfallen solle, welche sich des Kaiserthums als eines Schmuckes und Werkzeuges bediente. Die alten Stammesherzogthümer waren längst aufgelöst, aber die großen Vasallen, wenn auch Gesöpfe der Kaiser, strebten immer wieder nach Selbstständigkeit und waren durchaus nicht gewillt, sich einer kaiserlichen Autorität mit permanent durchgreifender Gewalt zu unterwerfen. Die eigentlichen Werkzeuge der Kaiser waren die Bischöfe, weil deren Lehen keine erblichen sein konnten. Um die kleineren Vasallen nicht in die ausschließliche Abhängigkeit von den großen gerathen zu lassen und damit gegen die letzteren fast alle Widerstandsmittel einzubüßen, hatte Konrad II. alle Lehen für erblich erklärt. Aber dies war die ungeheure Konstellation, welche jetzt feindlich auf das Kaiserthum einbrang: die Unbotmäßigkeit der Vasallen, welche freilich das Kaiserthum nicht ganz fallen lassen durften, um die nationale Einheit nicht zu verlieren, auf der einen Seite, der Angriff des Papstthums auf der andern Seite, welches Anstalt machte, den Kaisern die Besetzung der Bischofsstühle zu entreißen. Dieser feindlichen Koalition hat das Kaiserthum einen ebenbürtigen und ehrenvollen Widerstand geleistet, vor allem dem ersten Anbrang derselben durch die Persönlichkeit Heinrichs IV. Im ganzen aber wird das Uebergewicht der Konstellation schon unter diesem Kaiser entschieden, weil sich zeigte, daß er es nicht brechen konnte. Darin, daß die Brechung der Konstellation durch die Unterwerfung wenigstens eines ihrer Glieder unmöglich gewesen war, lag der Keim, daß sie sich immer wieder erneuerte. So ist die nationale Bedeutung des Kaiserthums zwischen den Angriffen

der Vasallen und der Päpste allmählich zu Grunde gegangen. Dasselbe hat sich in eine europäische Ehrenstellung verwandelt, deren Träger ihren Machtkern außerhalb Deutschland finden mußten und, ohne durchgreifenden Einfluß auf das Reich, nur aus den mannigfaltigen Ansprüchen und dem moralischen Gewicht, die aus jener Ehrenstellung flossen, allerlei Vortheile zu ziehen suchten. Die Verfassung des Reiches wurde eine ständisch-aristokratische unter verwaltendem Einfluß des Papstthums und ungebührlicher Einmischung desselben in alle deutschen Angelegenheiten bis zur schamlosen finanziellen Ausbeutung.

Es war also eine übermächtige Konstellation, der das Kaisertum erlag, und hierin könnte man eine weltgeschichtliche Nothwendigkeit sehen.

So tragisch auch der Zufall auf die lange, schmerzvolle und stürmische Laufbahn Heinrich IV. unermüdet, wie von feindlicher Schicksalshand geleitet, eingewirkt hat, so haben doch alle diese Einwirkungen nichts entschieden. Vielmehr zeigt sich an dieser Laufbahn, wie ohnmächtig der Zufall ist. Nicht daß der zwölfjährige Knabe von den Häuptern einer feindlichen Partei geraubt wird, vermag ihn abzubringen von der Erkenntniß seines Berufs, oder seine Kraft zu brechen. Mit erstaunlicher Sicherheit geht dieses halbe Kind seinen Weg, dieser Kaiser, der funfzehnjährig die schwerste Krone zu tragen genöthigt ward. Uner schöpfl ich ist die Tücke des Zufalls. Er findet starke, hochbefähigte Freunde, um sie jedesmal im kritischen Augenblick zu verlieren. So Adalbert von Bremen, Gottfried von Lothringen. Aber nichts vermag die ebenso uner schöpfl iche Widerstandskraft dieser wahren Herrschernatur zu brechen. Wenn nun trotz alledem dieser Kaiser erlag, so muß man darin die Uebermacht der feindlichen Konstellation erblicken. Aber in dieser Konstellation selbst darf man nicht eine weltgeschichtliche Nothwendigkeit erkennen. Die geistig beschränkten, nur dem unmittelbaren Erhaltungstrieb folgenden Kräfte, die sie bildeten, wie die deutschen Vasallen und alle Mitspieler zweiten Ranges in diesem wildbewegten Drama, waren nur die Mittel, aber nicht die Urheber der Entscheidung. Dieser Urheber, der Leiter, der die Konstellation ausbeutete, war der Papst, und hier greift in den weltgeschichtlichen Moment das Mysterium der menschlichen Freiheit ein. Dieser Papst war nicht das Werkzeug einer weltgeschichtlichen Nothwendigkeit, sondern der Verderber ihrer Mittel, was geschehen kann, weil jene Nothwendigkeit eben keine physische, sondern durch die Freiheit vermittelt ist. Wir stehen hier vor dem Kern der Persönlichkeit Hildebrands.

Dieser Persönlichkeit ist das Schicksal unmäßiger Ueberschätzung zu Theil geworden, eine Thatsache, die sich übrigens leicht erklärt. Denn es ist ein Rettungsmittel der Menschen, um sich die Selbstachtung zu be-

wahren, ein Mittel zu dem allerdings nur die Schwäche greift, sich den, der uns furchtbar geschädigt hat, groß und gewaltig vorzustellen. So wurde Hildebrand weit über das ihm zukommende Maß hinaus zu einer Figur von innerer Kraft gemacht, schon als man vor dem Verderben, das von ihm ausgegangen, sich allseitig kreuzte und segnete. Dann aber mußte noch der ohne Tiefe nach Tiefe strebende und daher gewöhnlich verschrobene Guizot kommen und aus Hildebrand den Retter der moralischen Kultur des Mittelalters machen, was natürlich die ultramontane, moderne Apologie sich bestens zu Nutzen gemacht hat. Wer den Sinn für das Walten der historischen Kräfte, für die Bedingungen und Grenzen ihres Wirkens besitzt, der wird mit innerer Freude sehen, wie Ranke mit leichter und sicherer Hand den falschen Nimbus von der Gestalt Hildebrands abstreift. Er sagt: „In den Rundgebungen Gregors VII. vermischt man religiösen Tiefinn. Im höchsten Grade aber muß man ihm politische Umsicht, gepaart mit hierarchischem Selbstgefühl zuschreiben.“ — — „Den größten Hierarchen nenne ich Gregor nicht etwa wegen der Tiefe seiner Gesinnungen. Ich finde nichts Prophetisches, keine über die momentanen Beziehungen hinausgehende Religion in ihm. Seine Ideen sind keine anderen, als die in seiner Klosterdisziplin eingefogenen. Allein er trägt sie in tiefer Seele in sich.“ Man darf hier nicht daran Anstoß nehmen, daß dem Papst nach einander die Tiefe abgesprochen und zugesprochen zu werden scheint. Dieser Papst war von seinen Ideen ganz und zäh erfüllt, darum trug er sie in tiefer Seele. Aber er war kein tiefer Geist, vor allem kein schöpferischer Geist, darum fehlte ihm die wahre Tiefe der Gesinnungen.

Worauf beruhen nun die ungeheuren Wirkungen, die von diesem Papst ausgegangen sind? Er half einer einseitigen und gefälschten Idee zum Sieg. Er vermochte das, weil er ein angeborenes Talent für die weltlichen Geschäfte besaß und in einer Zeit anarchischen Gegeneinanderstrebens der weltlichen Kräfte, die, des klaren sittlichen Leitsternes entbehrend, zwischen Unterwerfung unter eine unerkaunte höhere Gewalt und zwischen heftigen Eigenwillen schwankten, die unentbehrliche geistliche Autorität zur Zerrüttung der weltlichen Kräfte benutzte. Die positive Seite seiner Thätigkeit ist die Fälschung des christlichen Ideals. In ihrer Ohnmacht, die sittliche Verwirrung selbst zu lösen, fühlte die Mehrzahl der Menschen in der damaligen Zeit das Bedürfnis, in dem Geistlichen ein höheres Wesen zu haben. Dieses Bedürfnis beutete Gregor aus und stützte auf dasselbe seine Forderung des Cölibates und der Unabhängigkeit der Geistlichen von aller weltlichen Gewalt, woraus bald die Forderung wurde, die klerikale Gewalt zur Grundlage des gesamten menschlichen Daseins

zu machen. Gregor ist der Urheber der großen Füge des Mittelalters, daß das Göttliche von irdischen Gefäßen völlig Besitz nehmen und rein in ihnen wohnen und walten könne und daß diese Gefäße zur Aufnahme des Göttlichen durch die Verleugnung der Forderung einer versittlichten Natur bereit gemacht werden müßten. Die Zerreißung der Christenheit in einen geistlichen und weltlichen, in einen heiligen und unheiligen Stand ist Gregors Werk durch die Schroffheit, mit der er die ganze Laienordnung von jeder andern, als einer passiven und gehorchenden Theilnahme an der Vollbringung des Göttlichen ausschloß.

Legt man sich die Frage vor, ob dies der einzige Weg war, das geistliche Moment im damaligen Leben vor der Unterwerfung und Zerrüttung durch das weltliche zu bewahren, so muß man diese Frage, die von Guizot und nach ihm von ultramontanen Apologeten bejaht worden ist, entschieden verneinen. Eine geistvolle und sittlich tiefe Persönlichkeit hätte in der damaligen Zeit überall die Spuren finden und verfolgen können, welche zu einem Einvernehmen der gereinigten geistlichen Gewalt mit dem Kaisertum führen mußten. Denn das Kaisertum konnte selbst die Kirche nicht entarten lassen und es hatte gegenüber der Anarchie der weltlichen Vasallen das stärkste Bedürfnis, sich an die geistliche Macht anzulehnen. Der Bund mit der unheiligen Selbstsucht der Vasallen war das Werk untergeordneter Klugheit: nicht das Werk einer dämonischen Größe in dem Sinne, welchen man diesem Wort beigelegt hat, sondern einer satanischen Schlaueit, wie Petrus Damiani bereits Gregor als den heiligen Satanus bezeichnet hat.

Bei der Ueberschätzung dieser Persönlichkeit wirkt eine Verwechslung mit, wie sie der weitverbreiteten Halbbildung unserer Zeit begegnen kann. Man verwechselt Fanatismus mit Idealismus, die in Wahrheit sich ausschließen. Der Idealismus ist großherzig, der Fanatismus engherzig. Der Idealismus ist liebevoll und gerecht, der Fanatismus hart und verfolgungsfüchtig, weit über das Maß der Schuld. Der Idealismus ist hellsehend, der Fanatismus blind. Der Idealismus ist reinen Herzens, der Fanatismus nicht in allen, aber bei weitem in den meisten Fällen hegt das Unreine, wenn es nicht gerade seiner Idee widerspricht, aber selbst dieses Unreine kann er hegen und sich hinter die Heuchlermaske flüchten, weil es ihm nur auf den äußern Sieg seiner Idee ankommt. Käme es ihm auf die Innerlichkeit an, so müßte er sie frei machen; ohne Freiheit giebt es keine wahre Innerlichkeit. Die groteske Annahme Gregors, daß die päpstliche Gewalt über die Seelen sich auf das Diesseits und Jenseits erstrecke, ist ein Grundstein der hierarchischen Doctrin geblieben. Gregor starb im Exil unter dem Schutze der Normannen vor der Gewalt seines kaiserlichen Gegners, der sich selbst Rom bemächtigt

hatte und dort lange zu behaupten mußte. Wenn sonach Gregor den äußern Sieg seines Systems nicht erlebt hat, so hat dasselbe doch mit der Zeit triumphirt. Das Band zwischen dem Papstthum und der vasallischen Anarchie, die wir heute Revolution nennen würden, welches Gregor geschlungen, war ebenso elastisch als unzerreißbar.

Sollen wir noch einen Blick werfen auf die tragische Gestalt Heinrichs IV.? So anziehend es wäre, müssen wir uns versagen, den stürmischen Wechsel der Ereignisse seiner Laufbahn an Rankes Hand zu verfolgen. Der zahllosen Verläumdungen, welche die klerikale Lüge, der Klostersehboden, anstatt der späteren Presse, sich bedienen, gewoben hat, thut der große Geschichtsschreiber nicht einmal Erwähnung. Bei Gregor weist er die mißgünstige Legende ausdrücklich zurück, aber nur um der Vornehmheit der Geschichtsschreibung willen. Es ist dabei ein Unterschied. Das Schlimme, das von Heinrich gesagt worden, ist absolut unvereinbar mit seinen Thaten und Wirkungen. Das Schlimme, das von Gregor gesagt worden, entspricht seinen Thaten. Gleichwohl verlangt die Würde der Geschichtsschreibung, das Unbeglaubigte zurückzuweisen und in allen unsicheren Fällen der vornehmen Deutung den Vorzug zu geben.

Zwei Punkte nur aus Heinrichs Laufbahn wollen wir noch erwähnen. Zuerst die weltberühmte Scene von Canossa. Sie hat sich der Volkspheantasie tief eingepreßt als das schreiendste Beispiel entarteter Priesterhärte gegenüber einem seine Uebereilung zurücknehmenden kaiserlichen Jüngling. Man hat diesen Eindruck verwischen wollen durch die Bemerkung, daß nicht ein reuiger Monarch einem übermüthigen Priester gegenüber gestanden habe, sondern ein leidenschaftlicher Politiker einem zähen, wobei der Erste dem Zweiten einen erlangten Vortheil leichten Kaufs entreißen wollte. Wenn dies so gewesen wäre, so bliebe der Eindruck der Scene auf das Volk doch der richtige. Denn der Priester mußte mit der kirchlichen Buße zufrieden sein. Er überschritt alle Grenzen seines Rechts, wenn er dem Unterwürfigen die Lösung durch die Härte der Buße unmöglich zu machen suchte, um nicht etwa dem Himmel genug zu thun, sondern um sich einen Vortheil anmaßlicher Herrschsucht nicht entgehen zu lassen. Allein Rankes Ansicht scheint zu sein, daß der die Phantasie erregende Eindruck dieser Scene auf der legendarischen Ausschmückung beruht. Hier finde ich eine Lücke unserer Kenntniß. Die Wirkung der Absolution war insofern, wie Ranke selbst bemerkt, gleich null, als die empörten Vasallen sie nicht beachteten. Allein der Papst ließ Jahre vergehen, ehe er den Kampf gegen den Kaiser wieder aufnahm, und that es erst, als er die Sache desselben verloren glaubte. Man wird versucht zu vermuten, daß er von der Persönlichkeit des Kaisers einen starken Eindruck empfangen

hatte sowohl in Bezug auf die geistige Kraft als selbst auf die Möglichkeit eines Einverständnisses. Der Papst hat sich lange Zeit gelassen zur Wahl zwischen dem Kaiser und den Vasallen. Dies deutet darauf, daß der Papst recht gut einen andern Weg gesehen hat, als den, welchen er schließlich eingeschlagen\*).

Ganz kurz berühren wir noch den zweiten Punkt, das Verhältniß Heinrichs zu seinem Sohn und Nachfolger. Unter allen Geschicken des unermülich kämpfenden Dulders ist dies das grausamste, daß er auf dem endlich erreichten Punkt des Gelingens die Macht der Feinde unter der Führung des eigenen Sohnes siegreich emporsteigen sehen muß. Ranke, vermöge des von mir öfters hervorgehobenen horror vacui, hat auch hier eine Erklärung, die zur Entschuldigung wird. Er meint, Heinrich V. habe fürchten müssen, durch das Festhalten an der Sache des exkommunizirten Vaters um das königliche Erbe zu kommen. Aber war diese Befürchtung unabweisbar, als der Vater auf der Höhe des thatsächlichen Erfolges stand? Und was muß man gegenüber einem Sohn empfinden, der aus Rücksicht auf seinen Vortheil die gerechte Sache des heldenmüthigsten Vaters verläßt, und nicht nur verläßt, sondern sich an die Spitze der Feinde desselben stellt? Die Volksfage, welche Heinrich IV. unter dem von Geistern geschwungenen Geläut der Kaiserglocke, Heinrich V. unter dem Geläut des Armin-Sünderglöckleins sterben läßt, hat auch hier die wahre menschliche Empfindung ausgedrückt.

Es ist die letzte That unseres großen Geschichtschreibers gewesen, daß er uns das Nervengeflecht vielleicht der erschütterndsten und folgenreichsten Begebenheit unserer Geschichte vor Augen gelegt. Die Deutschen werden es ihm danken, so lange sie eine Geschichte haben und das Verständniß ihrer Geschichte suchen.

Constantin Rößler.

\*) Es sei dem Redacteur dieser Blätter als Historiker hier ausnahmsweise gestattet, in einer wissenschaftlichen Frage seine abweichende Ansicht auszusprechen. Ich halte es für völlig bewiesen, daß der „leidenschaftliche“ Heinrich IV. durch die Buße von Canossa den „zähen“ Gregor moralisch zu seiner Absolvierung gezwungen und insofern durch seine Demüthigung politisch einen Sieg über ihn erkochten hat. Eine Lücke in unserer Kenntniß sehe ich hier nicht. Der unermessliche Vortheil, den Heinrich durch seine Buße erlangte und von dem ich nicht recht verstehe, wie Ranke ihn übersehen konnte, war die Vereitelung des Tages von Augsburg, die Sprengung des kaiserlich-päpstlichen Bündnisses. Delbrück.

# Die Entwicklung der Geometrie\*).

Von

Rud. Sturm.

— — Die Geometrie, das ist die Wissenschaft vom Raume und seinen Eigenschaften, ist bekanntlich eine der ältesten Wissenschaften. Von den Aegyptern haben die Griechen einige meist induktiv gefundene geometrische Kenntnisse erhalten; wissenschaftlich entwickelt wurde sie durch die Schulen von Pythagoras und Plato. Euclid, der um 300 v. Chr. lebte, faßte sie zu einem straffen System zusammen. Ihre höchsten Triumphe feierte die griechische Geometrie in Archimedes (der bekanntlich im Jahre 212 bei der Belagerung von Syracus starb) und dem etwas jüngeren Apollonius von Pergä. Nachher beginnt schon der Verfall mit einer kurzen Nachblüthe durch Pappus von Alexandrien 300 n. Chr.

Bei der Beurtheilung der Griechen ist immer zu berücksichtigen, wie unvollständig ihre mathematische Literatur auf uns gekommen ist. Ein Bild geben die Werke von Apollonius. Nach den Mittheilungen Anderer muß er 8 bis 9 Schriften verfaßt haben; erhalten sind nur zwei: seine Schrift über die Kegelschnitte und eine kleinere Schrift. Erstere ist ein Gipfelpunkt griechischer Leistung; sie zeigt uns, wie außerordentlich weit die griechischen Geometer im Gebiet der Kegelschnitte gekommen sind. Auch von dieser Schrift sind uns nur vier Bücher in der Originalsprache, drei weitere in arabischer Uebersetzung erhalten, das achte ist verloren; auch die andere Schrift haben wir nur arabisch.

Die bedeutendste Schrift von Euclid, die auf eigenen Forschungen beruht, und in welcher nach Andeutungen anderer Schriftsteller sich schon Vieles befunden haben muß, was erst in unsern Tagen zur Geltung gekommen ist, seine Porismen sind ebenfalls verloren.

Die Vorzüge der griechischen Geometrie sind bekannt; jeder bewundert die Klarheit und Bestimmtheit ihrer Begriffe, die strenge Consequenz in

\*) Rectoratsrede, gehalten in Münster am 15. October 1886.

der Verbindung derselben, die Einfachheit der Darstellung. Aber neben diesen Vorzügen stehen bedeutende Mängel. Es fehlen den Griechen allgemeine Principien. Sie zersplittern die Sätze und Probleme sehr oft in zahlreiche Fälle und versuchen nicht, die Uebergänge von einem Fall zum andern zu studiren, die Figuren überhaupt in Fluß und Bewegung zu bringen: ihre Geometrie ist starr. Sie verstehen es wunderbar, auf schmalen Wege sich durch alle Hindernisse hindurch zu arbeiten; hingegen weniger, auf die Höhe zu steigen und von einem Punkte aus ein ganzes Gebiet zu überschauen.

Ganz ohne allgemeine Methoden sind sie wohl nicht gewesen, doch legen sie wenig Werth auf deren schriftliche Mittheilung. Sie sind mehr bemüht, zu überzeugen, als die Wege der Forschung zu weisen. Sie haben auch nicht unsere Darstellungsmittel, vor allem nicht unsere heutige Algebra; ihre „geometrische Algebra“ ist ungefüge und arbeitet schwerfällig.

Wir Neuern leiten die Gesetze für reine Zahlen ab und übertragen sie dann ohne weiteres auf die geometrischen Größen; für die Griechen aber entsprach nicht jeder geometrischen Größe eine Zahl. In Euclid's Ausspruch: „Incommensurable Größen verhalten sich nicht wie Zahlen“, kommt dieser Gegensatz zum vollen Ausdruck. Den Griechen blieb die Zahlenreihe immer un stetig.

Die Römer, welche wir gewohnt sind, neben den Griechen zu nennen, sind hier wegen ihres merkwürdigen Mangels an mathematischer Begabung gar nicht zu erwähnen.

Wir müssen uns, statt nach dem Westen, nach dem fernem Osten wenden, um mathematische Leistungen zu finden neben denen der Griechen, zum alten Kulturvolk der Inder, deren Mathematik vielfach die griechische ergänzt, ihre Blüthezeit aber wesentlich später hat, um das siebente Jahrhundert n. Chr., wo der bedeutendste indische Mathematiker Brahmegupta lebte. Den Indern fiel die Aufgabe zu, die reine Arithmetik im selbständigen Interesse zu entwickeln; aus Indien stammt die geistvolle und — obwohl wir uns der Wohlthat gar nicht mehr bewußt werden — wohlthätige Erfindung, alle Zahlen mit 10 Ziffern auszudrücken, insbesondere die Einführung der Null zur Ausfüllung leerer Stellen.

Die Scheidewand zwischen Zahl und geometrischer Größe, welche die Griechen in übergroßer Besonnenheit errichtet, haben die Inder nicht gekannt; ohne die Klust zu ahnen, sind sie von der un stetigen zur stetigen Zahlenreihe übergegangen. Sie begründeten unsere heutige Algebra und übertragen sie in einer der unsern ähnlichen Weise auf Geometrie.

Ihre Geometrie freilich steht hinter der der Griechen zurück. Sie



haben nicht das systematische Gebäude von Definitionen, Axiomen, Lehrensätzen, wie diese; ihre Beweise aber sind dafür meistens von einer überraschenden Anschaulichkeit.

Die Vermittlung zwischen Griechen und Indern übernehmen die Araber, jenes merkwürdige Volk, welches, eben noch barbarisch, im Fluge den ersten Rang in Wissenschaft und Kunst erobert.

Im achten und neunten Jahrhundert beginnt bei ihnen eine gewaltige Uebersetzungsthätigkeit, zuerst indischer, dann griechischer mathematischer Werke. In größerem Ansehen standen wohl die Griechen; trotzdem trägt die Mathematik der Araber doch mehr den Charakter indischer Wissenschaft, und die eigenen Leistungen der Araber, welche in der weiteren Ausbildung der Algebra und Trigonometrie bestehen, liegen nach jener Seite hin. In der späteren Zeit freilich schien es, als ob durch den überfluthenden größeren griechischen Strom auch die Algebra wieder in die beschränktere geometrische Algebra der Griechen zurückgeführt werden sollte.

Da aber erlahmte schon der Geistesaufschwung der muhamedanischen Welt, und das neue Europa beginnt seine wissenschaftliche Laufbahn.

Seit den Kreuzzügen eilte der Wissensdurst der Occidentalen begierig zu den Schätzen des Orients; und im zwölften Jahrhundert wiederholt sich bei ihnen, was wir eben bei den Arabern gesehen. Diese selbst und ihre Uebersetzungen der Griechen werden ins Lateinische übertragen und die Kenntniß der indisch-arabischen Arithmetik und Algebra gelangt ins Abendland, vor allem durch die Bemühungen Leonardo Fibonacci's aus Pisa, des namhaftesten Mathematikers des christlichen Mittelalters, der zur Zeit Friedrichs II., des vorurtheilslosesten der alten Kaiser, lebte und von ihm sehr geschätzt wurde.

Die eigene freie Arbeit beginnt jedoch erst mit Anbruch der Neuzeit und erstreckt sich bis 1600 allein auf Algebra; insbesondere wird in Deutschland die algebraische Zeichensprache ausgebildet. Die formvollendeten Leistungen der griechischen Geometer dagegen flöhten auch den Europäern zu viel Ehrfurcht ein; man studirte, commentirte sie mit unendlichem Fleiß, übersetzte sie späterhin auch aus den Originalen, soweit diese bekannt wurden; aber man kam mehr und mehr zu der Ansicht, nicht mit ihnen wetteifern zu können.

Den indisch-arabischen Charakter, den in der Renaissancezeit die Mathematik trug, hat sie auch in der Hauptsache behalten.

Mit dem siebenzehnten Jahrhundert treten wir in die Epoche des großen Aufschwungs der Mathematik und der exakten Naturwissenschaft.

Es ist das „mathematische Jahrhundert“, in dem Galilei, Kepler,

Descartes, Pascal, Huygens, Leibniz, Newton lebten, -- Männer von unvergänglichem Namen.

In dieses Jahrhundert fallen zwei die ganze Mathematik umgestaltende Ereignisse: die Begründung der analytischen Geometrie durch Descartes und die Erfindung der Differential- und Integralrechnung durch Leibniz und Newton.

Descartes benutzte in seiner 1637 erschienenen *Géométrie* einen den Griechen nicht unbekanntem Begriff, den aber er erst zur vollen Geltung brachte, indem er auf ihn die neue Algebra anwandte; ich meine die Coordinaten eines Punktes.

Das sind -- wenn wir mit Descartes uns auf planimetrische Betrachtungen beschränken -- in ihrer einfachsten Form die mit Vorzeichen behafteten Entfernungen des Punktes von zwei zu einander senkrechten festen Geraden der Ebene. Jede zwei beliebige Entfernungen bestimmen, als Coordinaten aufgefaßt, einen Punkt. Soll derselbe aber auf einer auch ihrer Lage nach festen Curve liegen, so besteht zwischen seinen beiden Coordinaten eine Beziehung. Für einen festen Kreis z. B. findet man diese Beziehung, indem man, mit Hilfe des pythagoräischen Lehrsatzes, das Quadrat der Entfernung vom Mittelpunkt nach irgend einem Punkte der Peripherie durch deren 4 Coordinaten ausdrückt und den Ausdruck gleich dem Quadrate des Radius setzt. Die gewonnene Beziehung -- wir nennen sie die Gleichung des gegebenen Kreises -- ist dann für die Coordinaten jedes Punktes der Peripherie desselben richtig, und nur für solche Punkte. Ähnlich erhalten wir eine Gleichung für jede ebene Curve, welche nach einem mathematisch formulirbaren Gesetze entsteht, und jede Gleichung zwischen Coordinaten giebt eine Curve.

An Stelle der Curven also treten ihre Gleichungen, und mit diesen wird operirt, nicht mit den Curven selbst. Man ist damit in Besitz einer mächtigen Methode gelangt; man konnte nun, nach der Gestalt der Gleichungen, die Curven in Gattungen und Ordnungen einteilen und allgemeine Sätze finden, für alle Curven derselben Gattung oder Ordnung geltend. Die Griechen kannten außer den Kegelschnitten nur wenige, mehr zufällig entdeckte Curven; jetzt ergab sich eine unübersehbare Fülle derselben; und, indem die Gestalt der Gleichung maßgebend war, konnte man systematisch von den einfacheren zu den schwierigeren aufsteigen.

Ein wichtiges Problem der Curvenlehre, nämlich Tangenten an eine gegebene Curve zu ziehen, nöthigte nun, unendlich kleine Veränderungen ins Auge zu fassen, woran sich die Griechen nie gewagt hatten; und namentlich war es dabei von Werth, die Beziehung zu betrachten zwischen den gleichzeitigen unendlich kleinen Veränderungen zweier variablen Größen,

welche in einem Abhängigkeits-Verhältniß von einander stehen, wie z. B. die beiden Coordinaten eines eine Curve durchlaufenden Punktes durch die Curvengleichung.

Dieser Gedanke führte in den achtziger Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts zu der Differentialrechnung und ihrer Umkehrung, der Integralrechnung. Wir befinden uns jetzt gerade in den Säcularjahren des Erscheinens der wichtigen einschlägigen Schriften.

Insofern die Geometrie des Begriffs des unendlich Kleinen und der aus ihm folgenden Vorstellungen sich auch bemächtigt hat, hat sie reichen Gewinn davongetragen. Aber die Kräfte der Nachfolger von Leibnitz und Newton, der Bernoulli, Euler, d'Alembert, Lagrange, Laplace wurden zunächst vollständig in Anspruch genommen durch die Ausbildung des neuen Calculs selbst, sowie durch seine Anwendung auf die Mechanik, zu der ein guter Genius die Mathematiker sofort leitete, — unsere heutige hoch entwickelte Technik dankt es ihnen. Darüber wurde im vorigen Jahrhundert die Geometrie sehr vernachlässigt; insbesondere die reine oder synthetische Geometrie, welche, im Gegensatz zur analytischen, mit den Figuren selbst operirt, fast verachtet. Der große Euler (1707—1783) freilich, der alle Gebiete der reinen und angewandten Mathematik in gleicher Weise beherrschte und eine nie erreichte Productionskraft besaß, hat, insbesondere durch Untersuchungen über die Oberflächen und über die Polyeder, auch die Geometrie gefördert. —

Dies ist die letzte Pause, welche die Geometrie in ihrer Entwicklung macht. Mit Ende des vorigen Jahrhunderts bricht die neue Zeit für unsere Wissenschaft an. Die großen modernen Geometer treten auf den Schauplatz: Monge, Poncelet, Gauß, Steiner, Möbius und Plücker, mathematische Genies, die unserer heutigen Geometrie ihr Gepräge gegeben haben, und in deren ideenreichen Werken wir Jüngerer unerschöpfliche Anregungen für neue Untersuchungen und Forschungen finden.

Diese Männer stehen uns auch durch die Zeit näher, und ich erlaube mir daher, außer über ihre wissenschaftlichen Leistungen, auch einiges über ihre Lebensschicksale mitzutheilen. Verläuft das Leben der Gelehrten auch meistens still und nach außen hin ereignißlos, so ist es doch immer interessant zu beobachten, wie der Genius oft in Umgebungen auftaucht, wo jede Tradition fehlt, und wie der Enthusiasmus ihn über alle Hindernisse hinwegführt.

Derjenige, welcher zuerst die Geometrie aus ihrer Vernachlässigung hervorhob, war Monge (geb. 1746, gest. 1818), dessen Leben ein nach außen hin vielfach bewegtes war. Er bekleidete während der ersten französischen Republik und unter Napoleon I. angesehenen Stellungen, war

Marineminiſter, Director der Geſchützfabriken, der wiſſenſchaftliche Chef der ägyptiſchen Expedition und wurde in Folge deſſen ſpäter zum Grafen von Beluſium ernannt. Die Reſtauration aber entfernte ihn, das ehemalige Mitglied des Convents, aus allen ſeinen Aemtern und ſelbſt aus der Akademie.

Für uns am wichtigſten iſt ſeine Thätigkeit an der polytechniſchen Schule in Paris, an deren Begründung er den vorzüglichſten Antheil hatte.

Von der Technik nämlich gieng die Reaction gegen die Vernachläſſigung der reinen Geometrie aus. Der Techniker zeichnet lieber, als er rechnet, und dieſes Bedürfniß befriedigte Monge durch die Begründung der darſtellenden Geometrie: der Kunſt, alle vollſtändig beſtimmten, räumlichen Formen in einer Ebene durch Grundriß und Aufriß, nach allgemeinen, gleichmäßigen Regeln darzuſtellen; und umgekehrt, aus einer vorliegenden derartigen Darſtellung eines räumlichen Objectes deſſen Eigenſchaften abzuleiten.

Dieſe neue Lehre hatte einen gewaltigen Erfolg: ſie ſchuf für unſere Wiſſenſchaft die geometriſche Eleganz. Die alte Geometrie ſtrobt von Figuren mit regellos hingekriebenen Buchſtaben. Monge ſetzte dieſen Wuſt hinaus. Durch ſeine Beſchreibung ließ er ein geiſtiges Bild entſtehen. Er lehrte uns eine die Figuren eventuell entbehrlich machende planmäßige Bezeichnung; derartig, daß der Buchſtabe ſchon an die Bedeutung des Objectes erinnert\*).

Die biſherige Geometrie hatte ſich faſt allein mit den Maßbeziehungen beſchäftigt. Monge brachte die zurückgeſetzten Lagenbeziehungen zu ihrem Rechte.

Durch ihn und ſeine Schule erhob ſich die Geometrie überhaupt zu freieren und allgemeineren Anſchauungen. Man begann das ſchon von Leibnitz betonte Princip der Continuität anzuwenden; indem man die Figuren ſich continuirlich ändern ließ, beobachtete man, daß, während einige Eigenſchaften erhalten bleiben, andere beim Durchgang durch gewiſſe Uebergangsfälle verſchwinden. Die analytiſche Behandlung führte dann jedesmal zu imaginären Werthen.

So kam in die Geometrie der Begriff der imaginären Punkte, Linien, Ebenen u. ſ. f., ein wichtiger, aber ſchwieriger Begriff. Für die Allgemeinheit der Reſultate iſt er von großem Werthe und unentbehrlich geworden. Durch ihn iſt auf eine Menge von biſ dahin unklaren Erſcheinungen ein helles Licht gefallen. Mit ſeiner vollſtändigen Erfaſſung ringt jedoch die reine Geometrie noch heute.

\*) Nach Pantel's ſchöner Schilderung, die ich hier und an einigen andern Stellen faſt wörtlich wiederholt habe.

Bei solch continuirlicher Veränderung von Figuren sah man auch, daß zwei sich schneidende Geraden einmal durch den Parallelismus hindurchgehen, nachdem ihr Schnittpunkt sich immer weiter entfernt hat, und dann sich wieder schneiden in immer näher kommendem Schnittpunkte. Man erkannte so, daß der Fall des Parallelismus sich dem Falle der Convergenz als Spezialfall unterordnet, oder daß der Inbegriff aller geraden Linien von gemeinsamer Richtung, als Uebergangsfall des Inbegriffs aller geraden Linien mit gemeinsamem Punkte (Strahlenbündel), alle wesentlichen Eigenschaften mit letzterem theilt.

Die moderne Vorstellung vom unendlich fernen gemeinsamen Punkte paralleler Linien, entstanden wahrscheinlich bei den Malern der Renaissance, insbesondere den geometrisch gebildeten unter ihnen, Leonardo da Vinci und Albrecht Dürer, von Kepler, Desargues und Newton im siebenzehnten Jahrhundert schon mit Erfolg verwerthet, gewann mehr und mehr Boden. Dadurch, daß erst mit Hilfe dieser Vorstellung für sehr viele Sätze allgemeine Gültigkeit erreicht und die verwirrende Menge von Ausnahmen entfernt wurde, hat sie dauernden Bestand erhalten. —

Carnot, der berühmte Kriegsminister der Republik, 1826 in Magdeburg in der Verbannung gestorben, war ebenfalls ein bedeutender Geometer, insbesondere bekannt durch seine *Géométrie de position*.

Der hervorragendste Schüler aber von Monge war Poncelet, eine höchst interessante Persönlichkeit. Er ist 1788 in Metz geboren, wo die rue Poncelet an ihn erinnert. Als junger Lieutenant wurde er auf dem Rückzuge aus Moskau am Dniepr gefangen genommen und nach Saratow an der Wolga geschleppt. Dort in anderthalbjähriger Gefangenschaft hat er, entblößt von allen wissenschaftlichen Hilfsmitteln, den Grund zu seinem berühmtesten Werke gelegt. Heute leben und weben wir Geometer in den in demselben niedergelegten Vorstellungen. Als er aber 1822 sein Manuscript der Pariser Akademie vorlegte, fand es bei ihr nicht den Beifall, der ihm gebührt. Der berühmte Cauchy, welcher Berichterstatter war, nannte die mit so großer Freude entdeckten Methoden unklug und verdächtig und bestritt die Solidität der Beweise. Poncelet war eben nicht die gewohnten Wege gegangen.

Diese unerfreulichen Erfahrungen, so wie seine Pflichten als Ingenieur-Offizier führten ihn zur Mechanik, über welche er zuerst in Metz, später als Major nach Paris versetzt, zugleich als Professor an der Universität und Mitglied der Akademie, Vorlesungen hielt. Der große Geometer Poncelet ist auch ein hervorragender Mechaniker, er ist der Begründer unserer heutigen theoretischen Maschinenlehre. Mehrere Bauten in Metz, die Erfindung des nach ihm benannten Rades, die beiden Cours

de mécanique appliquée und de mécanique industrielle und der große zweibändige Bericht, den er als Vorsitzender der Jury der Abtheilung für das Maschinenwesen auf der ersten Londoner Welt-Ausstellung erstattet hat, vergegenwärtigen uns seine technische Thätigkeit. 1867 ist er als General gestorben, nachdem er 1853 aus dem activen Dienste geschieden war.

Die Geometrie hat Poncelet mit zwei wichtigen Principien bereichert. Er hat erstens auf die Bedeutung projectiver Eigenschaften hingewiesen und danach führt auch sein Hauptwerk den Titel: „*Traité des propriétés projectives des figures*“.

Denken wir uns zwei Ebenen und einen Punkt außerhalb beider, den wir das Centrum nennen wollen. In der einen der beiden Ebenen sei nun irgend eine Figur gezeichnet; wir verbinden jeden Punkt derselben mit dem Centrum und schneiden die nöthigenfalls verlängerten Verbindungslinien mit der zweiten Ebene. So entsteht in dieser eine neue Figur; man nennt sie die Projection der ersten und die Operation heißt projectiren. Aus der neuen Figur entsteht die ursprüngliche in derselben Weise. Nehmen wir an, die erste Figur gehöre irgend einem Objecte an, das ein Maler abbilden will, das Auge desselben befinde sich im Centrum und die zweite Ebene sei die Fläche, auf welche er malt, so ist die zweite Figur das perspectivische Bild der ersten, das er zu zeichnen hat.

Vielfache Eigenschaften der einen Figur, z. B. die Größe ihrer Linien, ihrer Winkel, ihrer Inhalte, sind verändert. Aber andere Eigenschaften sind beiden Figuren gemeinsam geblieben; wie das Liegen von Punkten in gerader Linie, das Zusammenlaufen von geraden Linien in einen Punkt, überhaupt alle Lageeigenschaften, aber auch einige Maßeigenschaften. Solche bei der Projection nicht verloren gehende Eigenschaften nennt Poncelet projective.

Sie führen sofort zu einer wundervollen Beweismethode. Es handelt sich um einen Satz, in dessen Behauptung eine projective Eigenschaft steht; man projectirt in solchem Falle die Figur in eine einfachere, an der die Behauptung leichter zu beweisen ist; und auf Grund der Definition projectiver Eigenschaften ist sie dann auch für die Originalfigur bewiesen. Jeder Kegelschnitt z. B., Ellipse wie Parabel und Hyperbel, kann, wenn nur die zweite Ebene geeignet gewählt wird, in einen Kreis projectirt werden. Folglich sind, mit einem Schlage, alle für einen Kreis bewiesenen Sätze, in denen es sich um projective Eigenschaften handelt, auch für die Kegelschnitte dargethan. Durch elementare Kreissätze läßt sich beweisen, daß bei jedem einem Kreise eingeschriebenen Sechsecke die drei Schnittpunkte der gegenüberliegenden Seiten in gerader Linie liegen; die

Behauptung dieses Satzes ist projectiv. Also kommt dieselbe Eigenschaft auch jedem Sechseck zu, das einem Kegelschnitte eingeschrieben ist. So haben wir in einfacher Weise den schönen Satz erhalten, der heute den Mittelpunkt aller Kegelschnitt-Constructions-Aufgaben bildet und durch seinen Namen: Pascal'sches Theorem eine geniale Leistung des berühmten Verfassers der *Lettres provinciales* verewigt, welcher ihn im Alter von 15 Jahren gefunden hat.

Beachten wir bei dieser Beweismethode noch zwei Umstände. Erstens werden durch sie Eigenschaften, die für den besondern Fall erkannt sind, auf den allgemeineren ausgedehnt. Sodann aber werden bei ihr planimetrische oder zweidimensionale Eigenschaften stereometrisch oder dreidimensional bewiesen, womit oft eine größere Anschaulichkeit, bisweilen fast unmittelbare Evidenz gewonnen wird.

Der Schulunterricht verkennt, indem er an der Scheidung in Planimetrie und Stereometrie festhält, überhaupt viel zu spät den Schüler an räumliche Vorstellungen und Betrachtungen gewöhnt und deshalb selten gründliche stereometrische Kenntnisse erzielt, den großen Werth dieses fruchtbaren Gedankens.

Das andere Princip, das wir, neben dem der projectiven Eigenschaften, Poncelet verdanken, oder welches vielmehr „von ihm und Bignon in Wetzeiser und Streit begründet wurde“, ist das Princip der Dualität.

Jeder Satz, welcher es nur mit einer Lagen-Eigenschaft zu thun hat, kann nach diesem Principe in einen andern umgewandelt werden, indem man die Worte „Punkt“ und „Ebene“ und dem entsprechend „Verbinden“ und „Schneiden“ u. s. w. mit einander vertauscht.

Gestatten Sie mir, einige elementare stereometrische Sätze dual einander gegenüber zu stellen. Zwei Punkte bestimmen eine Gerade, ihre Verbindungslinie; zwei Ebenen bestimmen eine Gerade, ihre Schnittlinie. — Drei Punkte, die nicht in derselben geraden Linie liegen, bestimmen eine Ebene; drei Ebenen, die nicht durch dieselbe Gerade gehen, bestimmen einen Punkt. — Ein Punkt und eine nicht durch ihn gehende Gerade bestimmen eine Ebene; eine Ebene und eine nicht in ihr befindliche Gerade bestimmen einen Punkt. U. s. w.

Für die Hälfte aller Lagensätze wird, wenn einmal die Richtigkeit des Principis erkannt ist, der Beweis überflüssig.

Ein so umfassendes Princip hatte die Geometrie noch nicht gekannt. Und war man bisher gewöhnt, den Punkt als Grundelement der Betrachtung anzusehen, so erwuchs nun, völlig gleichberechtigt mit dieser Geometrie des Punktes, eine neue Geometrie, in welcher die Ebene das Grundelement ist.

Der Vertrautere wird freilich bei den eben als Beispielen angeführten Sätzen bemerken, daß nicht alle unter ihnen in allen Fällen richtig sind, wofern die Vorstellung vom unendlich fernen gemeinsamen Punkte paralleler Linien und ihre Consequenzen nicht angenommen werden. Nach der gewöhnlichen Anschauung haben ja zwei parallele Ebenen keine Schnittlinie, bestimmen eine Ebene und eine zu ihr parallele Gerade keinen Punkt. Diese Beobachtung wird man bei allen dualisirbaren Sätzen machen. So fordert das Dualitätsprincip jene Vorstellung und stützt sie. Entweder lassen wir sie fallen und durchlöchern unser schönstes Princip, oder wir nehmen sie an und haben dann einheitliche Gesetze.

Beschränkt man sich übrigens auf planimetrische Betrachtungen, so stehen sich Punkt und Gerade dual gegenüber. —

Wir haben uns jetzt lange in Frankreich bewegt, und in der That hatte, vom vorigen Jahrhundert her, dieses Land das Principat in der Mathematik. In den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts geht es an Deutschland über, in dem es bisher ziemlich dürftig mit der Mathematik bestellt gewesen war. Gerade mit 1801 beginnt die große Thätigkeit des gewaltigen Gauß, des Fürsten der Mathematiker, wie ihn sein König genannt hat.

Gauß, 1777 in Braunschweig geboren, wo er vor einigen Jahren ein Denkmal erhalten hat, gab schon in früher Jugend die glänzendsten Beweise eines außerordentlichen Talents. 1807 wurde er an der Universität Göttingen Professor, meines Wissens in Deutschland der erste hervorragende Mathematiker auf einem Universitäts-Lehrstuhl.

Es ist in der That eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß die namhaftesten deutschen Mathematiker von 1500 bis 1800, Stifel, der gewandteste Algebraiker des 16. Jahrhunderts, Keppler, Leibnitz, Tschirnhaus im 17., Euler und Lambert im 18. Jahrhundert alle nicht Universitäten angehört haben.

In Göttingen ist Gauß bis zu seinem Tode 1855 geblieben und hat durch seine lange Wirksamkeit daselbst der mathematischen Professur in Göttingen einen dauernden Glanz verliehen. Seine Berufung nach Berlin ist, obwohl Alexander von Humboldt und General von Mülling sich sehr für dieselbe interessirten und in den zwanziger Jahren lange — einem Manne von der Bedeutung von Gauß gegenüber zu lang hingezogene — Verhandlungen stattfanden, nicht zu Stande gekommen.

Die schöpferische und umfangreiche Thätigkeit von Gauß erstreckte sich in der reinen Mathematik vorzugsweise auf Zahlentheorie, Algebra, höhere Analysis; in der angewandten auf Physik, Astronomie, Geodäsie, in denen allen er grundlegend wirkte.



Mit Geometrie hat er sich verhältnißmäßig weniger beschäftigt; das wenige aber ist bedeutend.

Die Schwierigkeit des Gegenstandes läßt es nicht zu, hier von seinen fundamentalen Untersuchungen über die Krümmung und Abbildung der Oberflächen zu sprechen, die zu einer reichen Literatur und neuerdings zu sehr verallgemeinerten Raumanschauungen geführt haben. Ich kann auch nur kurz erwähnen, daß er in unerwarteter Weise auf einem von der Geometrie fernliegenden Gebiete ein altes, aber wichtiges geometrisches Problem wesentlich gefördert hat, in dem man seit Euclid nicht vorwärts gekommen war: das der Theilung des Kreises in gleiche Theile auf elementare Weise, d. h. mit alleiniger Benutzung von Lineal und Zirkel.

Aber auf eine Sache, die in letzter Linie auf Gauß zurückzuführen und für die Stellung der Geometrie unter den Wissenschaften von großer Bedeutung geworden ist, möchte ich näher eingehen.

In den Elementen der Geometrie giebt es eine wundte Stelle (l'écueil et le scandale des éléments de la géométrie nach d'Alembert); Euclid hat ohne Beweis den Satz aufgestellt, daß zwei Gerade sich schneiden (im alten Sinne des Wortes), wenn sie mit einer dritten sie schneidenden ungleiche Gegenwinkel bilden. Dieser Satz kann weder als unmittelbar evidenten Axiom gelten, noch ist es, trotz der mannigfaltigsten Versuche, gelungen, ihn befriedigend zu beweisen. Von ihm hängt der Satz ab, daß die Summe der Winkel in einem Dreieck zwei Rechte beträgt. Man kann auch von diesem Satze ausgehn, befindet sich ihm gegenüber aber in derselben unangenehmen Lage.

In Bezug auf die erwähnten Versuche, den Euclidischen oder diesen Satz zu beweisen, hat Gauß einmal eine Aeußerung gethan\*), die ich ihrem Wortlaute nach wiedergeben möchte. „Es giebt,“ sagt er, „wenige Gegenstände in der Mathematik, über welche so viel geschrieben wäre, wie über die Lücke im Anfang der Geometrie. Selten vergeht ein Jahr, wo nicht irgend ein neuer Versuch zum Vorschein käme, diese Lücke auszufüllen; ohne daß wir, wenn wir ehrlich reden wollen, sagen könnten, wir seien im Wesentlichen irgend weiter gekommen, als Euclid. Ein solches aufrichtiges Geständniß scheint der Würde der Wissenschaft angemessener zu sein, als das eitle Bestreben, die Lücke, die man nicht ausfüllen kann, durch ein unhaltbares Gewebe von Scheinbeweisen zu verbergen.“

Gauß war aber schon weiter; er hatte die Frage umgekehrt; wir wissen aus Briefen, daß er für sich, bereits in der Studienzeit, in welcher die Anfänge vieler seiner großen Leistungen fallen, eine, wie wir heute

\*) Werke, Bd. IV S. 364.

sagen, nicht-euclidische Geometrie konstruirt, d. h. er hatte eine Geometrie aufgebaut, welche von der Richtigkeit jenes Euclidischen Satzes und also auch desjenigen von der Winkelsumme im Dreieck absieht. Diese Geometrie entspricht nicht dem Weltenraum, ist aber in sich völlig widerspruchsflos.

Aus der speculativen Möglichkeit dieser Geometrie folgt, daß wir, hinsichtlich der Richtigkeit des Satzes von der Winkelsumme, nicht unsern Verstand, sondern die Natur fragen müssen; in diesem Fall durch Messung der Winkel im Dreieck. Und wir sind in der glücklichen Lage, uns mit einem Dreieck begnügen zu können; denn Legendre ist es gelungen, darzuthun, daß, wenn in Einem Dreieck die Winkelsumme 2 Rechte beträgt, sie in allen so groß ist.

Ein möglichst großes Dreieck, denn solche sind nach den Untersuchungen der nichteuclidischen Geometrie besonders werthvoll, hat Gauß selbst gemessen mit den Eckpunkten: Inselfberg, Brocken, hohe Hagen bei Göttingen. Die Winkelsumme wich nicht um  $\frac{1}{2}$  Sekunden von 2 Rechten ab.

Das Resultat dieser Untersuchungen über nichteuclidische Geometrie, die, unabhängig von Gauß, von zwei andern Geometern (Robatschewsky und Bolhai) wiederholt sind, ist, daß die Geometrie nicht mehr als reine Verstandeswissenschaft, sondern als empirische Wissenschaft anzusehn ist. —

Bis 1826 stand Gauß isolirt in Deutschland. Dieses Jahr aber ist epochemachend für die deutsche, ja für die Mathematik überhaupt. In ihm begann Crelle, ein höherer Baubeamter in Berlin und großer Verehrer der Mathematik, im Vertrauen auf einige ihn umgebende jüngere Kräfte, ein mathematisches Journal zu veröffentlichen, ein überaus zeitgemäßes Unternehmen, für das ihm die deutsche Mathematik dauernd verpflichtet ist. Dies Journal, welches jetzt gerade seinen hundertsten Band veröffentlicht hat, kann wohl als die namhafteste mathematische Zeitschrift der Erde bezeichnet werden.

In der ersten Zeit haben vorzugsweise Jacobi, Dirichlet, Steiner, die berühmten Berliner Akademiker aus jener Zeit, ferner auch der leider früh verstorbene geniale Norweger Abel, Johann Möbius, Plücker und unser Gudermann mitgearbeitet. Auch Poncelet's geometrische Arbeiten fanden erst durch das Crelle'sche Journal Anerkennung.

Geometer unter diesen sind, abgesehen von Poncelet, Steiner, Möbius, Plücker. Der hervorragendste von diesen dreien ist Jacob Steiner. Wenn er auch auf Poncelet fußt und sich vielfach an den etwas älteren Möbius anlehnt, so gilt Steiner doch allgemein als der Begründer der reinen oder synthetischen Geometrie in ihrer heutigen Gestalt. Er ist 1796 in der Schweiz als Sohn eines Bauern geboren, und war selbst bis zum 17ten Jahre Bauer. Da erst scheint er den Widerstand seines Vaters besiegt

zu haben und, einem unwiderstehlichen Verneiser folgend, ging er noch einmal in die Schule. Sein guter Stern führte ihn nach Ifferten zu Pestalozzi. Deun mag er auch die Liebe zur Geometrie mitgebracht haben, gewiß ist, daß die berühmte Anstalt, in der ja bekanntlich großer Werth auf die Pflege des Anschauungsunterrichts gelegt wurde, nicht ohne Einfluß auf sein späteres wissenschaftliches Wirken und besonders auf die Art seines Unterrichts gewesen ist. Er pflegte auch bei schwierigen Fragen von möglichst einfachen Dingen auszugehen, sich jeden Moment vergewissernd, wie weit das Verständnis der Schüler reicht.

Nachdem er in Heidelberg studirt, ging er nach Berlin und gelangte bald als Hauslehrer in das Haus Wilhelm von Humboldt's. Damit sah er sich in den Kreis der bedeutendsten Männer Berlins versetzt und konnte zum Beginn einer wissenschaftlichen Laufbahn festen Fuß fassen. Nach mehreren Arbeiten im Crelle'schen Journal erschien 1832 sein berühmtes Werk: „Systematische Entwicklung der Abhängigkeit geometrischer Gestalten von einander“. Die Anerkennung des bedeutenden Inhaltes dieses Buches folgte schnell. Aus Königsberg kam der Doctortitel honoris causa; an der Berliner Universität wurde eine außerordentliche Professur für ihn eingerichtet, die Akademie in Berlin berief ihn unter ihre Mitglieder. Auch die Pariser hat ihn später au premier rang et hors de ligne zum Correspondenten erwählt. Der nach seinem Tode im Crelle'schen Journal erschienene Nekrolog nennt ihn den ersten Geometer unserer Zeit.

Vielfach von Krankheiten in seinen letzten Lebensjahren geplagt, ist er, ohne zur ordentlichen Professur aufgerückt zu sein, 1863 in seiner Heimath in Veru gestorben, der Berliner Akademie eine Stiftung von 8000 Thalern für Preisaufgaben über synthetische Geometrie hinterlassend.

Ueber den Inhalt seines oben erwähnten Buches hat Steiner wiederholt Vorlesungen an der Berliner Universität gehalten; bei der Uermüdtlichkeit, mit der er bestrebt war, den Gegenstand immer einfacher und durchsichtiger darzustellen, müssen wir uns dasselbe ergänzt denken durch die nach seinem Tode unter Benutzung hinterlassener Manuscripte herausgegebenen Vorlesungen.

Steiner geht aus von einer Reihe einfacher geometrischer Gebilde, die wir heute die Grundgebilde der Geometrie nennen, den Punktreihen, Strahlenbüscheln, Ebenenbüscheln, Bündeln u. s. w. Begnügen wir uns hier mit den planimetrischen, der Punktreihe, d. i. dem Inbegriff aller Punkte auf einer geraden Linie, und dem Strahlenbüschel, d. i. dem Inbegriff aller geraden Linien durch einen Punkt in der festen Ebene.

Nehmen wir zwei gleichartige von diesen Gebilden, z. B. zwei Strahlen-

büschel, so zeigt Steiner, daß man in einfacher Weise eine solche Zuordnung der Strahlen des einen und des anderen Büschels herstellen kann, daß jedem Strahl des einen ein Strahl des anderen entspricht. Schneidet man dann je zwei entsprechende Strahlen mit einander, so erhält man eine kontinuierliche Folge von Schnittpunkten. Man kann ebenso mit zwei Punktreihen verfahren und erhält eine kontinuierliche Reihe von geraden Linien, die Verbindungslinien entsprechender Punkte der beiden Punktreihen. Beide Erzeugungsweisen führen zu den Kegelschnitten, zu jenen wichtigen Curven, die seit Plato's Schule das Interesse der Geometer immer von neuem gefesselt haben und bekanntlich, nach fast 2000 jähriger rein speculativer Beschäftigung, von Kepler als die Bahncurven erkannt wurden, in denen die Planeten die Sonne umlaufen.

Die beiden Erzeugungsweisen haben aber den bemerkenswerthen Unterschied, daß die eine die sämtlichen Punkte, die andere die sämtlichen Tangenten eines Kegelschnitts liefert. Die Gebilde, von denen wir in dem einen und dem andern Falle ausgingen, sind dual; es wird aber auch weiterhin dual verfahren; denn, wo in einem Falle ein Punkt vorkommt, tritt im andern Falle eine gerade Linie auf. So kommt die wunderbare Dualität, die das ganze Gebiet der Kegelschnitte beherrscht, gleich von vornherein zur Erscheinung.

Aus diesen elementaren Erzeugungen leitet Steiner dann in leichter und ungezwungener Weise die weiteren Eigenschaften der Kegelschnitte ab, alte und neue. Für den Geometer freilich noch interessanter ist es, in wie einfacher und anschaulicher Weise er das schwierigere stereometrische Analogon der Kegelschnitte, die sogenannten Oberflächen zweiten Grades behandelt, unter denen die Kugelfläche die einfachste ist, wie der Kreis unter den Kegelschnitten.

Den Ausgang bilden, wie gesagt, die erwähnten eindeutigen Beziehungen zwischen den Grundgebilden: „Man gelangt“, sagt Steiner selbst, „durch Aneignung dieser wenigen Grundbeziehungen gleichsam in den Besitz der Elemente, von denen die Natur ausgeht, um mit möglichster Sparsamkeit und auf die einfachste Weise den Figuren unzählig viele Eigenschaften verleihen zu können“.

In natürlicher Verallgemeinerung folgen aus diesen Erzeugungen der Kegelschnitte und Flächen zweiten Grades die Erzeugung der höheren Curven und Flächen und deren Eigenschaften, und Steiner hat ausgedehnte Untersuchungen über dieselben hinterlassen, freilich sich zuletzt im Drange der Entdeckungen nur zu oft auf die Mittheilung der bloßen Resultate beschränkt. Er hat damit der Nachwelt eine Fülle von Räthseln und Aufgaben hinterlassen, an denen jüngere Kräfte sich üben können.

Viele derselben sind gelöst und konnten jetzt leichter gelöst werden, weil unterdeß neue Methoden entwickelt sind.

Das Staunen wird dadurch nicht gemindert, mit dem man sich fragt, wie Steiner seinerzeit diese Sachen hat bewältigen können. Er muß eine wunderbare Fähigkeit innerer Anschauung besessen haben. —

Möbius ist 1790 in Schulpforta geboren. 1827 erschien sein „barycentrischer Calcul“, durch welchen er dauernd seine Stellung unter den großen Geometern begründet hat. In diesem „niemals genug zu bewundernden“ Werke wird zum ersten Male das Princip der Vorzeichen consequent durchgeführt: jede geometrische Größe, Strecke, Winkel, Flächen- und Körperinhalt, erhält ihr bestimmtes Vorzeichen; dadurch wird die Allgemeingültigkeit erreicht, durch welche unsere heutigen geometrischen Formeln sich vor den früheren auszeichnen und die unangenehmen Zersplitterung in verschiedene Fälle entfernt ist.

Möbius führte ferner, ebenfalls zum ersten Male, einen allgemeineren Coordinaten-Begriff ein und eröffnete das große Gebiet der geometrischen Verwandtschaften und Transformationen, von denen die bei Poncelet erwähnte Transformation durch Projection nur ein Specialfall ist.

Möbius' Werk, voller neuer Ideen, Bezeichnungen und Ausdrücke, welche heutzutage im Besitze jedes Geometers sind, fand zunächst nur wenig Verständniß; Jacobi, Dirichlet, Steiner und Plücker fast allein wußten es zu würdigen; selbst Gauß verhielt sich ablehnend. Von Cauchy, dem großen Analytiker, der, wie wir gesehen haben, schon Poncelet hemmend entgegengetreten war, erschien in einer französischen Zeitschrift ein Bericht über dieses Buch, nach welchem ihm das Studium desselben in der That große Schwierigkeit bereitet haben muß.

Auch die sächsische Heimath hat die Bedeutung ihres hervorragenden Landsmannes erst spät erkannt; Möbius war 54 Jahr, ehe er zur ordentlichen Professur an der Universität in Leipzig gelangte; 1868 ist er dort gestorben. Jetzt giebt die Leipziger Gesellschaft der Wissenschaften die Werke ihres großen Mathematikers in einer stattlichen Ausgabe heraus, nachdem die Göttinger Gesellschaft mit den Werken von Gauß und die Berliner Akademie der Wissenschaften mit denen von Jacobi und Steiner vorangegangen.

Das klassische Lehrbuch der Statik von Möbius (1837) dürfen wir, obgleich es scheinbar nicht in den Rahmen unserer Betrachtung gehört, doch nicht unerwähnt lassen, weil Möbius in ihm, dem Beispiele Poincaré's folgend, großen Werth auf die geometrische mehr anschauliche Behandlung der Mechanik legt. Die Techniker haben diese „Geometrisirung“ der Mechanik fortgesetzt, und unter ihren Händen ist in den letzten 20 Jahren

insbesondere die Statik (die Lehre von dem Gleichgewichte und der Aequivalenz der Kräfte) aus einer rechnenden eine zeichnende Wissenschaft geworden. —

Plücker, der dritte von den drei oben genannten großen deutschen Geometern, ist 1801 in Elberfeld geboren und im Jahre 1868 als ordentlicher Professor in Bonn gestorben, im nämlichen Jahre mit Möbius; in der kurzen Spanne von sechs Jahren (1863—1868) sind der geometrischen Wissenschaft Steiner, Poncelet, der gleich zu erwähnende Staudt (1867), Plücker und Möbius durch den Tod entrißen worden.

Der analytischen Geometrie war durch Monge eine wesentlich elegantere Gestalt gegeben worden; Plücker erfüllte dann die durch das Princip der Dualität an sie gestellte Anforderung. Die bisherige analytische Geometrie hatte, um den Ausdruck Sylvester's zu gebrauchen, nur auf einem Fuße gestanden, indem sie nur die Coordinaten des Punktes kannte: Plücker führte in der Ebene die Coordinaten der Geraden, im Raume die der Ebene ein; aber auch er ging bald dazu über, einen allgemeineren Coordinaten-Begriff aufzustellen, indem er die Coordinaten des Punktes und der Geraden in der Ebene, des Punktes und der Ebene im Raume durch lineare Functionen derselben ersetzte und dadurch den früheren starren Mechanismus in einen beweglichen den jeweiligen Erfordernissen sich leicht anschmiegenden Organismus umwandelte.

Mit Hilfe abgekürzter Ausdrücke lehrte er die Gleichungen der Curven und Flächen in solche einfache Formen zu transformiren, daß die Eigenschaften unmittelbar abgelesen werden können, und förderte insbesondere die Theorie der Curven durch die Auffindung der berühmten nach ihm benannten Formeln, welche für ihn ein monumentum aere perennius geworden sind.

Plücker's Thätigkeit fand leider in Deutschland nicht die richtige Anerkennung; erst die Engländer Salmon und Cayley, Cremona in Italien haben seine Leistungen zur Geltung gebracht. Er wandte sich 20 Jahre lang ganz von der Mathematik ab und wurde Physiker.

In den letzten Jahren seines Lebens ist er jedoch wieder zur Geometrie zurückgekehrt, um sie in seiner 1868 und 1869 erschienenen „Neuen Geometrie des Raumes“ mit einer ganz neuen Disciplin zu beschenken, der Liniengeometrie, in welcher die gerade Linie im Raume das Grundelement der Betrachtung ist, und die sich zwischen die alte Geometrie, in der der Punkt dieses Grundelement ist, und die durch das Princip der Dualität entstandene Geometrie, in welcher die Ebene es ist, stellte, sich aber doch durch folgenden Umstand wesentlich von beiden unterscheidet.

Der Punkt, wie die Ebene, wird durch drei Bestimmungsstücke (Coordinaten) im Raume festgelegt, und daher sind die beiden Geometrien,

in denen sie Grundelemente sind, von drei Dimensionen. Die gerade Linie aber bedarf vier Bestimmungsstücke, und so haben wir in der Geometrie der geraden Linie eine Geometrie von vier Dimensionen oder, wie wohl der richtigere Ausdruck lautet, von vierfacher Mannigfaltigkeit.

Jedoch damit bin ich schon über das Ziel hinausgekommen, das ich mir gesteckt habe; ich wollte Sie nur etwa bis zur Mitte unseres Jahrhunderts führen und habe natürlich auch für diesen begrenzten Zeitraum nicht daran denken können, alle größeren Fortschritte hervorzuheben, alle Namen von Bedeutung zu nennen. Ich will wenigstens hier am Schlusse nicht unterlassen, zu erwähnen, daß der große französische Geometer M. Chastles, der, fast gleichaltrig mit Poncelet, in hohem Alter vor einigen Jahren in Paris gestorben ist, wo er an der Universität den Lehrstuhl der höheren reinen Geometrie inne gehabt, rivalisirend mit Steiner, für Frankreich und die Länder, denen die französische Sprache geläufiger ist, die neuere synthetische Geometrie begründet, daß bei uns in Deutschland der Erlanger Professor von Staudt in einem äußerst merkwürdigen, etwas schwer zugänglichen, doch jetzt mehr und mehr zur allgemeinen Kenntniß gelangten Werke eine von jeder Maßbeziehung freie Geometrie der Lage aufgebaut und den ersten befriedigenden Versuch einer rein geometrischen Theorie der imaginären Gebilde unternommen hat, und daß endlich die Grundlagen der für die analytische Behandlung der Geometrie äußerst fruchtbaren „modernen Algebra“ (Theorie der algebraischen Formen) vor der Mitte unseres Jahrhunderts durch Jacobi, Hesse, Salmon, Cayley, Sylvester gelegt worden sind.

Was seitdem geleistet, gehört noch nicht der Geschichte an. Auf dem geschichtlichen Fundamente, mit den Methoden der großen Meister ist rastlos weiter gearbeitet worden. Niemals ist, wie die ganze Mathematik, so auch die Geometrie eifriger und fleißiger, mit größerem Erfolge und von einer größeren Schaar von Arbeitern cultivirt worden, als in der Gegenwart. Die Fortschritte sind gewaltig, das Feld unbegrenzt, die Zukunft hoffnungreich\*).

Alle gebildeten Nationen arbeiten gemeinsam, benutzen sich gegenseitig und berufen sich auf einander. Sie, die sonst zu oft feindlich und mit gezücktem Schwert einander gegenüber stehen, — hier bauen sie friedlich zusammen. — —

\*) A. Cayley, Presidential Address at the Meeting of the British Association at Southport, 1883.

## Politische Correspondenz.

Französische, russische Politik. — England.

Berlin, Ende Juli 1857.

Man dürfte nicht sagen, daß die politische Stille, welche man vom Hochsommer erhofft, im Monat Juli schon eingetreten sei. Das Erholungsbedürfniß der Personen, auch der in den maßgebenden Stellungen thätigen, vermag keinen Stillstand hervorzubringen in der Thätigkeit einer Zeit, in welcher nicht die Kräfte, sondern die Herde der Kräfte in Bewegung sind.

Am 8. Juli hatte sich der Circusgeneral, von dem die deutsche Oppositionspresse behauptet, daß er den Frieden nie bedroht habe — als ob es nicht schon vorgekommen wäre, daß ein Wahnsinniger eine große Stadt ansteckt! — sich endlich entschlossen, das Kommando im Süden anzutreten, das ihm nach dem Rücktritt vom Ministerium übertragen worden. Als der Circusheld auf dem Bahnhof von Lyon eintraf, fand er eine Menschenmenge vor dem Bahnhof und in den anstoßenden Straßen, die sich nach der Behauptung seines Freundes Rochefort auf 150000 Köpfe belief. Die Menge drang in den Bahnhof, so weit sie da Platz finden konnte, erfüllte die Halle und die Bahnsteige, drängte sich um alle Seiten des Zugs und machte die Abfahrt desselben unmöglich. Den General hatte man aus dem Wagen gehoben und schleppte den von den Lieblosungen der Freunde Halbbohnmächtigen im Triumph, d. h. unter Gejohle und Gewieher auf dem Bahnsteig herum, wahrscheinlich eines Zeichens gewärtig, ihn auf ein Pferd oder in einen Wagen zu setzen, der ihn mit dem Gefolge der Massen nach dem Palast der Präsidentschaft bringen sollte. Allein die Scene hatte sich zu rasch entwickelt, die Losung war nicht gleich da und das unglückliche Opfer der Volksgunst wurde durch Polizeimannschaften den Umarmungen seiner Freunde entrisen und in einen Eisenbahnwagen gesetzt. Aber alsbald umdrängte die Menge den Wagen und schleppte das Opfer wieder heraus, bis zwei handfeste Polizeidiener ihn zum zweiten Mal unter den Arm nahmen, wo er, im Getränke einen Augenblick nicht gesehen, auf die Lokomotive gehoben, andere sagen, geworfen wurde, welche nun sogleich davon fauste. Die Menge duldete dies, weil sie den General nicht auf der Lokomotive wußte und vielmehr glaubte, die Abfahrt des Zuges sollte verschoben werden. So entkam der bejammerndwertheste aller Helden, der nichtstesto-



weniger von der Stadt seines Kommandes aus nicht nur die Polizeileute, die ihn gerettet, sondern auch die Volksmänner, die ihn herumgeschleppt, mit silbernen Andenken versehen hat, wie es ein Fürst, ein künftiger Cäsar thut. Was war der Sinn dieser wunderlichen Scene? Eine Pariser Korrespondenz der Nationalzeitung hat darüber einen Aufschluß gebracht, der abgesehen davon, daß das Blatt sich für die Zuverlässigkeit der Quelle verbürgt, durch seine handgreifliche Wahrscheinlichkeit die Annahme von ganz Europa gefunden hat. Diese Massen konnten sich nicht zufällig zusammengefunden haben. Es lag ein Komplot zu Grunde, nur hatten die Veranstalter ihre Kühnheit nicht bis zu einem ganz durchdachten und vorbereiteten Plan getrieben, sondern fehlerhafter Weise auf die Unterstützung und Entwicklung durch den Zufall gerechnet. Wahrscheinlich haben sie an einen Kampf mit der Polizei und an eine siegreiche Straßenempörung gedacht. Dies ist ja der Typus der französischen Revolutionen. Da aber die Polizei nicht einschritt, wußte die Menge nicht sogleich, was sie zu thun hatte. Hätten die Verschwörer den Plan fertig gehabt, den General ohne weiteres nach dem Elysee zu führen, wozu man ihm allerdings einigen Athem hätte lassen müssen, so kann man in der That nicht wissen, ob die revolutionäre Diktatur nicht zu Stande gekommen wäre; zumal wenn einige Regimenter der Garnison von Paris, die man jedenfalls gewonnen hatte, zu den Straßenkämpfern überzugehen, statt dessen gleich in die Nähe des Elysee dirigirt worden wären. Denn dann hätte alsbald ganz Paris sich dem Glauben überlassen, daß die Sache fertig sei, dem Glauben, dessen vorschneller Verbreitung die meisten französischen Revolutionen ihren Sieg verdanken. Es ist die Frage, ob dann noch General Saussier oder ein anderer, der republikanischen Regierung treuer General einen ernstlichen Widerstand versucht, geschweige, ob er Erfolg gehabt hätte.

Eins leuchtet ein bei dieser wunderlichen Begebenheit: daß der Held derselben nicht ins Komplot gezogen war; denn davon hat er durch seine unvergleichliche Hasenherzigkeit vor Mit- und Nachwelt den überzeugenden Beweis erbracht. Welch ein Held, der stehen muß, daß man ihm Athem gebe, und einen Tropfen Eau de Cologne verlangt, wofür ihm ein Glas Bier gereicht wird, damit er seine Lippen benege! Nein, wer eine Revolution beherrschen will, muß die Menge andonnern, nöthigenfalls sie mit dem eignen Säbel oder, wie Attila, mit der Peitsche auseinanderreiben können. Er darf nicht als hilfloses Opfer der Masse sich winden und sich nicht von der Polizei retten lassen, deren Borgesezte er verjagen will.

Wenn nun der General unschuldig war, allerdings nicht unschuldig wie ein Gerechter, sondern unschuldig wie ein Tropf, so fragt sich: wer hat das Komplot gemacht? Die Nationalzeitung hat die sehr überzeugende Antwort gegeben, daß es ein Komplot der Panflavisten und Deroulébisten gewesen ist. Ganz so frech und doch lahm in der Disposition haben die Panflavisten all ihre Putsch in Bulgarien inscenirt. Bei einem Putsch muß man allerdings auf die unwillkürliche Entwicklung der Massenbewegung und aller zusammen-

treffenden Umstände rechnen, aber man muß auch vorbereitet sein, wie ein bekannter Redner sagte, die Gunst des Moments bei der Stirnlode zu fassen. Das verstehen die Panславisten nicht. Das russische Naturell ist ersäunlich im passiven Heroismus, zu dem auch blindes Vostürmen gehört, aber Geistesgegenwart besitzt es nicht. Die Panславisten hatten sich der professionellen Verschwörer verschiedener Parteien versichert, aber den richtigen Leiter für das Ganze nicht gefunden. Sie hatten zuviel an ihr Hauptziel gedacht, daß Boulanger sogleich den Krieg gegen Deutschland beginnen sollte. Den panславistischen Charakter des Komplots verrath die Physiognomie des Lyoner Bahnhofes, wie sie in der Nationalzeitung geschildert wurde, eine Schilderung, die übrigens mit den Beschreibungen gerade der ernsthaften französischen Blätter, z. B. des Temps, zusammentrifft. Man vergesse auch nicht, daß der russische Botschafter bei der Neubildung des Ministeriums nach der Niederlage des Cabinets Goblet allen einflußreichen Persönlichkeiten in Paris versicherte, der russische Kaiser werde die Nichttheilnahme des General Boulanger an der neuen Regierung höchst ungünstig aufnehmen. Jetzt hat sich Herr von Mohrenheim in ein Bad, unweit der Garnison Boulangers, begeben. Die russischen Zeitungen haben über die richtige Auslegung der Scenen vom 8. Juli ihren Aerger nicht zurückgehalten. Sonderbarer Weise haben die französischen Zeitungen kein Wort geäußert. In Frankreich hat der Vorfall einen beschämenden Eindruck hinterlassen, und den General Boulanger haben nachgerade alle Parteien satt. Einer fähnen Initiative haben ihn nicht einmal die Panславisten fähig gehalten, sonst hätten sie ihn in ihr Geheimniß gezogen. Aber sie hielten gerathener, ihn als Puppe zu behandeln, der man die Lunte in die Hand giebt und die man am Bindfaden zieht. Die Sache war schlau, aber ungeschickt eingefädelt.

Der 14. Juli, der Jahrestag des Bastillensturmes, den man zum Nationalfest der Republik gemacht hat, ging ohne jede Unruhe vorüber. Die Scham über die Vorfälle des 8. Juli beeinflusste sichtlich diesmal die Haltung der Menge. Der Verlauf des Festes ließ insofern einen günstigen Eindruck zurück, als man den Beweis erhalten zu haben glaubte, daß das Ministerium Rouvier doch nicht so schwach sei, wie die Scenen vom 8. Juli es hatten erscheinen lassen. Denn man schob die musterhafte Haltung der Menge am 14. allerdings zur Hälfte auf das republikanische Ehrgefühl, zur andern Hälfte aber auf die überall verbreitete Nachricht, daß für den Nothfall sehr ausreichende militärische Anstalten getroffen worden seien.

Seitdem scheint das Ministerium Rouvier als eine einigermaßen Dauer versprechende Regierung betrachtet zu werden. Dazu tragen freilich erheblich die Kammerferien bei, welche das Kabinet einstweilen von der aufreibenden und nutzlosen Arbeit beständiger Abwehr frivoler Angriffe befreien. Indes hat man doch wirklichen Grund, mit diesem Kabinet zufrieden zu sein, welches ohne neue Steuern ein Budget ohne Defizit zu ermöglichen gewußt hat. Vielfach wird Jules Ferry als der im Hintergrund stehende geistige Leiter der Regierung betrachtet. Kürzlich hat er bei einem Schützenfest in Epinal, einem Grenzort der

Vogesen, eine Fete gehalten, welche die Versöhnung aller Parteien auf dem Boden der Republik, begleitet von einer niederschmetternden Verurtheilung des Radikalismus, empfiehlt. Die Radikalen schäumen natürlich vor Wuth, aber sie haben alle Pfeile und Schleudern des ungeheuerlichsten Geschimpfes schon so oft auf Ferry entsendet, daß sie der neuen Wuth vergeblich einen Ausdruck zu verschaffen suchen, nach welchem jemand auch nur hinhört.

Eine andere französische Wuth ist bedenklicher. Das ist die seit den Leipziger Landesverrathsprozessen gegen die Mitschuldigen Schnäbeles aufs neue entfachte Wuth auf Deutschland, welche nach den lächerlichsten Mitteln, sich Luft zu machen, greift. Und doch kann ein wahrer Beobachter nicht der Meinung jeden Zugang zu seinem Urtheil verschließen, daß es trotz allem möglich wäre, die Franzosen zu einem verständigen Urtheil über ihr Verhältniß zu Deutschland zu bringen. Freilich müßten die Gründe dieses Urtheils mit imponirender Gewalt von einer weitblickenden, vom Reichthum fruchtbarer Gesichtspunkte getragenen und außerdem durch eine bedeutende Stellung gehobenen Persönlichkeit vorgebracht werden. Man kann nicht einmal sagen, daß es in Frankreich ganz und gar an Männern fehlt, welche so etwas auf dem Wege der schriftlichen Belehrung versuchen. Aber sie werden überhört oder überschrien, weil sie nicht imstande sind, dem französischen Publikum sogleich bestechende Vortheile eines guten Verhältnisses zu Deutschland zu zeigen. Und doch würde auch diese trostlose Verfassung der Gemüther in Frankreich die beständige Lenkung der Phantasie auf den Krieg nicht bedingen, wenn Rußland nicht in der Welt wäre. Wenn irgend ein Umstand die Franzosen so hellsehend machen könnte, um sie erkennen zu lassen, daß Rußland ihnen zu ihrer Revanche nicht helfen kann, so würden sie schnell genug vernünftig werden. Sie schicken jetzt massenhaft ihre Touristen nach Rußland, um das Volk zu studiren, aus dem ihnen das Heil kommen soll. Vielleicht bringt einer dieser Touristen ihnen das wahre Licht mit. Der französische Haß, damit schließen wir heute diese Betrachtung, ist zu belehren und zu bekehren, wenn ihm die wahre Gestalt der Dinge sichtbar gemacht werden kann. Der Haß der russischen Gesellschaft — vom Volk ist nicht zu sprechen — einer Gesellschaft, die ihrem Staat durch das Bündniß mit Preußen nur Vortheile ersten Ranges hat zu wachsen sehen, ist nicht zu beseitigen, als mit dem Untergang dieser Gesellschaft selbst. Das ist eine höchst merkwürdige Thatsache, deren Gründe man gleichwohl sehr gut verstehen kann.

\* \* \*

Wenden wir uns nun zu diesen guten Freunden im Osten. Es ist ein neuer Ton in das Freundschaftsverhältniß gekommen, diesmal von deutscher Seite. Schon am 27. März dieses Jahres war ein kaiserlicher Ukas an den dirigirenden Senat in Petersburg ergangen, dem zufolge in 21 westlichen Gouvernements die Erwerbung von Grundeigenthum neuen Bestimmungen unterworfen wurde. Es soll nämlich das Grundeigenthum an ausländische Besitzer nicht mehr vererbt noch veräußert werden können, sondern nach Ablauf einer

Frist von drei Jahren vom Tage des Erlasses an nur noch an Nationalrussen. Da ziemlich das ganze Grundeigenthum der westlichen Gouvernements in den Händen ausländischer Besitzer ist und von diesen mit bedeutendem Kapitalaufwand in seinem Wert gesteigert wurde, so begreift man, was die Maßregel ist: nämlich eine einfache Konfiskation. Denn in Rußland sind die Kapitalisten nicht aufzutreiben, welche die Menge dieses Grundbesitzes ankaufen könnten. Die ausländischen Besitzer, meistens Deutsche, haben daher nur die Wahl, wie sie die Konfiskation über sich ergehen lassen wollen, ob sie nämlich ihr Eigenthum verschleudern wollen oder nominell zu angemessenen Preisen abgeben, die natürlich nicht baar erlegt werden und daher bei der russischen Justizpflege überhaupt nicht eingehen, sondern etwa noch hohe, vergebliche Prozeßkosten verursachen.

Dieser Ulas wurde erst am 25. Mai veröffentlicht und blieb zwar nicht unbemerkt in Deutschland, erschien aber zunächst nur als eine der Liebkosungen, wie wir sie von dem russischen Freund ja gewohnt sind. Da begann die Kreuzzeitung aufmerksam zu machen, daß der russische Staat ebenso gut wie er eben den deutschen Grundbesitz in 21 Gouvernements konfiscirt, gerade so gut die Milliarden russischer Schuldtitel, welche sich in deutschen Händen befinden, konfisciren kann, indem er anordnet, die Zinsen der Metallanleihen, deren Zahlung in Gold versprochen worden, in Papierrubeln zu zahlen. Die panslawistische Presse hatte dergleichen schon längst verlangt und würde in ungemessenen Jubel ausbrechen. Ende Juni schloß die Kölnische Zeitung sich den Ausführungen der Kreuzzeitung an und am 1. Juli that es auch die Post und zwar nachdrücklicher als ihre Vorgängerinnen, indem sie die Gefahr eines russischen Staatsbankerotts, wenn derselbe sich als eine Maßregel gegen Deutschland darstellen läßt, als eine sehr ernste bezeichnete. Seitdem haben diese Blätter und im Anschluß an dieselben noch eine Anzahl anderer Zeitungen ihre warnende Beleuchtung des russischen Staatskredits mit mehr oder minder starker Betonung der Gefahren, in welchen die russischen Gläubiger sich befinden, fortgesetzt.

Daraus hat sich nun ein eigenartiger Kampf entsponnen. Er begreift sich leicht. Die neuen Bankhäuser, die wir in Deutschland haben, sind wesentlich durch den Absatz russischer Anleihen auf dem deutschen Markt Selbmächte ersten Ranges, ebenbürtig den alten Weltfirmen in London, Paris, Wien, Frankfurt geworden. Sollen sie nun dieses Geschäft verlieren, sollen sie gar die Mengen russischer Obligationen, die sie als gutverkäufliche Waare in ihren Beständen haben, entwerthet sehen? Man kann diesen Häusern nicht verdenken, wenn sie einen Widerstand versuchten, der nicht sowohl in der Presse sehr lebhaft war, als darin zu Tage trat, daß durch promptes Aufkaufen der fallenden Russenwerthe die sinkende Tendenz immer wieder aufgehalten wurde.

Die Frage, vor welche sich das deutsche Privatkapital einerseits, die deutsche Publizistik andererseits, welche doch die Pflicht hat, solche Angelegenheiten, welche schließlich das Wohl des gesammten deutschen Volkes angehen, eingehend und wahrheitsgemäß zu beleuchten, gestellt sieht, ist eine sehr schwierige und bedeutende. Der sachkundige und gewissenhafte Verfasser der wirthschaftlichen

Wochenberichte in der Nationalzeitung spricht gelassen das große Wort aus, daß diejenigen, welche den Kampf gegen den russischen Staatskredit begonnen haben, sich die Tragweite desselben nicht klar gemacht haben. Wo hundert journalistische Federn in Bewegung sind, wird dies für einen Theil ganz gewiß zutreffen. Den eigentlichen Ausgang und die ernsthafteste Fortführung des Kampfes wird man nicht als blindes Hineinstürmen bezeichnen können.

Welches Ziel kann der Kampf sich vernünftiger Weise stecken? Eine unbestimmte Warnung an die Kapitalisten, vorsichtig, im übrigen nach Ermessen zu handeln, läuft auf eine Phrase hinaus. Wir denken uns jedoch ein bestimmtes Ziel des Kampfes, in dessen Annahme wir durch die konsequente Neutralität der Staatsregierung bestärkt werden, welche von dieser nicht beobachtet werden dürfte, wenn sie in dem Kampf eine Schädigung des deutschen Publikums oder eine Gefährdung auswärtiger Beziehungen erblicken müßte. Das Ziel, das wir voraussetzen, läßt sich folgendermaßen umschreiben. Wir schicken voraus, was kaum gesagt zu werden braucht, daß ein völliger Umtausch der in deutschem Besiz befindlichen Milliarden russischer Werthe weder ausführbar noch nöthig erscheint. Dagegen müssen folgende Dinge erstrebt werden: 1) es muß vorbei sein mit der Unterbringung russischer Anleihen auf dem deutschen Kapitalmarkt; 2) es muß vorbei sein mit allen Projekten, den deutschen Kapitalisten den Umtausch oder den neuen Ankauf konvertirter Obligationen der Metallanleihen aufzureden; wenn Rußland seine hochverzinslichen Anleihen konvertiren will, so mag es dies auf jedem andern Kapitalmarkt als dem deutschen bewirken und mag für das auf andern Märkten entnommene Geld die älteren, hohe Zinsen stipulirenden Obligationen den deutschen Besitzern abkaufen. Der Berichtersteller der Nationalzeitung hat vorläufigst ausgeführt, daß die Annahme konvertirter, d. h. im Zinsfuß herabgesetzter Obligationen nichts anderes bedeuten würde, als den Verzicht des deutschen Kapitalisten auf die Risikoprämie eines höchst unsichern Papiers. Daher muß nicht bloß dieser Verzicht verhindert, sondern erstrebt werden 3) eine annähernde Vertheilung der russischen Schuldtitel auf die Kapitalmärkte Europas, damit alle großen Nationen Bürgen für die Redlichkeit der russischen Finanzpolitik werden, während dieselbe, wenn sie nur deutsche Kapitalisten zum Gläubiger hat, ohne Umstände im gelegenen Moment das Eigenthum derselben konfisciren wird. Diese Vertheilung kann natürlich nicht anders bewirkt werden, als durch einen bedeutend niedrigeren Kurs der russischen Obligationen. Diese Herabsetzung sollten unsere großen Bankhäuser zugleich reguliren und befördern, wenn sie überhaupt im Stande sind, eine weitreichende Finanzpolitik zu treiben. Denn erst durch die Mitbürgschaft der andern Kapitalmärkte können die russischen Obligationen zu einem einigermaßen gesicherten Besiz werden. Alle großen Nationen durch einen Staatsbankerott zu verlegen, wird die russische Politik, so lange es ihr möglich ist, vermeiden. Deutschland allein zu verlegen, wird sie nicht nur kein Bedenken tragen, sondern sich noch ein Vergnügen daraus machen.

Wir wollen, indem wir diesen Gegenstand verlassen, nur noch einen Vorwurf beleuchten, welcher der deutschen Regierung gemacht wird, weil im Jahre 1884 die Seehandlung sich an die Spitze der Subskriptionen auf die damalige russische Anleihe stellen durfte. Daß die Titel dieser Anleihe heute noch höher stehen, als vor drei Jahren, ist richtig, kann aber keine Entschuldigung sein. Denn wenn heute alle Besitzer dieser Anleihe, den Warnungen folgend, verkaufen wollen, so wird der hohe Kurs eben zurückgehen. Das Vorgehen der Seehandlung war sehr tadelnswerth, aber bis zu einem gewissen Grade kann es entschuldigt werden. Im Frühjahr 1884 waren die besten Beziehungen mit Rußland angebahnt, im Herbst erfolgte die Kaiserzusammenkunft von Skierniewice. Daß es mit dieser Herrlichkeit so bald und so gänzlich zu Ende gehen werde, konnte man damals nicht voraussagen. Man konnte nicht voraussagen, daß Rußland, nachdem es sich in Bulgarien allseitig verhaßt gemacht, das freche Attentat auf den Fürsten Alexander am 21. August 1886 veranstalten und daß es, damit nicht zum erwünschten Ziele gekommen, anstatt Bulgarien vor den Augen Europas in die Tasche zu stecken, seinen ganzen Haß auf Deutschland werfen würde, welches nicht einmal dabei gewesen wäre, der russischen Politik den bulgarischen Raub zu wehren.

So sind wir wieder bei Bulgarien, dem Punkt, der die Eigenthümlichkeit genießt, alle elektrischen Spannungen der europäischen Atmosphäre auf sich zu ziehen. Die große Sobranje war am 3. Juli in Tirnowa zusammengetreten und wählte schon am 7. Juli den Prinzen Ferdinand von Koburg-Kohary zum Fürsten. Dieser junge Herr scheint viel Lust zum Geschäft zu haben aber weniger Muth. Offenbar war er von England lange vor der Wahl ermuntert worden, nach Bulgarien zu gehen und Rußlands Maßregeln zu erwarten. Statt dessen fing der junge Mann an, nachdem er angenommen, die Nothwendigkeit der Versöhnung mit Rußland zu betonen, zum großen Schrecken und Mißvergügen der bulgarischen Deputation. Es scheint aber die merkwürdige Wendung eingetreten zu sein, daß Rußland den Koburger zulassen wird, wenn er sich zum Werkzeug Rußlands macht und die Zerspaltung der bulgarischen Nationalpartei unternimmt. Zu dieser Rolle scheint der Prinz Aussicht zu haben, die Zustimmung Englands zu erhalten. Denn England und Rußland haben sich wieder einmal versöhnt. Rußland hat in Afghanistan plötzlich den englischen Vorklemmungen ein Ende gemacht, indem es die Brückenköpfe über den Oxus, die es bei Kerki und bei Chorschah-Saleh erstrebte, gegen einen Landstrich mit Weideplätzen bei Merutschal dem Emir von Afghanistan abgetreten hat. Rußland will sich die Hände frei machen für einen Kampf in einer andern Gegend, und England scheint geneigt zu sein, unter einiger Wahrung der Form die Bulgaren preiszugeben. Diese Dinge sind erst im Werden und man muß ihre Entwicklung abwarten, aber sie lassen sich so an, wie eben ausgesprochen wurde.

\*             \*             \*

In England hat das Ministerium seine irische Strafrechtsbill glücklich durch das Parlament gebracht und sich auf Grund derselben beeilt, über so und so viel irische Grafschaften den Belagerungszustand zu verhängen. Auch die sogenannte irische Bodengesetzbill, eine Maßregel, durch welche die Pächter theils in ihren Leistungen, theils namentlich bei der Erwerbung von Grundeigenthum erleichtert werden sollen, hat das Ministerium die Sicherheit erlangt, durchzubringen, nachdem es sich in Bezug auf die Fassung der Bill den Forderungen des Hauptes der unionistischen Liberalen, des Lord Hartington, gefügt hat. Die Hauptforderung war eine über die ministerielle Vorlage hinausgehende Herabsetzung der Norm des Pachtzinses. Wie das Ministerium Salisbury, dessen Haupt alle Sympathie und Achtung verdient, sich in der auswärtigen Politik behilft, um nicht zu sagen durchschintet, haben wir eben gesehen. Alles in allem ist das in Gold erstickende England in keiner beneidenswerthen Lage. Die Unverträglichkeit der parlamentarischen Regierung mit dem allgemeinen Stimmrecht macht sich bekenlich geltend. In Frankreich, wo fortwährend dem Bestand der Gesellschaft durch den Radikalismus das Messer an die Kehle gesetzt wird, kann selbst das allgemeine Stimmrecht vernünftig sein. Aber in England, wo es sich um hochliegende Aufgaben der auswärtigen Politik handelt, wird das Reich durch das allgemeine Stimmrecht ruiniert. Da sind wieder in drei bis vier Wahlbezirken Anhänger Gladstones gewählt worden und sogleich erscheint das Ministerium bedroht. Es giebt nichts Kläglicheres als diese parlamentarische Regierung, wo nach Gustav Freytags unvergeßlichem Ausdruck der Hintere von Michael Gros und Konforten über Wohl und Wehe großer Völker entscheidet. Inzwischen haben die Engländer sich über allen ihren Kummer getröstet durch die letzte der Festlichkeiten zu Ehren des Jubiläums der Königin, durch die große Flottenschau in Spithead. Dort haben 130 Kriegsschiffe, darunter die größten Kolosse aller Flotten paradiert. Triumphierend verkündigen englische Zeitungen, daß dies kaum der dritte Theil der englischen Flotte gewesen sei. Das ist ja nun ganz schön. Leider ist es nur fraglich, ob die Schiffskolosse der englischen wie aller andern Flotten im Ernstfall nicht völlig unbrauchbar sind und lediglich weggeworfenenes Geld darstellen. Diese Ungeheuer richten, wie einst die Elephanten in den antiken Heeren, den meisten Schaden unter den eigenen Streitern an. Die Zukunft der Kriegsmarine scheint den Torpedos und ähnlichen Fahrzeugen zu gehören. Die Franzosen beschäftigen sich krampfhaft mit dem Problem, wie man diesen Fahrzeugen, deren Wirksamkeit auf ihrer Kleinheit und Unsichtbarkeit beruht, gleichwohl die Fähigkeit geben könnte, Kohlenvorräthe zu heberbergen und damit das Gebiet der Küsten zu verlassen. Möge sich die gesuchte Lösung finden oder nicht, den Schiffskolossen scheint gleichwohl das Urtheil der Unbrauchbarkeit geschrieben zu sein.

Eine andere Unannehmlichkeit hat das englische Ministerium dadurch erfahren, daß der Sultan schließlich doch aus Furcht vor Frankreich und Rußland die Ratifikation der ägyptischen Konvention verweigert hat. Zwar für

den englischen Staat ist dies kaum ein Nachtheil, aber ein Publikum des allgemeinen Stimmrechtes fängt in einer scheinbar ungünstigen Lage stets an zu lärmen und den scheinbar Schuldigen im Stich zu lassen. Vielleicht hat Rußland deshalb so lebhaft den französischen Einspruch in Constantinopel unterstützt, um Mr. Gladstone wieder ins Amt zu helfen. w.

### Kolonialpolitische Correspondenz.

#### Brasilien und der Kolonialverein.

Ein eigenartiger Unstern schwebt über dem deutschen Kolonialverein. Er zählt in seinen Reihen eine Menge hochangesehener, einflussreicher Männer und wird doch durch Gesellschaften, deren Mitglieder sich nicht im Entferntesten so vortheilhafter sozialer Stellung erfreuen, regelmäßig ausgestochen; jede im Gebiet der überseeischen Interessen auftauchende Frage zieht der Verein in Erwägung und doch hört man nichts von einem wirklichen Erfolg, einer Leistung. Am auffälligsten tritt diese Erscheinung in dem Verhalten des Kolonialvereins zur Besiedelung von Südamerika hervor. Seit langen Jahren hat man die Auswanderung als ein lästiges aber nothwendiges Uebel erkannt. Während man sich aber anfangs um das Schicksal des Auswandrer's gar nicht kümmerte und ruhig zusah, wie durch seine Arbeitskraft andere konkurrirende Länder in die Höhe kamen, begann man in neuerer Zeit die Leitung der die Heimath verlassenden Landleute nach Gebieten, wo sie dem Vaterland nützen können, als nothwendig einzusehen. Kein Land ist besser für diesen Zweck geeignet als das südliche Brasilien und die La Plataländer. In einem fruchtbaren und gesunden Lande hat der deutsche Kolonist hier die Möglichkeit seine Sprache und Nationalität besser als irgend wo anders im Auslande zu bewahren. Schon heut erfreuen sich Hunderttausende von Deutschen hier blühenden Wohlstands. Noch ist zur Zeit jenes Gebiet so schwach bevölkert, daß die deutschen Einwanderer nicht den Neid und Haß länger ansässiger Nationalitäten erregen. Trotz der von französischer Seite dann und wann angeregten Hekereien und Verdächtigungen können sie ruhig ihrem Erwerbe nachgehen und ihre vaterländischen Ueberlieferungen hochhalten. Deutschland aber erwächst einstweilen für absehbare Zeit keine Konkurrenz durch die Arbeit dieser Kolonisten. Die dort erzeugten Brodfrüchte finden Absatz im Lande selbst, und auf große industrielle Thätigkeit ist noch gar keine Aussicht. Es bilden vielmehr diese Auswanderer willkommene Abnehmer unserer nach neuen Märkten suchenden Fabriken. Unter dem Einfluß dieser Thatsachen haben seit Jahren zwei genaue Kenner Südamerikas, der bekannte Geograph Professor Henry Lange und der Vorsitzende des Vereins für Handelsgeographie Dr. Zannasch die deutschen Auswanderer auf jene Länder hingewiesen. Indessen stellen sich dem direkten Zuzug deutscher Bauern dahin gewisse Hindernisse entgegen. Das Land ist einstweilen nicht so wie in Nordamerika allenthalben vermessen, es fehlt auch an Wegen



und Eisenbahnen. An brasilianischen Kolonisationsunternehmern mangelt es zwar nicht, aber den meisten liegt das Wohl der Einwanderer weniger am Herzen als das der Ersatz für die emanzipirten Neger suchenden Plantagenbesitzer, ein Umstand, welcher die Regierungen zu direkten Warnungen vor Brasilien immer wieder veranlaßt. Die Nationen, welche ihren Menschenüberfluß nach diesen Landstrichen senden, wie insbesondere die Italiener haben daher eigne Gesellschaften gebildet, welche größere Ländereien ankaufen, dieselben vermessen, mit Wegen versehen und dann an die Auswanderer parzellenweise verkaufen. Ein andres Vorgehen ist auch für Deutschland nicht möglich, eine bloße Agitation für Beförderung der Auswanderung nach Brasilien ist unnütz und geradezu gefährlich. Sowohl die genannten Herren kamen zu dieser Ansicht als auch ein Mitglied des Deutschen Kolonialvereins, der frühere Oberamtmann Spielberg, welcher bei einem Besuch seines in Brasilien ansässigen Sohnes dieses Land kennen und schätzen lernte. Seiner Anregung ist es zu verdanken, daß der Kolonialverein den Beschluß faßte, die Besiedlung des südlichen Amerikas ins Auge zu fassen. Ein lange Zeit in Brasilien ansässiger Deutscher, der Dr. von Ihering, dessen Bekanntschaft Spielberg gemacht, lenkte die Aufmerksamkeit des Vereins auf ein fruchtbares und nicht allzu weit von der Küste sich erstreckendes Territorium, das im Süden von Porto Allegre am Camaquã-Flusse gelegene Gebiet von San Feliciano. Im Auftrage des Vereins begab er sich begleitet von dem Feldmesser Delhaas selbst im Laufe des Jahres 1885 nach diesem der Besiedlung harrenden Flecke und unterzog denselben einer Untersuchung, deren Resultate er als sehr günstige bezeichnete. Mittlerweile that der Kolonialverein die ersten Schritte zur Bildung einer besondern Gesellschaft für die brasilianische Angelegenheit. Auf Vorschlag des Premierlieutenants a. D. Kurella, welcher seiner Zeit durch den bekannten Generalkonsul Sturz für Südamerika in hohem Maße interessirt worden war und eine Kolonisirung jener reichen Landstriche durch Deutsche seit lange ins Auge gefaßt hatte, wurde der Plan einer Gesellschaft für deutsche Ansiedlung in Südamerika „German“ im Einverständniß mit einer Reihe einflußreicher Männer aufgestellt. Ein provisorisches Comité, an dessen Spitze Herr Kurella trat, übernahm die weitere Leitung der Sache. Auf den ersten Aufruf vom 15. Dezember 1885 hin meldeten sich so viele Personen, welche an dem Unternehmen sich zu betheiligen geneigt zeigten, daß das Comité sogleich einen lange Zeit im Ausland mit Plantagenbau beschäftigt gewesenem Mann, den Kunstgärtner Schaug mit einer Reise nach Brasilien betraute. Ueber Rio de Janeiro, wo er Verbindungen mit den Regierungskreisen anknüpfte, begab sich derselbe im Frühjahr vorigen Jahres nach den südlichen Provinzen des Kaiserreichs und durchreiste nicht allein die schon bestehenden deutschen Ansiedlungen, sondern auch insbesondere San Feliciano. Nach seinen Beobachtungen konnte er das Urtheil Iherings nur bestätigen und empfahl daher durchaus den Ankauf dieses Gebietes. Die Provinzialregierung von Rio Grande do Sul erklärte sich bereit der deutschen Gesellschaft das Land für eine mäßige Summe abzutreten und die

nöthigen Wege zu bauen. Die Deutschen in Brasilien begrüßten das Unternehmen ausnahmslos aufs freudigste und unterstützten den Kolonialverein, wo sie nur konnten. Doch hatte das Unternehmen inzwischen in Deutschland selbst Feinde gefunden. Ein Kaufmann, welcher selbst eine Plantage in Brasilien besitzt, wollte dieselbe dem Vereine verkaufen. Da dieser aber gegen die Güte des angebotenen Landes Bedenken hegte, begann der betreffende Herr eine lebhafteste Polemik gegen die Gesellschaft „German“. Unterstützung fand er dabei im Berliner Tageblatt, wo ein Unbekannter seit einiger Zeit die schauerlichsten Bilder von Brasilien entwirft. Immerhin wirkten diese Umstände auf den Kolonialverein zurück, verschiedene Zeichner wurden lau und eine neue eingehendere Untersuchung des Landes wurde für nothwendig erklärt. Das wäre ja an sich sehr zu billigen gewesen, aber leider war die Ausführung des Gedankens keine glückliche. Es wurden nämlich mit der Reise ein Privatgelehrter und Zeichner, der Professor Keller-Leuzinger und ein Herr Zandner betraut, beides wie es scheint nicht sehr für diesen Zweck geeignete Persönlichkeiten. Herr Keller ging, wie aus Brasilien berichtet wird, mit offenkundiger Voreingenommenheit an seine Aufgabe und wußte mit den leitenden Politikern auch nicht den richtigen Ton zu finden. Die zunächst für Ansiedlung ins Auge gefaßte Provinz Rio Grande do Sul und insbesondere San Feliciano hat er so gut wie gar nicht kennen gelernt, dennoch fällt er ein Urtheil über letzteres Gebiet, das wenig günstig ausfiel, und den Präsidenten des Kolonialvereins bestimmte, sehr gegen das Unternehmen zu erkalten. Ein Haupteinwand gegen den Erwerb von San Feliciano war die angebliche Unbrauchbarkeit des Camaquã-Flusses für die Schifffahrt. Neuerdings ist diese Ansicht aber glänzend widerlegt worden; ein Regierungsdampfer, ist bis über den Hafen der Kolonie hinaus vorgebrungen. So lebhaft ist der Wunsch der deutschen Kolonisten in Rio Grande nach verstärktem Zuzug aus der Heimath, daß sie in aller Weise das Vergehen des Kolonialvereins unterstützen. Es bietet sich jetzt in Folge ihrer Bemühungen sogar Aussicht, daß die Provinz der Gesellschaft „German“ das etwa 18 000 Hektar große San Feliciano ganz unentgeltlich zur Verfügung stellt. In letzter Zeit ist dazu auch noch der Erwerb einer nahe bei Porto Alegre sehr günstig gelegenen Fazenda ins Auge gefaßt worden. Allerdings ist ein wirklicher Erfolg gar nicht abzusehen, wenn der Kolonialverein nicht endlich einmal etwas rascher und energischer zu handeln beginnt. In Brasilien wie in der Heimath verliert man alles Interesse an einem Unternehmen, welches Jahre und Jahre in fruchtlosen Erwägungen verschwendet. Hoffentlich gelingt es dem rastlosen Bemühen des Lieutenants Kurella jetzt endlich einmal die Bedenklichen mit sich fortzureißen und einen Anfang mit der Verwirklichung des so oft kundgegebenen Programms zu machen.

### Marokko.

Bei einer Schilderung der deutschen Kolonialbewegung wird auch des allerdings mißglückten Versuches des Herrn Dr. Jannasch, an der südwest-

lichen Küste der Atlasländer festen Fuß zu fassen, gedacht werden müssen. Das Unternehmen ist bereits im Frühjahr vorigen Jahres vor sich gegangen, doch ist der ausführliche Bericht des Dr. Jannasch erst vor Kurzem veröffentlicht worden\*). Herr Jannasch hatte die Absicht, an der afrikanischen Westküste, südlich vom eigentlichen Marokko eine Handelsfaktorei anzulegen und mit dem Beherrscher jener Gebiete einen Handels- oder wenn es anginge wohl auch Schutzvertrag zu schließen. Bei der Eifersucht, mit der Italiener, Spanier und Franzosen jeden Schritt eines Europäers in Marokko, dessen einstige Erwerbung jede dieser Nationen ins Auge gefaßt hat, verfolgen, war es nöthig das Unternehmen in tiefes Geheimniß zu hüllen. Dr. Jannasch trat denn auch seine Reise unter dem Vorwand eine vom Centralverein für Handelsgeographie und seiner Exportbank veranstaltete schwimmende Ausstellung zu begleiten an. Es wurden die bedeutenderen Häfen des Maurenstaates nicht besucht, sondern man fuhr, um allen Verdacht zu vermeiden, direkt nach den entlegeneren Hafensplätzen des Landes. Hier ließen sich aber nur sehr dürftige und ungenaue Nachrichten über den ins Auge gefaßten Küstenstreifen einziehen. Trogdessen besuchte Dr. Jannasch das ihm fast gar nicht bekannte gefährliche Gestade und wagte in der Nähe der Mündung des Schwitastuffes im offenen Boote einen Landungsversuch. Doch in Folge einer plötzlichen Brandungswelle schlug das Boot um, zwei Insassen desselben ertranken und Jannasch rettete sich mit den 6 andern Gefährten von allen Hilfsmitteln entblößt mit Mühe an das unfruchtbare Ufer. Bei der heftigen Brandung war es ihnen unmöglich das Schiff wieder zu erreichen; sie mußten, um nicht zu verdursten, versuchen zu Fuß eine der marokkanischen Küstenstädte zu erreichen. Nach mehrtägiger Wanderung stießen die Schiffbrüchigen auf nomadisirende Araber am Wad Draa und vertrauten sich denselben an. Doch diese räuberischen fanatischen Kabylen zeigten sich wenig geneigt die Christen nach Mogador zu befördern, sondern hegten die Absicht sie ins Innere zu verkaufen. Nach mancherlei Mißhandlungen erst entschlossen sie sich die Gefangenen an den mächtigsten Mann jener Striche, den Gouverneur des Sultans Raib Dachman, welcher von der Ankunft der Weißen gehört hatte, auszuliefern. Der Raib sandte dann die Herren zum Sultan, welcher gerade mit seinem Heere nach Süden zog. Die arabische Rajestät hat unsere Landsleute zuvorkommend und gütig behandelt. Die Wahrheit über seine Absichten und Pläne hat ihm Dr. Jannasch aber freilich nicht gesagt. Als die Expedition vom Ungezieser zerbrochen aber senst wohlbehalten in Mogador wieder eintraf, hatte sie alle Lust zu weiteren Kolonisationsversuchen in diesem Lande verloren. Dr. Jannasch war vor allem zu der Einsicht gelangt, daß sein Plan auf falschen Voraussetzungen beruht habe. Der mächtige unabhängige Staat der Sidi Hescham, welchen er für Deutschland gewinnen wollte, hatte sich als nicht vorhanden erwiesen. Der Sultan

\*) Die deutsche Handelsexpedition 1886 von Dr. R. Jannasch. Berlin. Carl Heymanns Verlag 1887. VII und 292 S. 8°.

von Marokko übt bereits mächtigen Einfluß auf die Wüstenstämme aus und strebt danach, seine Herrschaft bis Timbuktü auszudehnen. Eifersüchtig überwacht er jeden Versuch von Europäern an der Küste der Steppeländer festen Fuß zu fassen. Freiwillig wird er seinen berechtigten Ansprüchen nicht entsagen. Welcher europäische Staat hätte aber Geld und Soldaten genug übrig, um die großen und nicht untüchtigen Maurenheere zu vernichten! Dem Autor ist daher vollkommen beizustimmen, wenn er den Kolonialenthlasten rath alle Hoffnungen auf Erwerb der Atlasländer aufzugeben, vielmehr in friedlicher Weise durch Handel dort Einfluß zu erwerben und den Staat gegen die Begehrlichkeit der Romanen zu stärken. Ob er freilich Recht hat, wenn er annimmt, daß auch Frankreich und Spanien keinen ernstlichen Versuch zur Eroberung Marokkos wagen würden, möge dahingestellt bleiben.

Dr. Jannasch ist keineswegs der erste Reisende, welcher jene Gegenden bereist hat, andere, besonders Lenz, haben dieselben vor ihm viel eingehender besichtigt, auch hat Jannasch vom eigentlichen Marokko nichts gesehen. Dennoch bietet das Buch vieles Interessante, denn sein Urheber besitzt einen scharfen Blick und gute handelspolitische Kenntnisse. Seine Winke für die deutschen Exporteure werden daher gewiß von Werth sein. Den verschiedenen Männern, welche sich um die Rettung der Expedition verdient gemacht haben, sind übrigens von Seiten des Deutschen Reiches Geschenke zugegangen.     Ω.

#### Ostafrika.

In Ostafrika befinden sich die Dinge nach wie vor in einem, zum Theil allerdings vorangeschrittenen, Uebergangsstadium. Die Witu-Gesellschaft ist noch immer im Werden begriffen nachdem insbesondere für die Kosten der ersten Erwerbung, für Abfindungen und für die ersten Verwaltungseinrichtungen etwa 100 000 Mark verausgabt sind. An der langsamen Entwicklung mag die bisherige Verfassung der sogenannten Witu-Gesellschaft zum Theile die Schuld tragen, insofern eine Einheitlichkeit des Willens und ein planmäßiges Vorgehen dadurch erschwert wurde. Die zunächst von der Gesellschaft eingesetzten Beamten Kapitain Rabenhorst, Lieutenant a. D. Schmidt und Lieutenant a. D. v. Wittich werden nunmehr durch andere Persönlichkeiten ersetzt. Die Oberleitung in Ost-Afrika übernimmt Herr Curt Toppfen, der unter schwierigen Umständen bereits zweimal den Ostafrikanischen Continent mit größeren Karawanen bezogen hat. Die kaufmännische Leitung von Deutschland aus, führt der ehemalige Zanzibar-Kaufmann Scharrer in Nürnberg. So scheinen die Dinge immer besseren Fortgang zu nehmen und es wird für die Zukunft wesentlich darauf ankommen eine geeignete Gesellschaftsform bei genügenden Mitteln zu schaffen. Das einstweilen genannte Kapital von  $\frac{1}{2}$  Million Mark erscheint für die Bedürfnisse eines entstehenden Geschäftsplanes nicht ausreichend.

Nach dem Vorgange der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft scheint man eine Corporation nach dem System des Preussischen Allgemeinen Landrechts

etabliren zu wollen und es dürfte die Befürwortung des Auswärtigen Amtes zur Ertheilung der Rechte juristischer Personen gesichert sein. — Die Gesamtverhältnisse im Witu-Lande sind übrigens mit der Regelung des Witu-Unternehmens an sich noch nicht in die gehörigen Bahnen geleitet, woran die eigenthümliche Stellung des Sultans Achmed Simba die Schuld trägt. Es ist nicht allgemein bekannt, daß der Sultan nur das privatrechtliche Eigenthum in Bezug auf 25 Quadratmeilen mittelbar oder unmittelbar der Witu-Gesellschaft überantwortet hat. Damit hat die letztere der Natur der Dinge nach auch keine weiteren Pflichten als diejenigen des gewöhnlichen Grundeigentümers, nicht aber ist sie verbunden dem Sultan für seine Händel mit den Somali Streiter und Waffen zu stellen. Der Sultan selbst ist wenig bemittelt, so lange er nicht die neben seinen an die Witu-Gesellschaft verkauften Länderstrichen ihm gehörigen Gebiete zur richtigen Verwerthung gebracht hat. Seine Bevollmächtigten, die Gebrüder Denhardt haben es sich zur Aufgabe gestellt die Verwerthung herbeizuführen. Neuerdings hat sich Clemens Denhardt mit dem Oekonom Künzel in Verbindung gesetzt, welcher demnächst mit einigen anderen vermögenden Landwirthen in Achmed Simba's Witu Land abreisen wird. Ueber Klima und Bodenverfassung in diesem Gebiete fällt der Genosse der Herren Denhardt, Herr Schlunke, welcher viele Jahre bei Achmed Simba sich aufgehalten hat, das günstigste Urtheil.

Bei der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ist nach jeder Richtung ein Fortschritt zu verzeichnen. Das Londoner Abkommen, welches die Sphären deutscher und englischer Interessen und damit thatsächlicher Operationsfelder in Ostafrika scharf abgefordert hat, hat auch den Einwirkungen englischer Agenten auf den Sultan von Zanzibar zum Nachtheile der deutschen Gesellschaft ein Ende bereitet. Said Bargasch steht sogar umgekehrt die Situation insofern verschoben, als das Engländerthum, welches seit Jahrzehnten sein Augenmerk auf die wirtschaftliche Erschließung Ostafrika's gerichtet hatte, ohne über seine Absichten offen Farbe zu bekennen, nunmehr endlich mit dem, was es will, hervorgetreten ist. Die englische Compagnie von MacInnon und Genossen wollte und hat jetzt ein von Said Bargasch durchaus unabhängiges Hinterland hinter Mombasa, durch welches hindurch sie möglichst bald auf den ihr zugefallenen kleinen Theil des Kilimandscharo-Gebirgslandes über Eisenbahnschienen sich hinaufschwingen wird, um die Ausbeutung zu beginnen. Es findet also ein directer Wettlauf der beiden Nationen in Ostafrika statt, wobei das Uebergewicht des Kapitals englischer Großmillionaire durch besondere deutsche Kräfteanspannung ausgeglichen werden muß. Die beiderseitigen Interessenvertreter in Zanzibar agiren augenscheinlich in bestem inneren Einvernehmen, seitdem der englische Generalconsul Sir John Kirk, dessen Person mit dem Principe der Anglisirung des ungetheilten Ostafrika verwachsen war, mit der höchsten Pension in den Ruhestand getreten ist. Unter Mitwirkung des deutschen Generalconsuls fährt der außerordentliche Bevollmächtigte der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Dr. Peters, Verhandlungen in der Frage der Zoll-

häfen mit dem Sultan, welche den allerbesten Fortgang zu nehmen scheinen. Es haben sich erst in letzter Zeit im Laufe dieses Tractirens ganz neue, erweiterte Perspectiven für die Gesellschaft ergeben, so daß die Thätigkeit von Dr. Peters in Ostafrika als eine fruchtbare bezeichnet werden darf. Die Behauptungen der Presse von seiner bevorstehenden Rückberufung sind denn auch von der Gesellschaft selbst auf den Ursprung müßigster Erfindung zurückgeführt worden. Auf dem Festlande hat, nachdem die Gesellschaft mit erheblicher Verstärkung ihrer Finanzen sich neu constituirt hat, in den alten Stationen eine intensivere Thätigkeit begonnen; außerdem sind Niederlassungen der Gesellschaft in den Hafenplätzen Dar es Salam und Bangani neu errichtet und es steht endlich die Begründung von umfangreichen Anlagen zu Mpapua (oben in Usagara, Scheidungspunkt der großen Straßen nach Bagamoya und nach Sadani) sowie zu Aruscha am Kilimandscharo bevor. So hat man einen weit verzweigten Organismus der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft vor Augen, dessen Arbeiten hoffentlich in nicht allzu ferner Zeit der erwartete Erfolg zu Theil wird. Im Gebiete der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft haben übrigens die Angestellten des selbstständigen Actien-Unternehmens „Deutsch-Ostafrikanische Plantagen-Gesellschaft“ den Anbau von Taback nach den Erfahrungen und der Methode von Sumatra bereits in Angriff genommen.

---

## Notizen.

---

Socialismus und Anarchismus in Europa und Nordamerika während der Jahre 1883 bis 1886. Nach amtlichen Quellen. Berlin, Richard Wilhelm, 1887. 155 S.

Wer die Existenz einer socialen Frage nicht einfach leugnet, für den ist auch die Erscheinung des Socialismus und Anarchismus im 19. Jahrhundert als Ausfluß der wirthschaftlich-politischen Entwicklung in ihren allgemeinen Zügen historisch erklärlich und verständlich. Sehr wenig erklärt sind jedoch bisher die verschiedenen Formen und Intensitätsgrade, in denen diese Erscheinung in den verschiedenen Staaten und Nationalitäten aufgetreten ist. Vielfach wird behauptet und eine Reihe von augenblicklichen Erscheinungen sprechen dafür, daß die Bewegung in Deutschland ganz unverhältnißmäßig stärker sei als irgendwo anders. Gerade in den Staaten, welche vermöge ultrademokratischer Verfassungsformen den Socialisten am allerehesten die Möglichkeit bieten würden, zur Verwirklichung ihrer Ideen zu gelangen, haben sie es nicht entfernt zu so compacter Parteibildung gebracht wie in Deutschland. Niemand vermag bisher zu sagen, ob das etwas Vorübergehendes, Zufälliges ist, ob vielleicht binnen Kurzem dieses Verhältniß sich umkehren wird oder ob wir darin eine bedeutsame historische Erscheinung von tieferem Ursprung vor uns haben. Es war vielleicht das einzig Bedauerliche an dem sonst so überaus erfreulichen Resultat der letzten Reichstagswahl, daß die Zufälle der Stichwahlen noch dem Deutsch-Freisinn und nicht den Socialdemokraten zwei Duzend Sitze zuführten. Nicht als ob damit gesagt sein sollte, daß der Deutsch-Freisinn an sich eine gefährlichere Partei sei, als die Socialdemokratie. Ganz gewiß nicht. Aber den „Deutsch-Freisinn“ kennt man und er kennt sich selbst; ob er durch 30 oder durch 15 Mitglieder im Reichstag vertreten ist, ist für uns und ihn ziemlich gleichgültig. Für die Auseinandersetzung mit der Socialdemokratie aber und für die schnellere Herausbildung ihres Charakters ist nichts wünschenswerther als eine leidlich starke Vertretung im Reichstag. Jetzt hat die Partei weniger als 15 Mitglieder, kann also keine Anträge stellen. Das treibt sie ganz von selbst in die ziellose Agitation. Praktische Anträge im Reichstage, die sehen lassen, was ihre Arbeiterfreundlichkeit denn zu leisten vermag, über deren Durchführbarkeit sie Rede und Antwort stehen muß — das ist der Boden, auf den

sie zu drängen ist. Insofern ist, so paradox es klingt, die zu große Schwächung der Socialdemokraten in den Resultaten der letzten Wahl (in dem politisch Entscheidenden, der Zahl der abgegebenen Stimmen sind sie ja leider nicht zurückgegangen) geradezu als ein taktischer Nachtheil zu betrachten.

Die vorliegende Schrift setzt sich die Behandlung weder dieser noch anderer Fragen aus dem Gebiete der Socialdemokratie und des Anarchismus direct zur Aufgabe, sondern bemüht sich einfach, aus amtlichen Quellen, die thatsächlichen Verhältnisse und Erscheinungen in den letzten vier Jahren zu schildern. In lesbarer Form bietet sie so ein höchst interessantes Material, welches über das unausgesetzte Wachsen der Bewegung in allen civilisirten Ländern keinen Zweifel läßt. Auf die sehr interessante aber überraschend pessimistische Schilderung aus England werden wir noch im anderen Zusammenhang zurückkommen, denn England ist es, welches neben Deutschland allein eine positive Lösung der socialen Frage ernsthaft versucht hat und die Frage der Zukunft lautet: werden die englischen Gewervereine und friendly societies oder die deutsche Socialgesetzgebung und das Socialisten-Gesetz die Socialdemokratie bändigen und der Welt die dauernde Lösung der socialen Frage erarbeiten? D.

---

Paris sautera. La vérité à l'Alsace-Lorraine par un Parisien. Strasbourg, R. Schulz. 1887. S. 236. 3 Mark.

„Paris wird in die Luft fliegen. Die Wahrheit für Elsaß-Lothringen durch einen Pariser.“ Das ist der bezeichnende Titel einer kürzlich in Straßburg erschienenen Flugschrift, bei der man freilich lebhaft Zweifel darüber empfinden wird, ob ihr Verfasser wirklich ein Franzose, ob er gar ein Pariser, und nicht etwa ein verkappter Deutscher ist. Die Verlagsbandlung schickt ein kleines Verwort voraus, worin sie sagt: sie könne nicht alle Gedanken und nicht alle Urtheile des Buches billigen; gerade deshalb habe sie die Gewißheit, daß eben diese Meinungsverschiedenheit genügen werde, um die Zweifel zu zerstreuen, welche sich über die Rationalität des Verfassers erheben könnten. In der That macht die Schrift den Eindruck, daß wirklich ein Pariser sie geschrieben hat; mit jeder Seite, die man weiter liest, schwindet der Verdacht mehr dahin, und mit Grund hat ein Beurtheiler bemerkt: der Umstand, daß die Schrift in Straßburg ans Licht getreten sei, erkläre sich hinlänglich daraus, daß ein solches Werk in Paris keinen Verleger gefunden haben würde. Der Verfasser ist seiner Aussage nach Seemann gewesen, und seine Schreibweise widerspricht dem nicht; sein Herz gehört dem Arbeiterstande an, aus dem Bernard Palissy, die Brüder Montgolfier und Benjamin Franklin hervorgegangen sind, dem Shakespeare, solange er Pferde hütete, und Gutenberg angehört haben. Vom Standpunkt des Arbeiters, des Gewerbetreibenden, des Kaufmanns aus betrachtet er die Frage der deutsch-französischen Beziehungen. Sein Stil ist in hohem Grade originell; in manchem Betracht erinnert er an Jean Paul; wie



dieser, so mischt der Verfasser des *Paris sautera* alle möglichen Stilarten, Zwiegespräch, Erzählung, direkte Anekdote, Citate aus Büchern und Zeitungen. Bismarck und Boulanger werden unmittelbar in längerer Rede als Prince, Monsieur le ministre apostrophirt. Manches ist naïv, manches trivial; aber sehr Vieles ist von packender Wahrheit. Wenn man so eben über die Meinung hat lächeln müssen, daß der Reichskanzler erst durch Artikel des *Figaro* und der *France* über Boulanger's Absichten aufgeklärt und zur Forderung der 41000 Mann auf sieben Jahre bestimmt worden sei, so empfindet man doch die Wucht der Frage: wenn Boulanger nicht den Krieg wollte, weshalb ergriff er nicht die schneidigsten Maßregeln gegen Blätter, welche ihm — lobend oder tadelnd — solche Gedanken unterstellten? Und ebenso empfindet man die Wucht der Beweisführung: wenn von französischer Seite her zweifach erklärt wurde, daß Boulanger auf den Krieg lossteuere, wie will man die Deutschen auslachen, daß sie den Frieden der Welt gestört hätten, wie ihnen einen Vorwurf daraus machen, daß sie sich zur Wehr setzen, solange es noch Zeit war? Was ist nun aber die Wahrheit, welche der Verfasser den Elsäßern und Lothringern zu verkündigen hat? Er knüpft an die Reichstagsrede des Fürsten Bismarck vom 11. Januar an, welche ihn überhaupt veranlaßt hat die Feder gerade jetzt zu ergreifen. Zwei Gedanken beherrschten diese Rede: wir geben sie in der Fassung des *Parisien*. Erstlich: *tous les Français, sans exception, pensent à reprendre Strasbourg*. Zweitens: *il y a plus d'un pays — je ne cache pas que cette éventualité s'applique surtout à la France — où la guerre peut devenir une nécessité, une soupape de sûreté. Il faut que nous nous apprêtions pour le moment possible, où le gouvernement de la France se déciderait à la guerre afin de pouvoir se maintenir à l'intérieur.*

Beide Gedanken sucht nun der *Parisien* als falsch zu erweisen. Mit allem Nachdruck behauptet er S. 9 — und das eben würde ein verkappter Deutscher wohl nicht sagen —: *eh bien! nous gens du peuple, nous ouvriers, nous commerçants, habitants des villes, comme habitants des campagnes, nous déclarons bien haut que, pour avoir la paix, nous acceptons intégralement le traité de Francfort. Dire que tous les Français, sans exception, pensent à reprendre Strasbourg, c'est une erreur complète. Nous y avons pensé, mais nous n'y pensons plus. Für die Revanche würden stimmen* 1) alle Elsäßer und Lothringer, welche in Paris wohnen; 2) einige Tageschriftsteller; 3) einige Abgeordnete. Bei den ersten bedarf es keiner Erläuterung; bei den zweiten und dritten ist es Sache der Mode und auch ein wenig des Geschäfts, weil man vor allem Aufregung braucht, wenn die Zeitung in 896523 Exemplaren abgesetzt werden soll. Die meisten derjenigen Abgeordneten, welche mit Ja stimmen würden, dürften aber deshalb im entscheidenden Augenblick nicht einen Schritt ostwärts thun; als Paul Bert, ihr „grand patriote“, „le plus grand homme de France“, in Tonkin gestorben war, da konnte man unter den „großen Patrioten“ des

Palais Bourbon keinen Nachfolger austreiben, weil es dort wohl die Ruhr, aber keine komische Oper, kein théâtre Français, keinen Circus und noch keine Abgeordnetenkammer giebt. Die ungeheure Mehrheit des Volkes würde die Thatfachen hinnehmen und gegen die Revanche stimmen, nicht aus Gleichgiltigkeit, sondern weil sie sich sagt: wir haben 1870 den deutschen Krieg erklärt und sind von ihnen so behandelt worden, wie sie von uns behandelt worden wären, falls wir gesiegt hätten: wir hätten ihnen auch eine Kriegsschädigung auferlegt und die Rheinlande behalten. Dura lex, sagen die Rechtsgelehrten, sed lex. Wenn das Recht der Eroberung von uns bestritten wird, so können wir wohl Elfaß und Pothringen zurückfordern, müssen aber auch folgerichtiger Weise Algier, Tunis und Tonkin wieder herausgeben.

Die Masse des Volkes will in Frankreich keinen Krieg; sie will nichts als Arbeit (S. 32) und sie will sich deshalb in kein Abenteuer hineinziehen lassen. Der General Boulanger ist volksthümlich, aber weshalb? Weil man ihn für einen Republikaner hält, was seit 1870 mit Ausnahme von — Thibautin noch kein Kriegswindler gewesen ist, und weil er zur Zeit des Streiks von Decazeville gesagt hat: der Soldat im Aveyron fühle sich als Bruder des Bergmanns und theile sein Brod mit ihm: eine Sprache, welche die Rechte über das Ende der Welt und die allgemeine Sintfluth klagen machte, aber im Volk vortrefflich aufgenommen ward. Sollte aber der Minister — die Schrift ist vor seinem Sturz im Mai 1887 erschienen — sich einbilden, daß er das Volk beliebig auf jeder Bahn hinter sich herziehen könne, so würde er sich sehr täuschen.

Darin liegt auch Bismarcks zweites Irrthum, daß er meinte, eine französische Regierung könnte eines Tages dahin kommen, sich durch den Krieg von ihren Schwierigkeiten im Innern zu befreien. Man hat dem General Boulanger die Idee zugeschrieben, die sociale Frage mit dem Schwert zu lösen, „Die Luft zu reinigen, indem man 2—300 000 Kadaver in die Furchen von Frankreich und Deutschland säe.“ Dem gegenüber erklären wir Arbeiter, wir Kleinkaufleute laut: Wir werden nicht marschiren. Wir würden es ja sein, welche diese Kadaver zu liefern hätten. Ehe wir das über uns ergehen lassen, würden wir uns erheben und Paris würde in die Luft fliegen; von zwei Millionen Einwohnern würden 1 500 000 an dieser Revolution sich betheiligen. Denn ebenso gut können wir zu Hause sterben als in den Furchen Deutschlands. Seit 1870 hat sich ein ungeheurer Umschwung in den Geistern vollzogen, wir haben eingesehen, daß die Republik so wenig der Friede ist als das Kaiserreich; sie hat Krieg geführt mit Tunis, mit Tonkin, mit Madagaskar. Wir wollen Ruhe und Arbeit, dadurch kann die Noth, welche überall herrscht, in Paris wie in der Provinz, gelindert werden. Der Kanal der zwei Meere, welcher von Narbonne nach Bordeaux gehen soll und Gibraltar allen Werth nehmen würde, läme auf eine Milliarde zu stehen; soviel und noch einige hundert Millionen dazu hat die Republik in den Schlund geworfen, den man das Tonkin nennt.

Es ist hohe Zeit, daß die Machthaber sich diese Lage zum Bewußtsein bringen. Die Stunde der Rache ist vorbei; man hat seit 1870 alles Mögliche gethan um unsere Streitkräfte in den verschiedensten Punkten festzulegen und zu verbrauchen; heute sind weder Flotte noch Heer bereit, die Officiere gehen ins Caffeehaus statt zu arbeiten, und das Heer ist weder geachtet noch beliebt. Dafür kämpft das Volk mit der bittersten Noth, ein Pariser Arbeiter, welcher bis 4 Uhr Nachmittags Arbeit hat, ist noch gut daran, eine große Masse ist ohne alles Brot, und die kleineren Kaufleute sind von den fünf großen Magazinen erwürgt worden. Die Neblaus entvölkert unsern Süden; die Leute wandern nach Spanien, nach Südamerika aus. Wenn da nicht geholfen wird — Paris sautera.

Wir haben diesem Auszug nicht viel beizufügen. Die Wahrheit des Gemäldes springt in die Augen, nicht minder die Schwächen der Beweisführung, welche die *suria francese*, *la soif de la gloire* als im französischen Volk ausgestorben annimmt. In diesem Punkt werden wir Deutsche unser Mißtrauen nicht so rasch aufgeben; mit ihm bewaffnet werden wir die Schrift als eines der merkwürdigsten Denkmale der Zeit betrachten und beachten dürfen.

G. Egelhaaf.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Wichmann-Str. 21.  
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

# Theodor Storm.

Von

Alfred Dieze.

---

Am 14. September feiert Theodor Storm seinen 70. Geburtstag; ein Tag, den seine Freunde mit um so lebhafterer Theilnahme und Freude begrüßen, je banger die Sorge um das Leben des Schwererkranken um die Reize des verflossenen Jahres war. Doch endlich siegte die, wenn auch nicht starke, so doch von langlebigem Geschlechte ererbte gute Natur; und jetzt leuchten gottlob wieder in früherem Glanz die tiefen, blauen Dichteraugen und blicken wieder sinnend hinaus von dem traulichen Arbeitszimmer über die freundliche, halde- und waldbedeckte westholsteinische Landschaft, die sich um das idyllische Hademarschen hinzieht; und wieder steht holslächelnd zur Seite dem greisen, aber nimmer rastenden Dichter die freundliche Muse und belebt Geist und Phantasie zu freudigem Schaffen.

Eine arbeit- und fruchtreiche Zeit überschaut der rückblickende Dichter. War es auch ein echtes, stilles Poetenleben, meist fernab von der großen Heerstraße der Welt — meist in der „grauen Stadt am Meer“, in Husum, wo seine Wiege in einem alten, angesehenen Patricierhause stand und von wo der Dichter vor sieben Jahren, der juristischen Placereien müde, nach Holstein übersiedelte —, so entbehrten diese 70 Jahre doch nicht der äußeren und inneren Stürme. Mußte Storm doch, von den Dänen vertrieben, jahrelang das Brot der Fremde essen und ward ihm doch in der Fülle des Lebensglückes diejenige geraubt, die seines Hauses Seele war; aber heiter ist sein Lebensabend, verschönt durch Kinder und Kindeskinde und durch eine zweite, in seltenem Grade harmonische Ehe. Und nicht zum Wenigsten muß den zurückschauenden Dichter das Bewußtsein befriedigen, nicht vergebens gelebt und nicht vergebens geschafft zu haben, muß ihn beseltigen „das schöne Gefühl des Bleibens“ — wie Erich Schmidt ihm einmal schrieb —, das nur so wenigen Sterblichen beschieden ist.

Denn so überreich wir heutigen Tages an Duodezlyrik aller Art sind, so bettelarm doch an jener Lyrik, welche uns durch die alten Meister Goethe, Heine, Uhland und Mörike repräsentirt gilt. Storm gehört aber noch zu diesen, er ist der letzte echte Lyriker der alten, von keinem Neueren sonst erreichten Schule; seine Lieder sind nicht empfunnen, nicht ein Nachhall anderer, sondern sie sind so individuell-original wie die jener Sänger einer idealistischen und poetischen Vergangenheit. Er besitzt, was den meisten Lyrikern seit Goethe, selbst Geibel, fehlte: die Naivität und die Tiefe der Unmittelbarkeit, das lyrische Genie, welches das innere Empfinden und das äußere Bild in eins verwebt und über das Wort den Zauber der Melodie breitet; ihm fehlt dagegen das deklamirende Pathos, das in Geibel's formvollendeten Strophen vorherrscht, ihm fehlt Rhetorik und Phrase, diese wesentlichsten Mächte der heutigen Lyrik. Das echte Lied aber muß ganz Empfindung, ganz Bild und ganz rhythmische Bewegung sein. Selbst den Meistern gelingt es nur in seltenen, geweihten Stunden; aber Storm's verhältnißmäßig so kleiner Band Gedichte ist reich an ihnen; denn er nahm in denselben nur auf, was seinen eigenen strengsten Anforderungen genügte; und wie kaum ein zweiter, besitzt er nicht bloß Selbstbeschränkung, sondern auch Selbstkritik, welche nur mit dem Vollendeten zufrieden ist. Die Kunstnormen, nach denen er allezeit geschaffen, sind die allerhöchsten; während so Manche und zwar nicht die Unbegabtesten nach rasch errungenen Erfolgen ihr Talent durch Massenproduktion zersplittern, entläßt der greise Storm nicht eine Novelle, welche nicht in der Komposition von vollkommener Abrundung und im einzelnen Ausdruck nicht wohlbedacht und wohlbedacht wäre. Was er aber vom Liede fordert, das hat er selbst in der trefflichen Vorrede zu seinem Hausbuch — das in Wahrheit ein köstlicher Hauschatz ist — also ausgesprochen: „Wie ich in der Musik hören und empfinden, in den bildenden Künsten schauen und empfinden will, so will ich in der Poesie, womöglich, alles Drei zugleich. Von einem Kunstwerk will ich, wie vom Leben, unmittelbar und nicht erst durch die Vermittelung des Denkens berührt werden; am vollendetsten erscheint mir daher das Gedicht, dessen Wirkung zunächst eine sinnliche ist, aus der sich dann die geistige von selbst ergiebt, wie aus der Blüthe die Frucht. Der bedeutendste Gedankengehalt aber, und sei er in den wohlgebautesten Versen eingeschlossen, hat in der Poesie keine Berechtigung und wird als toter Schatz am Wege liegen bleiben, wenn er nicht zuvor durch das Gemüth und die Phantasie des Dichters seinen Weg genommen und dort Wärme und Farbe und womöglich körperliche Gestalt gewonnen hat.“ Ein pulsloser Ausdruck kann die Wirkung des Ganzen zerstören, und die Worte, welche in knapper, zutreffender

Form den Empfindungsgehalt bergen, „müssen auch durch die rhythmische Bewegung und die Klangfarbe des Verses gleichsam in Musik gesetzt und solcherweise wieder in die Empfindung aufgelöst sein, aus der sie entsprungen sind; in seiner Wirkung soll dem Leser das lyrische Gedicht Offenbarung und Erlösung zugleich sein“.

Legen wir aber diesen hohen Maßstab an Storm's Lyrik an, welche reiche Belege finden wir da! Ich greife willkürlich heraus und fordere auf, die nur angedeuteten Lieder, in guter Stunde — allerdings ein immer selteneres Lebensgeschenk! — nachzulesen und nachzuempfinden — denn in lyrischen Dingen läßt sich nichts beweisen, sondern eben nur — nachempfinden. Da ist sogleich das „Oktoberlied“ mit dem so wunderbar wirkungsvollen, melodiosen Refrain:

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;  
Schenk ein den Wein, den holden!  
Wir wollen uns den grauen Tag  
Vergolden, ja vergolden!

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;  
Schenk' ein den Wein, den holden!  
Wir wollen uns den grauen Tag  
Vergolden, ja vergolden.

Und geht es draußen noch so toll,  
Unchristlich oder christlich,  
Ist doch die Welt, die schöne Welt,  
So gänzlich unverwundlich!

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,  
Doch warte nur ein Weischen!  
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,  
Es steht die Welt in Weischen.

Und wimmert auch einmal das Herz, —  
Stoß an, und laß es klingen!  
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz  
Ist gar nicht umzubringen.

Die blauen Tage brechen an;  
Und ehe sie verfließen,  
Wir wollen sie, mein wacker Freund,  
Genießen, ja genießen!

Da ist das „Lied des Harfenmädchens“ mit dem echten Ton des Volksliedes:

Heute nur heute  
Bin ich so schön;  
Morgen, ach morgen  
Muß alles vergehn!  
Nur diese Stunde  
Bist du noch mein;  
Sterben, ach sterben  
Soll ich allein.

„Die Nachtigall“ mit den volltönenden Reimen:

Das macht, es hat die Nachtigall  
Die ganze Nacht gesungen;  
Da sind von ihrem süßen Schall,  
Da sind in Hall und Widerhall  
Die Rosen aufgeprungen.

Sie war doch sonst ein wildes Kind,  
Nun geht sie tief in Sinnen,  
Trägt in der Hand den Sommerhut  
Und duldet still der Sonne Gluth,  
Und weiß nicht, was beginnen.

Das macht, es hat die Nachtigall u. s. f.

„Einer Toten“ mit dem so wahren und tiefen Ausdruck einsamen Schmerzes:

Das aber kann ich nicht ertragen,	Daß, wenn des Tages Lichter schwanden,
Daß so wie sonst die Sonne lacht,	Wie sonst der Abend uns vereint;
Daß wie in deinen Lebendagen	Und daß, wo sonst dein Stuhl gestanden,
Die Uhren gehn, die Glocken schlagen,	Schon andre ihre Plätze fanden,
Einförmig wechseln Tag und Nacht;	Und nichts dich zu vermissen scheint.

Indessen von den Bitterstüben  
Die Mondesstreifen schmal und larg  
In deine Gruft hinunterweben,  
Und mit gespenstig trübem Leben  
Hinwandeln über Deinen Sarg.

Ich nenne ferner nur „Ein grünes Blatt“, „Du willst es nicht in Worten sagen“, „Schließe mir die Augen beide“, „Das ist die Drossel, die da schlägt“, „Klingt im Wind ein Wiegenlied“, „Hinter den Tannen“, „Für meine Söhne“, „So komme, was da kommen mag“, „Abschied“, „Du warst es doch“, „Ein Sterbender“, „Tiefe Schatten“, „Begrabe nur dein Liebstes“, „Ueber die Haide hallet mein Schritt“ u. s. f.\*)

Gibt es nun sonst noch heute eine Lyrik von solcher tiefen Unmittelbarkeit und solcher rhythmischen Melodie? Nur sehr spärlich würde die Ernte sein, selbst bei Heise, Keller, Pingg und Zensen. Aber die Storm'sche Dichtung besitzt eben eine zu hohe Intimität — ebenso wie die Mörike's —, um von der Masse so bald gewürdigt zu werden. Die Meisten kennen Storm nur aus seiner Novellistik, womöglich nur aus „Immensic“, das nicht die beste Novelle ist, und ahnen nicht, daß nur durch einen rein äußerlichen Zufall — weil Viernaght für seinen Schleswig-Holsteinischen Volkskalender der poetischen Prosa bedurfte — aus seiner Lyrik die Novellistik entstanden ist. — Storm's Novellendichtung zeigt eine stufenweise sich steigende Entwicklung; mag auch der eigenartige Duft Storm'scher Poesie über allen liegen, so läßt sich doch in der Erzählungstechnik ein Aufsteigen von der lyrischen Stimmungsnovelle, welche eine Reihe feinfühlig entworfenen psychologischen Momentbilder, ohne viel Handlung, auch ohne tiefe Schuld der Helden bietet und wesentlich Resignationspoesie ist, zu der episch-dramatischen Novelle aufweisen, welche mit dem oft herben Realismus einer tragischen Weltanschauung doch immerdar lauterem dichterischen Idealismus verbindet. — Nur kurz will ich dies erläutern. —

\*) Wohl behagt es ihm besser, „Zu schreiten in Maientagen, Wenn die Primeln blühen und die Drosseln schlagen, Still sinnend an des Baches Rand“; aber manhaft ruft er aus: „Wir können auch die Trompeten blasen Und schmetter'n weithin durch das Land“; und wahrlich Trompetenstöße wackeren Mannesmuthe sind seine politischen Lieder *Op. I* S. 98 ff. und S. 149 ff. Allenthalben ist echt lyrische Stimmung, ist Sinnigkeit und Tiefe des Empfindens mit kerniger, vorurtheilsfreier Gesinnung gepaart.



Die Eigenart des Norddeutschen hat vielleicht bei keinem Dichter einen so poetischen Ausdruck gefunden wie bei Storm; alle seine Novellen-Gestalten wurzeln in dem heimischen Boden Schleswig-Holsteins: schweigsam und sinnig, aber kernig und schroff, ja steifnackig; und die schleswig-holsteinische Landschaft, Meer und Buchenwald, Marsch und Heide, bildet nicht bloß den Rahmen, sondern spielt allenthalben in seine Dichtungen hinein, mit dem Rauschen der Wellen und der Wipfel, mit dem Gitzern der Fennen im Mittagstrahl und dem Summen der Bienen und Schmetterlinge und dem Duft der Erika im Hochsommer. Das Beschauliche liegt dem Norddeutschen im Blut; besonders wenn des Tages Helle sich allmählich in das Dunkel des Abends verliert, wenn die Dämmerung hereinbricht\*), wenn die Erscheinungen ringsumher schattenhaft verschwimmen oder wenn das milde Mondlicht sich über die schweigende Erde ergießt und das Leben in Natur und Menschenwelt immer mehr verstummt, dann erwachen die inneren Stimmen, dann werden Erinnerung und Sehnsucht lebendig und weben ihren verklärenden Schleier um früheres Glück und früheres Weh, misbernd das Herbe, dämpfend das Ueberwallende; viele Wünsche des jugendlichen Herzens blieben unerfüllt, viele Hoffnungen wurden vernichtet, wenige Blüthenträume reiften; da giebt es kein Sträuben, kein Aufbäumen gegen das Gewordene, man muß resigniren. Das ist der Grundakkord der Resignationsnovellen wie *Immenssee*, *Abseits*, *Die Halligfahrt*, *In St. Jürgen*, *Eine Malerarbeit*, *Drüben am Markt* u. a.

Das über Bilder an der Wand gleitende Mondlicht oder das Blättern in Tagebüchern und Albumskizzen führt den Erzähler, der meist in der Ich-Form berichtet, in die Vergangenheit\*\*) — „Es war eine andere Zeit“; tropfenweise wird uns das Einzelne zugemessen, das sich dann zu einem

\*) Man vergl. die Gedichte „Dämmerstunde“: „Im Sessel du, und ich zu deinen Füßen“ . . . und „Wir schwiegen beid“; ich wußte mir kein Wort, Das in der Stunde Zauber mochte taugen; Nur nebenan die Alten schwagten laut, Du sahst mich an mit deinen Mädchenaugen“, und „Gode Nacht“ und „An Kl. Groth“: „Wenn Abend ward“.

\*\*) So heißt es in *Immenssee*, Ges. Schriften 2. Aufl. II, 5: „Der Alte setzte sich in den Lehnstuhl und schien mit gefalteten Händen von seinem Spaziergange auszurufen. Wie er so dasaß, wurde es allmählich dunkler; endlich fiel ein Mondstrahl durch die Fensterscheiben auf die Gemälde an der Wand, und wie der helle Streif langsam weiter rückte, folgten die Augen des Mannes unwillkürlich. Nun trat er über ein kleines Bild in schlichtem, schwarzem Rahmen. „Elisabeth!“ sagte der Alte leise; und wie er das Wort gesprochen, war die Zeit verwandelt, er war in seiner Jugend“; III, 138: „Mamsell hatte die Hände in ihren Schooß gefaltet und blickte durchs Fenster auf die Heide hinaus. Das seuchte Kraut der Eriken glitzerte in dem Schein der untergehenden Sonne, und wie schwimmend in Duft gehüllt stand fern am Horizont der Thurm der Stadt. Auch das alte Mädchen saß da, vom blassen Abendchein umflossen. Es war ein Nutzig voll stillen Friedens, in dem freilich der Zug des Entsayens auch nicht fehlte; aber er war nicht herbe; es mochte wohl nur ein bescheidenes Glück sein, das hier vergeblich erhofft worden war.“

höchst stimmungsvollen Ganzen verbindet; alles wird mit wenigen Strichen gezeichnet; man muß zwischen den Zeilen lesen, das Ange deutete ausdeuten können. Zu diesem Träumerischen der Resignationsnovelle paßt durchaus das Kolorit, welches der Natur geliehet wird. Vornehmlich ist es die Stille, die geschildert wird, das sanfte Rinnen der Nacht, das leiseste Geräusch, welches das Schweigen unterbricht, wie das elektrische Knistern des Laubes, das feine Getöse der Insektenwelt, der Athem der Abendluft, der durch die Bäume weht, das stumme, ruhelose Blitzen der Sterne, das Fallen eines Blattes, der Schrei eines Hirsches, das Gleiten einer Schlange u. s. f. Alles das wird sehr wirksam und harmonisch in die Stimmung des Helden verflochten\*). Natur und Menschenseele stehen

\*) Es ist stimmungsvollste Naturpoesie in Prosa, wenn es heißt in *Immenssee* (II, 50): „Die Wälder standen schweigend und warfen ihr Dunkel weit auf den See hinaus, während die Mitte desselben in schwüler Mondesdämmerung lag. Mitunter schauerte ein leises Säuseln durch die Bäume; aber es war kein Wind, es war nur das Athmen der Sommernacht“; II, 145: „Es war still bis in die weiteste Ferne; nur mitunter sank leise ein Blatt aus dem Gezweig zur Erde, und oben über den Wipfeln, war das stumme, ruhelose Blitzen der Sterne“; III, 118: „Es wurde still um ihn her; nur die geheimnißvolle Rüst der Sommernacht wurde wieder seinem Ohr vernehmbar. Er hielt den Athem an, er lauschte, er horchte den tausend feinen Stimmen, wie sie auftauchten und wieder hinschwanden; bald in unbegreiflicher Ferne, dann wieder zum Erschrecken nahe; unbegreifbar leise, verhallend und immer wieder erwachend; er wußte nicht, waren es die Quellen, die durch den Wald zu den Wiesen hinabließen, oder war es die Nacht selbst, die so melodisch rann“; III, 214: „Es war so still, daß sie droben das leise Brennen der Sterne zu vernehmen meinte“; IV, 40: „Es war mir so süß, so schweigend neben ihr zu stehen und in die ahnungsreiche Nacht hinauszublicken; wie gestern schlugen fern und nah die Nachtigallen; wenn sie schwiegen, war es so still, daß ich meinte, von den Sternen herab den Thau auf die Rosen fallen zu hören“; 45: „Es blieb alles still; nur mitunter hauchte die Nachtlust wie ein Athem durch die Blätter“; V, 114: „Ich vernahm von draußen das traumhafte Rieseln in den Laubkrönen“; V, 174: „Die Stimmen der Mondnacht erwachten, das Säuseln der Gräser, das Springen der Nachtkätzchen, das feine Singen in den Lüften; er hörte es nicht, er lebte in einer Stunde, die nicht mehr war, umfassen von zwei Mädchenarmen, die sich längst über einem stillen Herzen geschlossen hatten“ u. s. o. Die von der Welt oder von dem herben Leben Zurückgeschlossenen suchen in der Natur Trost und Frieden, V, 166: „Er öffnete das Fenster und lehnte sich weit hinaus. Es regnete, die schweren Tropfen fielen in sein Haar, auf seine heißen Schläfen. So lag er lange regungslos, gedankenlos; nur im Innern das heimliche Toben seines Blutes lächelnd und mechanisch unter sich auf das Rauschen der Blätter hörend. Aber die Natur, in der er schon so oft sich selber gefunden, kam ihm auch hier zu Hülfe; sie zwang ihn nicht, sie wollte nichts von ihm; aber sie machte ihm allmählich läßt und still.“ — Wie fein ist ferner die Symbolik der Lillie auf dem Wasser in „*Immenssee*“, die so unerreichbar wie das traumhaft vorichwebende Glück — gleich der blauen Blume der Romantik; wie feinfühlig wird das Leben der Schwalben mit dem der alten Hanen in *St. Jürgen* verwoben! Vom Meer sagt er selbst VIII, 201: „Das Anrauschen des Meeres, das sanfte Wehen des Windes, es ist seltsam, wie das uns träumen macht.“ Meisterhaft schildert er das Leben und Wehen auf der blühenden, duftenden Haide III, 99, das gespenstische Grauen, das über dem Moor schwebt III, 212; vgl. die Gedichte „*Abseits*“: „Es ist so still; die Haide liegt Im warmen Mittagssonnenstrahl“; „*Sommermittag*“: „Run ist es still um Hof und Schauer.“ „*Meeresstrand*“: „An's Haf nun steigt die Rösche; „*Im Walde*“; „*Mondlicht*“ u. s. f. In der lyrischen Naturstimmung steht von den Romantikern niemand näher unserm Dichter als Eichendorff und von den schwäbischen Dichtern als

in geheimer Sympathie. — Es geschieht wenig in diesen Novellen; die inneren Erlebnisse überwiegen weit die äußeren; jede Faser des Herzens wird mit der unerbittlichen Strenge und Wahrheitsliebe eines Physiologen secirt. Unglückliche Liebe und Vereinsamung im Alter bilden das Hauptthema. Sehr bezeichnend ist es, was von dem Aeußeren der Helden gesagt wird, wie z. B. in „Abseits“ von dem Schullehrer: „Er hatte jenen weichen Leidenszug um die grauen Augen, der sich nicht selten bei den Friesen findet“ und in „Immenssee“: „Er sah auf ihrer blassen Hand jenen feinen Zug geheimen Schmerzes, der sich so gern schöner Frauenhände bemächtigt, die nachts auf krankem Herzen liegen.“

Andere der Novellen vor *Aquis submersus* (1875), das einen Höhe- und Wendepunkt in der Kunst des Dichters bezeichnet, sind nur knappe Pastellbilder voll lyrischen Zaubers der Resignation wie „Posthuma“, „Im Sonnenschein“, „Im Saal“, „Unter dem Tannenbaum“ u. a. Von sonnigstem Humor aber umflossen ist die prächtige Novelle „Beim Vetter Christian“ (1872), welche mit den „Zerstreuten Kapiteln“, den amüsanten Skizzen aus dem Hujumer Kleinstadt-Leben, anmuthig die Reihe der Resignationsnovellen unterbricht, ebenso wie die tiefe, selbsterlebte Wahrheit bergende Novelle „*Viola tricolor*“, welche das Problem der zweiten Ehe in trefflicher und harmonischer Weise behandelt, und die vielleicht düstige aller Storm'schen Novellen „*Psyche*“, über welcher Sonnengold leuchtet und durch welche friischer Meereshauch weht — mit Recht schließt sie: „Und am Himmel draußen stand in vollem Glanz die Sonne, noch immer die Sonne Homers, und beleuchtete wieder einmal ein junges aufblühendes Menschenglück.“ —

Ein so heiteres Bild am Ende einer Novelle begegnet uns seitdem kaum wieder bei Storm; aber die Resignation der vorausgehenden Epoche verdichtet und steigert sich fortan zu echter Tragik. Das Lyrisch-Weiche schwindet mehr und mehr, die Charaktere werden fester umrissen, werden bestimmter und charaktervoller in ihrem Handeln; alles wird episch-dramatisch. — Wie die Einkleidung der meisten Novellen überhaupt in die Form der Erinnerung, der Ich-Erzählung es ermöglicht, das Jugendlieben des Dichters zu rekonstruiren, der so gerne ausplaudert aus der Märchenzeit seiner Kindheit, so erkennt man in den nun folgenden Dichtungen des reifenden Meisters noch mehr als früher, wie seine Gestalten den Untergrund des Lebens und der Wahrheit haben, wie sie der Wirklichkeit abgeläuscht sind, oft in ihrer ganzen Herbhheit und Natürlichkeit,

Mörke; in den Novellen wird man vielfach an Tiedr erinnert, besonders an dessen „Franz Sternbald's Wanderungen“ mit den zahlreichen, stimmungsvoll eingestochenen Natur Schilderungen.

oft in ihrer humervollen Liebeshwürdigkeit oder in ihrer Seltsamkeit\*). —

Die Geschehnisse, welche uns vorgeführt werden in der großen Reihe von Aquis submersus (1875) bis „Ein Doppelgänger“ (1886), sind meist tief tragisch; und wohl mancher klagt über die düsteren Ausgänge der Novellen; doch es liegt dies eben in der Weltanschauung des Dichters überhaupt begründet; es ist dies nicht Pessimismus, sondern die einfache, herbe Logik der Thatfachen, die oft so schreckliche Gewalt der unbarmherzigen Lebensmächte, die Wahrheit der rauhen, bitteren Wirklichkeit. Der Begriff von Schuld und Sühne erscheint ihm zu eng, zu kriminalpolizeilich; es giebt im Leben, auch ohne daß Leidenschaften oder durch den Charakter bedingte Entschließungen im Kausalnexuſ mit unserem Schicksal stehen, Verwicklungen und Katastrophen; wir büßen viel öfter für die Schuld des Allgemeinen, wovon wir ein Theil sind, für die der Menschheit, des Zeitalters, in dem wir leben, (so in „Renate“, wo Aberglaube und Hexenwahn ein Lebensglück zerstören), des Standes, in dem oder mit dem wir leben (so in Aquis submersus), die Schuld der Vererbung, des Angeborenen (wie in John Kiew der Trunk) und für die entsetzlichen Dinge, die daraus hervorgehen, gegen die wir nichts vermögen, für die unüberwindlichen Schranken alles Menschlichen (wie im „Stillen Musikanten“, bei welcher Novelle die schließliche Apotheose allerdings nicht zu übersehen ist) u. s. f. Wer im Kampfe dagegen unterliegt, das ist der echt tragische Held. Mannigfach sind die Probleme, welche einer solchen tragischen Weltanschauung der Dichter entnimmt, mannigfache Probleme des häuslichen und des ehelichen Lebens. So ist es Härte des Vaters gegen den Sohn in „Carsten Curator“, „Eelenhof“, „Hans und Heinz Kirch“, so Feindschaft der Brüder in „Die Söhne des Senators“ (mit heiterem Ausgang), „Zur Chronik von Grieshuus“, so ist es grimme Eifersucht und wilde Leidenschaft der Frau im „Fest von Haderslevhuus“ (wie sonnig wird das süße Minneglück geschildert und wie graus kontrastirt damit der Schuß!). Die Charakteristik ist durchweg eine echt

\*) Ich erinnere an die trefflichen Figuren in „Zur Wald- und Wasserfreude“, an Hermann Zippel mit seiner Quecksilbernatur und der ewigen Projektmacherei, an Sträkel-Strätel, an das hinkende Schneiderlein, an den Unterlehrer mit den Plattfüßen und den gelbblonden Haaren, an die zigeunerhafte Ratti mit den „heimathlosen“ Augen; ferner an die unvergleichliche Magd Caroline „beim Better Christian“, die wie ein Luchs über dem Zungengesellenthum des Herrn Collaborators wacht (S. 178!), an den wackeren Friedeboom mit der Prife und an die Frau Antje Möller mit der spitzigen Zunge in „Die Söhne des Senators“, an den intriguanen Advokaten Siebert Sänken ebenda, der sein Gegenbild im Rasker Jaspers in „Carsten Curator“ hat; häßlich ist der Herr Etatsrath — aber er soll im Leben noch schlimmer gewesen sein — und das leichtsinnige gewissenlose Fränzchen im „Waldwinkel“.

psychologisch-wahre, drastisch-kernige; in wilde, rauhe Zeiten führen viele Novellen zurück, und in diesen tritt ein völlig origineller Stil uns entgegen, welcher meisterhaft das kulturhistorische Kolorit den Vorgängen giebt, nirgends den Stempel der Manier tragend — wie in so vielen sogenannten historischen Romanen der Gegenwart —, sondern überall den der feinsten Anempfindung und Nachdichtung. So in Ekenhof, Aquis submersus, Renate, „Zur Chronik von Griesbhuus“, „Das Fest von Haderlebhuus“. Mit hoher Kunst werden eigene Erinnerungen und Chronikenberichte und Tagebuchblätter aus ferner Vergangenheit verwoben. Aquis submersus ist in Hinsicht der Komposition, so verschlungen sie ist, und des Ausdrucks wohl die vollendetste\*). Andere reichen mit voller Wucht in die Gegenwart hinein wie „Hans und Heinz Kirch“, mit der ergreifenden Schlusscene, in welcher der socialdemokratische Tischler dem alten, gebrochenen Greise, der auf ein einstiges Wiedersehen seines grausam verstoßenen Sohnes hofft, mit dem Hohn auf die „Ewigkeit“ entgegentritt. Die Novelle gehört zu den besten der Gegenwart überhaupt; sie ist durchaus realistisch, mit knapper herber Darstellung und scharfer, prägnanter Charakteristik; das Seemannsleben ist ebenso wahr geschildert, wie die häusliche Familientragödie ergreifend ist; gab doch die eigenste Beobachtung der Küstenleute dem Dichter Ton und Farbe, und die wirkliche Thatsache — daß ein alter Schiffer in Heiligenghafen den lange ersehnten Brief des verschollen geglaubten Sohnes zurückweist, weil derselbe nicht frankirt ist — den „Perpendikelanstoß“ zu der Dichtung\*\*). Im Kerne des Herzens weich und voll Liebe, nach außen hin hart und unerbittlich, das ist Hans Adam Kirch — und wer hätte, wenn er in Schleswig-Holstein Bauern und Schiffer beobachtete, nicht viele von derselben Art gefunden? — Eine Tragödie aus der kleinen Hütte des armen Arbeiters ist die jüngste Novelle, „Ein Doppelgänger“. Wie in „Schweigen“ der Umstand, daß der Mann einstmals in einer Nervenanstalt gewesen, als ein dunkler Schatten über dem Glück eines Paares schwebt und es durch die Angst und das Grübeln des Unglücklichen — der da stets fürchtet, „es könnte

\*) Glühender und leutscher zugleich ist wohl nie eine unselig-selige Liebesnacht geschildert, wie hier XI, 84: . . . „Der Mondschein war am Himmel ausgegan, ein schwülter Ruch von Blumen hauchte durch das Fenster und dorten überm Walde spielte die Nacht in stummen Blüten.“

\*\*\*) Sie ist voll der feinsten Züge im Einzelnen, so, wenn der Alte, der mit bleichem Schreck seinen kleinen Huben auf dem Bugspriet sitzend erblickt, in steter Gefahr, vom flatternden Segel hinuntergesetzt zu werden, hernach seine ausgestandene Angst an dem unschuldigen Schiffsjungen ausläßt, oder wenn der kaum zurückgekehrte, aus dem Hause gewiesene Sohn die Quittung für das empfangene Almosen in fremder Sprache schreibt. Wie rührend wird das kindliche Liebesglück des kleinen Heinz und der kleinen Wieb geschildert und wie stehen sie sich hernach gegenüber, als er heimkehrt! Zerzaßt und zertreten von dem herben, grausamen Leben!

wieder kommen“, und das Schweigen seiner Frau gegenüber nicht brechen mag — zu zerstören droht, so vergiftet in dieser Novelle die offenkundige Thatfache, daß er, ein einfacher Arbeiter, einst im Zuchthaus gewesen, das Glück eines Menschenpaares. In „Schweigen“ wird die Katastrophe abgewandt — künstlich abgewandt; hier folgt alles einer eisernen Konsequenz, einer unerbittlichen Strenge der Wahrheit. Die böse Welt stößt den Armen immer wieder von sich; der gute Kern in ihm bleibt unentwickelt und wird von der Leidenschaftlichkeit seines heißen Temperaments überwuchert. Den Fleck, den er sich auf seine Ehre geladen, kann er nimmer wieder fortwischen — und dies vergebliche Ringen zerstört Glück und Leben. In armseliger Hütte spielt sich die Novelle ab; ich kenne nur Zola's *Germinal*, das mit ähnlich ergreifender Naturwahrheit — denn das ist Naturalismus im edlen Sinne! — das Fühlen und Denken dieser unteren, oft so bedauernswerthen Menschenschicht schildert. Ist es auch ein armer, unseliger Mann, der uns hier in seiner Leidenschaft und Schwäche vorgeführt wird, es ist ein „ganzer Mensch“. Alles leibt und lebt. Nicht bloß der Irrende. Wie wahr ist auch sein liebendes, büßendes Weib geschildert — wie treffend der Wechsel des Glücks und des Elends! Vor allem ist die Novelle durchweht von dem Geist echter Humanität. Das Schicksal ist wohl oft hart gegen den Menschen, aber am härtesten ist doch der Mensch gegen den Menschen. Der Eine vergiftet und vernichtet des Anderen Leben — anstatt zu vergeben und zu vergessen. Es liegt eine wahre, tiefe Tragik hierin. Was hätte aus John Glückstadt werden können, wenn ihn das Leben anders gebildet, wenn ihn die Welt anders behandelt hätte — so treibt ihn das Verhängniß von Stufe zu Stufe. Er büßt eigene und — Anderer Schuld. In denselben Brunnen, an dem er sein Glück gesunden, dessen Tiefe er einst mit dem Stein ahnungslos gemessen, den er dann umzäunen läßt und dessen Bretter er stiehlt, um seinem Kinde ein warmes Weihnachtsbett zu geben, findet er ahnungslos — auf dem bösen Wege des Diebes — seinen Tod. So erschütternd diese Verknüpfung, so meisterhaft ist hier die Kunst des Dichters. — Nicht bloß muß man es bewundern, wie hier ein Zuchthäusler, Mörder und Dieb mit goldenem Schimmer der Poesie und der Humanität umwoben und so uns menschlich nahe gebracht wird durch ergreifende Darstellung, sondern auch wie die Schaffenskraft des Dichters im hohen Alter keine Ermüdung und Erlahmung zeigt, sondern nur sich steigert und vertieft.

Wäcchten ihm noch manche Jahre in rüstigem Schaffen beschieden sein!

Kiel.

# Zur Geschichtschreibung der Aesthetik.

Von

A. Döring.

## II.

(Schluß.)

Mit dem Wolffianer Baumgarten beginnt die Entwicklungsreihe der deutschen Aesthetik auf metaphysischer Grundlage; als Führer bietet sich hier zunächst Locke dar. Es kann jedoch von dieser historischen Arbeit des gefeierten Philosophen nicht behauptet werden, daß sie jeden nachfolgenden Versuch zu einer Ilias post Homerum stempelt.

Zunächst wirkt störend die Zerreißung des Stoffes durch die Eintheilung in drei Bücher: Geschichte der allgemeinen Standpunkte, Geschichte der einzelnen ästhetischen Grundbegriffe, zur Geschichte der Kunsttheorien. Wenn bei den einzelnen Denkern die Einzelbestimmungen die Consequenz des principiellen Standpunktes bilden, so muß auch der referirende Historiker dieses Abhängigkeitsverhältniß, diese geschlossene Einheit der Systeme zum Ausdruck zu bringen. Die Lockesche Eintheilung ist dadurch zwar nicht absolut ausgeschlossen, vielmehr hat ja auch die gesonderte Darstellung der Entwicklung der einzelnen Begriffe ein gewisses Interesse, aber es müßte dann doch jedesmal auf den Zusammenhang mit dem Princip hingewiesen werden, was lästige Wiederholungen zur Folge hätte und doch kein einheitliches Bild der einzelnen Systeme gäbe.

Aber solche objective Belehrung liegt nur in geringem Maße in der Absicht Lockes. Bei der Geschichte der allgemeinen Standpunkte, die in neun Capiteln hauptsächlich Baumgarten, Kant, Herder, Schiller, Schelling, Solger, Schleiermacher, Hegel, Weiße, Herbart behandelt, erscheinen diese Standpunkte, von einem hohen metaphysischen, aber durchaus subjektiven Standpunkte aus gleichsam aus einer hohen Vogelperspective betrachtet, nur in ihren allgemeinsten Umrissen, ihrem typischen Grundzuge und daher auch mehr aneinandergrenzend und in einander übergehend, als

charakteristisch gesondert. Er will „mehr in einer deutlichen Umschreibung, als in unmittelbarer Wiedergabe“ die wesentlichsten Gedanken hervorheben (S. 116), er zieht (bei Schelling) versteckte Antworten hervor (S. 127), ergänzt den Gedanken (S. 130), und weiß selbst, daß er schwerlich völlig getroffen hat, was als verschwiegener Beweggrund zur Bildung der Ansichten seines Autors mitwirkte (S. 137). Eine solche Behandlungsweise, die schließlich meist ein dem Logeschen Gedankenkreise verwandtes Element als Ergebnis hervortreten läßt, hat bei der tief sinnigen und geistvollen Weise Loges für den völlig orientirten Kenner einen Reiz, kann aber unmöglich den Bedürfnissen dessen entsprechen, der eben erst solche Orientirung sucht. Aehnlich wie mit dem ersten Buche verhält es sich in dieser Beziehung auch mit dem zweiten und dritten.

Mit Recht urtheilt daher auch Kögel in der oben angeführten Monographie bei aller Eingenommenheit für Loge als Denker: „Die Anordnung des Buches ist mehr die eines Systems als die einer Geschichte. Loge verfährt wie ein Professor, der in der Einleitung eines Collegs an einer flüchtigen historisch-kritischen Betrachtung der bedeutendsten früheren Systeme in polemischer Begründung die Grundzüge seiner eigenen Philosophie entwickelt.“ Auch hinsichtlich des zweiten und dritten Buches urtheilt Kögel, daß Loge darin durchaus nur die Bedürfnisse der systematischen Anordnung, gar nicht der geschichtlichen Entwicklungsfolge beobachtet und in Bezug auf das Ganze, daß man mit Weglassung der kritisch-historischen Betrachtungen durch stilistische Umformung die Logesche Geschichte der Aesthetik leicht in ein allerdings lückenhaftes System der Logeschen Aesthetik verwandeln könne; ja er hebt hervor, daß angesichts des Umstandes, daß Loge in Göttingen vom Sommer 1845 bis Sommer 1856 in ziemlich regelmäßiger Aufeinanderfolge Vorlesungen über Aesthetik zehnmal angekündigt und achtmal gehalten, dann nach neunjähriger Pause im Sommer 1865 die Aesthetik zum letzten Male vortragen habe, die Vermuthung nahe liege, die 1868 erschienene Geschichte der Aesthetik, habe, als im Wesentlichen den Inhalt der Vorlesungen enthaltend, ihn bewogen, diese nicht wieder anzukündigen.

Ich kann nach der Beschaffenheit der Schrift diesen Urtheilen und auch dieser Vermuthung im Wesentlichen nur beitreten. Daraus folgt dann aber, daß das Logesche Buch dem Bedürfniß der geschichtlichen Orientirung über das gestaltenreiche Gebiet der neueren deutschen Aesthetik nur in ganz unzureichendem Maße entspricht und daß wir daher das Erscheinen einer neuen Monographie über diesen Zeitabschnitt nur mit voller Befriedigung begrüßen können.

Eine solche bietet sich dar in Eduard von Hartmanns sechsen



vollendeter Schrift: die deutsche Aesthetik seit Kant. Dieselbe bildet den dritten Band einer „wohlfeilen Ausgabe“ von von Hartmanns „Ausgewählten Werken“. Der erste Band dieser neuen Ausgabe enthält seine Erkenntnißlehre (Kritische Grundlegung des transcendentalen Idealismus) in dritter Auflage, der zweite seine ethische Schrift (das sittliche Bewußtsein) in zweiter Auflage. Als vierter Band ist angekündigt die Philosophie des Schönen. Wie es den Anschein hat, wird also diese neue Gesamtausgabe theils die erforderlich werdenden neuen Auflagen der früheren Schriften, theils die neuen Arbeiten des fruchtbaren Schriftstellers in sich vereinigen. Die Wohlfeilheit anlangend, so ist darin in der That ganz Außerordentliches geleistet worden, indem eine Lieferung von 7½ Bogen in Großoctav zum Preise von einer Mark und 3. D. der ganze dritte Band, 584 Seiten stark, zum Preise von 5 Mark dargeboten wird.

Die von Hartmannsche Schrift stellt sich dar als Erzeugniß eines bedeutenden Maßes von geistiger Arbeit, ausgezeichnet nicht nur durch Stoffreichthum, sondern auch durch Schärfe und Bestimmtheit der Beurtheilung. In ersterer Beziehung führt sie nicht nur die Berichterstattung bis zur Gegenwart fort, sondern berücksichtigt auch eingehend mehrere bisher ganz oder fast ganz übersehene Leistungen, wie die von Trahn-dorff, Deutinger, Derstadt sowie von Zeising als Systematiker; in letzterer ist sie offenbar bestimmt, das öffentliche Urtheil über die bisherige Entwicklung, den gegenwärtigen Stand und die actuellen Aufgaben unserer Disciplin in einer ganz bestimmten Richtung zu beeinflussen. Sie nimmt selbst Stellung und erfordert daher auch Stellungnahme und es soll mein Bestreben sein, es an dieser, und zwar als ehrlicher Gegner, nicht fehlen zu lassen.

Vorab jedoch einige formelle Bemerkungen. Zuerst über den Stil. Der „Philosoph des Unbewußten“ verdankt bekanntlich seine fast beispiellosen schriftstellerischen Erfolge mit den Vorzügen seiner Darstellungsweise. Es ist indessen in dieser Beziehung allmählich eine Veränderung mit ihm vorgegangen. Die Schärfe und Leichtigkeit seines Denkens, die langjährige Gewöhnung an das Hantiren mit Begriffsnuancen, die ihm selbst vollkommen geläufig und alltäglich geworden sind, hat seinem Stile allmählich ein starkes Ingrediens von abstrakter Formelhaftigkeit gegeben, das auch in unserer Schrift störend hervortritt. Da begegnet uns, um nur einige zufällig herausgegriffene Proben anzuführen, nicht nur auf Schritt und Tritt der abstrakte und concrete Monismus, sondern wir hören auch von einem „konkret monistischen Charakter der Formsymbolik“, einer „monistisch-präformirten Universal-symbolik“ und einem „monistisch-durch-

gebildeten konkreten Formalismus". Auch andere „ismen“ erscheinen in großer Zahl. So lesen wir S. 271 folgenden Satz: „Ebenso wenig, als der ästhetische Formalismus mit Realismus oder Naturalismus vermengt werden darf, hat derselbe zum Empirismus und Sensualismus eine nähere Verwandtschaft.“ S. 216 wird erörtert, ob bei der Illusion „die Beziehung des mikrokosmischen Objekts auf den Makrokosmos oder die ihm immanente absolute Idee eine Rolle spielt“ und ob sie „in der Beziehung des Mikrokosmos auf die absolute Idee und nicht in der Einheit von Subjekt und Objekt ihren Kern habe“. An einer anderen Stelle erlangt die Idee „ihre Konkretheit erst in der Phänomenalität des individuellen Geisteslebens“. Auch Ausdrücke wie „associationistische Psychologen“, „implizite Momente“, „implizite Möglichkeit“ sind nicht schön und sollten vermieden werden.

Zweitens zeigt die Haupteinteilung des Stoffes denselben Uebelstand, der schon bei Loge hervorgehoben wurde. Die Schrift zerfällt zwar nur in zwei Bücher: „Die Entwicklung der ästhetischen Principienlehre“ und „die Entwicklung der wichtigsten Specialprobleme“, von denen jedoch das zweite wieder in zwei Abschnitte „der Gegensatz und die Besonderungen des Schönen“ und „Streitige Fragen aus der Kunstlehre“ zerfällt, so daß eine gewisse Aehnlichkeit mit der Logeschen Dreitheilung unverkennbar ist. Ich hebe ausdrücklich hervor, daß, wie das erste Buch, so auch diese beiden Abschnitte des zweiten viel mehr, als die entsprechenden Abschnitte bei Loge, geschichtliche Berichterstattung enthalten, aber die Unbequemlichkeit der Zerreißung des Zusammenhangs der Systeme macht sich gerade dadurch um so bemerkbarer; man macht die Wahrnehmung, daß diese Ansichten über Einzelfragen eigentlich nur da ein tieferes Interesse haben, wo sie in lebendigem Zusammenhange mit einem Prinzip vorgeführt werden, während die Ansichten einer Reihe von Aesthetikern über eine Einzelfrage, hintereinander aufgezählt, leicht eintönig und langweilig werden.

Der Hauptnachdruck liegt auf dem ersten Buche, das auch räumlich über zwei Drittel der ganzen Schrift umfaßt. Mit ihm werden wir uns hauptsächlich zu beschäftigen haben, da die Auffassung des Entwicklungsganges und der Stellung der einzelnen Systeme in demselben das Hauptinteresse in Anspruch nimmt. Ich will daher hier gleich anfügen, über welche Specialprobleme wir im zweiten Buche die Ansichten der deutschen Aesthetiker seit Kant zusammengestellt finden. Zunächst über das Häßliche als den Gegensatz des Schönen, sodann über folgende Besonderungen des Schönen: das Erhabene und seinen von verschiedenen Aesthetikern verschieden bestimmten Gegensatz, ferner über das Komische, das Tragische und das Humoristische. Sodann über folgende Streitige Fragen aus der

Kunstlehre: die Stellung der Baukunst im System der Künste, die Bedeutung der Mimik und Tanzkunst, Idealismus und Formalismus in der Musik, die Eintheilung der Künste, die Verbindung der Künste. Die Sonderung einmal zugegeben, muß diese Auswahl der Specialprobleme im Ganzen als eine geschickte und zutreffende bezeichnet werden.

Wenden wir uns nun der Anschauung von Hartmanns über den Entwicklungsgang zu, den das, was er die ästhetische Principienlehre nennt, d. h. das, was ich früher als die Lehre vom Wesen des ästhetisch Wirklichen bezeichnet habe, in der deutschen Aesthetik seit Kant genommen hat, so tritt uns hier am Anfange des ersten Buches ein Abschnitt entgegen, der im Inhaltsverzeichnis die Ueberschrift führt: die Begründung der wissenschaftlichen Aesthetik durch Kant, im Texte dagegen: Kant als Begründer der modernen Aesthetik. Offenbar enthält die erstere Bezeichnung ein weitergehendes Urtheil über die Bedeutung Kants für die Aesthetik, als die zweite, da sie alle vorkantischen Leistungen ohne Ausnahme als nicht wissenschaftliche bei Seite schiebt. Werin nun das Wesen einer wissenschaftlichen Aesthetik im Unterschiede von einer nicht wissenschaftlichen besteht, ist jedenfalls eine offene Frage, die verschieden beantwortet werden kann. Von Hartmann spricht sich darüber nicht aus und doch hängt davon die Beantwortung der weiteren Frage ab, ob es bereits eine wissenschaftliche Aesthetik giebt und im Bejahungsfalle, ob Kant als ihr Begründer gelten kann. Bei von Hartmann scheint der Ausdruck nur die negative Bedeutung haben zu sollen, der vorkantischen Aesthetik den Anspruch auf kritische Prüfung als nothwendige Vorarbeit für ein eigenes System abzuerkennen. In der That ist von Hartmann, wie sich S. VII der Vorrede ergibt, zunächst in Bezug auf Plato und Aristoteles dieser Ansicht. Er beschuldigt Plato eines abstrakten Idealismus, dessen Anwendung auf das ästhetische Gebiet von seinem Urheber kaum versucht worden sei. Nach meiner oben gegebenen Darlegung des ästhetischen Standpunktes Platos ist dieses Urtheil richtig, erschöpft aber lange nicht die Bedeutung Platos für die Geschichte der Aesthetik. Und wenn er ferner meint, von den unklaren ästhetischen Andeutungen Platos mache man offenbar zu viel Aufhebens, so ist ja richtig und von mir selbst oben dargelegt worden, daß eine einheitliche Geschlossenheit der ästhetischen Ansichten bei Plato nicht zu finden ist, anderentheils aber liegt die Unklarheit doch größeren Theils auf Seiten der Berichterstatter, die für den ästhetischen Standpunkt Platos noch nicht die richtige Formulirung gefunden haben. Dies letztere gilt in fast noch höherem Maße von Aristoteles, und so kann es von Hartmann nicht verargt werden, wenn er urtheilt, dessen für ihre Zeit hochbedeutende empirische Poetik stehe auf Grund der

Lessingschen Verherrlichung noch immer in einem unverdient hohen Ansehen. Ich gebe auch zu, daß der „empirische“ d. h. metaphysische ästhetische Standpunkt des Aristoteles, auch wenn wir eine vollkommen zutreffende und befriedigende Darstellung seiner Aesthetik besäßen, von Hartmann als Idealisten wenig befriedigen würde; immerhin aber tritt schon hier ein Unterschied der Beurtheilung hervor, der auf einem Gegensatz der Principien beruht.

Ähnlich urtheilt von Hartmann an derselben Stelle über eine Reihe anderer Kant vorangehender oder gleichzeitiger Standpunkte, nämlich eines theils die „sogenannten Popularästhetiker um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts“, zu denen er Winkelmann, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, von Humboldt, Jean Paul rechnet, anderentheils den englischen Sensualismus und den Wolff-Baumgartenschen Rationalismus. Daß erstere bei Seite gelassen werden, hat seine Berechtigung; die beiden letzteren Standpunkte nennt von Hartmann „Standpunkte von der dürftigsten Einseitigkeit, welche zur Genüge indirekt durch die Art und Weise charakterisirt werden, in welcher Kant ihren Gegensatz zum Ausgangspunkt seiner ästhetischen Reflexionen nahm“. Dieses Urtheil spiegelt nur den Standpunkt Kants zu seinen Vorgängern wieder, der aber vielmehr selbst ein sehr einseitiger war, da Kant außer Baumgarten eben nur den ihm zufällig bekannten Burke, dessen deutsche Uebersetzung 1773 bei Kants Verleger Hartknoch in Riga herausgekommen war, berücksichtigt. Weil nun Burke Sensualist ist, hält Kant die ganze Aesthetik der Engländer für sensualistisch und den Sensualismus für die nothwendige Consequenz des Empirismus, was ihn jedoch nicht abgehalten hat, sich von Burke in einem noch lange nicht hinreichend gewürdigten Maße beeinflussen zu lassen. Daß dies ein Irrthum Kants ist, den von Hartmann nicht propagiren sollte, glaube ich genügend gezeigt zu haben. Jedenfalls wohnen auch in der neueren vorkantischen Aesthetik, wie gezeigt worden, jenseits der Berge noch Menschen, wenn auch keine ästhetische Idealisten. Ich nenne nur Dubos und Hume, deren Bedeutung freilich nur vom Standpunkte einer empiristischen Aesthetik voll gewürdigt werden kann.

Dagegen hätte Baumgarten wohl ein Anrecht, von Seiten des ästhetischen Idealismus mehr in Ehren gehalten zu werden, da er der Begründer zwar nicht des Idealismus selbst, aber doch der nothwendigen Vorstufe desselben, nämlich einer Aesthetik auf metaphysischer Grundlage ist. Wenn die „moderne Aesthetik“, wie von Hartmann glaubt, in einem „concreten Idealismus“ ihre wahre Vollendung findet, so ist keineswegs Kant, der von immateriellen Realitäten als Träger der ästhetischen Wirkung nichts weiß, sondern gerade Baumgarten der Anfänger der zu

diesem Ziele führenden Entwicklungsreihe. Mit ihm beginnt die Entwicklung einer Aesthetik auf metaphysischer Grundlage, in der Kants kritischer Standpunkt nur ein fremdartiges, retardirendes Element bildet, während sie mit Schelling nicht nur zur metaphysischen Grundlage zurückkehrt, sondern auch diese metaphysische Grundlage in der Form der Ideen aufsaßt. Der Unterschied ist nur der, daß bei Baumgarten ein göttliches Vernunftwirken den Dingen eine innere nur durch Vernunft adäquat erkennbare Vollkommenheit einprägt, welche die Empfindung verworren als Schönheit wahrnimmt, der Idealismus dagegen dieses göttliche Vernunftwirken durch metaphysische Wesenheiten ersetzt, die den eigentlichen Bestand der Erscheinungswelt ausmachen.

Lassen wir jedoch diese Ausschließung der Vorgänger Kants bei Seite und halten uns an die zweite Form der Ueberschrift, so fragt sich, in welchem Sinne von Hartmann Kant als den Begründer der modernen Aesthetik anerkannt wissen will.

Er meint dies so, daß alle principiell wichtigen Richtungen der modernen deutschen Aesthetik, nämlich der ästhetische Formalismus Herbarts und seiner Schule, die Gefühlsästhetik von Kirckmanns und der ästhetische Idealismus Schellings, Schopenhauers, Hegels und der Hegelschen Schule bei Kant, wenn auch zum Theil nur embryonisch, vorgebildet seien, so daß es nun Aufgabe der Nachfolger gewesen, zunächst diese verschiedenen Richtungen einzeln und einseitig durcharbeiten und endlich in höherer Form organisch wieder zu vereinigen. Diese lebhaft an Hegel erinnernde Geschichtskonstruction liegt denn auch, wie wir weiterhin sehen werden, seiner Anordnung des weiteren Entwicklungsganges zu Grunde. Von Hartmann giebt indes selbst zu, daß gerade diejenige Seite der Kantschen Aesthetik, auf die dieser selbst den höchsten, ja fast alleinigen principiellen Werth lege, nämlich das subjektivistische Prinzip, nach welchem die Schönheit als eine subjektive formale Zweckmäßigkeit ohne objektiven materialen Zweck definiert werde, bis jetzt gar keine Anhänger und Nachfolger gefunden habe. Er erklärt es für eine Ironie des Schicksals, daß dasjenige, worin Kant seine eigentliche principielle Bedeutung auf dem ästhetischen Gebiete erblickte, und dem er grundlegende Bedeutung für alle Zeiten beimaß, spurlos verhallt sei, während er durch die Gesamtheit seiner Inconsequenzen gegen sein verfehltes Princip der Begründer der modernen Aesthetik geworden sei (S. 23f.).

Diese Auffassung erscheint von vorn herein paradox und gewaltsam und in der That wird sich ergeben, daß diese vermeintlichen Inconsequenzen, die Kant gegen eigenes Wissen und Wollen zum Begründer der modernen Aesthetik gemacht haben sollen, in Wirklichkeiten nicht existiren und nur

dem Bestreben ihren Ursprung verdanken, unter Ausschließung aller früheren Entwicklungsfermente die deutsche Aesthetik allein aus Kant abzuleiten. Der ästhetische Formalismus Herbarts und Zimmermanns hat keine Anknüpfung in dem allerdings bei Kant vorhandenen formalistischen Zuge, da ersterer unter Formen ausschließlich bestimmte angebbare Vorstellungsverhältnisse versteht, was Kant fern liegt. Die Gefühlsästhetik von Kirchmanns hat mit Kant das Gefühl als allgemeinen Ausgangspunkt gemein, doch sucht Kant für die Aesthetik ein apodiktisches oder apriorisches d. h. nothwendiges und allgemeingültiges Lustgefühl, während sich von Kirchmann mit der empirischen Lust begnügt und überdies ist die Art, wie von Kirchmann die letztere entstehen läßt, durchaus von der Kantischen verschieden. Am allerwenigsten aber konnte es gelingen, einen ästhetischen Idealismus bei Kant nachzuweisen. Von Hartmann beruft sich dafür (S. 21) auf einige Stellen, denen aber der eigentliche Gedanke des Idealismus durchaus fern liegt. Ros. S. 83f. ist die Rede von einer Normalidee z. B. einer Thier-species, die Kant auch als ästhetische Idee bezeichnet. Der Zusammenhang ergibt aber, daß er vom Ideal der größten Zweckmäßigkeit in der Konstruktion der Gestalt redet, das „gleichsam absichtlich“ (also nicht wirklich) der Technik der Natur zu Grunde gelegen habe, dessen Elemente wir zwar aus der Erfahrung nehmen, das aber bloß in der Idee des Beurtheilenden liege. Ferner braucht Kant den Ausdruck ästhetische Idee mehrfach zur Bezeichnung der Kunstformen, durch welche die ästhetische Einwirkung im Sinne Kants mit Nothwendigkeit ausgelöst wird. So wenn er das Genie als das Vermögen ästhetischer Ideen definiert. Dies ist ein bequemer kurzer Ausdruck, in dem aber kein Idealismus im modernen Sinne liegt. Abgesehen davon, daß der metaphysische Idealismus ganz außerhalb der Gedankensphäre Kants lag, beweist schon seine Gegnerschaft gegen den „Dogmatismus“ Baumgartens, der das Schöne als verworren erkannte Vollkommenheit bestimmte, daß Kant nicht ästhetischer Idealist ist.

Von Hartmann geht aber in der Ausnutzung Kants für seinen eigenen Standpunkt noch einen Schritt weiter, indem er nämlich die Darstellung der Aesthetik Kants unter sechs Gesichtspunkte vertheilt, deren jeder als seine Konsequenz den ästhetischen Idealismus fordert (vergl. besonders S. 20). Kant bestreitet den Sensualismus, aber er hat hier theils irriger Weise Momente in das Gebiet des Sensuellen hineingezogen, die in das des Schönen gehören, theils wird auch das wirkliche Sensuelle als Ausdruck eines ideellen Inhalts veredelt und enthält dadurch seine Berechtigung. Kant kämpft gegen den ästhetischen Rationalismus: aber er kann nicht widerlegen, daß das Wesen des Schönen die Idee in der Form

der sinnlichen Anschauung ist. Kant ist drittens ästhetischer Subjektivist, aber dieser Standpunkt ist unhaltbar und drängt zur Ergänzung durch eine objektive Zweckmäßigkeit im Schönen. Kant ist Formalist, aber der Formalismus muß damit enden, die ästhetische Form lediglich als adäquate Ver sinnlichung der Idee hinzustellen. Kant ist Gefühlsästhetiker, aber der ästhetische Werth der Gefühle beruht auf einem idealen Gehalt. Endlich ist er geradezu und direkt ästhetischer Idealist.

Es wäre eine außerordentlich verdienstvolle Leistung gewesen, wenn der neueste Geschichtsschreiber der deutschen Aesthetik uns ein recht planes und übersichtliches Bild der verzwickten Aesthetik Kants gegeben hätte; das durch vorstehendes Verfahren zu Stande gebrachte ist aber nicht nur wenig deutlich, sondern es werden auch die Umrisse des Originals theils verwischt, theils verschoben. Ist dies aber im Ganzen der Fall, so kann es auch nicht fehlen, daß sich zahlreiche Einzelpunkte und Auffassungen einzelner Stellen finden, bei denen man dem Verfasser nicht beistimmen kann. Ich will nur Einiges anführen. S. 28f. macht er in Betreff des Römischen Kant den Vorwurf eines Rückfalls in den Sensualismus; dies kann jedoch nur in soweit gelten, als Kant das Römische gar nicht zum Aesthetischen, sondern zum sinnlich Angenehmen rechnet und es daher auch nur in einer Anmerkung behandelt. Also liegt hier wenigstens kein ästhetischer Sensualismus vor. Wenn er aber denselben Vorwurf dann auch auf Kants Auffassung des Erhabenen ausdehnt, so verwechselt er dabei die unmittelbare Lustwirkung des Erhabenen, die Kant, ebenso wie auch die des Schönen (Ros. S. 62f.), zum sinnlich Angenehmen rechnet, mit der auf dem ästhetischen Urtheil beruhenden. Mit demselben Rechte könnte auch Kants Lehre von der unmittelbaren Wirkung des Schönen als Rückfall in den Sensualismus bezeichnet werden.

Auf einem entschiedenen Mißverständniß beruht ferner die Behauptung, Kant werfe das Erhabene aus der eigentlichen Aesthetik hinaus und behandle es als bloßen Anhang derselben (S. 19f. und S. 379).

An der dafür citirten Belegstelle Ros. S. 100 sagt Kant nicht, die Theorie des Erhabenen sei ein Anhang zur Aesthetik, sondern „zur ästhetischen Beurtheilung der Natur“, womit er nur sagen will, daß der ästhetische Eindruck des Erhabenen nicht, wie der des Schönen, seine Ursache im Naturobjekt selbst habe. Im Uebrigen bildet das Erhabene im ersten Haupttheil der Aesthetik ein ebenbürtiges Seltenstück des Schönen und diese Duplicität der ästhetischen Grundbegriffe ist sogar einer der markantesten Züge der Kantschen Aesthetik, der zugleich in einer schon äußerlich in die Augen fallenden Weise die tiefe Beeinflussung durch Burke hervortreten läßt. Die Mehrheit der ästhetischen Grundbegriffe ist oben

als allgemeiner Grundzug der englischen Aesthetik nachgewiesen; ebenso das Auftreten derselben als Dualismus bei Burke. Es bedarf eben auch zum Verständnisse Kants viel mehr der Beachtung seiner Vorgänger, als gemeinhin angenommen wird.

Anderer Beispiele ungenauer Verwendung von Belegstellen sind folgende. Ros. S. 165 ff. redet Kant nicht wie ihn von Hartmann S. 4 sagen läßt, von einem intellektuellen, moralischen und sentimentalen Reize der Natur, sondern nur von einem intellektuellen und moralischen Interesse am Naturschönen. Von Hartmann verkennt hier zugleich die Bedeutung des Ausdrucks Reiz bei Kant, der diesem nur die Wirkung des sinnlich Angenehmen bezeichnet, also weder intellektuell noch moralisch sein kann. Für das Hervortreten des Begriffes des ästhetischen Scheins bei Kant citirt von Hartmann S. 4 eine Stelle Ros. S. 210. Diese handelt aber nicht vom schönen Schein in der Kunst, sondern in der gesellschaftlichen Sitte, den zu bewahren die Naivetät nicht versteht. Ebendasselbst heißt es unter Berufung auf Ros. S. 211: Selbst Nührung und Zärtlichkeit lassen sich „als Spiel“ (d. h. als ideale Empfindungen ohne ernstes reales Interesse) sehr wohl mit solchem „Spiel der Urtheilskraft“ vereinigen. An der angeführten Stelle ist aber gar nicht von ästhetischen Verhältnissen die Rede, sondern vom komischen Eindrucke der Naivetät und Kant meint, es menge sich demselben ein Bedauern ein, „welches eine Nührung der Zärtlichkeit ist, die sich als Spiel mit einem solchen gutherzigen Lachen sehr wohl verbinden läßt“. Ueberhaupt ist auch der Kantische Begriff der Nührung, der diesem (Ros. S. 74) die unmittelbare Wirkung des Erhabenen bezeichnet, nicht genau festgehalten; ebenso der des Interesses, das sich bei Kant durchaus nicht, wie von Hartmann S. 6 will, nur auf das Angenehme als subjectiven, sondern auch auf das Vollkommene als objektiven Zweck bezieht.

Ich könnte die Zahl dieser Beispiele noch vermehren, breche aber lieber ab und versuche vielmehr gleich an dieser Stelle, in aller Kürze zu bezeichnen, was mir als die Stellung Kants in der Geschichte der Aesthetik erscheint.

Wie in seiner Erkenntnißlehre zwischen den Klippen des rationalen Dogmatismus und Skepticismus, so versucht Kant in der Aesthetik zwischen denen des Rationalismus, der in der Aesthetik Baumgartens als ästhetischer Intellektualismus auftrat, und des ästhetischen Sensualismus Burkes hindurchzusetzen. Als positives Princip tritt bei ihm der neu entdeckte Begriff des Gefühls zum ersten Male in voller Klarheit in die Aesthetik ein, wird aber bestimmt durch den Grundzug seines ganzen Denkens, die Richtung auf Apodikticität d. h. Allgemeingültigkeit und



Nothwendigkeit, die ihm unmittelbar mit Apriorität d. h. Herkunft aus den unverbrüchlichen Gesetzen unserer vernünftigen Organisation zusammenfällt. Er verlangt demgemäß Apodikticität oder Apriorität unseres Geschmacksurtheils, wodurch der Empirismus ausgeschlossen ist, andererseits aber soll dies Geschmacksurtheil auch nicht bloße Aeußerung einer verworrenen Erkenntniß sein, sondern auf einem Gefühlsgrunde beruhen. Die unmittelbare Lustwirkung des Schönen beruht auf der Beförderung des freien Spiels der Erkenntnißkräfte, die des Erhabenen auf stärkerer Ergießung der Lebenskraft nach augenblicklicher Hemmung. Aber diese rein empirischen Wirkungen machen nicht das allgemeingültige Lustgefühl aus, sondern gehören, ebenso wie Farbe und Ton, zum Angenehmen, das der allgemeinen Verbindlichkeit entbehrt. Erst nachdem die Reflexion über diese Zustände in ihnen eine höhere Angemessenheit an unsere Organisation erkannt hat, entspringt das apodiktische Geschmacksurtheil und mit ihm das allgemeingültige und nothwendige Lustgefühl.

Der metaphysische Hintergrund der Aesthetik des deutschen Rationalismus fehlt auch bei ihm nicht ganz, aber wie in der theoretischen Kritik die Vernunftideen und in der teleologischen Urtheilskraft der Zweckbegriff nicht als constitutive, sondern nur als regulative Principien gelten sollen, so sucht er auch hier in einer gewundenen Erklärung über das ethisch-intellektuelle Interesse am Naturschönen nur verschämt in das durch die kritischen Principien gegen das Jenseits vergitterte Diesseits hinein.

Es kann hier nicht weiter auf die krause Terminologie der Kant'schen Aesthetik und auf die abstrakte Ausleerung der Begriffe des Schönen und der Kunst, die sich ihm als nothwendige Consequenz ergibt, eingegangen werden; schon die vorstehenden Angaben aber können zeigen, daß Kant mit der auf das Gefühl bezogenen unmittelbaren Wirkung der ästhetischen Objecte einen verheißungsvollen Weg betreten, wenngleich bei der offenbaren Einseitigkeit und Unvollständigkeit der hierher gehörigen Bestimmungen das Ziel noch lange nicht erreicht hatte, daß aber das unglückliche Streben nach Apodikticität Alles verdirbt. Kants Aesthetik ist so weit auf dem richtigen Wege, als er von empirischen seelisch-erregenden Wirkungen der ästhetischen Objecte redet, die er selbst fälschlich zu den sensuellen rechnet.

Einen dauernden Einfluß auf die folgende Entwicklung hat Kant, wenigstens mit seinen Grundgedanken, nicht geäußert. Verehrungsvoll schließt sich Schiller an ihn an, ohne die Fessel des Systems zu tragen. Er läßt die Apodikticität stillschweigend fallen und nimmt nur das fruchtbare empirische Princip der unmittelbaren Wirkung auf, das er in eigenartiger Weise weiterbildet, wobei er auch dem bei Kant sehr verkürzten

positiven Werthe der Kunst neue Stützen zu geben versucht. An dem nicht unbedeutenden Wahrheitsgehalte der Schillerschen Aesthetik wird die künftige Entwicklung dieser Wissenschaft nicht vorbeigehen dürfen; eine einheitliche Darstellung seiner Aesthetik wäre eine verdienstvolle Leistung. Im Uebrigen lenkt die deutsche Aesthetik bald nach Kant ruhig wieder in das verlassene Fahrwasser des metaphysischen Intellektualismus ein. —

Kehren wir zu von Hartmann zurück, so hatte sich ihm die Dreitheilung der Richtungen, unter denen er den ganzen weiteren Entwicklungsgang zusammenfaßte, schon bei Kant ergeben; es ist der Idealismus, die Gefühlsästhetik und der Formalismus. Wir mußten die Ableitung dieser Dreitheilung aus Kant beanstanden; sehen wir nun, ob sie sich bei seinen Nachfolgern bewährt.

Das Wesen des ästhetischen Idealismus besteht darin, daß alle ästhetische Lustwirkung auf der Perception der im Wirklichen realiter vorhandenen und im ästhetischen Schein des Kunstwerks sich widerspiegelnden metaphysischen Wesenheiten, Ideen genannt, beruht. Das ästhetische Object hat in jedem von beiden Fällen sein Wesen darin, eine eigenartige Erscheinungsweise der Idee zu sein.

War nun nach von Hartmann schon bei Kant ein Element des ästhetischen Idealismus vorhanden, so muß dies natürlich bei seinem Nachfolger Schelling erst recht von vorn herein der Fall sein. Von Hartmann macht daher keinen Unterschied zwischen demjenigen ästhetischen Standpunkte Schellings, der in seinem System des transcendentalen Idealismus vom Jahre 1800, und demjenigen, der in seinen späteren Schriften seit 1802 hervortritt, und zieht daher auch seine Belegstellen unterschiedslos aus jener, wie aus diesen Schriften. Dies ist aber unrichtig; der ästhetische Idealismus Schellings und der moderne ästhetische Idealismus überhaupt tritt erst 1802 in seinem Bruno zum erstenmale in die Entwicklung ein. In jener ersten Schrift giebt Schelling, ohne noch die Ideenlehre zu berühren, den excessiven Vorstellungen von der überragenden Bedeutung der Kunst, mit denen sein Verkehr mit den Häuptern der werdenden romantischen Schule ihn erfüllt hatte, einen speculativen Ausdruck.

Das Vorstellen richtet sich nach den Gegenständen, ist objectiv und unfrei; das Wollen richtet die Gegenstände nach sich, ist subjectiv und frei. Außerdem giebt es auch noch einen Gegensatz der bewußten und unbewußten Function. Die höchste aller Functionen ist die Kunst als Einheit des Bewußten und Unbewußten, des Objectiven und Subjectiven, der Natur und Freiheit. Das Kunstwerk als Phantasieprodukt ist Rückkehr zum Ausgangspunkte der intellektuellen Anschauung, in der sich der ursprüngliche Grund aller Harmonie des Subjectiven und Objectiven dar-

stellt, und die sich in der ästhetischen Anschauung in besonderer Weise bethätigt. Der letzte, freilich noch unausgesprochene Hintergedanke des Schellingschen Denkens auf dieser Stufe ist Evolutionismus d. h. der Weltproceß ist ihm Selbstrealisation des Absoluten. Vorstellen, Wollen und ästhetische Anschauung sind die successiven Stufen dieser Selbstrealisation und der Kunst ist damit nicht nur überhaupt eine Stellung in diesem kosmischen Proceß vindicirt, sondern geradezu die höchste Stellung. In ihr kommt das Absolute, das als Vorstellen die Natur, als Wollen die Geschichte producirt, erst eigentlich zu sich selbst, zur Selbsterfassung seines Wesens nicht nur als Einheit bewußter und unbewußter Function, sondern auch als Einheit von Natur und Freiheit, von Objectivem und Subjektivem. Die Kunst hat somit einen absoluten kosmischen Werth, eine Weltstellung im strengsten Sinne des Wortes; sie steht über der Philosophie, die nur Vorstufe der Kunst ist.

Gänzlich verschieden ist Schellings ästhetischer Standpunkt 1802 im Bruno, wo er unter dem Einflusse Platos und des Neuplatonismus steht. Hier steht nicht der Begriff der Kunst, sondern der des Schönen im Vordergrund. Schön sind an erster Stelle die Ideen, an zweiter die Dinge, sofern sie Abbilder der Ideen sind und erst an dritter Stelle die Formen der Kunst, sofern darin die Formen der Dinge an sich, nämlich der Urbilder, wiedergegeben sind. Der Gedanke des Evolutionismus tritt hier nicht mehr hervor, die Kunst tritt hinter die Philosophie, die das Schöne an sich erfäßt, das mit dem Wahren identisch ist, als Vorstufe zurück. Hier erst haben wir Schelling als den Urheber dessen vor uns, was von Hartmann abstrakten Idealismus nennt. Und zwar wird der Idealismus Schellings ihm durch zwei Merkmale zum abstrakten, eines theils durch die das Individuelle ausschließende gattungsmäßige Fassung der Ideen, andertheils durch ihre Jenseitigkeit, vermöge deren sie nicht mit dem ideellen Gehalt des Wirklichen in eins zu fallen vermögen (S. 35f.) und deren Consequenz nach späteren Stellen namentlich die Unveränderlichkeit ist.

Als weitere Vertreter dieses abstrakten Idealismus nun nennt von Hartmann Schopenhauer, Solger, Krause und Welke.

Was nun zunächst die uns heute so fernliegende Weiße'sche Aesthetik betrifft, über die von Hartmann ein sorgfältiges Referat giebt, so hat dieselbe zwar einen abstrakten Charakter im zweiten Sinne, insofern bei Weiße eine unausgefüllte Kluft zwischen der Welt des Metaphysischen und der Erscheinungswelt besteht, aber sie ist nicht Idealismus im festgestellten Sinne, sondern stellt sich vielmehr als verwandte Erscheinung der ursprünglichen Form der Schellingschen Aesthetik, dem Evolutionismus, zur Seite.

Ich will versuchen, dies Urtheil in möglichster Kürze zu begründen. Weiße war beeinflusst durch die 1812—1816 erschienene Logik Hegels. Diese ist der einzige Haupttheil seines Systems, den Hegel bei seinen Lebzeiten veröffentlichte. Die in der Logik dargestellte dialektische Selbstbewegung der Idee in ihrem Ansichsein war für Hegel nur die immanente Vorstufe der Selbstentfaltung des Absoluten; diese vollzieht sich erst wahrhaft, indem die Idee sich in ihr Anderes, die Natur, entläßt und aus dieser durch viele Stufen als Geist bereichert zu sich selbst zurückkehrt. Diese entscheidende Wendung der Hegelschen Dialektik mißbilligt Weiße; er beschränkt sich auf den immanenten Proceß, den er jedoch ganz abweichend von Hegel gestaltet. Hierin liegt das Abstrakte. In diesem immanenten Proceß entwickelt sich ihm das Absolute aus dem abstrakten Ansichsein zum concreten Sein als Gottheit. Hierin liegt sein Evolutionismus, den man einen immanenten nennen könnte. Dieser Proceß nun ist in äußerster Kürze folgender: Das Absolute erfährt sich zuerst als logische Idee oder Idee der Wahrheit, findet diese aber seinem Wesen inadäquat. Somit erfährt es sich als ästhetische Idee oder Idee der Schönheit, die nun durch alle erdenklichen Phasen dialektisch hindurchgetrieben wird, bis es dem endlich in der theologischen Idee oder der Idee der absoluten Liebe seine wahre, aber immer in der Sphäre des Ideellen oder Immanenten bleibende, Selbstrealisation gefunden hat. Wenn also Weiße von einer Idee der Schönheit redet, so besteht ihm darum das Schöne nicht in Ideen, sondern er thut dies nur im Sinne der Hegelschen Logik, sofern das Absolute überhaupt Idee ist und deshalb die wechselnden Phasen, die es in seinem immanenten dialektischen Entfaltungsproceß durchläuft, ebenfalls Ideen sind. Ich kann es deshalb nicht für richtig halten, wenn von Hartmann (S. 90) den Standpunkt Weißes als eine Reaction des abstrakten gegen den concreten Idealismus bezeichnet. Mag diese Bezeichnung im Verhältniß zu Hegel richtig sein; in dem Sinne, in dem der abstrakte Idealismus bei Schelling bestimmt ist, trifft sie nicht zu. Auch für die mehr theosophische Wendung der Weißeschen Speculation in den später veröffentlichten Vorlesungsdiktaten (S. 101 ff.) bleibt dies Verhältniß im Wesentlichen das gleiche.

Im Anschluß an Weiße wird bei von Hartmann auch dessen Schüler Loge als Aesthetiker unter der Rubrik des abstrakten Idealismus untergebracht. Von Hartmann benützt diese Gelegenheit zu einem Ausfall gegen Loges Philosophie überhaupt, sowie gegen seine schriftstellerischen Manieren. In beiden Beziehungen haben seine Ausstellungen eine gewisse Berechtigung. Bei dem engen Zusammenhange seiner Aesthetik mit seiner Metaphysik muß auch der Beurtheiler der Ersteren zur Letzteren Stellung

nehmen und da kann denn freilich eine Metaphysik, die das Gefühlsbedürfnis als Beweisgrund gebraucht, nicht gerade als eine wissenschaftliche gelten. Ebenso aber macht sich seine schriftstellerische Eigenheit auch in seinen ästhetischen Schriften in unangenehmer Weise bemerkbar. Ein merkwürdiges Beispiel findet sich in der Geschichte der Aesthetik S. 459, wo er die Frage nach der Classification der Künste durch die Erklärung abmacht, einer der möglichen Anordnungen folgen zu wollen, die seiner Absicht bequem sei.

Unzweifelhaft besteht zwischen der metaphysischen Grundlage der Logeschen Aesthetik und der Stellung der Schönheit zur Gottheit in der theosophischen Phase der Weißeschen Speculation der bei von Hartmann angenommene ursächliche Zusammenhang. Aber der in Loges Vorlesungsdiktaten hervortretende letzte metaphysische Hintergrund des Schönen, der selbige Selbstgenuß der eigenen Vollkommenheit, der sich vom Zustande der Gottheit aus dem Weltganzen und den Einzeldingen mittheilt, kann doch nur noch in ganz gezwungener Weise dem metaphysischen Idealismus jubsumirt werden, wie von Hartmann es S. 105 versucht. Vielmehr scheint mir hier eine vollständige metaphysische Parallelerrscheinung zu der, später zu besprechenden, empiristischen Gefühlsästhetik von Kirckmanns vorzuliegen. Im Uebrigen würde ich Loge, da er neben seinem metaphysischen Standpunkte auch eine stark hervortretende Richtung auf empirisch-induktive Bestimmung des ästhetisch Wirksamen zeigt, als eine Uebergangsercheinung an den Endpunkt der bis an die Gegenwart heranreichenden und äußerlich noch nicht abgeschlossenen, innerlich aber durch die neuesten empirischen Bestrebungen überschrittenen einestheils metaphysischen, andernteils formalistischen Periode der deutschen Aesthetik stellen, die im weiteren Sinne mit Baumgarten, im engeren mit Schelling und Herbart beginnt. Loge steht mit dem einen Fuße ganz in der metaphysischen Aesthetik, mit dem anderen tritt er in das neue Gebiet hinüber. Mit dieser Auffassung stimmt auch die (bei von Hartmann noch nicht berücksichtigte) Kögelsche Darstellung seiner Aesthetik überein, wenn gleich dieselbe es nicht unternimmt, ihm eine bestimmte Stellung im Entwicklungs gange anzuweisen.

Dagegen vertritt Solger in der That einen Idealismus von krassester Abstraktheit in jeder von beiden Bedeutungen. Sein Absolutes ist in ganz spinozistischem Sinne ein mit seinen Ideen identisches Denken; es giebt eigentlich nur eine ideale Welt von göttlichen Gedanken, in deren jedem die Gottheit ganz ist. Hier ist weder eine das Absolute vollendende Evolution, noch eine das Göttliche vergrößernde Evolution, sondern einfache Identität der Ideenwelt und des Seienden überhaupt mit der

Gottheit. Schön ist, was Sitz des ihm innewohnenden göttlichen Wesens ist. Die Sinnenwelt ist eine Welt des Scheins, in der als solcher keine Schönheit sein kann. Die vermeintliche Naturschönheit ist nur Erzeugniß der Phantasiethätigkeit, die im Unterschiede von den gemeinen sogenannten Erkenntnißarten das göttliche Denken selber, die intellektuelle Anschauung, ist. Aus der Phantasiethätigkeit entspringt auch die Kunst, die aber, da in die Einzelkünste die gemeinen Erkenntnißarten sich störend eindrängen, nur als Gesamtkunst, wie sie z. B. in der antiken Tragödie oder im christlichen Kultus sich darstellt, ihrem wahren Wesen nahe kommen kann. Dieses selbst aber kann die Kunst, da sie doch immer in den Grenzen der sinnlichen Anschauung verharret, nie erreichen und so bleibt ihr nur die Aufgabe, die Darstellung dieser Disharmonie zwischen Idee und Erscheinung zu ihrem eigentlichen Inhalt zu machen und als Ironie die Erkenntniß der Michtigkeit der Erscheinung zu vermitteln.

Vermöge dieses letzten Gesichtspunktes, so wie auf Grund der allgemeinen mysteriösen Ueberschwänglichkeit seiner Kunstvorstellungen ist Solger (sein Erwin erschien 1815) der Aesthetiker der romantischen Schule in ihrer weiteren Entwicklung geworden.

Eine der platonisch-schellingschen sehr ähnliche jenseitige Ideenwelt bildet auch bei Schopenhauer den metaphysischen Hintergrund seiner Aesthetik. Er setzt die unzeitlichen Ate des absoluten Willens den platonischen Ideen gleich. Auch bei ihm steht, wie bei Schelling seit 1802, die philosophische Erkenntniß, die den Weltgrund und die Ideen in ihrer reinen Transcendenz erfaßt, über der ästhetischen Anschauung und der Kunst, die es nur mit den Manifestationen dieses Transcendenten in der Welt des Scheins zu thun hat. Doch hat Schopenhauer wenigstens das eine Moment der Abstraktheit, die bloße Gattungsmäßigkeit der Ideen, theilweise überwunden, indem er nicht, wie Schelling „zwischen dem rein abstrakten Idealismus der Gattung und dem rein konkreten des Individuums in unklarer Schwebe blieb“ (von Hartmann S. 35), sondern sich die Ideenwelt als eine von den gestaltlosen Typen der Naturkräfte durch die Gattungsideen der organischen Wesen bis zu den Individualideen der einzelnen menschlichen Charaktere aufsteigende Reihe vorstellte. Freilich bleibt trotzdem der andere Mangel bestehen, daß in der raum- und zeitlosen Ideenwelt jedes Werden und jede Veränderung ausgeschlossen ist, ein Mangel, dem von Hartmann in einer für seine Metaphysik, wie für seine zu erwartende Aesthetik charakteristischen Weise abzuhelpen bemüht ist. Er bemerkt nämlich S. 55: „dem überall fließenden Leben der Wirklichkeit entspricht nicht mehr eine Idee von starrer Unwandelbarkeit, sondern eine selber fließende Idee. . . . Wie die absolute Idee mit ihrer leben-

digen idealen Entwicklung die reale Entwicklung der Welt der Individuation bestimmt, so bestimmt auch die Gattungsidee in ihrer idealen Entwicklung das reale Leben der Gattung, so die Individualidee in ihrer idealen Entwicklung das reale Leben des Individuums; aktuell ist jede Idee jeden Augenblick etwas anderes, virtuell wahr ist sie die durch alle ihre Entwicklungsmomente hindurchgehende Einheit, insofern ihre ideale Entwicklung nichts anderes darstellt, als die logisch nothwendige Entfaltung der implecite in ihr enthaltenen Möglichkeiten.“ —

Mit Hegel läßt nun von Hartmann den „konkreten Idealismus“ beginnen, als dessen Vertreter er außer Hegel in dieser Reihenfolge auführt: Traubdorff, Schleiermacher, Deutinger, Derstedt, Wischer, Zeising, Carriere, Schasler. Es wäre wohl richtiger gewesen, wenn er uns die Schule Hegels, die durch die vier letzten Namen repräsentirt wird — auch Zeising wird auf Grund seiner 1855 erschienenen „Aesthetischen Forschungen“ für die Hegelsche Schule in Anspruch genommen — zunächst als Ganzes vorgeführt und dann erst die dazwischengeschobenen, kulturgeschichtlich recht interessanten, aber auf die Entwicklung keinen Einfluß übenden Parallelerscheinungen angefügt hätte.

Bei Hegel sind nun nach von Hartmann „die beiden Grundfehler des abstrakten Idealismus, in den Ideen ein jenseitiges Reich gespenstischer Urbilder und obenein starre wandellose Schemen zu sehen, beseitigt“ (S. 108\*); die Idee ist nach Hegel „weder eine logische, noch eine ästhetische Abstraktion vom realen Universum, sondern das absolut Konkrete, welches zugleich Substanz und Subjekt alles Wirklichen ist und in Wahrheit nirgend anders zu finden ist, als in dem Weltproceß, dem es immanent ist“. Mit dieser Grundposition stimmt von Hartmann persönlich völlig überein; er hat an Hegel soweit dieser als Aesthetiker in Betracht kommt, nur die dialektische Methode und den einseitigen Panlogismus auszusetzen. Von Hartmann ist der Ansicht, daß alle Gegnerschaft gegen den ästhetischen Idealismus nur dem abstrakten gelte und daß der konkrete Idealismus nur insoweit Gegner gefunden habe, als er theils selbst noch mit untergeordneten Bestandtheilen im

\*) Die gesperrten Wörter stehen so im Texte. Es zeigt sich hier eine Abweichung von der früheren, oben angeführten Bezeichnungsweise der beiden Grundfehler. An den früheren Stellen gehörte die Wandellosigkeit als nothwendige Consequenz mit der Jenseitigkeit d. h. mit der Zeit- und Raumllosigkeit zusammen und der andere Grundfehler bestand in der das Individuelle ausschließenden Gattungsmäßigkeit. Die Letztere war nun freilich bei Hegel nicht mehr zu gebrauchen, da es sich bei ihm nicht mehr um Ideen, sondern um die Idee als Princip des Weltprocesses handelte, worüber nachstehend ein Mehreres. Wäre die Abweichung dem Verf. zum Bewußtsein gekommen, so hätte sie ihn auf die Andersartigkeit des Hegelschen Idealismus im Verhältniß zum Schellingschen führen müssen.

abstrakten stecken geblieben sei, theils mit demselben verwechselt wurde. Er meint dann freilich wieder, daß man Traubdorff, Deutinger und Derstedt mit Hegel zur einheitlichen Gruppe zusammenfassen müsse, um den Gegensatz des konkreten gegen den abstrakten Idealismus hervorstechend zu machen. Er ist ferner der Ansicht, daß nicht Vischer in seiner vierbändigen Aesthetik, sondern Zeising in seinen „Aesthetischen Forschungen“ den Höhepunkt der Leistungen der Hegel'schen Schule auf dem Gebiete der ästhetischen Principienlehre bezeichne.

Ich fühle mich nicht aufgelegt, glaube auch weder dem Leser einen Dienst damit zu thun, noch den Raum dieser Zeitschrift dafür in Anspruch nehmen zu dürfen, den sehr ausführlichen Auseinandersetzungen von Hartmanns über diese konkreten Idealisten nachzugehen; ich möchte nur noch zwei Bemerkungen hier anfügen.

Erstens scheint mir die eigenartige Stellung Hegels als Aesthetiker durch die Formel „concreter Idealismus“ durchaus nicht erschöpfend bezeichnet zu sein. Ich habe schon bei Schelling darauf hingewiesen, daß wir bei ihm vor der Beeinflussung seines Denkens durch die platonische Ideenlehre die Ansätze eines Evolutionismus finden, nach dem in der Kunst als der höchsten Function des Menschengeistes das Absolute selbst sich in seiner wahren Eigenart realisiert. Dieser Evolutionismus ist der wahre Grundzug des gesammten Hegel'schen Systems, von dem aus auch die Aesthetik allein richtig verstanden werden kann. Das bei Schelling seinem Wesen nach noch ziemlich unbestimmt gebliebene Absolute ist bei Hegel ein Princip objectiver Gedankenentwicklung, das daher in seinem unmittelbaren Ansichsein Idee, in Rückkehr zu sich selbst nach dem Hindurchgehen durch die Natur behufs bewusster Selbsterfassung Geist genannt wird. In dieser Form des Geistes durchläuft der Prozeß der fortschreitenden Selbstrealisation die Stufen des subjektiven, objectiven und absoluten Geistes, im Gebiete des Letzteren manifestirt er sich zuerst als Kunstfunction, die das Fürsichsein des absoluten Geistes in der inadäquaten Form des angeschauten Einzelobjects darstellt, dann in der geoffenbarten oder offenbaren Religion, die es in der ebenfalls noch inadäquaten Form der Vorstellung hervortreten läßt, bis endlich auf der völlig adäquaten Stufe des philosophischen Denkens die bewusste Selbsterfassung des Absoluten in vollkommen befriedigender Weise von Statten geht und damit das Ziel des Weltprocesses erreicht ist. Es handelt sich also auf der ästhetischen Stufe durchaus nicht um das Schöne der Wirklichkeit, sondern in der Function der Kunst liegt der kosmisch bedeutungsvolle Vorgang, und diese Bedeutung beruht nicht sowohl in dem anschaulichen „Scheinen der Idee“ an sich, als in der dadurch vermittelten Selbstrealisation des



Absoluten. Die Verwandtschaft mit dem ursprünglichen Schelling'schen Evolutionismus ist evident; nur ist jetzt die Kunst von der ersten in die dritte Stelle gerückt: der Weiße'sche Evolutionismus zeigt den dreifachen Unterschied, daß der Prozeß mehr als ein immanenter gefaßt, daß nicht die Kunst ausschließlich, sondern das Schöne in Betracht gezogen und daß diesem Entwicklungsmoment die zweite Stelle angewiesen wird. Man kann von Hartmann (S. 108f.) zugeben, daß die transcendente dialektische Bewegung der Idee, die Hegel in der Logik darstellt, eine überflüssige und fehlerhafte Zuthat ist; lassen wir aber diese bei Seite, so kommt der evolutionistische Grundzug des im Weltprozeße sich bis zur Selbsterfassung auswirkenden Absoluten, der auch für die Aesthetik bestimmend ist, erst recht zur Geltung. Nicht die Verkörperung einer Ideenwelt in der Natur und im ästhetischen Scheine der Kunst, sondern die Selbstrealisation der Idee als des einheitlichen Weltgrundes in der Kunstfunction ist in der Hegel'schen Aesthetik die Hauptsache und der vieldeutige, schattenhafte Ausdruck Idealismus hat hier einen durchaus andersartigen Sinn als in Schelling's Bruno und bei Schopenhauer. Dies ist der erste Punkt.

Zweitens aber muß denn doch auch gesagt werden, daß dieser ganze metaphysische Hintergrund der Welt, des Schönen und der Kunst eine völlig unerwiesene und unerweisbare Hypothese ist. Hegel konnte sich noch auf die dialektische Methode als Organon transcendenter Erkenntniß berufen, vermitteltst dessen das Absolute selbst sich die Form seiner objektiven Selbstentfaltung zum Bewußtsein bringt, womit aber freilich das Gebiet des Unerwiesenen und Unerweisbaren nur um eine Stufe zurückgeschoben wurde. Heute aber glauben wir diesen Voten aus dem Reiche des Metaphysischen nicht mehr, wenn sie auch noch so unbefangen die Miene der Unfehlbarkeit annehmen; wir wollen mit dieser ganzen metaphysischen Doppelgängerei nichts mehr zu thun haben; wir verlangen das Wesen des Schönen und der Kunst erfahrungsmäßig aus seinen jeelischen Wirkungen abgeleitet zu sehen; wir betreten damit wieder die verlassenen Bahnen der früheren „unwissenschaftlichen“ Aesthetiker, in der sichern Hoffnung, auf ihnen mit besserem Erfolge bis zur vollen Lösung aller Räthsel vorzudringen, lassen aber den Weltprozeß und die Idee, gleichviel ob in abstrakter oder concreter Fassung, als für unsern Zweck völlig unbrauchbar ein für allemal aus dem Spiele. —

Gemäß seinem aus Kant abgeleiteten Entwicklungsprogramme läßt von Hartmann hinter den metaphysischen Idealisten zunächst den empiristischen Gefühlsästhetiker von Kirchnermann folgen, an den sich einige verwandte Erscheinungen von untergeordneter Bedeutung (Wiener, For-

wicz) anschließen. Die von Kirchner'sche Aesthetik erschien 1868 und gehört in ihrer Ablehnung jedes metaphysischen Hintergrundes so wie auch des Herbart'schen Formalismus, in ihrer rein empirisch-psychologischen Ableitung der ästhetischen Wirkung ganz entschieden einer modernen über den Gegensatz von Idealismus und Formalismus hinausgreifenden Phase der Aesthetik an. Es erscheint mir daher verfehlt, ihn dem Formalismus, dessen Grundzüge von Herbart bereits 1813 entwickelt wurden, voranzugehen zu lassen. Im Uebrigen ist von Kirchner's Psychologie freilich eine unmögliche, da er außer Lust und Unlust noch eine dritte Gattung von Gefühlen, die Achtungsgefühle, beruhend auf einem in der Menschennatur tiefgewurzelten Bedürfnis nach Selbstentäußerung, die weder Lust noch Unlust sind, statuirt. Diese Achtungsgefühle sind ja doch nur eine Species der seelischen d. h. durch Vorstellungen erregten Unlustgefühle, wobei zuzugeben ist, daß sich diese Unlust unter Umständen in Lust verkehren kann. Mit der Untragsfähigkeit dieses Fundamentes fällt dann aber auch der darauf errichtete ästhetische Bau, die Doppelheit des ästhetisch Wirksamen. Das von Lustgefühlen Erfüllte oder an solche Erinnernde und daher auch solche Erregende ist von Kirchner das Schöne, das Achtungsgefühle Erregende ist ihm das Erhabene.

Es ist richtig, daß hier eine Anknüpfung an Kant vorliegt; von Kirchner entlehnt etwas ganz Verkehrtes und etwas eminent Nichtiges von Kant. Ersteres ist die von Burke stammende ursprüngliche Duplicität des Aesthetischen, letzteres die bei Kant zuerst mit klarem Bewußtsein vollzogene verheißungsvolle Begründung der Aesthetik auf das Gefühl. Von diesen gemeinsamen Punkten abgesehen gehen die Wege des auf Apodicticität gerichteten Kritikers und des modernen Empiristen diametral auseinander. Immerhin hat von Kirchner mit seinem Versuch, das Wesen des ästhetisch Wirksamen vom Gefühle aus zu bestimmen, einen aussichtsvollen Weg betreten, der richtig verfolgt zum richtigen Ziele führen muß; er gehört somit als einer der ersten zu einer seit zwei Decennien bemerkbaren Gruppe von Aesthetikern, die, jenen alten Parteeigensatz verleugnend, neue Wege suchen.

Ein doppelter Grund hat von Hartmann bestimmt, ihn in nicht gerade zutreffender Weise an dieser Stelle einzufügen, einmal die bereits bekannte fundamentale Stellung, die er Kant zuweist, andererseits die Rücksichtnahme auf einen hier zuerst in Betracht zu ziehenden begrifflichen Gegensatz, vermöge dessen er die Dreiheit der aus Kant abgeleiteten Richtungen auf eine Zweiheit reducirt. Es ist dies der Gegensatz der Gehalts- und Formästhetik, der eine Zeitlang als Felsbeschriftung die Aesthetiker in zwei Heerlager getheilt hat. Nach ersterer beruht die ästhetische

Wirkung auf Inhalt, Gehalt, Bedeutung des ästhetisch Wirksamen, nach letzterer in ihrer vagsten, unbestimmtesten Fassung auf Formverhältnissen, während es auf Sinn und Bedeutung gar nicht ankommt. Durch Berücksichtigung dieses Gegensatzes in dieser allgemeinen Fassung nun kommt von Hartmann für seine aus Kant abgeleiteten Richtungen auf folgendes Schema:

- a. Inhaltliche Aesthetik
  1. Der ästhetische Idealismus
  2. Die Gefühlsästhetik
- b. Aesthetischer Formalismus.

Es ist mir nicht zweifelhaft, daß der Ursprung dieses Gegensatzes auf der eine Zeitlang die Gemüther beherrschenden Antithese des Idealismus und Formalismus beruht. Es ist ja richtig, daß der Begriff der Gehaltsästhetik einer erweiterten Fassung fähig ist, nach der er auch die neuesten Reformbestrebungen in sich aufzunehmen im Stande ist; mit der erkannten Aussichtslosigkeit seines Gegensatzes jedoch, des Formalismus, auf Erzielung einer befriedigenden Lösung der ästhetischen Probleme, hat dieser Gegensatz heute bereits seine Bedeutung verloren. —

Den ästhetischen Formalismus nun behandelt von Hartmann nach demselben Schema, wie den Idealismus; er unterscheidet einen abstrakten und concreten Formalismus. Unter ersterem versteht er den eigentlich so genannten Formalismus, die Aesthetik Herbarts und seiner Schule, deren oberster charakteristischer Fundamentalsatz lautet, daß das unbedingt interessellos Gefallende nicht ein Einzelnes, sondern nur ein Verhältniß von mehreren Vorgestellten sein könne. Form ist hier gleichbedeutend mit Verhältniß.

Die von Herbart selbst gegebenen Grundzüge einer Aesthetik sind schwer darzustellen. Herbart gebraucht das Wort Aesthetik in einem doppelten Sinne, einerseits in einem weiteren, in dem er auch die Ethik umfaßt, der aber auch mit dem alten vor Baumgarten üblichen und noch in Kants Vernunftkritik anzutreffenden als Empfindungslehre nicht zusammentritt, sondern die Lehre vom unbedingt Beliall Findenden überhaupt bedeutet, andererseits im engeren Baumgartenschen Sinne. Dazu kommt, daß er nur zerstreute Bemerkungen gegeben hat. Von Hartmann hat Herbart zu kurz abgethan; schon die Darstellung bei Zimmermann ergab ein vollständigeres Bild. Er hat ferner die älteren Versuche, die Aesthetik auf Herbartscher Grundlage aufzubauen, wie Griepenkerl (Lehrbuch der Aesthetik 1827) u. A., die freilich auch Zimmermann sehr kurz abfertigt, ganz übergangen. Und doch dürfte die Aesthetik dieser

Schule in ihren älteren Formen vielleicht noch ein fruchtbareres Object der Untersuchung abgeben, dessen Ausbeutung freilich in erster Linie den Vertretern der Schule selbst obliegen sollte, als in der neuen Form, die ihr das Zimmermannsche System der Aesthetik (1865) gegeben hat. Es ist weder erquicklich, noch ersprößlich, noch in Kürze möglich, von den seltsamen Irrwegen, die in diesem Systeme vom Herbart'schen Ausgangspunkte aus die Aesthetik einschlägt, eine Vorstellung zu geben. Nur die primitivsten Sätze beruhen auf Herbart; dann folgen ein paar dürftig formalistische Sätze eigenen Wachsthums, aus denen dann in gezwungener Weise nach dem Muster der fünf moralischen Ideen Herbarts sechs „Ideen des Schönen“ mit völlig schiefen, gezwungenen und unzutreffenden Benennungen abgeleitet werden. Aus dieser ästhetischen Fundamentalwissenschaft aber entspinnt sich sodann, indem die Grundbegriffe nicht nur als Beurtheilungsnorm auf das Wirkliche und die Kunst, sondern als Postulate für ästhetische Gestaltung auf das ganze Gebiet des Möglichen angewandt werden, ein seltsamer Wust von phantastischen Bestimmungen. Denn das Gebiet des Möglichen umfaßt einestheils die Natur, anderntheils den Geist; letzterer soll also einestheils als vorstellender, fühlender und wollender, anderntheils als individueller und socialer zum schönen Geiste werden. So gestaltet sich z. B. der sociale schöne Geist als sociales schönes Vorstellen zur ästhetischen Gesellschaft, als sociales schönes Fühlen zur Humanitätsgesellschaft, als sociales schönes Wollen zur Humanitätsgesellschaft, woraus sich dann noch eine erhebliche Zahl schöner Untergesellschaften abzweigen. Alle diese ästhetischen Formen des Geisteslebens, bei denen offenbar die Grenze gegen das Gebiet des Ethischen nicht gewahrt worden ist, nennt er Kunstwerke im weiteren Sinne oder ideale Kunstwerke. Daran schließt sich dann erst die Lehre von der eigentlichen Kunst an. —

Dem abstrakten Formalismus stellt nun von Hartmann einen konkreten gegenüber, als dessen Vertreter er Karl Rößlin in dessen 1868 erschienener Aesthetik und Siebeck in dessen 1875 erschienener Schrift „das Wesen der ästhetischen Anschauung“ betrachtet. Ich kann dieser Registrirung nicht beistimmen, glaube vielmehr, daß auch diese beiden Aesthetiker der Gruppe der von verschiedenen Ausgangspunkten aus, wenn auch nur mit partiellem Erfolge, neue Grundlagen für die Aesthetik suchenden Modernen zuzuweisen sind.

Karl Rößlin, der frühere Mitarbeiter Friedrich Vischers, zeigt sich zunächst frei von dem Bestreben, dem ästhetisch Wirkamen einen metaphysischen Hintergrund zu geben; er verfährt empirisch. Er hat ferner zwei Fundamentalsätze, die beide theilweise richtig, theilweise falsch sind.

Sie lauten in kurzer freier Formulirung: das ästhetische Objekt besteht aus Inhalt und Form. Das Schöne macht die Form aus. Am ersten Satz ist richtig, daß Beides zu unterscheiden ist, falsch, daß Beides glatt und mechanisch zu sondern ist. Am zweiten ist richtig, daß Schönheit nicht, wie eine seit zwei Jahrhunderten allmählich herrschend gewordene und bis zur Geltung eines selbstverständlichen Axioms verfestigte Vorstellungsweise annimmt, das ganze Wesen des ästhetischen Objekts ausmacht, daß beide Begriffe sich nicht decken; falsch, daß Schönheit ohne Weiteres mit der Form gleichgesetzt wird. Die richtige Negative dieses Satzes begründet das nicht zu unterschätzende Verdienst eines Bruches mit der Befangenheit in einer geschichtlich gewordenen Gewohnheit, die falsche Position hat ihn eben in die Lage gebracht, weil er das Schöne, in dem man gewohnheitsmäßig den Inbegriff des ästhetisch Wirksamen zu finden meint, zur Form des ästhetischen Objekts rechnet, bei von Hartmann als ästhetischer Formalist rubricirt zu werden und zwar, da er bemüht ist, das Wesen des Schönen im Gegensatz gegen den dürftigen Formalismus der Herbartianer, durch eine reiche Mannichfaltigkeit von Kategorien zu bestimmen, als konkreter Formalist.

Der richtige Weg wäre folgender gewesen. Das Schöne ist etwas für sich und hat zunächst mit dem ästhetischen Objekt in Wirklichkeit und Kunst nichts zu thun; es tritt uns in seiner übergreifenden Selbständigkeit vielgestaltig in der Wirklichkeit, wie als Erzeugniß absichtlicher menschlicher Thätigkeit, letzteres in der Lebensgestaltung, im Kunsthandwerk, in der Bau- und Gartenkunst entgegen. Sein Wesen ist zu bestimmen und zwar von seiner seelischen Wirkung aus nach analysirender Methode, die vom übergeordneten Begriff des Lustvollen überhaupt ausgeht. Köstlin macht einen umfangreichen Versuch solcher Bestimmung, aber sein Verfahren ist dogmatisch, nicht methodisch und der Erfolg daher nicht sonderlich befriedigend. Vom Schönen verschieden ist das ästhetische Objekt in Wirklichkeit und Kunst. Dieses hat jedenfalls seine tiefste Wesensbestimmung an einem letzten Inhaltlichen, das man passend das ästhetische Motiv nennen könnte und von dem die tiefste ästhetische Wirkung des ästhetischen Objekts als solchen, abgesehen von der Wirkung der Darstellungsmittel und des Schönen an ihm ausgeht. Dieses letzte Inhaltliche, dieses Motiv ist ebenfalls zu bestimmen und zwar nach derselben Methode wie beim Schönen. Auch diese Bestimmung hat Köstlin zu geben versucht, aber er kommt dabei nicht über unzulängliche Allgemeinheiten hinaus, die im Grunde darauf hinauslaufen, daß das ästhetische Objekt seinem Inhalte nach ein gewisses Interesse erwecken müsse. Ist nun diese Bestimmung getroffen, so ergibt sich für das ästhetische Objekt als Kunstwerk die

weitere Aufgabe, seine Einlebung in Ausdrucksformen, seine organische Ausgestaltung in successiven Absätzen von innen nach außen zu verfolgen, wobei denn auch die Bedeutung des Schönen für das ästhetische Object und die Synthese der beiden Begriffe, soweit sie überhaupt berechtigt ist, hervortreten würde. - Dadurch, daß Köfflin für das ästhetische Object dieses organische Abhängigkeitsverhältniß zwischen Form und Inhalt nicht berücksichtigt, hat er sich bei von Hartmann den nicht unbegründeten Tadel eines Dualismus von Form und Inhalt zugezogen.

Nach weniger als für Köfflin, ist für Siebeck die Rubricirung als konkreter Formalist zutreffend. Vielmehr besteht die eigenartige Bedeutung der Siebeck'schen Schrift darin, daß er, ausgehend von einem dem Herbart'schen verwandten psychologischen Standpunkte, eine neue Wesensbestimmung des ästhetisch Wirkamen sucht. Er findet diese in der Auffassung und Gestaltung als Analogon der Persönlichkeit; die ästhetische Anschauung als Phantasieethätigkeit betrachtet die Objecte, wie schon die Mythologie, sub specie personalitatis und gestaltet sie in diesem Sinne zu Kunstwerken aus. Gewiß ist diese Inhaltsbestimmung unzureichend, zu eng und zu weit zugleich, da nicht alles ästhetisch Wirkame als persönlich vorgestellt zu werden braucht und nicht alles Persönliche als solches schon ästhetisch wirksam ist. Aber als ein Symptom des Bestrebens, einestheils empirisch-psychologisch, andernteils in Unabhängigkeit vom Idealismus eine neue Inhaltsbestimmung des ästhetischen Objectes zu finden, ist sie vom größten Interesse und verdient die höchste Anerkennung.

Ein ganz ähnlicher Versuch von ganz anderem Ausgangspunkte aus liegt vor in der 1876 erschienenen Schrift von Volkelt: der Symbolbegriff in der neuesten Aesthetik, die von Hartmann nur beiläufig erwähnt. Volkelt geht aus von einer entschieden pantheistischen Weltanschauung im Sinne Vischers. Auch bei ihm erfaßt und gestaltet die ästhetische Anschauung die Objecte als Analoga des Menschlichen; sein Unterschied von Siebeck ist ein doppelter: einestheils wird das Menschliche bei ihm nicht so bestimmt gerade als Persönlichkeit gefaßt, sondern allgemeiner als Geist in seiner mannigfachen Bethätigungsweise; andernteils ist ihm, gemäß seiner pantheistischen Grundvoraussetzung diese Phantasieanschauung des Unbeseelten keine bloße Selbsttäuschung, kein bloßes willkürliches Leihen und Hineinlegen, wie bei Siebeck, dem dieser wunde Punkt bei von Hartmann mit Recht den Vorwurf zuzieht, daß er die ästhetische Anschauung und das Schöne zu einer Prellerei herabwürdigte, vor welcher der Verständige sich in Zukunft hüten werde, sondern es ist ein ahnendes Erfassen der wirklichen Sachlage, des Wesenszusammenhanges, der Homousie des Menschen mit allem Seienden.

Auch von diesem Versuche gilt hinsichtlich seiner Bedeutsamkeit, wie seiner Bedenken das Gleiche, wie von dem Siebeds'schen. —

Noch ein Aesthetiker ist übrig, Theodor Fechner, dessen „Vorschule der Aesthetik“ 1876 erschien. Dieser paßte in keine der drei Klassen der nachantischen Aesthetiker. Nach seiner eigenen Erklärung wollte er weder Form- noch Gehaltsästhetiker sein; Formalist war er auf keinen Fall; Idealist auch nicht, Gefühlsästhetiker im Sinne von Kirchmann auch nicht. Ein System der Aesthetik gab er nicht, vielmehr stellt sich sein Werk, abgesehen von zwei größeren Hauptmassen, zwei Gruppen von, im Ganzen fünfzehn, sogenannten ästhetischen Prinzipien, als eine Reihenfolge von lose aneinander gereihten Kapiteln über die verschiedenartigsten Fragen dar. Von vorn herein erklärte er, der Aesthetik von oben, die von den allgemeinsten Prinzipien aus deductiv ein System ausbreitet, eine Aesthetik von unten, die induktiv vom Umkreise aus nach dem Mittelpunkte fortschreitet, entgegenstellen zu wollen. So finden sich experimentell durch eine Art von Statistik begründete ästhetische Urtheile, bei denen die „Methode der Auswahl“ mit der „der Verwendung“ combinirt wird, ein interessantes Kapitel, das bei von Hartmann leider nicht einmal erwähnt wird; ferner jene empirisch-psychologisch controllirbaren „Prinzipien“, endlich lose Betrachtungen über die verschiedenartigsten Themata. Bei dieser Sachlage sieht sich von Hartmann genöthigt, für Fechner eine eigene, vierte Kategorie zu creiren: er ist ästhetischer Eklektiker.

Und doch hat es Fechner nicht ganz an Andeutungen über seine prinzipielle Stellung fehlen lassen. Am deutlichsten finde ich die Stelle II S. 12. Er verlangt hier, allerdings zunächst unter Beschränkung auf die bildenden Künste: 1. Es soll eine werthvolle, mindestens interessirende, ansprechende Idee zur Darstellung gewählt werden; 2. diese soll ihrem Sinne oder Gehalte nach möglichst angemessen und deutlich für die Auffassung im Sinnlichen ausgeprägt werden; 3. unter gleich angemessenen und deutlichen Darstellungsmitteln sollen diejenigen vorgezogen werden, die schon ohne Rücksicht auf ihre Angemessenheit und Deutlichkeit mehr gefallen als andere.

Hier haben wir im ersten und dritten Satze eine ganz offenbare Verwandtschaft mit dem Röstlins'schen Gegensatz von Inhalt und Form des ästhetischen Objectes. Auch hier wird an den Inhalt dieselbe unbestimmte Forderung zu interessiren gestellt, auch hier das Gefallende, also das Schöne in die Darstellung und Einkleidung, also in die Form verlegt. Ein Fortschritt über Röstlins' Dualismus von Inhalt und Form hinaus aber liegt theils im zweiten, theils in der Fassung des dritten Satzes. Der Inhalt erscheint mehr im Sinne dessen, was ich Motiv genannt habe;

die Form besteht nicht nur im Schönen, sondern ist wesentlich Ausgestaltung für die sinnliche Auffassung, bei der das Schöne nur einen Vorzug vor andern Darstellungsmitteln erhalten soll.

In ähnlichem Sinne besteht ihm II S. 2 das Schöne darin, daß durch Verwendung sinnlicher Mittel unmittelbar höhere als bloß sinnliche oder überhaupt niedere Lust erweckt wird. Diese Wirkung aber verlangt man auch von Werken der Kunstindustrie oder Architektur, überhaupt von einem großen Theile der nützlichen Künste; von den schönen Künsten aber verlangt man außerdem noch, daß sie „bildend auf den Geist wirken“ So vage alle diese Bestimmungen sind, so zeigen sie doch durchaus die Tendenz, das Schöne vom Inhalte der Kunst zu unterscheiden. —

Ich führe noch einige Stellen an. II S. 20 stellt er den Gegensatz der Form- und Gehaltsästhetiker in populärer Formulirung folgendermaßen dar: Soll das Trachten des Künstlers dahin gehen, irgend einen Inhalt, eine Idee in schöner Form auszudrücken und ihm jeder Stoff recht sein, der sich so ausdrücken läßt — — —, oder dahin, einen werthvollen oder mindestens interessirenden Inhalt, Stoff in irgend einer Form auszudrücken, die denselben klar und eindringlich für das Bewußtsein herausstellt, und ihm jede Form recht sein, die solchem Zwecke genügt? Deutlicher noch tritt S. 29 die Dreizahl der oben aufgestellten Momente, der Reiz der anschaulichen Form, der Reiz des daran angeknüpften Inhalts, formale Vorzüge angegebener Art (nämlich des unmittelbar Gefallenden der Form), gesondert nebeneinander und Fechner bemerkt hier dem philosophischen Aesthetiker, der statt dieser Mehrheit von Gesichtspunkten ein aus dem Begriffe der Schönheit oder Kunst abgeleitetes einheitliches Princip verlangt, noch sei ein solches nicht aufgestellt, das eine solche Aufzählung wirklich ersetze, noch sei der Stein der Schönheit nicht gefunden, mit dem man, wie mit einem Stein der Weisen, einen Gegenstand nur begrifflich zu bestreichen brauche, um ihn schön zu finden.

Das ist mehr skeptische Resignation auf der Grundlage einer sehr verständigen und beachtenswerthen Sondernng der Probleme, als Ekticismus. Und durch diese skeptische Resignation unterscheidet sich Fechner bei aller Aehnlichkeit der Grundvoraussetzungen von Käftlin, der sich gleich daran macht, wenigstens das Problem des Schönen endgültig zu lösen, während Fechner auch hierfür sich mit einigen mehr nur beipielweise und zur Anregung gegebenen Ansätzen begnügt. —

Nach allem Besprochenen würde meine Anordnung des Entwicklungsganges der deutschen Aesthetik wesentlich anders ausfallen, als die Hartmanns. Ich versuche zum Schlusse, dieselbe übersichtlich zu formuliren



und da ich sie nicht so außer Zusammenhang mit der früheren Entwicklung betrachten kann, wie von Hartmann thut, auch für die ganze durchlaufene Bahn ein solches abschließendes, recapitulirendes Schema geben möchte, so dehne ich diese Uebersicht wenigstens hinsichtlich der allgemeinsten Züge auf die ganze besprochene Entwicklung aus.

Die Aesthetik des Alterthums zeigt, abgesehen von einigen Vorstufen folgende vier Phasen: 1. Plato als Vorläufer für sämtliche im Alterthum hervortretende Richtungen in Bezug auf das Schöne und die Kunst. 2. Aristoteles als Vertreter der seelischen Erregung durch specifisch begrenzte Nachahmung als der wesentlichen Wirkung der Kunst. 3. Herrschaft der Theorie der univervellen Nachahmung und ihrer Modificationen und Apologie der Kunst von ihr aus. 4. Plotin als erster Vertreter des Idealismus auf metaphysischer Grundlage im Schönen der Wirklichkeit und in der Kunst.

Die moderne Aesthetik zeigt folgende fünf Phasen: 1. Die Aesthetik des Humanismus im weiteren Sinne als Erneuerung und Weiterbildung der nacharistotelischen Standpunkte: drei Jahrhunderte von Vida bis Goethe. Daneben zwei selbständige Erscheinungsgruppen im 18. Jahrhundert nämlich: 2. Die selbständige Erneuerung der Erregungstheorie durch Dubos und seine Anhänger und 3. der empiristische Utilitarismus der Engländer. Ferner 4. die deutsche Aesthetik auf metaphysischer Grundlage von Baumgarten bis zur Gegenwart nebst ihrem formalistischen Gegensatz und 5. Reformbestrebungen der beiden letzten Decennien in Deutschland.

Die beiden letzten Phasen decken sich, abgesehen von Baumgarten, mit dem bei von Hartmann behandelten Zeitraum, ich recapitulire daher hier auch meine Auffassung des Entwicklungsganges im Einzelnen. Zunächst ist mit Baumgarten, nicht mit Kant zu beginnen. Die Aesthetik dieses ganzen Zeitraums hängt aufs engste mit dem metaphysischen Standpunkte zusammen; die deutsche Metaphysik aber beginnt mit Leibniz, und Baumgarten hat auch als Aesthetiker nur Leibnizsche Gedanken ausgeführt.

Wollen wir bei den metaphysischen Aesthetikern den Charakter des Systems nach der Weise bezeichnen, in der das metaphysische Agens bestimmt wird, so ist dies bei Baumgarten ein persönlicher d. h. bewußt intelligenter und wollender Weltgrund, daher auch das ästhetisch Wirksame in erster Linie in der Wirklichkeit anzutreffen ist. Kant ist in dieser metaphysischen Bewegung nur Episode, nur in untergeordneten Punkten die Aesthetik Schellings beeinflussend. Der wirkliche Knoten und Ausgangspunkt ist Schelling; von ihm geht die doppelte Bewegung des Evolutionismus und des erneuerten Neuplatonismus aus. Diese beiden Richtungen

sind sodann gesondert zu verfolgen und zwar die letztere, weil zeitlich zuerst wirksam, zuerst. Sie findet bei Solger und Krause einen unreinen Ausdruck, weil sich bei Beiden die Function des einheitlichen Weltgrundes selbst in den Vordergrund drängt, bei Solger als Identität im Sinne Spinozas, bei Krause theistisch-pantheistisch gefaßt; rein tritt sie bei Schopenhauer hervor; in schwachen Andeutungen bei Schlegelmacher.

Der sich evoluirende Weltgrund war bei Schelling noch qualitativ unbestimmt gefaßt als Indifferenz der seelischen Functionen, bei Hegel erscheint er bestimmt ausgeprägt als an sich seiende Intelligenz. Weiße als von Hegel beeinflusste, wenn auch mehrfach modificirte Parallelerscheinung, wäre an diesen anzuschließen. Hierauf die Hegelsche Schule und der Formalismus; endlich als Uebergangerscheinung Voße.

Unter den Reformbestrebungen endlich lassen sich zwei Richtungen unterscheiden. Die eine, vertreten durch Köstlin und Fehner, scheidet den Inhalt des ästhetisch Wirksamen vom Schönen und läßt Ersteren in ziemlich vager Unbestimmtheit, während sie für Letzteres genauere Bestimmungen zu gewinnen sucht. Die andere, vertreten durch von Kirchmann, Siebeck und Volkelt, sucht für die inhaltliche Seite in neuer Weise eine genauere Bezeichnung.

Daß von Hartmann von einem abweichenden Parteistandpunkte aus den Entwicklungsgang anders konstruirt, kann nicht befremden; immerhin bleibt der Versuch einer eindringenden Anordnung, durch den, wie er selbst sagt, Ordnung und Uebersichtlichkeit in das scheinbare Chaos kommt, verdienstlich, lehrreich und anregend. Blicken wir aber nochmals auf das Ganze dieser geschichtlichen Entwicklung ästhetischer Theorien zurück, so erscheint es bedeutend genug, um in unserer geschichtlich gerichteten Zeit, die kein Gebiet des Geisteslebens der geschichtlichen Betrachtung für unwertb erachtet, den historischen Sinn und Trieb zu weiterer lohnender Arbeit anzuregen.

Berlin, Anfang März 1887.

# Die Grenze zwischen Alterthum und Mittelalter in der Kirche\*).

Von

Prof. Karl Müller in Gießen.

Die Frage nach der Grenze zwischen den beiden ersten großen Perioden der Kirchengeschichte wird bis heutigen Tags in Lehrbüchern wie in Vorlesungen in sehr mannichfaltiger Weise beantwortet. Ich verzichte darauf, die verschiedenen Lösungsversuche vorzuführen und die Begründung derselben zu kritisiren. Im allgemeinen ist man ja darüber völlig einig, daß der große Einschnitt dadurch bestimmt werde, daß das Alterthum der Kirche sich auf griechisch-römischem, ihr Mittelalter auf germanisch-romanischem Boden vollzogen habe. Die byzantinische Entwicklung wird dabei vielfach ignorirt. Aber der Streit beginnt sofort da, wo man den Grenzpunkt zu bestimmen sucht, der die griechisch-römische und die germanisch-romanische Epoche von einander scheidet. — Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß die Hauptursache dieser Uneinigkeit darin liegt, daß man in den Handbüchern immer noch viel zu sehr den alten Schematismus anwendet, der den kirchengeschichtlichen Stoff in feste und immer identische Längsschnitte theilt, statt jede einzelne Epoche in möglichst straffer Einheitlichkeit vorzuführen und nach den lebendigen Kräften, welche sie beherrschen, zu gliedern. Bei solchem Verfahren, welches den Blick nothwendig gesammelt auf die Gesamtheit der Entwicklung richtet, müssen die einschneidenden Veränderungen unendlich deutlicher und greifbarer hervortreten, als bei jener zerrissenen Gliederung. So wird es denn auch gelingen, eine bestimmtere und in der Sache gegründete Einteilung zu finden. Es sei mir gestattet, in diesem Sinn die Grenze zwischen den beiden Perioden aus den allgemeinen Bedingungen des kirchlichen Lebens heraus zu bestimmen und die Ereignisse kurz zu zeichnen, welche die neue Zeit heraufgeführt haben.

\*) Akademische Antrittsrede gehalten zu Gießen am 16. Juli 1837.

## I.

In sehr früher Zeit, schon in den ersten Anfängen seiner Verbreitung hat das junge Christenthum das römische Reich nicht nur als den Rahmen angesehen, in welchem sein Hauptwerk gethan werden müsse, sondern auch als das feste Gerüste, dessen Gliederung es sich anschließen könne. Schon Paulus pflegt die Gemeinden seiner Mission nach den Provinzen des römischen Reichs zusammenzufassen, und das Ziel seiner Wünsche ist, selbst einmal nach Rom zu kommen und dort seiner Mission den Mittelpunkt zu geben. Je weiter dann das Christenthum sich in festen Gemeinden organisirte, je fester sich diese selbst zur katholischen Kirche zusammenschlossen, um so stärker wurde die Anlehnung an die griechisch-römische Gesellschaft, um so mehr entnahm man dieser die Elemente, deren man für den inneren Ausbau bedurfte. Die Formen und Maße der Organisation der griechisch-römischen Gesellschaft wie des Reichs beherrschen die Entwicklung der kirchlichen Gesellschaft im Kleinen wie im Großen. Wie die Gesellschaft und Kultur des Reichs ihr festes Gerippe in den griechischen und römischen Städten aller Provinzen hatte, so zog sich das Christenthum überall zuerst nach diesen Städten und bewahrte sich Jahrhunderte lang seinen überwiegenden, theilweise fast ausschließlich städtischen Charakter. Auf den Handelsstraßen zu Wasser und zu Land macht es seinen Weg, springt von einem großen Punkt zum anderen und verbreitet sich von da aus durch das Netz des Verkehrs in die kleineren, von den Mittelpunkten an die Peripherie. Die politische wie merkantile Bedeutung einer Stadt ist entscheidend auch für die kirchliche Bedeutung der dortigen Gemeinde. Außerordentlich früh hebt sich darum Rom aus allen anderen hervor: bei allen großen Fragen der Gemeinschaft richten sich die Augen der übrigen Gemeinden von selbst dorthin, von wo aus seit dem letzten Drittel des 2. Jahrhunderts die entscheidenden Impulse ausgehen, freilich nicht als Befehle, wohl aber als lebendig wirksame Kräfte. Seit dem Ende des dritten und Anfang des vierten Jahrhunderts hat sich zunächst wenigstens im Osten die Verbindung der bischöflichen Stadtgemeinden zu Provinzialkirchen vollzogen durch ständige Einrichtung der Provinzialsynoden unter ihrem Präsidenten, dem Metropoliten, der Parallele zu den bürgerlichen Provinziallandtagen und ihrem Ansehen, Palladarchen u. s. w. Und kaum hat Konstantin d. Gr. die neue Organisation des Reiches vollendet, die Provinzen zu Diözesen, die Diözesen zu Präfecturen verbunden, so schmiegt sich auch schon in wenigen Jahren die Kirche derselben an und unternimmt die Organisation ihrer — ich gebrauche den Namen der Kürze halber, obwohl er nicht durchaus

zutreffend ist — Patriarchatsprengel. Nur über diese hinaus ist es bis dahin zwar zu einem engen Bund, nicht aber zu einer förmlich verfassungsmäßigen Einheit der Reichskirche gekommen.

Nun aber war der Moment gekommen, da Konstantin mit Hilfe der Kirche seine konservative Einheitspolitik durchzuführen unternahm. Schon als Alleinherrscher des Abendlands hatte er i. J. 314 eine Synode seiner Reichshälfte nach Arles berufen: nachdem er auch das Ostreich übernommen, folgte i. J. 325 das Konzil von Nicäa als Synode des gesammten Reiches. Damit hatte die Reichskirche ihr einheitliches über alle Theilsprenkel übergreifendes Organ gefunden und sie hat es behalten.

Inzwischen hatte sich im römischen Reich selbst unter der konsequenten Leitung der kaiserlichen Verwaltung die Herrschaft der griechisch-römischen Sprache und Kultur immer weiter ausgedehnt und befestigt. Die Grenze zwischen beiden bildete auf der Nordseite ungefähr eine Linie, welche von der Scheide der dalmatinischen und griechisch-makedonischen Küste zum Balkan und zur unteren Donau führt, auf der Südseite die große Syrte. Ueberall waren die unterworfenen Völker ihrer nationalen Organisation zwar nicht beraubt, aber daneben in allmählichem sicherem Gang in die offizielle Kultur mehr oder weniger einbezogen worden: soweit sie sich am städtischen Leben beteiligten, mochten sie die alte Sprache unter sich beibehalten, aber für den ganzen Verkehr mit der Regierung wie mit der herrschenden griechischen oder römischen Bevölkerung waren sie auf deren Sprache und Lebensweise angewiesen und streiften eben dadurch ihre alten überkommenen Typen immer mehr ab. Ungebrochener blieb die altnationale Sprache und Sitte auf dem Land, im Westen namentlich im mittleren und nördlichen Gallien, sowie im nordwestlichen Spanien, im Osten in Aegypten, Syrien und den Nachbarländern. Aber ein förmlicher Gegensatz zwischen den alleinheimischen und den herrschenden Nationalitäten ist in der Kaiserzeit bis auf Konstantin kaum wahrzunehmen. In friedlichem Gang bringt die überlegene Kultur vor, und bequemen sich die Unterworfenen derselben mehr und mehr an. Mit der Hellenisirung oder Romanisirung der beiden Reichshälften hat sich aber selbstverständlich auch die Eigenart einer jeden ausgebildet; Römerthum und Hellenenthum haben der betreffenden Hälfte ihr ganzes geistiges Gepräge aufgedrückt.

Es ist selbstverständlich, daß diese Zustände ganz wesentlich auf die Kirche zurückwirken mußten. Denn die Umschmelzung des Urchristenthums in das katholische ist eben dadurch erfolgt, daß es sich von seinem alten Nährboden, dem Judenthum ablöste und mit der Kultur der im Reich bestehenden griechisch-römischen Gesellschaft verband. Der Kultus und das Priestertum der Kirche entwickelte sich nach dem Muster des griechisch-

römischen und nach der Werthschätzung, welche für dieselben hier bestand; ihre Theologie erwuchs durch die Auspflanzung christlicher Gedanken auf den Stamm antiker Weltanschauung, vor allem griechischer Weisheit und römischer Rechtsbegriffe, bald auch der eigenthümlichen Mystik, welche die synkretistische Religiosität des römischen Reichs erzeugte; ihre Sitte und ihr Recht schmiegle sich immer enger an die der außerkirchlichen Gesellschaft an; ihre Kunst war in den Hauptzügen nichts anderes als die Verwertung alter heidnischer Typen und Symbole für christliche Ideen und Gestalten. Und bei diesem inneren Prozeß vollzog sich auch der äußere Gang immer mehr in der Weise, daß das Ende über kurz oder lang die Reichskirche werden mußte. So ist denn seit Ende des zweiten Jahrhunderts auch die christliche literarische Produktion dem Doppelcharakter des Reichs entsprechend im hellenischen Osten die griechische, im römischen Westen die lateinische. Die Gedankenarbeit, die um dieselbe Zeit einen außerordentlichen Aufschwung nimmt, schließt sich überwiegend im Osten an die Eigenart der griechischen Welt an: Mystik und Spekulation; im Westen trägt sie die Züge römischen Wesens: es überwiegen die praktischen Interessen eines entschiedenen Moralismus, sowie des Ausbaus von Kirche, Verfassung und Verwaltung, Gesetzgebung und Disziplin. Die Lehraufstellungen sind einfach, unvermittelt und unverfälscht mit Spekulation, vorzugsweise durch praktische Interessen und alte Ueberlieferungen bedingt. Es ist also die ganze Individualität, die ganze Richtung, in welchen sich der Unterschied der beiden Kirchenhälften darstellt und in welchen sie selbstverständlich auch in den hundert Einzelheiten allmählich auseinandergetrieben werden.

Trotzdem hat sich die Einheit der Kirche noch lebendig erhalten. Dieselbe Organisation, dieselben Autoritäten und Quellen des Glaubens, dieselben religiösen und theologischen Grundformeln, dieselbe Hochschätzung der kultischen Handlungen und dieselbe Einheit des Reichs und der ökumenischen Reichssynoden haben ihr Einheitsbewußtsein getragen und auch die dauernde Zweitheilung der Reichsregierung, die mit dem Tode Theodosius d. Gr. begann, hat dasselbe zunächst doch nicht gestört; denn in der Idee und im Bewußtsein der Zeit blieb auch das Reich das eine, und erschien die Theilung lediglich als eine Maßregel der Verwaltung. Die Untergrabung des kirchlichen Einheitsbewußtseins ist erst angebahnt worden durch die ganz verschiedenen Geschehnisse, welche im Verlauf des fünften Jahrhunderts beide Reichshälften betrafen, sowie durch eine innere Entwicklung, deren Anfänge zur selben Zeit sich vollzogen haben.

## II.

Im Osten waren im Lauf des vierten und in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts die nichtgriechischen Völker vollends ganz in die Kirche einbezogen worden. Um die Mitte des fünften Jahrhunderts ist auch auf dem platten Land unter den alteinheimischen Nationen das Heidenthum im Ganzen ausgerottet, das Christenthum begründet. Damit beginnt aber für diese Völker sofort eine neue Epoche: ihre nationale Existenz, die sie vordem immer mehr durch das übermächtige Griechenthum bedroht sahen, findet jetzt einen sicheren Vergungsort eben in der Kirche, zur selben Zeit, da auch die Kraft der römischen Verwaltung nachläßt, und schon an sich nicht mehr ausreicht, die Assimilation der fremden Elemente durch das herrschende Griechenthum weiter zu führen und zu vollenden. Noch läßt sich dieser Prozeß in Syrien und den angrenzenden Ländern sowie in Aegypten verfolgen.

In allen diesen Provinzen hatte sich die christliche Mission der nationalen Sprachen bedient. Diese vorher aus dem öffentlichen Gebrauch so gut wie verdrängt, jedenfalls literarisch nicht mehr verwendet, kamen jetzt zunächst in den öffentlichen Gebrauch der Kirchen und wurden dadurch unter den Händen des Klerus selbst wieder literarisch, wenn auch nur für die eigenen Zwecke der Kirche. Die syrische Kirchenliteratur beginnt schon im zweiten Jahrhundert, aber sie hat ihre Heimath zunächst nur in dem entlegenen Ostsyrien, dem nordwestlichen Mesopotamien. Auch sind es nur spärliche Denkmäler. Aber seit der Mitte des vierten Jahrhunderts nimmt diese Literatur plötzlich einen enormen Aufschwung. Die syrischen Gelehrten und ihre geschichtlichen, dogmatischen, polemischen, erbaulichen und kirchenrechtlichen Traktate sprießen fast aus der Erde, und wenn sie auch immer noch ganz überwiegend den ost-syrischen Landschaften angehören, so weist doch ihre ganze literarische Produktion auf die enge Verbindung mit dem syrischen, aber griechisch schreibenden Westen, vor allem Antiochien. In Aegypten ist eine solche literarische Bewegung nicht wahrzunehmen; viel zu ausschließlich ist dort bis dahin der Besitz der geistigen Bildung in den Händen des Griechenthums. Aber um so mehr tritt hier eine zweite Beobachtung hervor, die sich in gleicher Weise an den Ländern der ganzen Ostküste des Mittelmeers machen läßt: die außerordentliche Bedeutung, welche die nationalen Elemente in der Kirche jetzt durch das Mönchtum bekommen.

Das Mönchtum ist wahrscheinlich nicht, wie man früher gemeint hat, in Aegypten entstanden; es hat sich vielmehr an mehreren Punkten des Orients zugleich in allmählicher Weise aus dem altkirchlichen

Enkratitenthum entwickelt und ist im ersten Drittel des vierten Jahrhunderts fast gleichzeitig in Aegypten und an der syrischen Küste, in Mesopotamien und in Armenien hervorgetreten. Aber es ist bekannt, daß die reisende Entwicklung, welche das Mönchtum in diesen Ländern genommen hat, wesentlich auch auf das Elend und den Druck der sozialen Verhältnisse zurückzuführen ist, denen man am gründlichsten zu entgehen gedachte, indem man die Welt überhaupt verließ. Dieser Druck aber lastete vor allem auf der einheimischen unterworfenen Bevölkerung, welche in ihrer großen Mehrzahl den unteren Schichten der Bevölkerung angehörte. Und so ist denn auch wahrzunehmen, daß gerade diese sich in Massen zum Mönchtum drängen. In außerordentlich rascher und intensiver Weise nimmt das letztere z. B. in Aegypten die Züge der Frömmigkeit und Askese der altägyptischen Bevölkerung an: ein früherer Serapismönch unternimmt auch die äußere Organisation desselben nach altägyptischen Mustern. jene Massenklöster in Aegypten, von deren ungebändigt wildem Leben wir so anschauliche Schilderungen haben, sind wesentlich von der einheimischen Bevölkerung gefüllt worden. Gerade so war es aber allem Anschein nach auch in Syrien und Palästina. Doch tragen die großen Klöster daselbst schon wesentlich andere Züge; die stärkere Hellenisirung der dortigen Bevölkerung verräth sich sofort, wenn man sie mit dem ägyptischen Mönchtum einerseits und dem eigentlich hellenischen des Basilus andererseits vergleicht.

Ermißt man aber die enorme Bedeutung, welche das Mönchtum in der Kirche des vierten und fünften Jahrhunderts sehr rasch gewonnen hat, seinen Einfluß auf die leitenden Kreise der Hierarchie wie auf die breite Masse des Volks, so wird auch von selbst deutlich, wie durch dieses neue Element der Geschichte die alten Nationalitäten eine ganz andere Stellung, ein ganz neues Gewicht innerhalb der Kirche bekommen haben.

Das war die Lage, als am Ende der zwanziger Jahre des fünften Jahrhunderts die erste längere Friedenszeit zu Ende ging, welche die griechische Kirche nach dem Abschluß der Kämpfe um die Gottheit Christi (381) gesehen hatte. Die nestorianischen Streitigkeiten eröffnen die lange Reihe von Kämpfen um die Homousie der menschlichen Natur Christi mit der unserigen und ihre Verbindung mit der göttlichen in der Einheit der Person. Es ist zunächst wesentlich der theologische Gegensatz der beiden Schulen von Alexandrien und Antiochien, der darin zu Tage tritt, dort die mystisch-spekulative, hier die historisch-exegetische Richtung, sodann aber zugleich der Kampf der beiden um den Besitz von Konstantinopel und den Einfluß auf den Kaiserhof; endlich aber mischt sich auch der Kampf der Nationalitäten darein. Das tritt sofort mit der Entscheidung von



Ephesus 431 hervor, die bekanntlich einen Sieg der alexandrinischen Richtung bedeutet.

Der äußerste Posten des Hellenismus im Südosten war das Perserreich. Die hellenische Kultur hatte dort längst nicht mehr die beherrschende Stellung eingenommen, die sie in den östlichen Provinzen des römischen Reichs besaß. Aber sie bildete in Sprache und Sitte immerhin eine öffentliche Macht neben Perserthum und Syrerthum. Jedoch das Emporkommen der sassanidischen Dynastie und die machtvolle nationale Reaktion, die in demselben erscheint, hat sie vollends gebrochen und hat zugleich den selbstbewußten und kraftvollen neuen Staat zu jahrhundertlangem kämpfendem Vordringen gegen die römische Grenze geführt. Das ostsyrische Gebiet von dem oberen Euphrat bis zu den armenischen Bergen, der Gegenstand mehrhundertjähriger Kämpfe zwischen Römern und Parthern, war zwar unter Diokletian noch einmal für das Reich gesichert worden. Aber der Tod Julians im Perserkrieg und der darauf folgende Friede Jovians hatte einen Theil von Mesopotamien an das Perserreich fallen lassen und damit das Uebergewicht des letzteren in Ostsyrien auf die Dauer befestigt. Damit kommt aber die Herrschaft des Hellenismus auch in den Euphratländern sofort ins Schwanken und diese Thatsache zeigt sich nirgends handgreiflicher als auf dem Gebiet der Kirche. Noch blieb freilich die dortige Kirche in Verbindung mit der Reichskirche: sie bildete immer noch die Brücke zu den vorgeschobenen Posten des Christenthums und der Kirche in Persien und dem inneren Asien. Aber jene theologische Entscheidung von Ephesus versetzte ihrem Bestand einen schweren Stoß. Es fehlte freilich nicht an solchen, die den siegreichen Alexandrinern zugethan waren. Aber auch die Beziehungen zu Antiochien waren lebendig und in diesen Kreisen war man nicht gesonnen, die schwächliche Union mit der siegreichen Partei einzugehen, welche die Häupter der Antiochener bald nach dem Konzil mit den Alexandrinern geschlossen hatten. Es macht sich vielmehr geltend, daß die Verbindungen dieser mesopotamischen Kirche wie in den griechisch-syrischen Westen so auch nach dem persischen Osten wiesen. Mit dem ersteren war man durch die Gemeinsamkeit der Geschichte und der bis dahin andauernden theologischen Produktion verbunden, mit dem letzteren durch starke nationale und ethnographische Beziehungen. Die syrische Sprache Mesopotamiens war auch diejenige der persischen Kirche. Die letztere hat sich also offenbar bis dahin wesentlich auf das in den persischen Städten stark vertretene syrische Volkselement gegründet.

So fliehen denn jetzt die von Bischof Kabbulas von Edessa vertriebenen schroff antiochenisch gesinnten Lehrer der edessenischen Theologen-

schule nach Nisibis im Perserreich und der bedeutendste unter ihnen Barsumas wird Metropolit dieser Stadt 435/89. Damit ist der Grund zu einem selbständigen, später nestorianisch genannten Kirchenwesen gelegt. Seine Sprache ist und bleibt die syrische. In Nisibis bleibt seine bedeutendste Theologenschule; unter dem Patriarchen von Seleukeia-Niciphon scheidet es sich gegen die griechische Kirche immer mehr ab und sagt sich 498 ganz von derselben los. Es umfaßt freilich nicht alles, was von christlichen Elementen im Perserreich vorhanden ist, aber doch die lebendigsten Kräfte derselben, und legt sich so nunmehr wie einen Wall vor die östlichen Thore der griechischen Kirche, um künftig seine ganze Kraft nach dem Osten zu werfen und dort auf dem ungeheuern Gebiet von Mittel- und Hinterasien dem Christenthum ganz neue Gebiete zu erobern. —

Als diese Katastrophe zur Reife gelangt war, hatte bereits eine zweite begonnen. Die Kämpfe, die in Ephesus entzündet zu sein schienen, hatten sich fortgesetzt. Zu Chalcedon war im Jahr 451 ein kräftiger Rückschlag gegen die alexandrinische Theologie erfolgt und eine Formulierung der Lehre von den beiden Naturen erfolgt, welche die Grundlagen der griechischen Frömmigkeit, den Glauben an die Vergottung der menschlichen Natur überhaupt in Frage stellte. Sofort erhob sich daher leidenschaftlicher Widerstand in der ganzen östlichen Reichshälfte gegen das neue Konzil. Aber der heftigste Kampf tobte in Syrien und Palästina einerseits und in Aegypten andererseits.

Hier sind nun wieder die nationalen Gegensätze aufs lebhafteste mitthätig. Schon vor dem Konzil treten sie in Alexandria in der Stellung der Parteien zu Bischof Dioskur entscheidend hervor. Dieser, der Hort des Monophysitismus, ist auch der Hort der altägyptischen Bevölkerung, während das Griechenthum des Heeres, der Beamten sowie des Kaufmanns- und Fabrikantenstandes ihm mißmuthig gegenübersteht. Seine Verurtheilung und Absetzung in Chalcedon bringt daher den Sturm zum Ausbruch. Die ägyptischen Elemente des Volks und des niederen Klerus einerseits, und die hellenischen oberen Klassen andererseits ringen um den Besitz des Bisthums Alexandria und damit den maßgebenden Einfluß auf die ägyptische Kirche. Aufstände und blutige Wiederaufrichtung des kaiserlich kirchlichen Regiments lösen einander ab.

Nicht ganz so gefährlich lagen die Verhältnisse in Syrien und Palästina. Aber auch hier läßt sich wenigstens vermuthen, daß die nationalen und die mit ihnen in engstem Zusammenhang stehenden sozialen Unterschlebe bei der Empörung gegen das Chalcedonense mit im Spiel waren. Es ist wenigstens gewiß nicht zufällig, daß jene Aufstände

gerade vom Mönchtum ausgingen, die eine Zeit lang selbst die städtische Bevölkerung mit sich fortzureißen vermochten, dann aber rasch und anhaltend niedergeschlagen wurden.

Die Stimmung blieb aber auch hier so erregt, daß Kaiser Zeno sich schließlich zu dem Versuch genöthigt sah, durch sein Henotikon von 482 und die darin ausgesprochene hypothetische Verwerfung des Chalcedonense die monophysitische Bevölkerung zu gewinnen. Allein schon war die Bewegung derselben theilweise zu weit vorgeschritten. Ein großer Theil der Aegypter hielt sich von der Union fern und separirte sich zur kirchlichen Gemeinschaft der sogenannten Ἀκέραιοι. Und auch in Syrien hielten die Kämpfe an. Unter dem Schutz der unionistischen Kaiser Zeno und Anastasius und vom Boden des Henotikons aus wußten die Freunde des Monophysitismus die Agitation für ihre Sache in West- wie in Ostsyrien zu betreiben; hier ist ihr Mittelpunkt der Bischof Philoxenus von Hierapolis in der Euphratensis (Mabug); dort Severus, dem zeitweise die gewaltsame Besetzung des Stuhls von Antiochien und damit die Geltendmachung mächtigen Einflusses auf das schon ohnedem genügend erregte Westsyrien gelang.

Allein mit Justin I. 518/27 und Justinian brach die Kirchenpolitik der letzten Kaiser ab und drang die Reichs- und Reichskirchenpartei durch, welche die Gemeinsamkeit der Interessen mit denen des Abendlandes betonte und daher das Chalcedonense zur Grundlage machte. Diese Wendung aber hatte nun sofort die Folge, daß auch die ehemals unionistischen Elemente und damit der ganze Bestand des ägyptischen Monophysitismus sich vollends von der Reichskirche ablösten. Um die letzten Kräfte zu erkennen, welche diese Trennung schließlich zum Ziel geführt haben, genügt es, darauf hinzuweisen, daß die Separirten später den Namen der Kopten d. h. der Aegypter führen und ihre griechischen Gegner als die Melchiten, die Kaiserlichen, bezeichnen. In dieser Gestalt aber hat nun das ägyptische monophysitische Kirchenwesen seine Mission tief in den Suban, nach Abessinien und Nubien vorgeschoben und dort festen Boden gefunden. Die Reichskirche ist in Aegypten fortan allem Anschein nach rein auf das Griechenthum gestützt.

In Syrien ist es der kaiserlichen Politik noch einmal gelungen, den Bestand der Reichskirche aufrecht zu erhalten, aber gleichfalls nur geschwächt und wankend. Zahlreiche monophysitische Elemente sind geblieben und haben bald ihre feste Organisation durch den Syrer Jakob Baradaï gefunden. Ein Schüler jenes Severus, Theodosius, hatte ihn bald nach 540 zum Bischof geweiht, um die versinkende Sache des Monophysitismus in den Euphratländern zu retten und wieder zu beleben.

So hat dann Jakob in ungeheurer Arbeit fast vierzig Jahre lang diese Aufgabe erfüllt und unter unermüdblichem Reisen die monophysitische Bevölkerung in ganz Syrien bis Mesopotamien und Babylonien gesammelt und mit den ägyptischen Glaubensgenossen zu einem Kirchenwesen verbunden, das von ihm den Namen des Jakobitischen bekommen hat. Auch hier ist das Syrische die Kirchensprache geworden, zum deutlichen Beweis für die entscheidende Rolle, welche der nationale Gegensatz gegen das Griechenthum hier gespielt hat.

Zur selben Zeit erfolgt auch in Armenien die Loslösung von der Reichskirche. Jahrhundertlang war das Verhältniß Armeniens zum Reich und damit auch zu dessen Kirche wechselnd gewesen. Aber eine Verbindung war immer geblieben. Erst im ersten Drittel des fünften Jahrhunderts erfolgte die auf lange hinaus definitive Trennung und die Einverleibung der weitaus größeren Hälfte in das persische Reich. Trotzdem blieb zunächst die Verbindung mit der Reichskirche: eifrig hielt man zur Synode von Ephesus 431. Aber eben darum erregte das Chalcedonense Bedenken. Das Henotikon Kaiser Zenos schien noch einmal die Verbindung mit dem Reich und seiner Kirche anbahnen zu wollen. Aber die kirchliche Wendung unter Justin I. und Justinian zog die armenische Kirche unaufhaltsam in die monophysitische Separation des benachbarten Ostsyriens hinein und eröffnete dem Monophysitismus die Herrschaft in der armenischen Kirche. Noch ringen eine Zeitlang die Einflüsse vom griechischen Reich und von den monophysitischen Kirchen her mit einander; aber um die Mitte des siebenten Jahrhunderts ist der Sieg der monophysitischen Partei entschieden, die armenische Kirche national abgeschlossen. —

So ist denn in langsamer aber stetiger dreihundertjähriger Entwicklung die griechische Kirche im Süden und im Osten durch eine Linie abgesperrt, welche vom kaspischen Meer zu den Quellen des Tigris und Euphrat, von da zum rothen Meer und an den Nil läuft. Jenseits dieser Linie sind die fremden in den Bereich der griechischen Kultur und Kirche einbezogenen Völker abgebröckelt: es haben sich nationale und durch religiöse und theologische Differenzen abgeschlossene Kirchen gebildet, welche ihrerseits ihre Posten immer weiter vorschieben und dadurch ihre Lebensfähigkeit erweisen. Noch ist in Syrien und Aegypten die Reichskirche — freilich trümmerhaft — auf das Griechenthum gestützt und vermag es, durch die staatliche Gewalt die nationalen monophysitischen Kirchen zu drücken. Der politisch gedachte Versuch einer Union zwischen Monophysiten und orthodoxen Griechen, welche Kaiser Heraclius in der Zeit schwerer Noth unternimmt, hat zeitweise die besten Aussichten für diese Grenzländer geboten. Aber nachdem die starren Anhänger der Zwei-

naturenlehre auch diesen Ausweg verworfen hatten, war das Geschick der alten griechischen Reichskirche entschieden. Wenige Jahre nachher bricht sie sammt dem Griechenthum dieser Provinzen unter den Schlägen des Islam zusammen, der von 636 an Syrien, Palästina und Aegypten mit allen christlichen Metropolen an sich reißt und den geknebelten Monophysitenkirchen die Erlösung bringt. Seither ist die Reichskirche auf Griechenland, Kleinasien und die Inseln beschränkt: sie kann ihre Ausdehnung nur noch im Norden suchen, wo die jungen südslavischen Völker ihrer warten.

Dieses kirchengeschichtliche Ergebniß ist freilich nur ein Spiegelbild und ein Moment des weltgeschichtlichen Prozesses, der sich hier vollzogen hat. Dieser aber ist kurz der, daß das Werk Alexanders des Großen, die Eroberung und Erschließung des Orients für das Griechenthum und die Hellenisirung sich wieder auflöst. Das Griechenthum kehrt auf seine alten Stätten zurück, die Länder und Inseln des ägäischen Meers. Nicht durch äußere Gewalt ist es zu diesem Ende gekommen, sondern durch einen Entwicklungsgang von innen heraus. Das sinkende Reich und sein Hellenismus hat nicht mehr die Kraft, die fremden Völker weiter zu assimiliren. Diese lösen sich innerlich und äußerlich von ihm ab. Der arabischen Eroberung ist nur die schon überreife Frucht in den Schoß gefallen.

Dieser Prozeß hat aber innerlich sein Ziel erreicht ungefähr zur selben Zeit, in der, wie schon v. Gutschmid nachgewiesen hat, auch in der Verwaltung wie der allgemein geistigen und literarischen Produktion des östlichen Reichs eine neue Epoche beginnt, diejenige welche man kurz als die byzantinische bezeichnet und die sich von der altgriechischen ebenso bestimmt unterscheidet, wie die mittelalterliche Welt des Abendlandes von der des römischen Alterthums.

### III.

Beinahe gerade umgekehrt ist der Gang der Dinge im Westreich. Auch hier streben, und zwar schon im vierten Jahrhundert, die einzelnen Provinzen und ihre Kirchen zum Theil aus der Reichseinheit heraus und entwickeln ein Sonderbewußtsein, das sich mit dem Gedanken der einen katholischen Kirche nicht mehr vertragen will. Auf dem Gebiet der Reichsgeschichte ist das längst anerkannt; aber auch die Kirchengeschichte trägt deutliche Spuren davon, so vor allem in den höchst entwickelten Provinzen dieser Reichshälfte, in Afrika. Der sogenannte Donatismus wird nicht verständlich, wenn man nicht auch dieses Element mit in Rechnung zieht. Die alten Besonderheiten der afrikanischen Kirchenverfassung

und ihrer Praxis in Bezug auf die Rebertaufe, wie ihrer Anschauung vom Verhältniß des Amtes zur sittlichen Würdigkeit seines Trägers bilden den Ausgangspunkt und den Hebel jener Bewegung; und als katholische Kirche bezeichnet sich die donatistische Gemeinschaft anfangs sicher nicht in dem Sinn, als ob sie allein die wahre katholische Kirche der ganzen Welt darstellte, sondern lediglich in demjenigen, in welchem sich die Kirche der drei afrikanischen Provinzen längst als die *ecclesia catholica* bezeichnete, d. h. nur als die katholische Kirche Afrikas. Aehnliche Faktoren sind vielleicht in dem sogenannten Priszillianismus Spaniens thätig.

Aber es ist von vornherein insofern eine vom Osten ganz verschiedene Lage, als sich im Westen nicht die eingeborenen Elemente gegen das herrschende Römerthum in Bewegung setzen, sondern vielmehr das römische Provinzialbewußtsein mit dem römischen Reichsgedanken zusammenstößt. Darum nimmt man z. B. wahr, daß die antidonatistische Partei alle alten Besonderheiten des afrikanischen Kirchenwesens, an denen sie bis dahin gleichermaßen gehangen hatte, aufgibt und sich an die römische Praxis, die zugleich die des übrigen Abendlandes war, anschließt. Der Gegensatz zwischen dem Römerthum und den alteinheimischen Stämmen hat sich in der abendländischen Kirche schon darum nicht entwickeln können, weil die Kirche hier in viel ausschließlicherem Sinne die römische war. In noch höherem Maß als im Osten sind im Westen die römischen Städte die einzigen festen Punkte des Christenthums. Jenseits der Stadtbezirke zerfließt mit der Stärke des Römerthums auch die Organisation der Kirche. Auch die konsequente und starre Politik der christlichen Kaiser des vierten und fünften Jahrhunderts hat hier nur ganz langsamen und theilweisen Erfolg. Erst am Ende des vierten Jahrhunderts beginnt z. B. im mittleren und nördlichen Gallien das Christenthum festen Fuß unter den Kelten zu fassen, und wie im vierten und fünften Jahrhundert die Germanen immer weiter vordrangen, war die Christianisirung des Landes offenbar kaum über die Anfänge hinaus geblieben.

So ist denn im Westen wiederum ganz anders als im Osten die fernere Entwicklung beherrscht durch die großen Katastrophen, welche wir unter dem Namen der Völkerwanderung zusammensassen.

Ueberblicken wir die Lage der Reichskirche, wie sie am Ende derselben etwa in demjenigen Moment sich gestaltet hatte, da auch die letzten Reste der römischen Herrschaft in Gallien durch den Sieg der Franken unter Chlodowech im Jahre 486 zusammengebrochen waren.

In den Donauprovinzen, d. h. in den Landschaften von der mittleren Donau und den nordöstlichen Küstländern des adriatischen Meeres an bis in die Alpenlandschaften der Westschweiz; sind überall die germanischen

Stämme eingedrungen, welche soweit sie christianisirt sind, durchweg dem arianischen Bekenntnis huldigen. Dem Römerthum der Städte und damit den festen Punkten des Christenthums ist ein fast völliges Ende bereitet. Die halb oder ganz romanisirten Bauern und Hirten aber sind haltlos und in stetem Zurückweichen, ihr Christenthum ohne Organisation und frisches Leben. Die Rheingrenze ist in ihrer ganzen Länge und mit einem breiten Streifen auch westlich des Stroms von germanischen Stämmen besetzt, die ungebrochen heidnisch sind und die das Christenthum der dortigen Römerstädte bis auf unsichere und jedenfalls höchst unbedeutende Spuren herabgedrückt haben. Britannien ist seit 402 von den römischen Legionen verlassen, den britischen Kelten und nach einigen Jahrzehnten auch einem germanischen Stämmegegemisch preis gegeben; der Bestand des Römerthums und damit des Christenthums ist rasch und fast vollständig zerstört. In Gallien sind die heidnischen Franken bis in das Herz des Landes vorgedrungen und haben erst in dem letzten Stück römischen Gebiets, das ihnen die Schlacht bei Soissons in die Hände geliefert hat, begonnen, Römerthum und Christenthum zu schonen. Im Süden und Südwesten aber schließen sich an diese Mauer heidnischer Franken und Alamannen unmittelbar an die Reiche der Burgunder und Westgothen, von denen das letztere seit kurzem fast die ganze iberische Halbinsel sowie die Südwestecke Galliens zwischen Loire und Mittelmeer umfaßt. Beide Völker sind arianisch und stehen deshalb ihrer Religion nach dem katholischen Römerthum kaum weniger fremd gegenüber als die heidnischen Franken und Alamannen. In Afrika ferner haben seit 429 die gleichfalls arianischen Vandalen die römische Herrschaft gebrochen und in Italien endlich besteht das wiederum arianische Königthum Oboakers, seit 493 abgelöst durch das Reich Theodorich's, des Königs der ebenfalls arianischen Ostgothen, dessen Reich zugleich auch die Landschaften südlich der Donau umfaßt.

Die Verhältnisse in allen diesen Reichen der arianischen Germanen sind in ihren Grundzügen dieselben: das Römerthum hat sich in den Städten gehalten, die Germanen bewahren ganz überwiegend ihre bäuerliche Lebensweise, indem sie von den bisherigen Grundbesitzern einen bestimmten Theil ihres Landes auf Grund des römischen Quartierreglements in Anspruch nehmen. Sie sehen ihre Stellung zunächst meist noch formell als die der Bundesgenossen, und damit das römische Reich als den Verband an, in den sie nur aufgenommen sind. Theilweise fühlen sie sich auch als die herrschende Nation, lassen aber in diesem wie in jenem Fall die Römer und deren Kirche nach ihrem alten Recht fortleben und behandeln besonders die Kirche mit vollendeter Toleranz. Nur vereinzelt wie na-

mentlich im vandalischen Afrika ist man zeitweise auch anders verfahren, aber nicht sowohl aus religiösen als vielmehr aus politischen und sozialen Gründen. Es hat auch nicht an Stimmen unter den Römern gefehlt, die das lebhaft anerkannt und es auch ausgesprochen haben, daß sie das gegenwärtige germanische Regiment dem des alten Reiches unbedingt vorzögen. Insbesondere haben die kleinen ländlichen Grundbesitzer erst jetzt wieder die Sicherheit ihres Eigenthums erworben, die sie vorher zur Zeit der römischen Latifundienwirthschaft der städtischen Possessoren und der provinziellen Steuerwirthschaft in immer erdrückenderer Weise bedroht sahen. Trotzdem fühlt sich die römische Bevölkerung im Ganzen, und je länger je mehr, sowohl in ihrem römischen wie in ihrem katholischen Bewußtsein gedrückt und verletzt durch die Thatsache, daß germanische Barbaren und arianische Ketzer die Herrschaft über katholische Römer ausüben sollen. So kommt es denn auch kaum zu Anfängen der Verbindung zwischen den beiden Nationen: katholisches Römertum der Städte und arianisches Germanenthum des platten Landes stehen sich fast geschieden gegenüber. In diesem Gegensatz sind die eingebornen Völker der Kelten, Iberer u. s. w. nicht berücksichtigt. Denn auch in der Geschichte treten sie seit der germanischen Eroberung nicht mehr als selbständig hervor. Abgesehen von den beschränkten Gebieten, wo weder Römer noch Germanen in dichteren Massen hingedrungen sind und wo sich in folgedessen jene Nationalitäten theilweise bis heutigen Tages fast oder ganz rein erhalten haben, sind diese Elemente, soweit sie nicht schon vorher romanisirt waren, gerade durch die Völkerwanderung größtentheils aufgefogen worden, theils von den Germanen, theils vom Römertum.

Von diesen letzteren aber hat sich das Römertum eben im Gegensatz gegen die Fremden nur um so fester zusammengeschlossen. Das Provinzialgefühl tritt wieder zurück hinter dem überall lebendigen Bewußtsein des Römertums. Nur ist das Einheitsband für dieses nicht mehr das Reich, sondern dessen letzte große Institution: die Kirche. Jetzt erst zeigt sich in vollem Maaß, welche conservative Macht die alte Reichskirche noch immer ist und was insbesondere die Thatsache zu bedeuten hat, daß sie sich so im engsten Anschluß an die Gliederung des Reichs und seiner Gesellschaft entwickelt hatte. Die römische Verwaltung stand still, aber die Kirche bestand fort, und da ihre Verwaltungsbezirke mit denen der alten römischen Stadtmagistrate und Provinzialverbände zusammenfielen, so traten ihre Vertreter größtentheils einfach in die Funktionen der letzteren ein, übernahmen den Schutz des Verkehrs, die Pflege des römischen Rechts und die Fürsorge für die Armen und Bedrückten, deren Masse in dem Umsturz der Völkerwanderung immer größer wurde. So wurden



sie ganz von selbst einfach durch das, was sie leisteten, die festen Mittelpunkte der römischen Bevölkerung. Die Kirche wird erst recht die spezifisch römische im nationalen Sinn. Da aber das nationale Römerthum seinen Mittelpunkt immer noch in Rom sieht, so steigt dadurch auch die kirchliche Bedeutung dieser Stadt noch um ein Beträchtliches. Erst jetzt entwickelt sich ihre zentrale Stellung in der Kirche in vollem Maß. Rom erringt auf kirchlichem Gebiet dieselbe Stellung, die es auf politischem Jahrhundertlang besaßen. Was bis gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts den römischen Bischöfen niemals gelungen war, einen wirklich gesetzgeberischen und obrichterlichen Primat über die Provinzialkirchen zu erlangen, das haben sie seit Leo I. fast spielend erreicht. Die Bedürfnisse des Römerthums in den Provinzen und die Strebungen der römischen Bischöfe kommen einander in der vollständigsten Weise entgegen. Während also in der östlichen Kirche gerade in dieser Zeit die Zerstückung der alten Reichskirche und ihre Auflösung in nationale Kirchen unter dem Einfluß einer durch besondere Katastrophen nicht unterbrochenen Entwicklung sich vollzieht, wird ein analoger Prozeß im Abendland gerade durch das Eindringen der Barbaren gestaut und zurückgebrängt. Es ist kaum zweifelhaft, daß ohne solche gewaltige Eingriffe in die laufende Entwicklung das Ende der kirchlichen Einheit ein ähnliches geworden wäre wie im Osten. So aber rafft sich das Römerthum auf und schließt sich zusammen zu einer gewaltigen Einheit in der katholischen Kirche und dem römischen Bischof, und die germanisch-arianischen Könige haben der Ausübung des römisch-kirchlichen Primats in ihren Ländern meist nicht das Mindeste entgegengesetzt. Für sie bestand mit der alten Einheit des Reichs auch die der katholischen Reichskirche immer fort. So liegen die Anfänge der wirklichen Papstherrschaft in dieser Zeit.

Auch in der römischen Bevölkerung ist der Gedanke der politischen Reichseinheit und der Glaube an die politische Wiederaufrichtung des Römerthums nicht verblaßt. Aber beide haben sich wieder im Anschluß an die Kirche erhalten. Denn für die Kirche war der Fortbestand des Reichs eine Art Glaubenssatz, gesichert durch die Weissagung des Danielbuches (c. 7.) sowie des zweiten Thessalonikerbriefs (2, 6). Das römische Reich war das letzte der Weltreiche, es mußte bleiben bis ans Ende der Tage, bis zum Kommen des Antichrists.

Bei dieser Lage der Dinge war es eine entscheidende Wendung, als im Jahr 496 der König eines der germanischen Reiche auf gallischem Boden, der Franke Chlodowech zum katholischen Christenthum übertrat in einem Augenblick, da sein Reich schon mitten im Gebiet alter römischer Herrschaft Fuß gefaßt, mit Römerthum und Kirche in geistlich freund-

licher Weise Verbindung suchte und zugleich in ungestümem Vorwärtsbringen begriffen war.

Diesen Uebertritt hat man in der römischen Welt sofort als epochemachend empfunden und die germanischen Eroberer arianischen Bekenntnisses haben das auch unmittelbar zu spüren bekommen. Die römische Welt wendet ihre Blicke dem neuen siegreichen Glaubensgenossen, dem ersten aus der Germanenwelt zu und hofft auf seine Herrschaft. Chlodowech selbst macht seine neue Religion mit größter Lebhaftigkeit politisch nutzbar. Er identifizirt seine Sache mit derjenigen der katholischen Kirche und proklamirt seine Kriege gegen Burgunder und Westgothen als Glaubenskriege. Ueberall fällt ihm die römische Bevölkerung zu, theilweise in offener Empörung gegen ihre bisherigen Herrscher und erleichtert ihm den Sieg. Wunder begleiten seinen Zug. Der Ausgang erscheint als Gottesgericht gegen die Ketzer.

Wenige Jahrzehnte noch und die Herrschaft des Arianismus unter den germanischen Stämmen in Gallien und Spanien ist gebrochen. Seit jenem Uebertritt sehen sie den Boden unter ihren Füßen wanken. Der Gegensatz der katholischen Romanen gegen die arianischen Germanen wird immer bedrohlicher; mit jeder katholischen Macht, die in den Gesichtskreis der ersteren tritt, mit den Griechen wie mit den Franken und den seit 560 gleichfalls katholischen Sueven verschwören sie sich gegen die germanischen Herrscher. Es kommt dazu der Eindruck der innern Ohnmacht des Arianismus gegenüber dem zwar keineswegs moralisch, wohl aber durch die Kräfte der Kultur wie durch die unvergleichliche Organisation weit überlegenen Katholizismus. Dieser dringt daher schon von selbst weiter vor und bald bricht die Erkenntniß Bahn, daß der Staat zu Grunde gehen müsse, wenn es nicht gelinge, die Scheidewand der Religion aufzuheben. So besteigt denn der Burgunderkönig Sigismund 516 den Thron als Katholik und siebenzig Jahre später folgt ihm der Gothe Kelfared nach. Sein Volk wird nicht ohne Anwendung von Gewalt nachgeführt, während das burgundische Reich wenige Jahre nach jenem Schritt seines Königs 534 doch vernichtet und der fränkischen Herrschaft einverleibt worden ist.

Da nun aber gleichzeitig die Reiche der Vandalen (534) und der Ostgothen (555) von der Zerstörung durch die Byzantiner betroffen werden, so ist am Ende des sechsten Jahrhunderts der Arianismus der Germanen überall aus seiner beherrschenden Stellung geworfen und überwiegend vernichtet. Nur im langobardischen Reich hat sich 568 abermals ein arianisch germanischer Stamm zur Herrschaft erhoben in schroffstem Gegensatz gegen das Römertum und in theilweise brutaler Unterdrückung

des letzteren sowie seiner Kirche. Aber bald kommt auch hier der Arianismus ins Wanken. Schon zu Anfang des siebenten Jahrhunderts ist er untergraben.

Mit dieser Ummwälzung in der germanischen Welt ist auch die Stellung der katholischen Kirche in den abendländischen Provinzen des alten Reichs eine andere geworden. Bisher beinahe völlig beschränkt auf die alten Römerstädte und deren Landbezirke, sieht sie sich jetzt mit ihrer Arbeit plötzlich auch auf die weiten von Franken, Burgundern und Gothen besiedelten ländlichen Gebiete gewiesen. Der Bestand der kirchlichen Organisation und selbst der Verfassung ist dadurch nicht unwesentlich verändert worden. Die Episkopalverfassung war ursprünglich die Form der Gliederung jeder selbständigen Gemeinde gewesen. Man konnte also nicht von bischöflichen Sprengeln, sondern nur von bischöflichen Gemeinden reden, die mit ihren Grenzen nicht aneinander stießen, sondern nebeneinander standen wie Inseln im Meer. Allmählich bilden sich dann auch in den großen Zwischenräumen Verbände von Christen, für welche z. B. in Spanien und Gallien noch im Anfang der germanischen Besiedelung lediglich durch Geistliche der nächsten bischöflichen Stadtgemeinde im Namen des Bischofs bestimmte Handlungen regelmäßig verrichtet werden. Allmählich erstehen dann auch auf den Gütern der kirchlichen oder weltlichen Großgrundbesitzer von diesen selbst gestiftet Oratorien, Taufkapellen, auch Landkirchen an welchen in regelmäßiger Weise geistliche Verrichtungen vollzogen werden, die aber doch in keiner Weise die Mittelpunkte eines festen Pfarrverbandes sind.

Das ist erst mit der Katholisirung der Franken, Burgunder, Sueven, Westgothen — gleichzeitig auch durch die fortschreitende Christianisirung des platten Landes in Italien — anders geworden. Im Lauf des sechsten Jahrhunderts vollzieht sich überall die Gliederung der Landbezirke in Archipresbyterate unter der Oberaufsicht und Leitung der Bischöfe und bildet sich so der heutige Diözesanverband und seine Gliederung in kleinere Sprengel und zuletzt die Pfarreien, ohne daß doch durch deren selbständigere Dotirung die Abhängigkeit der Presbyter vom Bischof irgendwie aufgehoben worden wäre. Welche Ursachen dabei die Abgrenzung dieser neuen Diözesen gegen einander bestimmt haben und wie weit dabei der Anschluß an die politische Gliederung der germanischen Stämme mitgewirkt hat, ist bisher noch nicht genügend aufgehehlt. Aber bezeichnend ist, daß die alten Römerstädte und Provinzialhauptstädte immer noch und noch Jahrhunderte lang fast ganz ausschließlich die Sitze der Bischöfe und Metropolitnen bleiben.

Seitdem die katholische Kirche so ihre Organisation aus den Mauern

der Städte über das ganze platte Land hin ausgedehnt hat, sieht sie — wenigstens in Gallien; in Spanien liegen die Verhältnisse etwas anders — geradezu ihren Schwerpunkt dahin verlegt. Indem die Städte und der städtische Verkehr unter dem Einfluß der germanischen Herrschaft reichend zurückgegangen waren, war jene Nothwendigkeit von selbst gegeben. Bei den germanischen Bauern gewann sie die Machtstellung und die Mittel reichlich wieder, die sie in den Städten durch dieselben theilweise verloren hatte. Sie wurde in Spanien wie in Gallien die erste Grundbesitzerin: ungeheure Strecken Landes sind durch Schenkung oder Prefarie an sie gekommen; mit ihnen eine unübersehbare Masse von Sklaven, Kolonen, Freigelassenen und Freien, die sich in ihren Schutz begaben. Und diese wirtschaftliche und soziale Macht wird bald auch eine politische. Die Bischöfe und Aebte als die Vertreter dieses Grundbesitzes sowie als Inhaber der ganzen Machtfülle, welche die Kirche darstellt, werden von den Königen in ihren Dienst gezogen, Mitglieder ihres Rathes, Führer in ihren Heeren; kurz sie treten als geistliche Aristokratie neben die weltliche und gewinnen damit die Stellung, welche die katholische Kirche während des Mittelalters ja bis zur französischen Revolution bezeichnet.

Alle diese Verhältnisse wirken derart zusammen, daß sich nunmehr sowohl in Spanien als in Gallien die Verschmelzung der beiden Nationalitäten rasch vollzieht: mit dem Unterschied des Glaubens ist auch die stärkste Klust verschwunden, welche die beiden bisher getrennt hatte. Seit König Rekkared in Spanien und von den nächsten Nachfolgern Chlodowech in Gallien an sind die beiden Massen des Volksthumes beinahe vollständig in eine zusammengeschmolzen und da in Kultur und Zahl die Römer überlegen waren, so bedeutete jener Prozeß der Verschmelzung nichts anderes als die Romanisirung der Germanen.

Die Kirche selbst als die mächtigste Institution des Römerthums hat dazu nicht am wenigsten beigetragen. Denn wenn auch seit dem Uebertritt der Germanen die kirchlichen Würden immer mehr in Hände geborener Germanen kommen, so tritt dennoch das bezeichnende ein, daß die Kirche die römische bezw. die lateinische bleibt und als solche sich im Bewußtsein der Germanen erhält. Nach wie vor lebt sie bei dem System der Stammesrechte als Genossenschaft mit allen ihren Rechten, ihrem Grundbesitz, überhaupt ihrem ganzen Vermögen, nach römischem Recht fort wie die geborenen Römer, wenn auch die einzelnen Kleriker nach dem Recht leben mochten, das ihnen ihre Herkunft zuerkannte.

Dazu kommt, daß wenn auch der Klerus sich mehr und mehr aus den germanischen Elementen rekrutirt, die Erziehung desselben ebenso wie die des mönchischen Nachwuchses germanischer Herkunft die lateinische und damit die

der römischen Kultur bleibt. Als die Germanen in die katholische Kirche eintraten, besaßen Klerus und Mönchtum keine eigenthümliche literale Bildung: es war die allgemein römisch-lateinische, an welcher sie Theil nahmen und außer welcher es für sie nur noch eine besondere Unterweisung für die Bedürfnisse der Standespflichten gab. Als aber nach dem großen Umschwung sich unter den Germanen in Gallien wie Spanien die Sitte entwickelte, ihre Kinder zur Erziehung für Klerus oder Mönchtum der Kirche darzubringen, und als dieser germanische Nachwuchs immer stärker wurde, da galt es, diese jugendlichen Kräfte aus einer anderen Kultur erst zu assimiliren, sie in den alten Besitz der abendländischen Kirche einzuführen. Das geschah durch die Schulen an den Klöstern und den bischöflichen Kirchen, welche zum Theil schon aus der römischen Zeit stammten und jetzt ihren alten Charakter bewahrten. So blieb nicht nur die Kirchensprache im liturgischen Dienst wie im gelehrten Unterricht, in der theologischen und erbaulichen, geschichtlichen und kirchenrechtlichen Produktion die lateinische, sondern es entwickelte sich auch im Lauf der Zeit der Unterschied zwischen der nationalen Kultur der Laien und der lateinischen des Klerus und Mönchtums, zwei Strömen, die bekanntlich Jahrhunderte lang fast unberührt neben einander hergezogen sind.

Dadurch kam aber zugleich der Unterschied zwischen Klerus und Laien, der schon in der vorgermanischen Zeit sich zu einer scharfen Höhe erhoben hatte, jetzt erst zu seiner letzten und vollendetsten Ausbildung. Die Germanen traten in den fertigen Bau, den sie nur staunend und ehrfürchtig betrachten konnten, dem sie eben darum auch uneudlich viel höhere Verehrung und unbedingteren Gehorsam entgegenbrachten, als dies einst die antike Welt der Kirche gegenüber hatte thun können, die Fleisch von ihrem Fleisch, Wein von ihrem Wein war. Eben darum hat die Kirche erst unter den Germanen die großartige Erzieherin werden, das junge Volksthum umschaffen können, nachdem sie den alten Völkern „kaum die Haut gerikt hatte“.

So beginnt denn schon damals wenn auch noch in schwachen Zügen eine gewisse Beeinflussung der nationalen Sitte der Germanen durch kirchliche Anschauungen, wohl noch eher aber auch eine theilweise Umbildung kirchlicher Sitte und kirchlichen Rechts durch Sitte und Recht der Germanen als erstes Zeichen dafür, mit welcher Menge germanischer Elemente sich dereinst im Lauf der Zeit die alte römische Kirche in Glauben, Sitte und Recht, wie in Aberglauben und Unsitte noch füllen sollte.

Dagegen ist es nun bemerkenswerth, daß seit dem Uebertritt der Germanen die Verbindung der katholischen Kirchen mit Rom nachläßt, ja unterbrochen wird. Der Papst bleibt als höchster Bischof der Christen-

heit anerkannt; aber sein gesetzgeberischer und richterlicher Primat hört in Gallien wie in Spanien auf. Der Eintritt der Germanen in die katholische Kirche hat diese ihres spezifisch römischen und damit ihres allgemeinen Charakters entkleidet und die Bildung von Landeskirchen zur Folge gehabt, in welchen der römische Bischof fogut wie nichts dreinzureden hat.

Rom hat sich dafür sofort an einem andern Punkt Ersatz geschafft. Es ist vom Standpunkt der weiteren Entwicklung angesehen vielleicht die großartigste That Gregors d. Gr., daß er unter den Angelsachsen in Britannien ein Kirchenwesen begründet hat, das mit Rom sofort in die engste Verbindung trat und der Ausgangspunkt für die Herstellung derselben Verknüpfung der festländischen Kirchen geworden ist. Auch hier sind die Verhältnisse ähnlich: eine Kirche, deren öffentliche Bedeutung neben ihren religiösen Kräften auf ihrem weiten Grundbesitz unter einem wesentlich bäuerlichen Volk beruht, ein Klerus und Mönchtum, die fast ausschließlich aus dem Volk hervorgegangen sind, aber sofort durch die Veranstaltung des Papstes in die lateinische Kultur eingeführt werden und damit dasselbe Wesen bekommen, wie die entsprechenden Schichten der festländischen Kirchen. Im übrigen handelt es sich hier allerdings nicht um die allmähliche Verschmelzung einer ehemaligen römischen Bevölkerung, sondern um die Zurückdrängung und Aufsaugung eines nationalen keltischen Kirchenwesens und einer keltischen Bevölkerung.

Mit diesen drei Kirchenwesen, dem westgothischen, fränkischen und angelsächsischen sind die großen Thatfachen vollendet, welche die abendländische Welt umgebildet und die politische, Kirchen- und Kulturgeschichte derselben Jahrhunderte lang und bis heute beherrschen.

Von diesem angelsächsischen Kirchenwesen aus ist dann die Organisation des „fast wildgewachsenen“ Christenthums in Deutschland, die Verknüpfung der deutschen wie der westfränkisch-gallischen Kirche mit Rom ausgegangen, welche der Ausgangspunkt für die mittelalterliche und moderne Papstherrschaft geworden ist. Aber diese Erfolge stellen sich, wenigstens von einem entfernteren geschichtlichen Standpunkt aus, doch nur wie eine weitere Wirkung jener grundlegenden Umwälzung in dem Bestand der ehemaligen Reichskirche des Abendlandes dar, etwa so wie es die Ausbreitung des Christenthums in der römischen Form von Deutschland aus auf die skandinavischen Stämme, die verschiedenen Gruppen der Slaven und die Magyaren ist.

Diesem gewaltigen Siegeslauf der ehemaligen abendländischen Reichskirche gegenüber hat es doch auch nicht an schweren Verlusten gefehlt. Unter dem Sturm der arabischen Eroberung zerbrach das durch die Vandalen geknickte, durch Justinian nur trümmerhaft wiederaufgerichtete afri-

kanische Kirchenwesen vollends ganz: nur elende Reste haben noch einige Jahrhunderte weiter bestanden. Und etwa siebzig Jahre später drangen die Araber auch über die Meerenge herüber, um auch dem westgothischen Reich ein Ende zu machen und sein Kirchenwesen auf den Nordrand der Halbinsel zu beschränken. Von da an grenzt die Kirche auch im Abendland gegen Süden an eine geschlossene Welt mit eigenem Glauben, eigener fremdartiger Nationalität und ebenso fremdartiger aber Jahrhunderte lang weit überlegener Kultur.

Die Völker der griechischen Kirche sind nicht wieder zu einer solchen Erhebung gelangt, wie sie denen der abendländischen Kirche in den folgenden Jahrhunderten beschieden war. Was ihnen fehlte, das waren vor allem neue religiöse und sittliche Kräfte, wie sie das Abendland einmal aus den neuen Völkern, in aller erster Linie aber aus seiner Kirche zog. Noch gerade vor der vandalischen Eroberung hatte der größte Sohn des römischen Afrikas Augustin die ganze Kraft seines Geistes und religiösen Genius eingesetzt, um die Kirche des Abendlandes — denn weiter hat sein Einfluß nicht gereicht — mit den sittlichen Kräften des Wollens zu füllen und sie auf die unermesslichen Aufgaben hinzuweisen, die ihrer in dieser Welt warten zur Herstellung des allumfassenden Gottesstaats. Je rascher sogleich nach ihm der allgemeine Verfall der abendländischen Kultur eingetreten war, um so gewaltiger trat den Nachkommen seine Gestalt entgegen, um so nachhaltiger wurde sein Einfluß. Die großen Päpste des fünften und vor allem des siebenten und achten Jahrhunderts lebten von seinen Idealen und machten sie zum lebendigen Eigenthum der ganzen abendländischen Kirche. So ist hier ein neuer großartiger und unermüdlich schaffender Geist erwachsen, während das Morgenland in den alten Geleisen fortging, sein Christenthum in der Hoffnung auf künftige Unverweisslichkeit und in der thatlosen ästhetischen Erhebung des Kultus und der Beschaulichkeit des Mönchtums fand und ebendarum kirchlich nie mehr geschichtsbildend geworden ist. Immer mehr gingen darum die Wege der beiden Kirchenhälften auseinander. Die dogmatischen Kämpfe des sechsten und siebenten Jahrhunderts, in denen Rom noch einmal die Hand der griechischen Kaiser schwer zu empfinden bekam, haben die Entfremdung des Abendlandes nur gesteigert. Man hörte auch in der Religiosität auf, sich gegenseitig zu verstehen und die Befestigung der germanischen Reiche hat die politische Scheidung zur kirchlichen hinzugefügt. Die Schismen des neunten und elften Jahrhunderts haben nur einem Zustand das Siegel aufgedrückt, der längst reif war.

Damit habe ich den Lauf der Ereignisse durchgemessen, welche die alte Zeit der Kirche von ihrem Mittelalter scheiden. Auf die Frage, wo die

Grenze zwischen beiden anzusehen sei, antworte ich also zusammenfassend: Da wo einerseits die alte griechische Reichskirche aus ihrer Weltstellung zurückgeworfen wird auf die alten Heerde des Griechenthums und übergeht in die lebenslosen Formen des Byzantinismus, da wo andererseits die abendländische Kirche aus der Stellung einer spezifisch römischen und städtischen Anstalt hinausgeführt wird in die Weite einer neuen Völkerwelt, die sich in ihrem Rahmen gebildet hat, wo sie, obwohl die lateinische bleibend, dennoch zugleich die universale, alle Schichten der Bevölkerung umfassende und diese mit einander ausgleichende Anstalt wird, und sich in ihr die Grundlagen der mittelalterlichen Papstherrschaft bilden; ferner da wo die politische und nationale wie die innerkirchliche Entwicklung das Abendland und Morgenland unheilbar von einander scheidet, und endlich da, wo sich auf dem Süd-West- und Ost-rand der alten griechisch-römischen Kirche die arabische Welt des Islam bildet als die Rivalin auf dem Gebiet der Religion, der Kultur wie der politischen Macht, also vom Ende des sechsten bis zur Mitte des siebenten Jahrhunderts.



# Das Verhältniß der geschichtlichen zu den kunstgeschichtlichen Studien.

Von

G. Dehio.

---

Nicht ohne einigen Stolz bemerken wir es, wie eifrig die junge Generation der französischen Gelehrten, zumal innerhalb der historischen Fächer, sich befließigt, von der Methode der deutschen Wissenschaft in Forschung und Unterricht, was sie als deren Vorzüge anerkennt, sich zu Eigen zu machen. Möchten wir darüber nicht vergessen, wachsam uns umzuschauen, was wir wiederum von den Franzosen in diesen Dingen noch zu lernen hätten.

Von einer Beobachtung dieser Art sind die nachfolgenden Erwägungen eingegeben. Den nächsten Anstoß, sie niederzuschreiben, gab mir die Lektüre der jüngst gesammelt herausgegebenen kleinen Schriften von Jules Quicherat, des 1882 verstorbenen langjährigen Direktors der École des Chartes. Die eigenthümliche Zusammensetzung dieser Bände machte es mir zum Bedürfniß, von der Thätigkeit des ausgezeichneten Mannes als Forscher und Lehrer eine zusammenhängende Uebersicht zu gewinnen\*). Beim ersten Blick auf den überaus mannigfaltigen Inhalt könnte man wohl glauben, daß es nur der Gelegenheitsertrag einer planlos in die Kreuz- und Quersahrenden unruhigen Wißbegierde sei; alsbald aber werden wir inne, daß wir etwas anderes, besseres vor uns haben: die wohlgewählten und sorgsam zugerichteten Bausteine zu einem wissenschaftlichen Gebäude, das von dem Einzelnen zwar nie vollendet werden konnte, dessen Plan aber klar und streng aus einem einheitlichen Gedankenmittelpunkte heraus entworfen war. Indem ich die Titel einiger seiner Arbeiten nenne — die

---

\*) Als willkommener Führer diente mir dabei der von Arthur Giry, einem seiner ehemaligen Schüler, verfaßte Lebensabriß in der Revue historique t. XIX, dessen Separatausgabe eine sorgfältige Bibliographie (von 363 Nummern) beigegeben ist.

Proceßakten der Jeanne d'Arc, die Alesia-Frage, die Fragmente zur spätlateinischen Litteratur, die Bildung der alten französischen Ortsnamen, die Geschichte der Wollindustrie (unvollendet), das Lehrbuch der Kunstarchäologie Frankreich's im Mittelalter (gleichfalls unvollendet), die französische Costümgeschichte, die Geschichte des Collège de Sainte-Barbe, die zahlreichen Einzeluntersuchungen zur Epigraphik, Diplomatik, Numismatik, über gallorömische und merovingische Antiquitäten — bezeichne ich annähernd die Grenzen des Arbeitsfeldes, das Quicherat sich abgesteckt hatte. Es ist die Geschichte Frankreichs vom Untergang der Römerherrschaft bis zum Ende des Mittelalters, diese Geschichte aber im umfassendsten Sinne genommen.

Als Lehrer an der École des Chartes vertrat Quicherat die zwei Fächer der Archäologie und der Diplomatik. Ich habe hier nicht auszuführen, wie sehr der Historiker in Quicherat dem Kunsthistoriker Vorschub leistete, — so sehr, daß er streng genommen als der einzige in der dahingegangenen Generation mittelalterlicher Kunstforscher in Frankreich zu bezeichnen ist, der sich über den Dilettantismus erhob. Mit allem Nachdruck aber möchte ich auf den Gewinn, den sein kunstwissenschaftlicher Unterricht als integrierender Bestandteil der historischen Studien an der École des Chartes den letzteren gebracht hat, hinweisen. Ihm ist es zu danken, daß die Zöglinge dieser Anstalt, die als Professoren, Archivare, Bibliothekare in die Provinzen gehen, ein wo nicht allseitiges, so doch im Sinne des nationalen Alterthums höchst gründliches kunstgeschichtliches Wissen mitbringen. Und wer das Vergnügen gehabt hat, einige dieser Herren auf Reisen persönlich kennen zu lernen oder ihnen in den Schriften der provinziellen gelehrten Gesellschaften zu begegnen, findet sie nicht nur durchweg über die Denkmäler ihres Kreises trefflich unterrichtet, sondern häufig auch an der Erforschung derselben in fruchtbarer Weise aktiv theilnehmend. Ja, unverkennbar ist die zunehmende methodische Sicherheit, wodurch die Lokalforschung der beiden letzten Jahrzehnte vor dem naiven Umhertappen der früheren Zeit sich auszeichnet, zu nicht geringem Theil eine Wirkung des Fermentes, das eben die Schüler der École des Chartes ihr zugeführt haben.

Was haben unsere deutschen Universitäten an ähnlichen Resultaten aufzuweisen? Nichts. Wohl ist der mittleren und neueren Kunstgeschichte nachgerade ein Anspruch auf akademisches Bürgerrecht zugestanden, wohl hat sich die Zahl der Universitäten, an denen Kunstgeschichte von Professoren oder Privatdozenten gelehrt wird, neuerdings erfreulich vermehrt. Aber daß dieselben in der bestimmten Richtung, von der allein ich hier spreche, d. i. für die Bildung unserer jungen Historiker, irgend

nennenswerthes bis jetzt auszurichten vermochten, hat man nicht entdecken können. Die seltenen Fälle, wo ausgeprägte persönliche Neigung in's Spiel kommt, zählen bei unserer Betrachtung nicht mit. Dem Durchschnittstudenten der Geschichte aber ist es ein durchaus fremder Gedanke, daß er mit der Kunstgeschichte irgend etwas zu schaffen habe, und seine Lehrer thuen meines Wissens auch nur selten etwas dazu, diesen Gedanken ihm näher zu bringen. Der sonst anerkannte Grundsatz, daß man den Geist einer geschichtlichen Epoche auf keinem Punkte völlig verstehen könne, wenn man nicht die Gesammtheit seiner Aeußerungen einmal überblickt habe, scheint für die Kunst, wo nicht theoretisch, so doch thatsächlich, keine Anwendung zu finden. Wenn es dem Studenten, der nicht geradezu zu den Vanausen gehören will, schon geläufig ist, daß ohne etwas Rechtsgeschichte, etwas Wirthschaftslehre, etwas Sprach- und Litteraturkenntniß seine Bildung als Historiker eine bedenklich enge und isolirte bleibt, so liegt die Kunstgeschichte ihm noch so fern, daß er in der Regel sich überhaupt nicht einmal die Frage vorlegt, ob und wie weit er sich mit ihr einlassen solle. Er hält sie für ein Ding, daß für den Liebhaber wahrscheinlich recht ergötzlich, für ihn als Historiker aber ohne Nutzen sein werde. Er glaubt in aller Unbefangenheit z. B. den Geist des Mittelalters ganz wohl fassen zu können, ohne je zu fragen, wie jene Zeit ihre Klöster und Dome, ihre Burgen und Rathshäuser baute und schmückte; oder im Reformationsalter sich heimisch zu machen, ohne je ein Werk Dürer's oder Holbein's, ein Stück aus dem unermesslichen Schatze der volksthümlichen Stich- und Formschnidekunst mit Bedacht angesehen zu haben. Seltsam! Denn auf einem Gebiete wenigstens hat die Einsicht schon längst getagt. Die griechisch-römische Alterthumswissenschaft hat sich die Kunstarchäologie unlöslich zugesellt, kein Philologe darf sich mehr erlauben in ihr ganz unwissend zu bleiben.

Wir brauchen diesen Gedankengang nicht fortzusetzen. Die Lücke in der Durchschnittsbildung unserer Historiker, von der wir reden ist eine offenkundige, und wir hoffen, daß die Zeit noch kommen wird, in der man auf sie zurückblickend voll Staunens fragen wird: wie war das nur möglich? wie konnte dies so ruhig ertragen werden? Für sich betrachtet würde die Erscheinung in der That schwer zu verstehen sein. Sie ist aber nur Symptom eines viel tieferen, allgemeineren Schadens. Als der deutsche Geist aus der schweren Ermattung, in welche die Glaubensstreitigkeiten des 16. und der große Krieg des 17. Jahrhunderts ihn gestürzt hatten, allgemach sich erhob, da war sein Organismus kein intakter mehr. Alles Große, was in den letzten 150 Jahren Musik und Dichtkunst, darnach Philosophie und endlich historische und exakte Wissenschaften bei uns

geleistet haben, kann es nicht verschmerzen machen, daß während dessen ein weites Feld, ein Feld auf dem wir einmal reiche Ernten gehalten hatten brach liegen blieb, verödete, verdorrte: die bildende Kunst und alles was in deren Herrschaftskreis gehört. Sie vegetirte nur noch als Luxus weniger Reicher, als exklusives Vergnügen weniger Kenner: — das Volk im ganzen hatte jeglichen Antheil verloren. So mußten die großen Künstlertalente, mit denen seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die Nation beschenkt wurde, sich in die Wolken flüchten, da der Boden des Vaterlandes Raum und Nahrung ihnen versagte. Welch ein trauriger Abstand von der Zeit, da etwas von jener „Kunst- und Bilderlust eines ganzen Volkes“, die Goethe in Pompeji anstaunte, „von der jetzt der eifrigste Liebhaber weder Begriff, noch Gefühl, noch Bedürfnis hat“, auch bei uns Deutschen gelebt hatte. So weit waren wir innerlich von jener Zeit getrennt, daß selbst die Erinnerung an sie, obgleich ihre Zeugen vor jedermanns Augen standen, erloschen war.

Unverkennbar ist seit einigen Dezennien eine Wendung zum besseren eingetreten. Und die Wissenschaft der Kunstgeschichte darf sich Glück wünschen, zu dieser Wendung kräftig beigetragen zu haben. Erst indem sie in den Spiegel der Vergangenheit schaute, wurde die Gegenwart ihres Mangels inne. Sie vermag heute, kraft der modernen Organisation des Staates und der modernen Fortschritte der Technik, Hülfsmittel in den Dienst der Kunst zu stellen, wie keine andere Zeit sie besessen hat: öffentliche Sammlungen, periodische Ausstellungen, eine im Sinne der Massenproduktion beispiellose Vervollkommnung der Vervielfältigungsmethoden u. s. w. Man hat sich dieser und anderer Errungenschaften aufrichtig zu freuen, aber man täusche sich nicht darüber, daß die Nation nur allmählich dieser Schätze wieder innerlich Herr werden kann. Das Organ der Volkseele, um das es sich hier fragt, ist durch anhaltenden Nichtgebrauch träge und stumpf geworden; es bedarf langer Uebung und Pflege, bis es zu normaler Leistungsfähigkeit wieder herangewöhnt sein wird. Wir fassen die Kunstpflege noch viel zu einseitig als Förderung der künstlerischen Production; was nützt diese, wenn nicht gleichzeitig die Genußfähigkeit des Publikums gesteigert und veredelt, das Auge der Betrachter sehtüchtiger gemacht wird? Es ist ein Problem der allgemeinen Volkserziehung, das der Lösung wartet, und dieses muß an möglichst vielen Stellen zugleich erfaßt werden.

Die steigende Welle der öffentlichen Gunst hat der Kunstwissenschaft nun auch an unseren Universitäten, — an einigen, noch nicht vielen — Einlaß verschafft. (Im deutschen Reich sind fünf ordentliche Professuren vorhanden, davon drei in Preußen; in Baiern, selbst in Mün-

chen (!) keine). Sie ist nicht gerufen worden, sie hat um Einlaß gebeten. Und es fehlt viel, daß die Bahn schon frei und eben vor ihr läge.

Zum ersten fehlt ihr, das ist der Grundschaden, der Unterbau, den nur die Elementar- und Mittelschule legen kann. Die Frage, die ich hiermit berühre, ist eine zu weit ausgreifende, als daß ich an dieser Stelle ihr nachgehen dürfte. Nur um nicht am Ende ganz mißverstanden zu werden, möchte ich in aller Kürze meine Meinung vorlegen. Ich denke nicht — wovon in der That schon die Rede gewesen ist — an Einrichtung eines besonderen kunstgeschichtlichen Unterrichts auf dem Gymnasium. Zwar würde es gewiß keine der vielbesprochenen „Ueberbürdungen“, vielmehr Erfrischung und Belebung des Geschichtsunterrichtes sein, wenn der Lehrer einiges aus der Kunstgeschichte mit einfließen ließe, — selbstverständlich nur unter der Bedingung, daß er, was mit den heutigen Mitteln leicht zu erreichen ist, das Wort durch das Bild unterstützt. Das wäre gewiß recht ersprießlich, trifft aber noch nicht den Kern der Sache. Unser Schulunterricht geht ausschließlich auf Uebung des Denkens, auf Bereicherung des Begriffes aus: für Uebung und Bereicherung der Anschauung geschieht nichts. Ein so großer und mit dem ganzen System unserer Bildung zusammenhängender Mangel läßt sich nicht durch eine einzelne Reform aufheben. Der wirksamste Anfang dazu läge in der Erweiterung und Verbesserung des Zeichenunterrichts, darin scheinen alle Einsichtigen mehr und mehr übereinzustimmen. Möchten zu den hierauf zielenden Forderungen erfahrener Lehrer der Kunstwissenschaft\*) auch die Stimmen der nicht weniger dabei interessirten Naturforscher recht bald und nachdrücklich sich hinzugesellen!

Ein zweites Hinderniß erfolgreicher Wirkung des Unterrichts in der Kunstgeschichte möchte ich eingänglicher besprechen. Es liegt darin, daß sie mit keiner der großen Studiengruppen in fester Fühlung steht. Man läßt sie gelten wie einen Zierrath am Giebel des Werkhause; eine bestimmte Stellung und Leistung im inneren Arbeitsbetriebe hat man ihr noch nicht angewiesen. Es war in der That kein Vortheil für die neuere Kunstgeschichte, daß sie nicht wie ihre Schwester, die klassische Archäologie, aus einem seit langer Zeit festorganisirten Lehrfach allmählich zu Selbstständigkeit herangewachsen ist, sondern daß sie sogleich auf ihren eigenen Füßen stehen sollte. Die herrschende Neigung zur Partikularisirung der Wissenschaft sieht in ihr nichts als ein neues Spezialfach. Es sind vielfach gerade die sogenannten „guten“, die auf strenge Wissenschaftlichkeit ge-

\*) Vergl. H. Brunn: Archäologie und Anschauung Münchener Rektoratsrede am 21. November 1885. — E. Dobbert: Die Kunstgeschichte als Wissenschaft und Lehrgegenstand. Festrede an der Berliner Technischen Hochschule am 12. März 1886.

richteten Studenten, die sich, vielleicht einer inneren Hinneigung zum Troß, von ihr fern halten, um nicht verpönten Dilettantismus zu verfallen. In Wahrheit liegt die Sache nun so, daß die Zahl der jungen Leute, welche Kunstforscher von Beruf werden wollen, immer nur eine kleine sein kann, und diese werden sich naturgemäß an den wenigen Universitätsstädten, die zugleich durch den Besitz größerer Sammlungen bevorzugt sind, konzentrieren. Hätte der Kunsthistoriker seine einzige oder auch nur vornehmste Aufgabe wirklich darin zu suchen, daß er wieder Kunsthistoriker heranzieht, dann wäre er an der Mehrzahl unserer Universitäten zweifellos vom Ueberfluß. Sein Anspruch auf die Stellung wenigstens eines „*superflu très-nécessaire*“ kann sich nur darauf gründen, daß er in die Breite wirkt, daß er anderen Studentkreisen ergänzend und vervollständigend sich anschließt, ein Element der allgemeinen Erziehung in dem oben angedeuteten Sinne wird.

Mehr als in irgend einer anderen Wissenschaft ist in der Kunstgeschichte die Scheidung in einen exoterischen und esoterischen Unterricht durch die Verhältnisse geboten. Zu dem letzteren nur ausnahmsweise Gelegenheit zu finden oder mitunter auch wohl ganz auf ihn verzichten zu müssen, fordert nicht leichte Resignation. Ist aber dafür nicht die erstere Aufgabe, auch schon für sich allein, eine um so dankbarere? Gewiß, sie könnte es werden, aber durchschnittlich ist sie es noch nicht. Eben die unbegrenzte Weite des sich aufthuenden Wirkungskreises ist es, die uns bange macht. Wir müssen für Gäste aus allen Fakultäten unsere Tafel offen halten. Die Zuhörer bringen ganz verschiedene Voraussetzungen, ganz verschiedene Wünsche mit; gemeinsam ist allen fast nur das Eine: die gering oder garnicht erst entwickelte Fähigkeit zum künstlerischen Sehen. Da man also den natürlichen und geraden Weg nicht betreten, d. h. nicht von der lebendigen Empfindung des Schönen und Charakteristischen im vorgeführten einzelnen Kunstwerk bei den Zuhörern ausgehen und von hier aus zur Darlegung des Zusammenhanges und der allgemeinen Bedingungen der Kunstentwicklung fortschreiten kann: so bleibt nur übrig von der Peripherie her auf den Mittelpunkt loszugehen. An welchem Punkte aber soll man da einsetzen? was soll man als das Bekannte und Feste betrachten, woran man sich anzulehnen hätte?

Ich will in diese methodischen Schwierigkeiten nicht tiefer eingehen. Es leuchtet ja ohne weiteres ein, daß der Unterricht der Kunstgeschichte ein viel leichteres Spiel haben müßte, wenn er zu einem andern größeren Studentkreise in dem nämlichen Verhältnis stände, wie die klassische Archäologie zur klassischen Philologie. Das ist es, was nach meiner Ueberzeugung mit allen Kräften erstrebt werden muß und was allein die Kunstgeschichte aus ihrer jetzigen schwankenden und schwebenden Stellung erlösen, was

allein ihr die Bedingungen zu erfolgreichem Eingreifen in den Arbeitsorganismus unserer Universitäten gewähren kann. Welches nun der andere größere Studienkreis sei, in dessen Gemeinschaft aufgenommen zu werden sie verlangen soll, kann keinem Zweifel unterliegen: der historische. In erster Linie die Historiker im engeren Sinne, dann die germanischen Philologen, endlich die Theologen, insofern sie sich gründlicher mit der Kirchengeschichte befassen, — für sie alle postulire ich Beschäftigung mit der Kunstgeschichte ex officio.

Es sei erlaubt, ein paar Bemerkungen in Betreff der Historiker hinzuzufügen. Ohne dem Selbstbestimmungsrecht der Einzelnen Schranken anzulegen, wird es sich doch empfehlen, im Hinblick auf die praktische Stellung, welche die Mehrzahl derselben künftig im Leben einnimmt, als Lehrer, Archivar, Bibliothekar u. s. w., ein Durchschnittsmaß der zu stellenden Forderungen zu fixiren.

Hier meine ich nun, und komme damit auf den Ausgangspunkt meiner Erörterungen zurück, daß das von der École des Chartes befolgte Programm mutatis mutandis auch für uns das richtige wäre; also: im Mittelpunkt Kenntniß der vaterländischen Kunst, ihrer Entwicklung und ihrer wichtigsten Denkmäler; sodann Uebersicht über die Kunst der andern Völker, soweit als zum Verständniß der heimischen nöthig ist. Der Stoff der dem Gedächtniß einzuprägenden positiven Daten ließe sich in zwei vierstündigen, oder vier zwei- bis dreistündigen Vorlesungen ganz wohl bewältigen. Als Wesentliches käme hinzu das unter Leitung des Professors zu beginnende und durch Privatfleiß fortzusetzende Studium des Anschauungsapparates. Gewiß, nur den Begabteren wird es gelingen, tiefer in die Welt des Kunstschönen einzudringen. Bei den übrigen wird zunächst nur eine Orientirung mehr äußerlicher Art erreicht werden; aber es ist dadurch der Boden wenigstens soweit vorbereitet, daß die später im Leben zu gewinnenden Eindrücke und Beobachtungen Wurzel fassen und fortwachsen können. Die also Vorgebildeten können den vaterländischen Denkmälern nicht mehr ganz blöde gegenüberstehen; sie können, wenn ihr künftiger Wohnort sie dazu auffordern wird, an der Denkmälerforschung und Denkmälerpflege nützlich mitwirken; sie können, wofern sie Lehrer werden, ihren Unterricht in der oben angedeuteten Weise dankenswerth beleben und bereichern.

Allerdings setzt die vorgeschlagene Reform voraus, daß an sämtlichen Universitäten die Kunstgeschichte ordnungsmäßig gelehrt werde. Diese Forderung ist indeß noch nicht gleichbedeutend mit der andern, daß ebensoviel besondere Professuren dafür zu creiren seien. Ueberall da, wo man sich damit zufrieden geben will oder muß, die Kunstgeschichte lediglich als

historische Hülfswissenschaft zu behandeln, würde es genügen, sie mit einer andern Professur, je nach Umständen der archäologischen oder einer der historischen, zu verbinden. Gegenwärtig wird die Zahl der dazu befähigten Docenten allerdings schwerlich ausreichen; ist aber einmal ein solches Ziel gewiesen, so wird der Nachwuchs sehr bald sich einstellen.

Zu fragen bleibt: mit welchen Mitteln sind auf der andern Seite die Studenten zur Erfüllung dieser neuen Forderung heranzuziehen? Ich unterlasse es, bestimmte Vorschläge zu machen, damit nicht die Discussion vielleicht vorzeitig in zu enge Bahnen gerathe. Ich werde zufrieden sein, wenn ich durch diese Zeilen überhaupt nur zu weiterer Discussion angeregt und das Bewußtsein geschärft haben könnte, daß hier „etwas geschehen muß“.

---



# Die „Reformirte Glaubenslehre“

von

Professor Dr. A. v. d. Linde.

Joh. Calvins Christliche Glaubenslehre nach der ältesten Ausgabe vom Jahre 1536 zum erstenmale ins Deutsche übersezt von Dr. phil. Bernhard Spieß, Oberlehrer und zugleich evangelischer Religionslehrer am Königl. Gymnasium zu Wiesbaden. Wiesbaden, Verlag von Chr. Kimbarth, 1887. Gr. 8°. XVI und 432 Seiten.

Den 20. April 1586 überreichten zwei Professoren der reformirten Hochschule zu Herborn, Caspar Olevian und Johann Piscator, dem Grafen Johann dem Älteren von Nassau als erste Frucht dieser Schulen Druckerey einen Auszug aus der weltbekannten Institutio Christianae Religionis des französischen Reformators Johann Calvin\*). Der akademische Buchdrucker und Verleger, Christoff Raabe (Corvinus), ließ noch in demselben Jahre einen Quartband von beinahe 800 Seiten erscheinen: „Hauptartikel der wahren christlichen Religion: Aus den vier Büchern der Institution Herrn Johann Calvini mit seinen eigenen Worten gezogen. Sampt der Vorrede des authoris an den Großmächtigen König in Frankreich, Franciscum den ersten. Auch sampt angehengtem Catechismo der Kirchen in Frankreich. Alles auß Französischer und Lateinischer Sprach trewlich verteutschet. Gedruckt zu Herborn in der Graffschafft Nassaw. Cagenelnbogen, xc. durch Christoff Raben. M.D.LXXXVI“. Das stattliche Druckwerk ist aber selbst in Deutschland so gänzlich verschollen, daß eine Ausgabe dieses Jahrhunderts (Johannes Calvin des großen Theologen Institutionen der christlichen Religion. Verteutschet durch Friedr. Adolph Krummacher, der heil. Schrift und Gottesgelahrtheit Doctor. Erstes und zweites Buch. Elberfeld, 1823) keine Spur

\*) Ich schöpfte die Nachricht aus dem Schularchiv, das Buch selbst ist verschollen. Dr. Christ. Lepp in Leiden (Bibliographische Mittheilungen, 1883 S. 92) spricht von Olivians Institutionis Christianae religionis epitome ex Institutione Joh. Calvini excerpta 1568. In Heidelberg war die Institutio Handbuch für den theologischen Unterricht, die Professoren veröffentlichten sogar 1597 eine deutsche Uebersetzung.

von Bekanntschaft mit demselben aufweist. Auch Paul Henry, in seinem Leben Johann Calvins des großen Reformators (I. Hamburg 1835, Schluß der Anmerkung auf S. 286) kennt bloß die nur zur Hälfte vollendete Arbeit Krummachers. Der uns jetzt vorliegende saubere Oktavband ist „am heiligen Abende des Jahres 1886“ — genau drei Jahrhunderte nach der ersten deutschen Ausgabe der *Institutio* fertig geworden: sein wissenschaftlicher Urheber, Herr Gymnasialoberlehrer Dr. V. Spieß in Wiesbaden\*) stammt aus dem bloß ein hübscher Emmausgang von Herborn entfernten Dilsenburg; er hat sein Buch — wohl als eine Erinnerung an die Nassauische Heimat, Herr Spieß war nämlich vormalig Pfarrvikar in Kronberg-Königstein — der gegenwärtigen Erbgroßherzogin von Baden geborene Prinzessin von Nassau zugeeignet; sodas das Stammland der berühmten Statthalter der reformirten niederländischen Republik die Wiege der ältesten und jüngsten Calvinverdeutschung ist. Die jetzt erschienene Uebersetzung ist aber nicht bloß, wie der Titel angebt, die erste deutsche, sondern sie ist die erste Uebersetzung der lateinischen *Editio princeps* überhaupt. Ein Blick auf die frühesten Bearbeitungen und Uebersetzungen wird uns davon überzeugen. Versuchen wir aber, erst in großen Zügen die Vorgeschichte des Verfassers der *Institutio* zu schildern.

Eine wissenschaftliche Biographie des französischen Reformators Johann Calvin muß noch geschrieben werden. Wieviel Sagenhaftes auch hier zu entfernen, wieviel falsche Daten auch hier zu berichtigen sind\*\*), zeigen die gebiegenen Studien über Johannes Kalvijn (1881 und 1883) des Herrn Prof. Dr. A. Pierjon (früher in Heidelberg, jetzt in Amsterdam). Besonders der uns hier interessirende Zeitraum aus Calvins Leben, bis zur Erscheinung der *Institutio*, ist durch Veras Ungenauigkeiten stark entstellt worden.

\*) Es erschienen von ihm bereits: Die Prädestinationalehre des Koran (Weilburger Gymnasialprogramm von 1873), Die christliche Idee der Parzivaldichtung (Wiesbadener Gymnasialprogramm von 1879), Luthers Beziehungen zu Nassau (Frankfurt 1884), Homiletisches u. s. w.

\*\*) Hauptquellen sind Calvins Werke und Briefe. Im *Corpus Reformatorum* vol. XXIX (Braunschweig 1863) beginnen die von Wils. Baum, Ed. Cunitz und Ed. Neuß edirten *Opera Joannis Calvinii*; erschienen sind 30 Bände. A. L. Germinjard, *Correspondance des Réformateurs dans les pays de langue française* (2. Ausg.) Genf 1878—86; erschienen sind sieben Bände. Was „vom katholischen Standpunkte“ auch auf diesem Gebiete (z. B. in Audin's *Histoire de la vie, des ouvrages et des doctrines de Calvin*, 6. Aufl. Paris 1873) an „Urkundenmaterial“ geleistet wird, entnehme der Leser gelegentlich der zweiten Seite der deutschen Uebersetzung (Augsburg 1843) von Dr. Carl Egger, Dombachant und bischöfl. Official in Augsburg. Den neulutherischen Fanatismus wider Calvin hat Missionsdirector Dr. Wangemann (Die lutherische Kirche der Gegenwart in ihrem Verhältnis zur *Una Sancta*, Berlin 1883 ff.) geschildert.

Am 10. Juli 1509 in der picardischen Stadt Noyon geboren, ist er dort mit den Kindern der Familie von Hangeft, Herrn von Mommor, erzogen und im August 1523 zur Einübung der Vorstudien zur damaligen Theologie nach Paris geschickt worden. Calvin trat aber nicht in den geistlichen Stand ein, sondern er studirte auf Befehl seines Vaters zu Orleans und Bourges die Rechtsgelehrtheit. Nach Kampfschulte (Calvin, 1869 S. 231) hätten wir aus dieser Periode die erste gleichzeitige biographische Nachricht über ihn. Der genannte Biograph bezieht nämlich eine Mittheilung in einem Brief, den Buger den 1. Mai 1528 aus Straßburg an Farel schrieb\*), irrthümlich auf Calvin: Habes hic Noviodunensem iuvenem, qui oborta persecutione Aureliae, ubi literis operam dabat huc migravit. Is Aureliae esse narrat qui idoneus esset . . . Noviodunensis linguas statuit discere, quarum adhuc praesertim graecae et ebraicae prorsus rudis (bei Kampfschulte, nach einer Korrektur von unbekannter Hand: in quibus nondum plane eruditus) est. Da sich aber Buger und Calvin vor 1. Dez. 1536 niemals in Straßburg begegnet haben (Nam quod non est datum te nosse et appellare quum hic esses, dici non potest ut doleat, schrieb ihm damals Buger, Thes. Ep. I. Nr. 37), hält Pierson diese Verwendung des Briefes von 1528 mit Recht für einen Fehler. Ein Brief Calvins an Buger, den Kampfschulte (mit Henry, I. S. 55) zur Unterstützung seiner Ansicht in das Jahr 1532 setzt, ist unmöglich so alt. Der erste Brief, den wir von Calvin selbst besitzen, ist an seinen Universitätsfreund Franz Daniel zu Bourges gerichtet, und vom 6. September (1530) aus Meillant (Melliani, südlich von Bourges) datirt. Calvin erwähnt darin einer Indiskretion (Quod superest, scias impudentiae nostrae apertam esse fenestram, dum promptam atque expeditam operam praestitisti, ne posthac simus verecundi petitores), und verspricht für Wein zu sorgen (Interim tamen penum vino instruendam curabo). In einer englischen Uebersetzung der Briefe Calvins (Edinburg 1855) läßt man dieses Schreiben aus Meaux (!) stammen, und so fand Merle d'Aubigné Gelegenheit, den Bischof Briçonnet durch Calvin bekehren und Gebrauch machen zu lassen „de la fenêtre qui lui était ouverte dans cette ville, pour y réprendre l'Évangile et remplir des vases de ce vin précieux“! Calvin beauftragte Daniel auch mit einem Gruß an Melchior. Herminjard (II. S. 280 Anm. 7) versteht darunter den berühmten Hellenisten M. Wolmar von Rottweil, der aber

\*) Es ist die erste Nummer im Thesaurus epistolicus calvinianus = *Johannis Calvini Opera quae super sunt omnia*, Vol. X. I = *Corpus Reformatorum*, Vol. XXVIII pars posterior.

— wie aus einem Brief von Ulrich Zasius an Bonifaz Amerbach vom 27. August 1530 hervorgeht — damals noch der Universität Orleans angehörte. Im Winter 1530/31 hat Calvin von dem genannten Lehrer die Anfänge (rudimenta) der griechischen Sprache gelernt, wie er 1546 in seinem Kommentar zum zweiten Korintherbriefe dankbar erwähnt. Von anderen Verpflichtungen, besonders mit Bezug auf evangelische Ansichten, ist keine Rede, und somit ist die Behauptung eines theologischen Einflusses Wolmar's auf Calvin bloß unverbürgte (in diesem Falle katholische, deutschfeindliche) Sage. Zwei andere mit Calvin befreundete Juristen waren Du Chemin und Connam. An den letzten (später königlicher Beamter in Paris und also wohl kein Keger) richtete er 1531 seine Praefatio in Nic. Chemini Antapologiam, die aber nichts für unseren Zweck enthält. Dem Du Chemin kündigt er den 16. Mai aus Noyon den nahenden Tod seines erkrankten Vaters an, der am 26. Mai 1531 auch wirklich erfolgte. Darum kehrte Calvin nicht nach Bourges zurück, sondern er ging wieder nach Paris. Dort besuchte er die Schwester seines Freundes Daniel in ihrem Kloster, wo sie bald darauf als Nonne eingekleidet werden sollte. In einem Briefe vom 27. Juni (Herminjard, II. Nr. 345) giebt Calvin dem Bruder Nachricht. Das Schreiben ist zwar sehr bezeichnend für den künftigen Seelsorger Calvin, es enthält aber kein Wort, das nicht jeder ernste Katholik hätte schreiben können. Daniel wenigstens hielt den Freund für so gut katholisch, daß er den 27. Dez. 1531 (a. a. O. Nr. 362) den Wunsch äußert, ein Bischof möge Calvin mit einem kirchlichen Amte bescheiden: „Seis nos Episcopum nationis tuae (den gewählten Bischof von Noyon, Johann von Hangest?) habere cujus adventum quotidie expectamus. Vellem tuorum amicorum opera te illi ita commendatum esse, ut Officialis dignitate aut aliqua alia te ornaret. Damit harmonirt vollständig die Thatsache, daß Calvin den 4. April 1532 seinen Kommentar zu L. A. Seneca's zwei Büchern de Clementia Claude von Hangest, Abt des heiligen (Dlvi) Eligius zu Noyon, gewidmet hat. Diese Erstlingsarbeit Calvins zeigt uns ausschließlich einen jungen Humanisten, der Musen und Gratien, einen heidnischen Author, und den von den Protestanten angefochtenen Erasmus verehrt. Er tabelt sogar die Sucht der Menge nach Neuerungen (Vulgus semper ad res novas levissimum). Calvins Seneca ist daher auch nicht, wie Henry so erbaulich tabelt, wider die Religionsverfolgung in Frankreich gerichtet, sondern das Buch kennzeichnet sich vielmehr durch das Fehlen aller jener Anspielungen auf die Ereignisse in Frankreich, welche Seneca's Thema seinem Erklärer doch so nahe gelegt hätte! „Zuletzt — bemerkt Pierson treffend — verdient das Thema an sich unsere Aufmerksamkeit. Seneca gehört

der stoischen Schule an, Calvins *bête noire* in seiner Institution. Wie weit war der Erklärer der *Clementia* noch von dem Verfasser der *Institutio Christiana* entfernt!“ Gewiß, auch in dem gleichgiltigen Ton, in welchem er seinem Freund Daniel schreibt, daß er auf dessen Wunsch eine Bibel für ihn gekauft habe (*De Bibliis exhausti mandatum tuum in quibus reperiendis pluris fuit opera quam pecunia*), dafür nun aber auch auf Unterstützung beim Verkauf des Kommentars rechnet.

Im Mai 1532 kehrte Calvin nach Orleans zurück und blieb dort bis in das Jahr 1533. Kampfschulte läßt ihn schon im Jahre 1532 zum Protestantismus übertreten, unerklärlich bleibt dann aber Calvins Brief an Daniel Ende Oktober 1533. Obgleich dort die Rede ist von dem evangelisch gefärbten Werke der Schwester des Königs von Frankreich, le Miroir de l'âme pécheresse, das die Sorbonne verurtheilt hatte, sucht man umsonst bei Calvin nach protestantischen Sympathien. Vielmehr konnte er nach seinem Uebertritt (*Responsio ad Sadoleti Epistolam*) von sich ausagen: *Ego vero novitate offensus, difficulter aures praebui; ac initio, fateor, strenue, animoseque, resistebam*. Auch die sandläufige Erzählung, daß Nik. Cop, Rektor der Universität, den 1. November 1533 in Paris eine von Calvin abgefaßte evangelische Rede gehalten haben soll, ist gegen Piersons Kritik (1881 S. 72—78) nicht mehr aufrecht zu halten. Ebenso wenig kann Calvins Schrift wider die anabaptistische Theorie vom Seelenschlaf (*Psychopannychia*) noch länger nach der Weise seiner Biographen für die Deduktion seines katholischen Standpunktes im Jahre 1534 verwendet werden. Calvin selbst hat den 1. Oktober 1538 zu Straßburg an Pignäus geschrieben, daß er diese Schrift 1535 (*ante triennium*) abfaßte, Buzer rieth aber von der Drucklegung ab, und so ist sie erst 1542 (wieviel oder wenig umgearbeitet?) zum ersten Male veröffentlicht worden (*Theol. Ep. I. Nr. 144*). Auch die angebliche Begegnung mit Servet Paris 1534 ist ein Anachronismus: das richtige Datum ist Straßburg 1538.

Calvins plötzliche Bekehrung (*subita conversio*), wovon er 1557 spricht, kann kaum früher als in der zweiten Hälfte des Jahres 1534 vorgefallen sein. Denn wie soll man es sonst verstehen, daß er erst am 4. Mai 1534 seine römisch-katholischen Pfründen veräußert hat. In Uebereinstimmung mit den Mißbräuchen seiner Zeit hatte Calvin schon am 21. Mai 1521 die Kapelle de la Vierge in der Kathedrale zu Noyon und den 27. September 1527 die Pfarre von Marteville (später vertauscht mit der Pfarre zu Pont l'Évêque) erhalten. Die erste Pfründe trat er (*mediante pretio conventionis*) an Ant. de la Martiere, die zweite an Calm ab. Den 4. Juni 1535 war der Druck von Olivetans französischer

Bibelübersetzung beendet. „In berebten Worten“ — sagt Kampfschulte — „preist Calvin in den beiden Vorreden, durch die er das Werk Olivétans empfiehlt, die Hoheit und Erhabenheit des in der Bibel niedergelegten göttlichen Wortes und das Recht der Gläubigen auf seinen unverkürzten Besitz.“ Das Bibelwerk hat wirklich zwei Vorreden, voran eine lateinische, und vor dem neuen Testament eine französische. Letztere steht mit Unrecht auf den Namen Calvins, denn Calvin, der das Neue Testament nicht übersetzt hat, konnte darin auch nicht schreiben: „Lequel (livre qui s'ensuyt) avons translaté le plus fidelement qu'il nous a esté possible selon la vérité et propriété de la langue Grecque.“ Der Einwand ist so richtig und wichtig, daß man später in der lateinischen Uebersetzung dieser pseudocalvinischen Vorrede den Satz einfach weggelassen hat. Bleibt also die Präfatio: Johannes Calvinus Caesaribus, Regibus, Principibus, gentibusque omnibus Christi imperio subditis salutem, die wir aber erst nach Neuß' eingehender Untersuchung der betreffenden Bibelübersetzung (Revue de Théologie 1866) richtig würdigen können. Olivétans Altes Testament — dessen Beurtheilung eigentlich noch außerhalb Calvins Kompetenz lag, denn er verstand damals noch kein Hebräisch — gilt für ein Meisterstück (l'A. T. d'Olivétan est non seulement une oeuvre d'érudition et de mérite, mais un véritable chef-d'oeuvre). Mit dem neuen Testament aber verhält sich die Sache ganz anders! Es ist factisch nur eine Wiederholung der seit 1523 öfter gedruckten Uebersetzung des Jac. le Fèvre d'Étaples (Faber Stapulensis). Die Abweichungen des neuen Textes fußen nicht auf dem griechischen Grundtext, sondern auf der lateinischen Uebersetzung des (nicht genannten!) Erasmus; Olivétan muß Erasmus' griechisch-lateinisches Neues Testament vom Jahre 1527 in Händen gehabt haben. „En mettant en regard les quelques passages où Olivétan a examiné le Grec sans s'arrêter à Erasme, et les nombreux passages où il n'a consulté ni l'un ni l'autre, mais où il s'est contenté de copier Le Fèvre, on constate facilement que les corrections opérées dans le premier cas ne valent guère la peine d'être mentionnées, tandis que sa négligence, dans la seconde série de cas, a laissé subsister beaucoup de fautes grossières, sans compter les fréquentes dérivations du texte . . . moins importantes.“ Von den Apokryphen sagt Neuß: „On est enclin à supposer qu' Olivétan a dû faire sa traduction sur le grec, et l'on s'étonne ensuite de trouver à celle-ci une ressemblance parfaite avec celle dite de Le Fèvre d'Étaples, qui est dans la dépendance la plus absolue de la Vulgate.“ Wie konnte also, frage ich mit Pierfen, Calvin diese neue Ausgabe damit empfehlen, daß eine

„purior interpretatio, quam quae nunc habetur“ noth that? Wie versichern, daß sein Freund „summa fide in hoc interpretandi officio versatus est“? Wie die schon vorhandenen katholischen Uebersetzungen, wie den Erasmus so vollständig ignoriren? Denn seine schwunglose Präfatio enthält nichts, was ein katholischer Humanist, was Erasmus nicht hätte schreiben können. Auf jeden Fall sehen wir, wie wenig Henry (I. S. 357) berechtigt gewesen ist, auf Grund der beiden Vorreden Calvin einen „großen Antheil an dem Werke der Bibelübersetzung“ beizulegen, und daß Stähelin (Johannes Calvin, I. 1863 S. 87) mit seinen Behauptungen: „Während seines Aufenthalts zu Basel beschäftigte Calvin — die Bearbeitung einer französischen Uebersetzung der heiligen Schrift . . . Was in der Uebersetzung (von Le Fèvre) noch mangelhaft erschien, hatte der gelehrte Robert Olivetan — bereits zu verbessern unternommen“ — seine Geschichte geschrieben hat.

War Calvin überhaupt damals schon in Basel? Pierjon versucht den Nachweis, daß er die lateinische Vorrede zur Olivetanischen Bibel noch in Frankreich geschrieben. Er beruft sich dabei auf Calvins vom 19. August 1561 datirte Vorrede zum Propheten Daniel: „Et si patria vobiscum — iam totos viginti sex annos non aegro carni.“ Das führt uns auf den Sommer 1535 zurück, „und ich zögere nicht“ — schließt Pierjon — „Calvin erst gegen August des genannten Jahres aus Frankreich sich entfernen zu lassen“. Calvins traditionelle Flucht aus Frankreich ist denn auch historisch nicht allein nicht nachweisbar, sondern Calvin selbst hat nie davon berichtet. Selbst zeichnet er sich vielmehr als einen Mann des Studierzimmers, der ein ruhiges Versteck sucht für seine Studien (in obscuro aliquo angulo additus ut quiete — fruorer). Auf einer Liste von 52 aus Paris geflüchteten Personen, die auf den 25. Januar 1535 vorgeladen wurden, erscheinen wohl Clément Marot, Mathurin Corbier und andere bekannte Namen, von Calvin aber vernimmt man nichts. Die große Kegerverfolgung sollte durch ein Edikt des Königs Franz I., vom 16. Juli 1535 aufhören, untersagt aber wurde: irgend eine Lehre, in Widerspruch mit dem christlichen (römisch-katholischen) Glauben, sei es öffentlich oder daheim, zu lesen oder zu lehren. Eben dieses Edikt hat wahrscheinlich Calvin veranlaßt, nach einem ruhigen Aufenthalt außerhalb Frankreichs sich umzusehen. Denn daß er damals die Bibel fleißig studirt hatte, ist sicher (man vergleiche bei Dr. Spieß, S. 423—29, das stattliche Verzeichniß der in der Institution angezogenen Bibelstellen). Calvins Freund Louis du Tillet schrieb ihm den 1. Dezember 1538: „vous avez abandonné votre nation pour ce que vous ne l'y (vostre doctrine) avez osé divulguer et maintenir publiquement“.

Bei diesem Freunde, einem Geistlichen zu Saintonge, hat Calvin (nach Beza) zuletzt gewohnt, und nach der Tradition (Calvin erwähnt einer Begleitung gar nicht) soll du Tillot ihn nach Deutschland begleitet haben. Sicher ist, daß Tillot „über zwei Jahre“ von seinem Vaterlande abwesend war, daß er aber stets von Zweifeln beunruhigt worden und im Herbst 1537 wieder nach Frankreich und in die katholische Kirche zurückgekehrt ist (Pierçon 1883 S. 112). Den 10. März 1538 schrieb er an Calvin: „Si, estant par de là au secours (nicht au sein, wie bei Herminjard) de plus de deux années, ma conscience n'a jamais peu s'appaiser de ce que, sans certain vocation de Dieu, je me estois retiré du lieu que ne devois délaissier sans commandement de Dieu.“ Hat also L. du Tillot seinen Freund Calvin wirklich begleitet, so bestätigt die angeführte Stelle genau Calvins Bericht vom 19. August 1561: *Etsi patria vobiscum — iam totos 26 annos carui*, und steht der Sommer des Jahres 1535 für Calvins Reise über Straßburg nach Basel historisch fest.

In Basel, wo Calvin unter falschem Namen sich aufhielt (*Ecco autem, quum incognitus Basileas laterem*), schrieb er sofort seinen vom 23. August datirten ersten (uns bekannten) protestantischen Brief, die gewaltige Vorrede seiner Institution. Das Werk selbst aber, ursprünglich zu einem Lehrbuche für sein Volk bestimmt, hat Calvin schon in Frankreich zu schreiben angefangen.

Bleibt der psychologische Bekehrungsproceß des Verfassers uns dunkel, um so klarer steht er hier auf einmal als der entschiedenste antirömische Polemiker vor uns. Hören wir nur auf eine Stelle wider die Casuistik, wider die Messe und wider die kirchlich-theologischen Autoritäten!

„Anfangs rechneten sie alles zusammen und zerspalteten die Sünden in Aeste, Zweige, Zweiglein und das Laub (Blätterwerk) an denselben nach den Formeln jener (ihrer) Lehrmeister. Darauf hängten sie daran Qualitäten, Quantitäten (Wesens- und Maasberechnungen) und Umstände; und ein erkleckliches Strecken rückte freilich die Erkenntniß vor. Sobald sie aber etwas zu weit sich auf die See begeben hatten, sahen sie nichts als den Himmel über sich und das Meer um sich: nirgendswo einen Hafen, nirgends einen Ankerplatz. Je mehr Sündengebiete sie durchmessen hatten, um so größer allemal stand vor ihren Augen der Haufen ihrer Missethaten; ja gleich hohen Bergeslasten stiegen sie empor, und nicht einmal ein leiser Hoffnungsschimmer wollte sich ihnen selbst nach den langwierigen Umwegen und Irrfahrten zeigen. — Sie staken daher zwischen Thür und Angel, und kein anderer Ausweg ließ sich finden als die Verzweiflung. Da haben denn die Stockmeister, um die Wunden



zu heißen, die sie geschlagen, gewisse Verbände angelegt und Bähmittel angewandt, sodaß ein jeder that, was in seinen Kräften stand. Doch umtauschten sie wiederum neue Sorgen, ja neue Foltergedanken ängstigten die armen nackten Seelen als: „Ich habe nicht genug Zeit aufgeboten, nicht die richtige Mühe auf mein Heil verwandt, mit viel Saumseligkeit den rechten Zeitpunkt verpaßt, und die Vergeßlichkeit, die aus der Sorglosigkeit hervorgegangen, ist ganz unverzeihlich.“ Da brachte man denn noch andere Heilmittel bei, welche derartige Schmerzen lindern sollten: „Be-reue auch deine Saumseligkeit; wenn sie nur nicht ganz zu Boden liegt, wird sie schon verziehen werden!“

Allein alle solche Mitteln können die kaum verharste Wunde nicht schließen noch verdecken und sind nicht sowohl Viderungsmittel des Uebels, als vielmehr Gifte, die man mit Honig bestrichen hat, damit sie nicht durch ihre ursprüngliche Bitterkeit den ersten Geschmack verderben, sondern ins Innere eindringen, bevor man es spürt. Es drängt also immer wieder und tönt ins Ohr jenes schreckliche Gebot: „bekenn' alle deine Sünden!“ Und es ist unmöglich, solchen Schauer anders zu beschwichtigen als durch ein sicheres Trostmittel“. (Spieß S. 251.)

„Ein Blinder muß es ja sehen, ein Tauber verstehen, selbst ein Knabe begreifen diesen Gräuel der Messe! Im goldenen Kelche eingesehnt, hat ihr Zaubersrank alle Könige und Völker der Erde, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, also trunken gemacht, also in Schlaf und Taumel versenkt, daß sie, stumpfsinniger selbst als das liebe Vieh, ihre ganze Seligkeit auf diesen Abgrund des Verderbens bauen konnten. Gewiß, das war der stärkste Sturmbock, mit dem der Satan je gegen die Macht und den Bestand des Reiches Christi angekämpft hat. Das ist die Helena, jenes verführerische Weib, für welche die Feinde der Wahrheit heutzutage mit solcher Wuth, mit solcher Zornesrauserei, mit solcher Hartnäckigkeit sechten. Und in der That eine rechte Helena, mit welcher sie in geistlicher Hurerei, der erschrecklichsten von allen, also buhlen. Ich will hier nicht einmal mit dem Finger an die groben Mißbräuche tippen, mit welchen, wie sie vorschützen könnten, die Reinheit ihrer heiligen Messe entweiht wäre; nicht an den schändlichen Handel, den sie treiben, nicht an den schmutzigen Gewinn, den ihnen ihr Messelesen einbringt, nicht an die Bier, womit sie ihren Geiz zu befriedigen suchen. Nur das will ich andeuten, und zwar mit wenigen schlichten Worten, welcherlei Art die allerheiligste Heiligkeit der Messe an sich sei, die so viele Jahrhunderte gebraucht hat, um derselben eine solche Verühmtheit und Verehrung zu sichern!“ (Spieß S. 210.)

„Und wenn es einmal gilt, mit dem Ansehen (unter dem Schutze)

der Alten (mit dem Zeugniß der Alten gewappnet) den Kampf aufzunehmen, welche Männer versuchen sie, o gütiger Gott, uns als alte Gewährsmänner aufzubringen? Ein gut Theil derjenigen Lappen, mit denen der Lombarde, ihr Hauptgewährsmann (Hauptmeister), seine bunten Röcke zusammengewoben hat, sind den ungesalzenen Einfällen gewisser Mönche entnommen, die unter dem Namen des Ambrosius, Hieronymus, Augustinus und Chrysostomus Verbreitung gefunden. Als augenscheinlicher Beweis nur die eine Bemerkung: alle Stellen fast entnimmt er dem Buche Augustins über die Buße, welches, von irgend einem Helden-dichter ohne Sinn und Geschmack aus guten ebenso wie aus schlechten Autoren zusammengestellt, zwar des Augustinus Namen an der Stirn trägt, doch ein Nachwerk ist, welches kein nur halbwegs Gelehrter als sein Eigenthum anzuerkennen für anständig halten möchte.“ (Spieß S. 281.)

Das Werk verließ im Frühling 1536 die Presse. Marc Vertsch berichtet den 28. März 1536 über die in Basel neu erschienenen Bücher und zählt dabei auch auf: „Catechismus Galli cuiusdam ad Regem Franciae“ (Herminjard IV. S. 23.) Wir geben den Titel vollständig.

Christianae Religionis Institutio totam fere pietatis summam, et quicquid est in doctrina salutis cognitu necessarium, complectens: omnibus pietatis studiosis lectu dignissimum opus, ac recens editum. Praefatio ad christianissimum Regem Franciae, qua hic ei liber pro confessione fidei offertur. IOANNE CALVINO Noviodunensi autore. Basiliae, M.D.XXXVI. 520 Ottavseiten.

Die erste Ausgabe der Institution ist also durchaus nicht, wie man häufig liest, anonym, ohne den Namen des Verfassers erschienen! Calvins Name prangt nicht allein auf dem Titelblatt, sondern er folgt noch einmal in der Ueberschrift der Widmung (Epistola nuncupatoria, bei Spieß S. IX, wofür die Ueberschrift des Uebersetzers wegzfallen muß), und zum drittenmal am Anfang des Lehrtextes (Christianae Institutio Johanne Calvino autore, steht bei Spieß S. 25). Calvin berichtet zwar selbst (Widmungsbrief vor dem Plattercommentar 1557), daß man ihn zu Basel nicht als den Verfasser der Institution kannte (nemo illic me sciverit auctorem esse), er versteht hier aber unter Anonymität, daß sein Buch ohne seinen in Basel bekannten Pseudonym erschienen ist. Diese Anonymität ist so streng durchgeführt worden, daß dem Anschein nach nicht einmal die Verleger Thomas Platter und Balthasar Casius (Ruch) die Identität des Herrn von Esperville (oder wie er sich damals in Basel genannt haben mag) mit Johann Calvin gewußt haben! Es ist nämlich am Sengerkasten etwas mit dem Manuscript verfallen,

das mir bei der ersten Lesung des ältesten Textes, im Januar dieses Jahres, sofort auffiel und das folglich der Autor selbst, hätte er irgend etwas mit Drucklegung und Korrektur seines Werkes zu thun gehabt, unmöglich würde übersehen haben. Bei dem (nach richtiger Zählung) fünften Gebot nämlich (Corpus Reformatorum XXIX Col. 38: Mandatum V Honora patrem et matrem) fiel mir die allzugroße Knappheit der Erklärung, das Fehlen aller zu ehrenden Vorgesetzten, vielmehr also — vom Standpunkte der gebräuchlichen Erklärungsweise — die Unvollständigkeit der gebotenen Auslegung auf. Was hier nun aber fehlte begegnete mir bald darauf (loc. cit. Coll. 41/42: Hac ratione populus suos reges, principes, magistratus, et alios sibi praefectos, in honore habeat, — Ad hunc modum quisque reputet, quid in suo ordine ac loco proximis debeat et quod debet solvat) unter dem zehnten Gebot (Non concupisces domum proximi tui etc.), da gehört es aber gar nicht hin! Schlagen wir nur die neue Uebersetzung (1887 S. 46) auf. Die Erklärung des 10. Gebotes: Laß dich nicht gelüsten, hörst mit dem Satze: „Denn Fremdes begehrt und behält für sich jeder, der nicht verabsolgt, was er der Aufgabe seines eigenen Berufes gemäß, anderen schuldet.“ Der sodann folgende Absatz: „In diesem Sinne halte ein Volk seine eignen Könige — und andere ihm vorgesezte Behörde in Ehren“ (bis zu dem Strich auf S. 48) gehört offenbar zu dem 5. Gebot (S. 43): Ehre Vater und Mutter. Der Schriftsezer oder Geschäftsführer zu Basel hat also im Winter 1535/36 ein (in Calvins Kriegerschrift 44 Druckseiten der neuen Ausgabe umfassendes) Blatt in dem Manuskript verschoben und drei solcher Blätter (Mand. VI. — Mand. X bis: quae ex suae vocationis munere aliis debeat) zu früh abgesetzt. Das verlegte kopflose Blatt gerieth nun in den fortlaufenden Text zwischen dem citirten Schlußsatz des 10. Gebotes und Habemus totam legem decem mandatis explicatam, hinein. Es hat bloß 350 Jahre gewährt, bis die Verstellung ertappt wurde.

Der Widmungsbrief an den König Franz I. von Frankreich († 1547) ist „Basel, am 23. August“ datirt. Daß dies Datum nicht, wie noch bei Krummacher, durch 1536 ergänzt werden darf, geht schon daraus hervor, daß das Buch bereits im März 1536 erschienen, mithin der Monat August dieses Jahres für die Vorrede (Epistola nuncupatoria, auf dem Titel Praefatio genannt) von vorherin ausgeschlossen ist (vgl. bei Spieß S. XVI, 24 und 432). Zum Ueberfluß aber besitzen wir Calvins eigene ausgeschriebene Ergänzung in den beiden ersten französischen Ausgaben 1541 und 1545: den dreiundzwanzigsten August tausendfünfhundertfünfunddreißig. Der „1. August“, der jetzt überall statt des 23. unter dem Briefe an den König steht, ist demnach ebenso unrichtig wie die Jahreszahl 36 statt 35.

Calvin hat zu Straßburg seine erste Umarbeitung der *Institutio* (nunc vere demum suo titulo respondens) herausgegeben, die u. a. mit einer vom 1. August 1539 datirten Vorrede an den Leser vermehrt ist. Dieser 1. August verirrte sich, mit damals nicht ungewöhnlicher Nachlässigkeit (bibliographische, orthographische und ähnliche Korrektheit in unserem Sinne kannte man überhaupt noch nicht) auch unter die zweite Vorrede an den König, und so ist das fehlerhafte Schendbriandatum (das Gesetz der Trägheit soll ja diese Welt mitregieren) geblieben.

Erst nach dem erweiterten Text von 1539 hat Calvin selbst sein Hauptwerk wörtlich in seine Muttersprache überetzt (gedruckt 1541). Daß er fortwährend an seiner Glaubenslehre gearbeitet hat, ist so natürlich und selbstverständlich, daß man an die Thatsache gar nicht zu erinnern nöthig hätte, wenn in theologischer Beziehung Calvins Biographen ihn nicht gleichsam in vollständiger Rüstung aus dem Kopfe eines Gottes hätten hervorspringen lassen. Auf Nebendinge, wie z. B. daß er 1536 noch ganz unbefangen ein Citat aus dem Baruch bringt, oder den Brief an die Hebräer noch dem Paulus beilegt (vgl. Spieß S. 74 mit Krummacher S. 182), kommt es dabei nicht einmal an. Denn auch dogmatisch behandelt Calvin 1536 die Prädestinationslehre z. B. in einer so milden Form, daß auch Melancthon ganz gut diese Partie so hätte schreiben können\*). Freilich, wer mit dem Vorsehungsglauben so fürchtbar Ernst macht wie Calvin, kann eben bei dieser milden (inkonsequenten) Form nicht stehen bleiben, sondern er muß die von vielen Propheten des alten Bundes, von dem vierten Evangelisten und von Paulus gelehrt absolute Vorherbestimmung voll und ganz annehmen. Daß aber zu diesem Dogma die durch und durch katholische Kindertaufe ebenso wenig wie zu der lutherischen Rechtfertigungslehre passen will, hat Calvin vergeblich bestritten.

Auch der berühmte Widmungsbrief hat 1539 einzelne Ergänzungen erhalten\*\*), welche die gelehrten Herausgeber der Werke Calvins (*Corpus Reformatorum* XXIX) nicht genügend hervergehoben haben, nämlich: Spalte 264/65 der *Passus Speciosior forsans* — trahuntur, in den Spalten 268—270 die Kurstiftstellen, Spalte 271/72 der *Passus*: *Et sane — Apagesis ergo tam stupendam aestimationem*. Der Laie kann, durch Vergleichung mit dem Text des Herrn Spieß, die Uebersetzung dieser Einschaltungen bei Krummacher herausfinden, und zwar auf den Blättern

\*) J. Köstlins Abhandlung über die *Institutio* (Theologische Studien und Kritiken 1868) enthält Symptome, daß die erste Ausgabe nicht gründlich studirt worden ist.

\*\*) Die *modesti homines* (Gemäßigten) der zweiten Auflage sind Herrn Spieß (S. 4 der Uebersetzung, wohl von Seite 259 seiner Vorlage (S. 11 fehlen sie noch) in die Feder geschlüpft?

3 („Scheinbarer — bezogen werden“), 6 (Vorderseite: „Väter waren es — Christi setzen“. Rückseite: „Einer der Väter — Entschaidung der Kirche“), 7 (Vorderseite: „Dazu sollte — Entschuldigung haben“. Rückseite: „Und fürwahr schon Hilarius — Hinweg mit solcher dummen Verehrung!“), 10 (der Satz: „Das würden wir wahrlich auch erfahren“). In der zweiten Umarbeitung des lateinischen Textes (Straßburg 1543 und 1545, französisch ebenfalls 1545), und daraus in der dritten Revision (zu Genf 1550, 1553 und 1554, auch französisch 1551, 1553, 1554 und 1557, italienisch ebenfalls 1557) und in der Schlußredaktion (statt der sechs Kapitel der ersten Ausgabe 1536 ein vier Bücher mit 80 Kapiteln und Hunderten Paragraphen umfassender Foliant, der 1559 in Genf, 1561 in Straßburg und Genf, französisch 1561 zweimal, 1562 dreimal, 1561 englisch, 1597 spanisch u. s. w. erschienen ist) kam noch der wichtige Satz hinzu: „Einer der Väter war es, welcher bezeugt, daß die Substanz des Brodes und Weines im Abendmal so bleibe und nicht aufhöre, gleich wie die menschliche Substanz und Natur, verbunden mit der göttlichen, in Christo dem Herrn bleibt. Folglich überschreiten diejenigen das Maß, welche erdichten, daß nach Hersagung der Einsetzungsworte des Herrn, die Substanz des Brodes und Weines aufhöre und in Leib und Blut verwandelt werde.“ Spalte 18 seiner Vorlage hat Dr. Spieß den Satz *Adversus totam prophetarum — a propheta*: „Gegen eine ganze Schaar Propheten wird einzig Jeremias gefendet um ihnen von dem Herrn anzusagen, dem Priester werde das Gesetz, dem Waisen der Rath, dem Propheten das Wort entfallen“, — übersehen.

Eine holländische Ausgabe der Institution von 1578 (die erste, Emden 1560, hat nicht den Brief an den König!) ist aus dem Lateinischen und Französischen übersetzt worden, wie wir gesehen haben war das auch der Fall mit dem Herborner Druck von 1586. Es war diese Ausgabe eine doch gar zu willkürliche! Weder Vorlage, noch Methode, noch Uebersetzer werden angegeben. Es ist ersichtlich nach welchem Principe man bei der Abkürzung des Originals vorgegangen ist. Buch I Kap. XIII z. B. (Dreieinigkeitslehre) enthält (S. 30—42, bei Krummacher S. 86—133!) bloß die Paragraphen 1, 2, 6, 7, 10—20, 23, 24 und 29 der Schlußredaktion, und diese Paragraphen dann noch in stark abgekürzter Form. Wie charakteristisch dieses Verfahren war, lehrt Par. 10, wo bei Krummacher „Servetus faselt, Gott habe die Person eines Engels angenommen“, in Herborn aber schweigt Servet fein stille. In der ausgelassenen Nummer 22 heißt es: „Aber weil zu unserer Zeit einige Schwärmereien aufgetreten sind, so wird es der Mühe verlohnen, ihre Trügereien zu prüfen. Dem

Servet war der Name Trinität so verhaßt, ja abscheulich, daß er alle Trinitarier, wie er sie nannte, für Atheisten erklärte. Ich übergehe die abgesehmackten Ausdrücke, die er zum Schimpfen erdacht hat. Seine Grübeleiten laufen darauf hinaus“, u. s. w. Die stark beschnittene Nummer 23 (bei Krummacher drei Seiten, in Herborn nur elf Zeilen) hebt im Original so an: „Aus diesem Sumpfe ist ein anderes ähnliches Ungeheuer hervorgegangen. Denn einige Buben, um den Haß und der Schande des servetischen Wahns zu entgehen, haben zwar drei Personen bekannt, aber“ u. s. w. Ich glaubte also anfänglich, man habe in Raffau Calvins Polemik wider den Märtyrer Michael Servet (1553 in Genf verbrannt) ausmerzen wollen, allein Buch II Kap. IX Nr. 3 beginnt so: „Zedoch muß man sich vor dem Teuffelischen Wahn des Serueti hüten, welcher“ u. s. w. Aus Kap. X Nr. 1 aber ist er wieder entfernt. Kap. XIV, wo er im Original in den Paragraphen 5 bis 8 behandelt wird, hat Herborn ihn nur in 5 und 8 aufgenommen, dagegen aus Buch IV Kap. XVI Nr. 29 und 31, und Kap. XVII Nr. 30 wieder ausgelassen. Ueber den merkwürdigen Druckfehler des Originals 1559, wo Calvin in einer Bekämpfung Osianders die Consubstantialität der Erlösten mit Gott leugnet, der Schriftsetzer ihn aber gerade das Gegentheil behaupten läßt (nos reddat statt non reddat, 1569, 1576, 1585 wiederholt, französisch aber richtig: il ne nous rend pas), vgl. man im Corpus Reformatorum Calvini Opera IV p. VIII, Herborn S. 54, Krummacher S. 169.

Calvins Latinität, Trägerin seiner feurigen Dialektik, ist eine ihm eigenthümliche, er schreibt eben „calvinisch“. Daß man, wie das ja selbstverständlich ist, nicht bloß Bekanntschaft mit Wendungen aus Seneca, sondern auch mit den Phrasen aus Terenz und Plautus\*), sodann Vertrautheit mit dem Pandektenlatein in den Anspielungen an juristische termini technici wie exceptio, citatio, apoche, antapoche, accusatio u. s. w. bei ihm findet, kann freilich nicht auffallen. Ueberraschender ist schon die Ungezwungenheit mit welcher Calvin von trivialen Gegenständen und Phrasen des Volksverkehrs — wie Schnupstüchern, Servietten, umgekehrten Ranzen und dergleichen — redet, sodaß man eine Vertrautheit mit\* der Pistrina des Rückenlateins annehmen muß. Denn solche Dinge brauchte Calvin eben nicht, wie ein gewissenhafter Uebersetzer, erst nachzuschlagen! Obgleich nun aber der gewandte Satzbau und Rhythmus der Darstellung

\*) Auf eine Anlehnung Calvins an Cicero de legibus III hat Dr. Spieß auf der letzten Seite seines Buches aufmerksam gemacht. Die Citate aus den alten Klassikern mußten nämlich (wie auch die Verse zu den Bibelcitaten) fast durchweg von dem Uebersetzer durch eigenes Suchen erbracht werden, da Calvin sich mitunter mit Anspielungen auf Autoren (ut Plato dicit) oder auf Geschichtsdaten (Verba, Solon, u. s. w.) begnügt.

auch Vertrautheit mit Cicero und den Ciceronianen verräth, findet sich doch nirgends eine Erasmanische und Muretische Nachäffung Cicero's. Mit anderen Worten: die Sprache Calvins wird nie formalistisch, oder ciceronianisch gefärbt. Kein *esse videatur*, keine *praeoccupatio*, *captatio* u. s. w. schwächt die Klarheit eines Ausdrucks, der im Dienste einer bestimmten Ueberzeugung steht. Wo er daher aus späterer Latinität einen Begriff nöthig hat, wählt ihn Calvin trotz Cicero mit Glück. Die kühnsten Perioden (im antiken Sinne der gebundenen Rede — Aristot. I. 1; Quintil. IX. 4. 19 — mit *κῶλα*, Einschnitten, *μέγθος εὐσύνοπτον*, Uebersichtlichkeit und Symmetrie, Geschlossenheit in sich, *ἄρισ* und *ἑσις*) bildet Calvin jedoch nicht in der einfachen Darlegung der Lehre, in welcher die *Oratio soluta* oft in kurzen klaren Sätzen dahinfließt, zumweilen mit den diesem Genus eigenen zwanglosen Anreihungen belebt: sondern da, wo ihn der Zorn bezeugt macht. Daß er dabei mitunter einen Objektatz mit *quod* statt eines *accus. infin.* gebraucht, in Nebensätzen der *Oratio obliqua* wohl einen Indikativ setzt, wo man einen Konjunktio (in einen anderen Tempus) erwartet, wird man wohl nicht an dieser Stelle als einen Tadel erwarten. Mit einem Worte, das sprachliche Gewand dieses in sachlicher Hinsicht so wichtigen Produktes des reformatorischen Geistes ist weit eher eine ernste philologische Aufgabe, als ein Gegenstand, den die abfällige Kritik eines modernen Schulmeisters zu erreichen vermöchte\*).

Es war also für den Herrn Uebersetzer durchaus keine leichte Aufgabe, den verschiedenen Seiten des Originals gerecht zu werden. Nur wer eine solche Arbeit in *nunc* mit versucht, kann ermessen, welche Schwierigkeiten dabei aus dem Wege zu räumen sind. In unserem Fall lag kein Kommentar, kein erster Versuch vor, auf dem wäre weiter zu bauen gewesen. Und doch hat Herr Dr. Spieß eine vorzügliche, der modernen Begriffsbildung entsprechende Arbeit geliefert (ein paar Proben haben wir vorhin schon mitgetheilt), deutsch in Gedanken und Ausdruck. Obgleich die Pietät ihm verbot, die Abgrenzungen der Satzglieder ohne Noth zu verschieben — in vielen Perioden hat Herr Spieß den calvinischen Stil erkennbar nachgebildet — so sind doch im Interesse der Verständlichkeit die langen Satzgefüge in kleinere Sätze aufgelöst. Herr Dr. Spieß hat alles verdeutscht, bis auf die scholastischen Citate und griechisch-rhetorischen *termini technici* herunter. Denn seine Uebersetzung soll ja auch von Gemeindegliedern gelesen werden, die mit

\*) Calvins französischer Stil kann hier natürlich nicht inbetracht kommen, wir verweisen bloß auf das Urtheil Sainte-Beuve's (Causeries, III. 2): Calvin, Rabelais, Amyot, Montaigne, sont les quatre grands prosateurs du XVI<sup>e</sup> siècle.

„diametral“ und dergl. nichts anzufangen wissen. (Nur auf S. 129 hat er Gallier und Anglikaner beibehalten, wo wir Franzosen und Engländer sagen.) Wo eingebürgerte Ausdrücke aus der Kirchengeschichte mußten beibehalten werden, sind die deutschen Aequivalente beigegeben. Oft sogar noch eine Umschreibung, wie denn zuweilen die Vieldeutigkeit des Ausdrucks im Original eine zweite, gleich richtige Auffassung in Klammern beizufügen oder in Anmerkungen zu verweisen veranlaßt hat. Wo ein bezeichnender frembländischer Begriff unentbehrlich war, ist er nur dem minder treffenden, aber verständlicheren Begriff beigelegt.

Bibeltexte und Quellen sind im Original am Rande, bei Krummacher am Fuße der Blattseiten gedruckt; für eine erhoffte zweite Auflage dieser — wie wir gesehen haben — vorhin niemals übersehten ersten reformirten Glaubenslehre erlaube ich mir, ebenfalls die Entfernung aller Citate aus dem Texte und ihre Verwendung in Anmerkungen vorzuschlagen. Der fleißige Gratianus zum Beispiel ist unserem Bewußtsein viel zu sehr entfremdet, um nicht störend auf den Gedankengang einzuwirken.

Wiesbaden, im Februar 1887.



# Der Kongo und der Kongostaat.

Von

Dr. Charpentier.

---

Im 16. und 17. Jahrhundert bestand an der Loangoküste ein ziemlich mächtiges Staatswesen eingeborener Völker. Mit Erfolg hatte die Mission unter ihnen gewirkt, der König und ein großer Theil des Volkes waren Christen. Noch heute legen in San Salvador, der einstigen Hauptstadt des Königreiches Kongo, Ruinen steinerner Kirchen und Paläste Zeugniß von der Blüthe jener fernen Tage ab.

Der heutige Kongostaat hat mit jenem alten Nichts als den Namen gemein, er ist ein Kunstprodukt, wenn man so will, eine Schöpfung der Presse. Es war der New York Herald, welcher seiner Zeit seinen Mitarbeiter Henry Stanley, damals einen unbekanntem Mann von dunkler Vergangenheit, mit der Auffuchung des verschollenen Livingstone betraute. Die wachsende Abonnentenzahl, das allgemeine Aufsehen, welches diese von einem Zeitungsreporter ausgeführte Afrikafahrt bewirkte, veranlaßten das New Yorker Blatt Stanley die Mittel zu einer zweiten Reise ins unbekanntes Innere von Afrika zu gewähren. Es gelang dem vom Glück begünstigten, keine Rücksicht kennenden Amerikaner bei dieser Gelegenheit den Oberlauf des größten afrikanischen Flusses, des Kongo, zu entdecken und auf diesem Wasserweg zum atlantischen Ocean vorzubringen. Der Erfolg dieser kühnen, von Stanley höchst lebendig und dramatisch geschilderten Entdeckungsexpedition war beim Publikum ein ungeheurer. Mit einem Schlage kam Afrika in die Mode. Stanley galt unbestritten als größte Autorität der Afrikaforschung, obwohl seine wissenschaftliche Vorbildung wie seine wissenschaftlichen Resultate Alles zu wünschen übrig ließen. Allenthalben entstanden Gesellschaften, welche sich Förderung der Erforschung des dunklen Welttheils zur Aufgabe stellten. Sollten ihre Bemühungen den vollen Erfolg haben, so war, schien es, eine centrale Leitung derselben unentbehrlich. Aber schwerlich hätten sich alle Nationen einer leitenden untergeordnet. Ein internationales Comité erschien dazu allein

berufen, und während Stanley noch auf seiner großen Reise begriffen war, beschloß der stets für große humanitäre Ziele begeisterte König der Belgier, in seiner Hauptstadt eine solche Centralstelle der Afrikaforschung zu errichten. Auf seine Einladung hin fand im Herbst 1876 die internationale Konferenz zur Berathung der Mittel für die planvolle Erforschung Afrikas statt, welcher die Association internationale pour l'exploration et la civilisation de l'Afrique centrale ihre Entstehung verdankt. Große Erfolge hat diese Association aber nicht erzielt, das Interesse der fremden Nationen erkaltete sehr bald und das Comité nahm immer mehr einen specifisch belgischen Charakter an.

Als nun Stanley im August 1877 auf dem Kongo den atlantischen Ozean erreicht hatte und bald die Welt mit phantasievollen Schilderungen der Reichthümer des durchkreisten ungeheuren Gebietes zu überschütten begann, faßte man in Brüssel den Plan, sich dieses Landes und seines Entdeckers zu verschern und durch Kolonisirung des Herzens von Afrika ein für die Geschichte dieses Erdtheils entscheidendes Werk zu vollbringen. Stanley wurde zum König Leopold berufen. Die Brüsseler Autoritäten nahmen die Schilderungen des berühmten Reisenden ohne eine Spur von Kritik hin. Kein einziger Herr des Comites legte sich die Frage vor, was Stanley denn bei der Fahrt auf dem breiten Strom gesehen haben könne, keiner unterrichtete sich über das, was bewährte Forscher in verschiedenen Theilen des Kongobeckens erlebt und beobachtet hatten. Man billigte alle Vorschläge des sanguinischen Engländers, und der König gewährte die Mittel zur Ausführung derselben. Während der Welt versichert wurde, Stanley gehe an den Kongo zurück, um nach dem Programm der Brüsseler Konferenz wissenschaftliche Stationen anzulegen, nahm man ein rein kolonialisatorisches Unternehmen in Angriff. Unter den Stanley beigegebenen Hilfskräften befand sich nicht ein Mann der Wissenschaft. Um so reichlicher war für kaufmännische und technische Kräfte gesorgt. Eine großartige Ausrüstung, darunter verschiedene transportable Dampfer, Häuser, Wagen und Werkzeuge aller Art wurde direkt nach der Kongomündung gesandt, während Stanley seinen Weg über Sansibar nahm, wo er eine stattliche Anzahl der erprobten aber zügellosen Krieger und Träger anwarb.

Anfang 1879 fuhr er mit seinen Hilfskräften den Kongo hinauf bis zu den gefährlichen Stromschnellen, welche bei Bivi der Schiffbarkeit des Unterlaufs ein Ende machen, und legte hier auf einem steilen Hügel die Hauptstation des Unternehmens an. Die Wahl dieses Platzes ist fast unerklärlich, denn militairisch ist derselbe ungeeignet, da er von allen Seiten durch höhere Berge beherrscht wird und in gesundheitlicher Hin-

sicht ist er einer der schlimmsten Flecke am Kongo. Das Fieber haust hier ununterbrochen. Im Laufe mehrerer Jahre legte Stanley von hier aus eine nur durch eine kurze schiffbare Strecke des Stroms unterbrochene Landverbindung mit dem Stanley Pool, einem großen vom Kongo gebildeten See, an, wo der Strom wieder schiffbar wird, und schaffte zwei kleine Dampfer nach diesem Theile des Flusses. An verschiedenen Orten wurden primitive Gebäude angelegt und mit einer kleinen Besatzung versehen, welche ihre Nahrung in der Hauptsache von Europa aus erhielt, da die Eingebornen zu wenig Lebensmittel abgeben konnten. Die Arbeiten ließ Stanley zum größten Theil von eingebornen Sklaven ausführen, welche er gekauft und an Ketten hatte schmieden lassen. Ende 1881 war die entfernteste Station, Mjuata, welches etwa 10 Meilen östlich vom Stanley Pool stromaufwärts liegt.

Bei den zahllosen Schwierigkeiten, welche ein so ödes und unfruchtbares Land wie das Gebiet des unteren Kongo jedem Vorgehen bereitet, war die Leistung Stanley's immerhin aner kennenswerth. Aber mit den geradezu ungeheuren Kosten stand sie doch nicht recht im Einklang. Die angelegten Stationen waren höchst primitive, kleine Ansiedlungen von Sanfibariten und Sklaven, zu nichts brauchbar als zur Beförderung der Waarentransporte, und die angelegte Straße war nichts als ein verbreiteter Weg der Eingebornen, welcher sich aufs innigste allen Terraingestaltungen anschmiegte und jeden Transport ebenso schwierig wie kostspielig machte. Die Eingebornen stellten sich überall zu der Expedition sehr feindselig, da man mit ihnen aufs rücksichtsloseste umging. Sie verlegten ihre Dörfer weit weg von den Wegen Stanley's und lehnten jeden Verkauf ihrer Hoheitsrechte ab. Alle Reisenden bestätigen, daß Stanley bei ihnen wie eine Art Attila gefürchtet wurde und daß die Versicherung, mit ihm in keiner Beziehung zu stehen, der beste Empfehlungsbrief war. Wissenschaftlichen, fremden Reisenden und Forschern leisteten die belgischen Stationen nicht nur keine Hilfe, sondern verhinderten sie sogar am Vorgehen. Ueber den Zustand und die Zwecke der Expedition wurde überhaupt das tiefste Schweigen beobachtet. Und doch konnte Stanley nicht hindern, daß andere Männer ihm zuvorkamen. Der französische Reisende de Brazza erwarb einen guten Theil des nördlichen Kongoufers bis zum Stanley Pool, während Stanley diesen noch gar nicht erreicht hatte, und die englischen Missionare schafften in aller Stille und mit vergleichsweise geringen Kosten mehrere Dampfer auf andern Wegen nach dem Oberlauf des Flusses und nahmen die eigentliche Erforschung desselben in die Hand.

So wenig auch die Leiter des belgischen Kongounternehmens von Afrika und afrikanischen Verhältnissen verstanden, so groß auch ihr Ver-

trauen in Stanley, und so rosig dessen Berichte waren, mit der Zeit wurden sie doch stutzig. Von den ihnen so oft angepriesenen Reichthümern des Kongobeckens kam nicht das Geringste zum Vorschein, Millionen wurden verschlungen, ohne daß ein ernstlicher Erfolg zu verzeichnen war. Die Franzosen hatten wichtige Stücke des Landes erworben. Auch die Portugiesen rührten sich und allerlei ungünstige Nachrichten über die wahren Zustände am Kongo, über die bodenlos schlechte Verwaltung, die Unfruchtbarkeit des Bodens und dergl. verlauteteten in den Blättern. Es wurde ein gewisses Mißtrauen gegen den amerikanischen Entdecker rege, und man begann sich nach einem Erfolge für ihn umzusehen. Dabei lenkte man die Blicke auf den weitgereisten vorzüglichen Naturforscher und Geographen Dr. Pechuel-Loesche, welcher eben erst 3 Jahre im Gebiete des unteren Kongo als Mitglied der deutschen Loangoexpedition forschend und reisend thätig gewesen war. Im September 1881 berief König Leopold den deutschen Forscher zu sich, befragte ihn über seine Ansicht vom Kongounternehmen und forderte ihn auf, in seine Dienste zu treten. Ein ernster wahrhafter Gelehrter, wie Dr. Pechuel ist, machte er aus seiner ungünstigen Meinung kein Hehl: Ein Land ohne gute natürliche Verkehrswege, ohne eine kultivirte, an geregelte Arbeit gewöhnte Bevölkerung verspricht einer Kolonisation in absehbarer Zeit keine Erfolge. Eine künstliche Verkehrsstraße kann in einem solchen Lande nicht rentiren, ebenso wenig ist an eine Besiedelung mit europäischen Ackerbauern zu denken. Eine sorgfältige wissenschaftliche Untersuchung über den wirthschaftlichen Werth des Landes bildet die Vorbedingung aller weiteren Thätigkeit. Die spätere, langwierigere aber hauptsächlichste Aufgabe wird die Erziehung der Eingebornen zu geregelter Arbeit sein. — So sehr diese Ansichten den Urtheilen und Berichten Stanley's zuwiderliefen und so wenig sie zu den rosigten Hoffnungen des Comites stimmten, entschloß man sich doch, als Dr. Pechuel gegen Ende 1881, nachdem er eben den ersten Theil seines Werkes über die Loangoexpedition\*) veröffentlicht hatte, sich geneigt zeigte eine nochmalige Afrikareise anzutreten, das Unternehmen in seine Hände zu legen und ihn mit der Ablösung Stanley's zu betrauen. In Begleitung des Meteorologen Dr. von Dandelmann traf der deutsche Gelehrte im März 1882 am Kongo ein. Aber von Anfang an hatte er die Kopfschmerzhaftigkeit des Brüsseler Comites und die Feindschaft der Gönner Stanley's schwer zu empfinden. Er erhielt weder die zugesicherte Ausrüstung noch die nöthigen Träger und mußte sich in der Hauptsache auf die Hilfe der holländischen und englischen Kaufleute am Flusse verlassen. Nach einer

\*) Die Loango-Expedition. Dritte Abtheilung. Erste Hälfte. Leipzig 1882.

Untersuchung der südlich vom Kongo gelegenen Küstengebiete kam er im Sommer 1882 in dem arg vernachlässigten Vivi an, wo bald nachher auch Stanley eintraf. Auf die Kunde von der Absendung Dr. Pechuel's und der Unzufriedenheit des Comites hatte nämlich der Entdecker seine Arbeiten sogleich eingestellt und begab sich schleunigst nach Europa, um persönlich in Brüssel einen Umschwung herbeizuführen. Bei jener Begegnung gab er seiner Feindseligkeit gegen den Erjakmann sehr unverhohlenen Ausdruck. Er sagte ihm mit dünnen Worten, daß er ihn für einen deutschen Spion halte. Die ihn begleitenden Sansibariten sandte er nach Hause, die frisch eingetroffenen stellte er unter den Oberbefehl eines belgischen Offiziers und entzog sie ausdrücklich Pechuel's Einfluß. Der kleine Dampfer in Leopoldville am Stanleyepool, das einzige Transportmittel ins Innere, war seit dem Abmarsch Stanley's des Drosselventils beraubt und somit unbrauchbar! Der deutsche Forscher war durch diese Maßnahmen von vornherein lahmgelegt; doch versuchte er, so gut es ging, seine Aufgabe zu lösen, schloß Verträge mit den Häuptlingen, suchte die aufs äußerste gereizten und erbitterten Eingebornen zu beruhigen und benutzte jeden freien Augenblick zu Terrainaufnahmen, Messungen und wissenschaftlichen Beobachtungen, den ersten, die daselbst gemacht wurden. Erst als er einsah, daß bei der Nichtberücksichtigung seiner Vorstellungen in Brüssel und dem immer unhaltbarer werdenden Zustande der Expedition ein weiteres Vorgehen und eine fruchtbringende Thätigkeit ihm durchaus unmöglich sei, entschloß er sich Ende 1882 nach Europa zurückzukehren.

Aber hier hatte indessen Stanley seine Zeit nicht verloren. Seinem persönlichen Auftreten war es gelungen alle Bedenkllichkeiten zu besiegen, alle Zweifel zu widerlegen und den Dr. Pechuel gründlich zu diskreditiren. Als derselbe in Brüssel eintraf, that man, als hätte er selbe seinen Posten verlassen und verweigerte ihm das Gehör. Mit neuer glänzender Ausrüstung traf Stanley im Dezember 1882 wieder am Kongo ein. Doch verfolgte er nun ein anderes Prinzip. Das ängstliche Geheimniß wurde fallen gelassen, und im Gegentheil möglichst viel Lärm vom Kongo gemacht, um fremdes Kapital für das Unternehmen zu gewinnen. Herr Johnston, ein Zeichner des Graphic, wurde von Stanley den Kongo hinauf bis Bolobo geschafft, ihm alles im schönsten Lichte dargestellt und er in den Stand gesetzt, in Verträgen und später in einem prächtig ausgestatteten Buche Stanley's Thaten zu verherrlichen. Zugleich schloß man mit den eingebornen Häuptlingen angebliche Oberhoheitsverträge ab und gründete eine Unzahl Stationen. Trotz alledem konnte Stanley sich nicht mehr in seiner Stellung behaupten. Fortgesetzt sah sich die Brüssler

Centralleitung nach einem Ersatz um. Zunächst wurde der englische General Sir Frederik Goldsmid für den Kongo gewonnen. Als derselbe bereits in Ifangila wieder umkehrte, knüpfte man Verhandlungen mit General Gordon an. Anfang 1884 war derselbe bereit seine Mission anzutreten, da berief ihn England zur Unterdrückung des Mahdiaufstands und er zog vor dieser Aufgabe sich zu widmen. An seiner Stelle ging der englische Oberst Sir Francis de Winton zum Kongo, welchen Stanley wiederum auf der Stelle verließ, um in Brüssel persönlich einzuwirken.

Trotz der geringen praktischen Erfolge, welche er erzielt, und so wenig auch seine Verheißungen von dem Reichthum des Kongobeckens sich bewahrheitet hatten, war sein Ansehen infolge des Zeitungslärms eher gestiegen als gefallen. Dennoch zog König Leopold vor den lähnen Entdecker jetzt in Europa zu beschäftigen. Hier bereiteten sich nämlich Ereignisse von großer Wichtigkeit für das belgische Unternehmen vor. Im Februar 1884 setzte Portugal, welches uralte Rechte auf dies ganze Küstengebiet besitzt, durch, daß England es als Eigenthümer der Kongomündung anerkannte. Für das Werk der Brüsseler wäre das der Todesstoß gewesen. Doch die bekannte Härte des portugiesischen Zollsystems erweckte den Belgiern eine Menge Helfer. Die am westafrikanischen Handel theilnehmenden Kaufleute aller Nationen erhoben gegen das englisch-portugiesische Abkommen Einspruch. Fürst Bismarck, der damals eben die ersten Schritte für Deutschland auf kolonialpolitischem Gebiete gethan hatte, benutzte die Klagen deutscher Kaufleute zum Anlaß, um gegen den Vertrag zu protestiren und den Zusammentritt einer internationalen Konferenz zur Regelung der Sache anzuregen. Vom November 1884 bis zum Februar des nächsten Jahres tagte dieser für die Entwicklung des centralen Afrika epochemachende Kongreß zu Berlin. Durch das Ansehen, welches er allgemein erregte, wurde die Kongofrage überaus populär und den Belgiern der Weg geebnet. Nachdem der Einfluß eines Freundes Stanley's, des amerikanischen Generals Sandford, es erst durchgesetzt hatte, daß die Vereinigten Staaten die Flagge der „internationalen Gesellschaft des Kongo“ als eine befreundete anerkannten, fiel es nicht schwer, dem Unternehmen einen staatlichen Charakter zu verleihen. Mit verschiedenen Regierungen kamen Verträge über die Grenzen des unabhängigen Kongogebiets zustande; Portugal mußte mangels jeglicher Unterstützung bei den anderen Staaten einen guten Theil seiner Ansprüche auf die Küste aufgeben, und im August 1885 nahm König Leopold die Würde eines Souveränes des Kongostaates an.

Ein riesiges Kolonialreich war damit allerdings für Belgien gesichert, aber leider war in materieller Hinsicht wenig gewonnen. Der

neue Staat bestand nach wie vor aus einer Anzahl ärmlicher in ihrer Verpflegung auf Europa angewiesener Stationen, welche am Laufe des Kongo von Vivi bis zu den Stanleyfällen im Herzen des dunklen Welttheils verstreut lagen. Die Arbeiten auf den Stationen wurden von aufgekauften unmenschlich roh behandelten Eingebornen besorgt, die sobald es ging, die Flucht ergriffen. Die einheimischen Neger haßten alles, was mit Stanley und den Belgiern zusammenhing, fürchterlich; Ueberfälle der Karawanen und Stationen gehörten zum Alltäglichen. Der Handel, welchen die Expedition trieb, brachte trotz aller Bemühungen nichts ein. Die einzige Einnahme, welche der eben nur nominell existirende Staat sich verschaffen konnte, bestand in der Besteuerung der am Flusse von Alters her ansässigen großen Handelshäuser. Aber damit wurden die Kosten für Erhaltung der Stationen und der Straße, Ausbesserung und Ersatz der Dampfer nicht im entferntesten gedeckt. Und nun gar an den Bau einer Eisenbahn längst dem Unterlaufe des Flusses, wie sie Stanley immer für unentbehrlich erklärt hatte, war gar nicht zu denken. Die großartige Freigebigkeit des Königs hatte aber ihre Grenze gefunden. So entschloß man sich das Privatkapital für den Kongostaat zu gewinnen. Indessen der mittlerweile erschienene sehr ungünstige Bericht des von den vereinigten Staaten zum Kongo abgeschickten Konsularbeamten Tisdell, die wenig schmeichelhaften Berichte der deutschen Reisenden, die Klagen der heimkehrenden Beamten hatten das Großkapital gegen den Kongo eingenommen. Man beschloß es daher mit den kleinen Leuten zu versuchen, indem man eine 100 Millionen Anleihe in Antheilscheinen von 20 Franko auflegte. Ein neues gleichzeitig in 7 Sprachen erscheinendes Werk Stanleys\*) und verschiedene Veranstaltungen auf der Weltausstellung in Antwerpen sollten die nötige Stimmung für die Anleihe machen. Das mit beispielloser Oberflächlichkeit und Nachlässigkeit gearbeitete Werk Stanleys erregte allerdings bei der urtheilslosen Menge genügend Aufsehen. Die Rücksichtslosigkeit und Härte, mit welcher der wegen seines unvergleichlichen Egoismus bekannte Entdecker über die Mehrzahl seiner Gehilfen, ohne deren Beistand er gar nichts ausgerichtet hätte, aburtheilt, die unglaublichen Uebertreibungen, welche er sich zu Schulden kommen läßt, wurden nur von den wenigen Eingeweihten gebührend gewürdigt. Zum Unglück für die Anleihe hatte nun aber Stanley auch seinem alten Groll gegen den Dr. Bequaer-Löschke in dem Buche Ausdruck geliehen und ihn in gröblichster Weise beschuldigt. Dieser Gelehrte, der die ihm geschehene Unbill bis dahin ruhig ertragen hatte, sah sich nun

\*) Der Kongo und die Gründung des Kongostaates. Leipzig, Brockhaus 1885. 2 Bände.

veranlaßt erst in der Gartenlaube dann in einer besonderen Broschüre: „Herr Stanley und das Kongo-Unternehmen. Leipzig 1885“ die Angriffsweise des Amerikaners und sein Werk näher zu beleuchten. Die lebendige und dabei überaus anschauliche, überall den Stempel der Wahrheit tragende Schrift that dem Ansehen des reclamekundigen Amerikaners mächtigen Eintrag. Die Schilderung des von Stanley über steile Berge gerade hinweggelegten Schienenstranges bei Bivi, auf dem nie ein Wagen gefahren ist, da erstlich keine Maschine vorhanden, andererseits der Transport der Waaren auf dem Kopf bequemer ist, während Stanleys Erzählung das Vorhandensein einer wirklich benützten Eisenbahn voraussetzen läßt, — die Beschreibung des Gartens in Bivi, für welchen nach Stanley 2000 Tonnen reichster Treibhauserde in 5000 Kisten binnen 20 Tagen auf den Berg geschafft worden sind (sic!), während in Wahrheit ein ganz kleines dürftiges Gärtchen bestehend aus schönem gelben Laterit vorhanden ist, haben wohl jeden Leser zum Lachen gereizt. In Brüssel erregte das Festchen natürlich arge Entrüstung. Stanley suchte sich aus der Affaire in der Art zu ziehen, daß er in amerikanischen Zeitungen eine äußerst ausfällige und hochmüthige Erklärung veröffentlichte, in der er auf die von Dr. Pechuel angeführten unwiderleglichen Thatsachen vorsichtigerweise gar nicht einging, sondern durch den Kontrast zwischen sich, dem großen Entdecker, der ungeheure Landstrecken durchmessen, und dem armseligen Gelehrten, welcher von Afrika nur einige 100 Kilometer gesehen habe, zu wirken versuchte. Als ob dann nicht Handlungsreisende die größten Geographen und Naturforscher sein müßten! In noch perfiderer Weise ging das Brüsseler Comité vor, indem es angebliche Stellen aus Dr. Pechuels ehemaligen Berichten veröffentlichte und dieselbe geradezu diametralen Urtheilen der Broschüre gegenüberstellte. Aber die Hoffnung dieser Herren, daß der Angegriffene keine Abschrift seiner Berichte besitzen und somit dem hinterlistigen Angriff wehrlos gegenüberstehen werde, war eine vergebliche. Dr. Pechuel besaß die genaue Kopie jener Altstücke und war in der Lage nachzuweisen, daß jene von dem Brüsseler Mouvement géographique veröffentlichten Stellen einfach entstellt oder gefälscht seien und er seine Meinung nicht geändert habe\*).

Der Anleihe war, wie erwähnt, der ganze Streit wenig förderlich. Ueberhaupt nur in einigen Staaten zugelassen, hat sie alle darauf gesetzten Hoffnungen gründlich getäuscht. Der Kongostaat sah sich genöthigt die kostspieligen und meist verfehlten Stationen bis auf wenige aufzugeben. Die entlegenste derselben, an den Stanleyställen wurde durch

\*) Herrn Stanley's Partisane und meine offiziellen Berichte vom Kongolande. Leipzig 1886.



arabische Sklavenhändler, welche seit jeher in diesen Gegenden rauben und morben, überfallen und zerstört. Die mit so ungeheuren Kosten auf den Kongo geschafften Dampfer waren sämmtlich schwer beschädigt und nur mit großer Vorsicht benutzbar. Die von Stanley angelegte Straße erwies sich immer mehr als unbrauchbar und man zog vor, die bequemeren Wege der Missionare zu benutzen. Nichts destoweniger wurde ein Ministerium, eine höhere Gerichtsbehörde sowie Zoll- und Posteinrichtungen für den sogenannten Staat geschaffen. Neuerdings wird sogar Geld für denselben geprägt. Besonders eifrig wurde endlich die Agitation für den Bau einer Eisenbahn am untern Kongo aufgenommen. Trotzdem keinerlei Terrainaufnahmen oder sonstige Erfahrungen ihm vorlagen, hatte Stanley die Kosten derselben haarklein ausgerechnet und versuchte erst in England dann auf dem Kontinent die nöthigen, übrigens viel zu niedrig veranschlagten Summen aufzubringen. Allerdings ohne Erfolg. Ob die mit Genehmigung der belgischen Kammern neuerdings emittirte Loosanleihe für diesen Zweck bessern Erfolg haben wird, ist zum mindesten fraglich. Es ist eben ein Ertrag dieser Bahn in absehbarer Zeit durchaus nicht zu erwarten. Was soll denn darauf gefahren werden? Der heut vorhandene Güterverkehr würde die Bahn nur wenige Wochen im Jahre beschäftigen, und eine beträchtliche Zunahme desselben ist undenkbar. Denn allgemein wird jetzt zugegeben, daß das große Küstengebiet bis zum Stanleypool ebenso ungesund wie unfruchtbar ist. Umso mehr freilich ist Stanley für die Fruchtbarkeit und die Reichthümer des Innern ins Feld gezogen. Nach seinen Schilderungen herrscht hier fabelhafter Ueberfluß an Elfenbein, Kautschuk, Orseille, kostbaren Hölzern womöglich auch an Edelmetallen. Nach seinen Darlegungen würde der Gewerbefleiß von halb Europa hier ein lohnendes Absatzgebiet finden. Gesehen hat er bei seinen Dampferfahrten freilich nichts vom eigentlichen Lande, aber er behauptet gute Gewährsmänner zu besitzen.

Da ist nun ein eben erschienenenes Werk von Dr. Pequet-Löschke von höchstem Interesse\*), welches sich eingehend mit den natürlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen des innern Kongobeckens beschäftigt. Das Buch ist eine Rechtfertigungsschrift. Es enthält zunächst den schon in Dr. Pequet's letzter Broschüre angekündigten wörtlichen Abdruck aller seiner Instruktionen, offiziellen Berichte und sonstiger werthvoller Aktenstücke, dann aber außer älteren Aufsätzen die erwähnte längere Abhandlung. War doch dem Autor wie seiner Zeit dem Amerikaner Tisdell von den

\*) Kongoland. I. Amtliche Berichte und Denkschriften über das Belgische Kongo-  
unternehmen. II. Unter-Guinea und Kongostaat als Handels- und Wirtschafts-  
gebiet. Zena, Costenoble 1887. XXXX u. 521 S.

Belgiern stets entgegengehalten worden, daß er das Innere nicht gesehen und also auch kein Urtheil darüber hätte. Nun hat Dr. Buchuel die Berichte der Reisenden, welche das Innere wirklich zu Fuß durchzogen sind, und welche überhaupt die nöthige Vorbildung besitzen, um ein Urtheil in diesen Fragen fällen zu können, zusammengestellt und einer wissenschaftlichen Prüfung unterzogen. Doch auch damit kommt er zu keinem für die Aussichten des Kongostaats sehr günstigem Urtheil. Wohl enthält das Kongobecken ein riesiges Netz von Wasserläufen, aber die Schifffahrt auf denselben ist durch die Seichtheit der meisten Flüsse sehr schwierig. Der Boden besteht auf den weiten Strecken, welche Buchner, Vogge, Reichard und Schweinfurth gesehen haben, der Hauptsache nach aus unfruchtbarem Laterit. Nur an den Wasseradern finden sich Humusschichten, die aber meist zur Versumpfung neigen. Das Klima des Innern ist laut den Kranken- und Todtenlisten nicht besser als an der Küste. An der Fallstation hat das Fieber fürchterlich unter den jungen und kräftigen Beamten gehaust. An eine Besiedelung des Landes mit europäischen Kolonisten ist unter keinen Umständen zu denken. Ueber die Witterungsverhältnisse fehlt es fast ganz an fortlaufenden Beobachtungen. Die Berichte der flüchtig durchreisenden Expeditionen vermögen die Lücke nicht auszufüllen. Aber so viel ergeben sie doch, daß im innern Kongoland eine wochenlange Trockenzeit ohne jeden Regen regelmäßig eintritt, daß also in dieser Hinsicht es im Innern nicht besser ist als an der Küste. Diesen Verhältnissen entspricht die Vegetation. Vorherrschend ist die mit vereinzeltm Strauchwerk bestandene Steppe, an den Flüssen stehen dünne Galeriewälder, dichte ausgebehntere Wälder sind nicht häufig. An Massenprodukten ist nichts als Palmöl, Palmkerne und Erdnüsse vorhanden. Die Preise derselben sinken fortdauernd, schon jetzt dürften sie einen Export aus dem Innern Afrikas nicht mehr lohnen können. Elfenbein, Kautschuk und guter Kopal sind in verhältnißmäßig nur geringer Menge vorhanden. Selbst der Anlage von Plantagen dürfte in diesen Gebieten nach den Erfahrungen Dr. Vogges, der die nöthigen Kenntnisse besaß und es an Eifer nicht fehlen ließ, zur Zeit kein großer Erfolg zu versprechen sein. Es fehlt noch an jeder Untersuchung darüber, welche Gewächse im Lateritboden und Klima des Kongobeckens den Anbau verlohnen. Eine Parallele verleiht dem ungünstigen Urtheile des deutschen Forschers über das Kongogebiet noch mehr Nachdruck. Wenn wirklich nur ein ausgebehntes Flußgebiet in unkultivirtem Lande nothwendig ist, um ein neues zukunftsreiches Staatswesen hervorzuzaubern, warum ist dann das Becken des riesigen Amazonasstromes mit allen seinen großartigen Nebenflüssen nicht längst ein zweites Indien geworden? Und hier versperrten doch keine

Stromschnellen oder Untiefen den Wasserlauf, ist keine Eisenbahn nöthig, bedecken riesige aus werthvollen Nuzhölzern bestehende Urwälder die Ufer, ist das Klima keineswegs bössartiger als in Afrika.

Unter solchen Umständen ist trotz der in letzter Zeit von Brüssel aus mit großem Eifer betriebenen Vorarbeiten zur Kongobahn ein großer Erfolg nicht zu erwarten. Es ist wohl nur eine Frage der Zeit, daß das Gebiet des unabhängigen Kongostaates nach dem früher geschlossenen Vorkaufsvertrage eines Tages an Frankreich fällt, wenn dies nicht etwa mittlerweile durch die Erfahrungen mit seinen eigenen Kongobesitzungen auch abgeschreckt wird.

Man wird einwerfen, daß die schwarzgefärbten Urtheile Dr. Beckuel's seiner Vereingenommenheit entspringen. Aber abgesehen davon, daß man damit diesem Gelehrten, der nach bestem Wissen arbeitet, Unrecht thut, findet sich in einem gleichfalls vor wenigen Tagen erschienenen Werke, welches mit dem Anspruch auftritt die erste wissenschaftliche Arbeit über das Kongogebiet zu sein, und dessen Autor keinerlei Veranlassung zu feindseligen Gefühlen gegen Stanley oder die Brüsseler hat, dieselbe pessimistische Anschauung über die Verhältnisse des im Becken des großen afrikanischen Stromes gegründeten Staatswesens\*). Dr. Chabanue, welcher im Auftrag der Leitung des *Mouvement géographique* zu Brüssel in Begleitung Dr. Zintgraff's nach Boma ging, um von dort aus topographische Aufnahmen an den Flußufern zu machen und der es später übernahm für das belgische Haus de Roubaix Land für Plantagen zu erwerben und solche einzurichten, hatte ausreichende Gelegenheit die natürlichen Verhältnisse und die Thätigkeit des Kongostaates kennen zu lernen. Seine Schilderungen von der Wüstenei am Unterlaufe des Kongo, von der Verrottung der Verwaltung, den Zuständen in den Stationen und besonders in dem vielgenannten Sanatorium, von der Behandlung der eingebornen Arbeiter, der Art und Weise der Vertragsabschlüsse, der Verhaftigkeit Stanley's und so weiter sind geeignet den hartgesottensten Optimisten zu überführen. Der österreichische Reisende ist am Kongo nur bis Vivi und dann bis Kizulu am linken Ufer des Flusses, wenige Kilometer hinter San Salvador gekommen; vom innern Kongogebiete hat er also nichts gesehen; wenn gleich sein Aufenthalt in der Hauptstation der Association ihm genügend Gelegenheit zu Beobachtungen über dieselbe gab. Wie ein Blick in das reichhaltige Inhaltsverzeichnis lehrt, hat er sich überdies anscheinend mit dem Studium der Natur in dem ihm bekannten

\*) Dr. Josef Chabanue. Reisen und Forschungen im alten und neuen Kongostaate in den Jahren 1884 und 1885. Jena, Costenoble 1887. 508 S.

Gebiete sehr eingehend beschäftigt. Auch in der Vorrede ist das ausdrücklich hervorgehoben. Merkwürdiger Weise kamen dem Verfasser dieses Auffages bei der ersten Lektüre des Chavanneschen Buches die vielen naturwissenschaftlichen Abschnitte und Schilderungen sehr bekannt vor, trotzdem nie Literatur oder eine Quelle citirt war. Endlich fand er einmal Dr. Pechuels Werk über die Loangoexpedition gelegentlich der Schilderung der Calema, der Fluthwelle an der westafrikanischen Küste, angeführt. Ein Blick in dieses Buch gab die erwünschte Aufklärung: Dr. Chavanne hat fast alle seine Schilderungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften wörtlich und, zwei Stellen ausgenommen, ohne Quellenangabe dem Buche des deutschen Gelehrten entnommen! Ihm eigenthümlich sind nur Bemerkungen über Malaria, Anthropologie und seine topographischen Angaben. Wie unverfroren er bei seiner Arbeit zu Werke gegangen ist, dafür nur ein Beleg. Seite 51 schildert er ein Gewitter, welches er im April 1884 in Duketown erlebt hat. Die Beschreibung dieser Naturerscheinung ist wörtlich der Seite 98 des Pechuelschen Loangoverles, wo ein am 5. Mai 1875 stattgehabtes Gewitter dargestellt ist, entlehnt! Zur Kennzeichnung dieses Kongoforschers führen wir nachstehend nur die Stellen an, wo wörtliche Entlehnungen ohne Quellenangabe stattgefunden haben, indem wir die anderen, wo nur der Sinn der Pechuelschen Darstellung wiedergegeben ist, bei Seite lassen.

Chavanne.	aus	Dr. Pechuel-Loöfche.
Seite 46 . . . . .		Seite 121
" 51. 52 . . . . .		" 98
" 53 . . . . .		" 122
" 54 . . . . .		" 123
" 90 . . . . .		" 146. 147
" 162 . . . . .		" 216
" 169 . . . . .		" 271
" 170. 171 . . . . .		" 271—73
" 184 . . . . .		" 25. 26
" 189 . . . . .		" 297
" 199 . . . . .		" 31
" 208 . . . . .		" 137
" 291 . . . . .		" 192
" 315—18 . . . . .		" 8—10. 12. 14. 15
" 327 . . . . .		" 45
" 331—39 . . . . .		" 52—54. 60—63. 67. 70—73. 77

Seite 341—49 . . . . .	Seite 83. 89. 93. 110. 112.
	115. 127—139
" 350—65 . . . . .	" 140. 141. 143. 144.
157—59. 161. 162. 165. 175. 197. 200. 203. 207. 210. 223.	
250. 251—64. 267. 275. 290—94. 300. 302. 303.	

Ein derartiges Ausbeuten oder besser gesagt Plagiiren eines bekannten Werkes ist in der deutschen Gelehrtenwelt denn doch unerhört und es kann nicht scharf genug dagegen vorgegangen werden. Die Münchener Allgemeine Zeitung hat das Chavannesche Buch in zwei langen Artikeln\*) von einem Mitarbeiter anpreisen lassen, der offenbar keine Ahnung von der Kongoliteratur besitzt, denn nicht mit einer Silbe ist dieses schmähtlichen Sachverhaltes Erwähnung gethan. Eine solche läuderliche und flüchtige Arbeit in einem Organ, welches vorwiegend gelehrte Interessen pflegt, ist bedauerlich, weil damit derartige Täuschungen des Publikums geradezu herausgefordert werden. Wer das Chavannesche Buch durchsieht, wird sich nicht verwundern, daß dieser Autor wegen grober Nachlässigkeit und Pflichtverletzung von seinem Auftraggeber, dem Haus de Roubaix, verklagt und durch die belgischen Gerichte zu einem hohen Schadenersatz verurtheilt worden ist. In der deutschen geographischen Wissenschaft dürfte nach dieser Leistung seine Rolle jedenfalls ausgespielt sein.

\*) Allgemeine Zeitung. Nr. 222 und 223.

## Politische Correspondenz.

Ein italienischer und ein russischer Staatsmann. — Rußland und Bulgarien. — Französische Politik. — England. — Eine deutsche akademische Rede.

Berlin, Ende August 1887.

Am 29. Juli starb Agostino Depretis, der italienische Ministerpräsident. Mit ihm ging ein Staatsmann dahin, dem man während seines Lebens den Ruf eines schlauen, selbst intriganten Parteiführers bereitet hatte. Mit diesem Ruf stimmte allerdings wenig eine Physiognomie, welche ein offenes, wohlwollendes Greisenantlitz zeigte. Nach dem Tode zeigte sich, daß der Mann, der seit elf Jahren allen italienischen Ministerien mit ein paar kurzen Ausnahmen angehörte, so wenig hinterlassen hatte, daß er seinen unmündigen Sohn der öffentlichen Fürsorge anvertrauen mußte. Der bejahrte Mann, der vom Advokaten in die Deputirten- und Ministerlaufbahn getreten war, hatte anspruchlos von seinem mäßigen Ministergehalt gelebt und weder etwas erübrigen können, noch zu erübrigen gesucht. Im langjährigen Parteikampf hat kein Gegner die Beschuldigung erhoben, daß er jemals seiner amtlichen Stellung zur Erlangung privater Vortheile sich bedient habe. Es giebt noch Redlichkeit in der Welt, und es ist gut, davon zuweilen schlagende Beispiele zu erleben. Die Italiener kannten ihren Depretis von dieser Seite, wenn sie auch über den Grad erstaunt gewesen sein mögen, bis zu welchem er, dem öffentlichen Dienst im Amt wie außer dem Amt hingegeben, die Sicherung selbst von Frau und Kind versäumt hatte. Woher kam der Ruf eines politischen Intriganten, den Depretis bei seinen Landsleuten genoß? Man muß zuvörderst bemerken, daß dieser Vorwurf nur in der Presse einer ungezügelten, weil unverantwortlichen Opposition laut geworden ist. Bei den parlamentarischen Politikern seines Vaterlandes hat Depretis wohl ausnahmslos sich unbedingter Achtung vor der Reinheit seines Charakters erfreut, und gerade diese Achtung hat ihn befähigt, die mannigfaltigen Parteikombinationen zu Stande zu bringen, durch die es ihm gelang, immer wieder Ministerien das Leben zu fristen, unter denen der Staat bestehen konnte. Somit hat er auch dem Staat das Leben gestiftet, und das ist sein großes bleibendes Verdienst. Depretis, der an dem

berühmten Zug der Tausend von Marsala unter Garibaldi theilgenommen, ist aus dem Kreis Mazzini, also aus dem Kreis der glühenden Republikaner hervorgegangen. Aber wie schon Garibaldi nicht nur duldete, sondern darauf hinwirkte, daß das italienische Volk die Krone des einheitlichen Italiens errichtete und der savoischen Dynastie überlies, so handelte auch Depretis und mit ihm manche Andere, die einst glühende Republikaner gewesen waren. Depretis gehörte nun der Linken an, welche im Unterschied von den intransigenten Republikanern zwar dynastisch geworden war, aber auf die Verwirklichung der demokratischen Institutionen drang. Bis zum Jahre 1870 mußte diese Arbeit zurücktreten hinter der wichtigeren der Vollenbung der Einheit Italiens. Doch hatte Depretis bereits nach 1866 unter Ratazzi, dem damals allein möglichen Haupt dieser Partei, einem Ministerium der Linken angehört. Als nun auch der langjährige Ruf Roma capitale seine Verwirklichung gefunden, da machte sich eine Zeitlang die Linke, deren Führer Ratazzi inzwischen gestorben war, regierungsunfähig, weil sie sich nicht unterschied von der Partei der sogenannten Irredenta, welche die Vollenbung der italienischen Einheit nicht anerkennen wollte, bis Triest, Nizza, Corsika, Malta u. s. w. dem italienischen Staate einverleibt seien. Ueberdies wurde die Partei wieder republikanisch und hoffte sich mit der französischen Republik zu verbinden, während sie den Franzosen zugleich Nizza und Corsika entreißen wollte. Es war Depretis, der von dieser Partei eine neue monarchische Linke schied, welche jedoch an der Forderung demokratischer Institutionen, z. B. an der Beseitigung des engen sardinischen Wahlgesetzes festhielt. Im Jahre 1876 wurde das erste Ministerium aus dieser Partei durch Depretis gebildet, welches aber bald einem noch radikaleren unter Cairoli den Platz räumen mußte. Dieses hatte keinen langen Bestand, und so ist Depretis bis zu seinem Tode, freilich unter häufigen Umbildungen, die Seele aller Ministerien gewesen. Sein Werk ist die Beseitigung der Zwangsgültigkeit der Banknoten und die Aufnahme der Baarzahlungen, sein Werk die Beseitigung der Wahlsteuer, sein Werk die Erweiterung des Wahlgesetzes, sein Werk die Erneuerung und Befestigung der Tripleallianz, also die Aussöhnung mit dem alten Feind, mit der österreichischen Monarchie. Sein Werk ist noch manches andere. Wichtiger als alle einzelnen Maßregeln, die ihm Italien verdankt, ist aber, daß er, nachdem die sogenannte Conforteria, d. h. der politische Kreis, den Cavour um sich gebildet hatte, seine Ideen und seine Talente für die Regierung erschöpft hatte, eine neue regierungsfähige Partei außerhalb dieses zu engen Kreises aus allen Elementen des Landes schuf. Dies konnte nicht das Werk eines Tages sein. Es konnte nur gelingen durch wiederholte Verschmelzungen von Gruppen der Rechten mit solchen der Linken. In diesen Aktionen hat man die Thätigkeit eines Intriganten sehen wollen. Man hat damit sehr irrig und sehr oberflächlich geurtheilt. Von absoluten Prinzipien kann kein Staat leben, und deshalb kommt keine Partei mit solchen Prinzipien durch. Jede Partei, die regieren will, muß zwischen den Prinzipien und den lebendigen Dingen die Vermittelung suchen. Dies hat Depretis die feindlichen

Parteien der Rechten und Linken Italiens stufenweis gelehrt. Darum war er unentbehrlich für die Bildung jedes Ministeriums, unentbehrlich für die Aktion desselben, unentbehrlich für die Sicherung der Majorität. Ohne einen solchen Staatsmann wäre Italien entweder dem Radikalismus und damit der Auflösung verfallen, oder die Monarchie hätte den gefährlichen Versuch wagen müssen, sich auf die Armee und einem Theil der besitzenden Klassen allein zu stützen und womöglich den Klerus für sich zu gewinnen. Es ist das Verdienst von Depretis, daß der Fortbestand der parlamentarischen Regierung ermöglicht, die große Mehrzahl des Volkes im Einklang mit der Dynastie erhalten, die Ordnung und der regelmäßige Fortschritt im Innern und eine auswärtige Politik bewahrt worden ist, welche Italien zum gleichberechtigten Mitglied einer europäischen Hegarchie hat machen können.

Am 1. August starb auf seinem Gut bei Moskau Michael Katkow. Ein größerer Gegensatz wäre kaum auszudenken, als der zwischen dem Italiener, dessen Laufbahn wir eben betrachtet haben, und dem Russen, dessen Wirken wir jetzt einige Aufmerksamkeit schenken wollen. Beide gehören derselben Berufsart menschlicher Thätigkeit an, sonst könnten sie nicht verglichen werden, beide waren von größten praktischen Einfluß auf die innere wie auf die äußere Politik ihres Landes. Aber der Eine übte diesen Einfluß ohne Amt, der Andere, indem er das höchste Staatsamt, das es nächst dem Herrscher giebt, bekleidete. Seltsam, der außeramtliche Staatsmann wirkte in der einzigen unumschränkten Autokratie, die sich inmitten der christlichen Civilisation erhalten hat, und wirkte, da er außer Amt war, nicht im Auftrag seines Herrschers, sondern nach eigener Eingebung, man könnte sagen als Volkstribun, der den Herrscher beschirmte, anstatt von ihm beschirmt zu werden. Der Italiener dagegen wirkte im Auftrag seines Herrschers und im geregelten Zusammenwirken mit der Volksvertretung eines freiesten Institutionen genießenden Landes. Der Italiener starb arm, ohne auch nur für Frau und Sohn gesorgt zu haben; der Russe hinterließ Millionen, deren Herkunft man festzustellen sucht, indem man die Eckerlungen zusammenrechnet, welche zwei Kaiser dem Tribunen gemacht haben. Sind das nicht seltsame Widersprüche? Man erhält vielleicht lehrreichen Aufschluß, wenn man sie zu verstehen sucht.

Wir haben Katkow einen Volkstribunen genannt, die Bezeichnung muß aber *cum grano salis* verstanden werden. Wo es kein Volk giebt, kann es keinen Tribunen desselben geben. Es giebt aber noch kein russisches Volk im politischen Sinn, es giebt nur erst eine russische Gesellschaft. Das Volk, das heißt die ungeheure Masse der Bauern und der aus ihnen hervorgehenden dienenden und arbeitenden Klassen aller Art, entbehrt noch aller Bildung im europäischen Sinne und daher aller Fähigkeit politischer Vorstellungen. Bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft kannte es nur seine Herren und ihren Druck; zu dieser Bekanntheit aus der Nähe gesellten sich noch die beiden unbestimmten Vorstellungen von dem Zaren, der weit, und von dem Himmel, der hoch ist. Seit der Aufhebung der Leibeigenschaft beginnt diese Masse stellenweise einen Trieb



nach materiellem Erwerb zu fühlen, der hin und wieder bereits zu bössartigen Ausbrüchen gegen die alten Herren geführt hat, deren Ansprüche die Bauern mit den ihrigen nicht auseinander zu halten vermögen, weil die betreffende Gesetzgebung verwickelt und zum Theil widerspruchsvoll ist. Von zwei Seiten wird versucht, den politischen Instinkt in dieser Masse zu wecken. Zuerst von der nihilistischen Seite, welche versucht, den Bauern begreiflich zu machen, daß eine andere Regierung ihren Leiden Abhülfe schaffen werde. Aber die Bauern haben keinen Begriff von einer Regierung; sie sind bereit, sich gegen ihre Herren zu erheben, aber begreifen nicht, was daran liegen solle, ob der Zar oder ein anders benannter Mann als ferner deus ex machina für den äußersten Nothfall vorgestellt wird. Den politischen Instinkt in die Bauern hineinzutragen, versuchen auf ihre Weise auch die Panславisten, indem sie den Bauern predigen, an ihren Leiden seien allenthalben die Deutschen schuld: deshalb müßten sie sich bereit halten, auf die Deutschen loszuschlagen, sobald der Zar die Stunde gekommen sehe und es befehle.

Ueber dieser Masse des eigentlich russischen Volkes steht das, was man die russische Gesellschaft nennen kann, das ist der Inbegriff aller derjenigen Elemente vom kleinen Beamten, Kaufmann und Gewerbetreibenden an bis zu den höchsten Stufen des Ranges und Reichthums, welche einen Theil von jenem Wissen empfangen haben, das den Menschen der modernen Kultur nicht macht, aber möglich macht. Durch diese russische Gesellschaft nun geht der schneidende Gegensatz zweier Elemente, von denen das eine durch diejenigen Naturen gebildet wird, welche nicht imstande sind, den Funken der Moral und der Menschenwürde in sich zu ertöden; aus ihnen gehen die verschiedenen Gruppen der Nihilisten hervor. Das andere, zahlreichere Element ist dasjenige, welches in dem allgemeinen Hazardspiel der ganzen Existenz, in der Unredlichkeit, Bügellosigkeit und Gewaltthätigkeit, die ebenso gelbt als geduldet wird, seine naturgemäße Lebensweise findet. Der Tribun dieses Bestandtheils der russischen Gesellschaft war Michael Katkow, so ist er zu verstehen.

Dieser Theil der russischen Gesellschaft ist ein Teig, der schon vielfach geknetet worden. Der erste Bäcker, der ein ganz neues Brot daraus machen wollte, war Peter I. Man weiß, wie er seine Bojaren knetete. Aus Beamten, Lehrern, Kaufleuten sind seitdem manche neue Elemente zu dieser Gesellschaft getreten, die man über ein Jahrhundert mit aller Gewalt hat nach dem Muster des europäischen Westens civilisiren wollen. In dem Teig gab es immer zwei Elemente, ein williges und ein widerwilliges. Das widerwillige sehnte sich immerfort zurück nach der alten Barbarei mit ihrer Faulheit und Willkür; das willige that sich hervor durch ausgesuchte Verachtung des einheimischen russischen Wesens und durch eine höchst äußerliche Nachahmung westlicher Bildung. Die Dinge waren so fortgegangen bis hinein in die Regierung Nikolaus I. Als diesem eitlen und hochfahrenden Selbstherrscher, was er die europäische Revolution nannte, die er immer wie Neptun mit seinem Dräuen bändigend zu können geglaubt hatte, bedenklich zu werden anfang, da begann er die Velleitäten des

altrussischen Elementes zu begünstigen. Im Grunde bestand diese Begünstigung nur in Beförderung der Unkultur, in Beschränkung der Zahl der auf den Universitäten zuzulassenden Studenten u. s. w. In Europa begann man damals von einer moskowitzischen Partei zu reden, deren Anhänger man sich als Fanatiker des Despotismus dachte. In Wahrheit war die einzige Sehnsucht dieser sogenannten Moskowiten die Erleichterung des Drucks einer nach europäischem Muster geformten, aber daneben mit der beibehaltenen Brutalität des Barbarenthums verfahrenen Administration. So standen die Dinge, als der Ausgang der Krimkriegs die Bankrotterklärung des nikolaitischen Systems unausbleiblich gemacht zu haben schien. Alexander II., dieser edle Monarch, dessen Andenken unter allen russischen Selbstherrschern vielleicht den Ehrenplatz behaupten wird, schritt nun zu den auf dem russischen Boden denkbar größten Reformen. Er hob die Leibeigenschaft auf, gewährte eine sehr freie Bewegung der Presse, wenn dieselbe auch vorläufig von administrativem Ermessen abhängig blieb, führte die unabhängige Rechtspflege, Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, Schwurgerichte ein, dazu Vertretungen der Landschaften und Städte mit ausgedehnten Befugnissen. In einer früheren Correspondenz haben wir auseinandergesetzt, warum diese im ganzen ebensowohl durchdachten wie wohlgemeinten Reformen gescheitert sind. Sie mußten nicht scheitern, aber die Gefahr des Scheiterns mußte von Anfang an eine große sein. Nichts in der Welt ist schwerer, als Herren und eben befreite Sklaven in gemeinsamer zweckmäßiger Arbeit vereinigen zu wollen, welche den guten Willen zur Eintracht zur unentbehrlichen Bedingung hat. Von beiden Seiten gab es nur Klatsch und Spott, bald krankten die Selbstverwaltungsorgane an dem Mangel regelmäßiger Theilnahme, während die Schwurgerichte das Unglaubliche an Freisprechungen gegenüber den überführtesten Verbrechern leisteten. Man sah in jedem Verbrecher nur ein Opfer des alten Systems. Hier hätte nur eine unerschöpfliche, aber nicht stumpfe und unthätige, sondern arbeitssame Geduld helfen können. Dieser Geduld machte der polnische Aufstand von 1863 ein Ende. Mit dem Ausbruch dieses Aufstandes beginnt die Rolle Katkows. Er hatte, wie beinahe alle geistig lebendigen Russen, seine Ideen aus der deutschen Bildung geschöpft, deren Universitäten er besucht hatte. Nichts ist begreiflicher, als daß die lebendigen Geister in Rußland sich von jeher mehr nach deutschem als nach französischem Muster gebildet haben. Die deutschen Ideen haben eine wahrhaft innere Allgemeinheit, Diegsamkeit und schöpferische Fähigkeit; die französischen Ideen sind nur generalisirte Ausdrücke für Erscheinungen des spezifisch französischen Bodens und Lebens. In den sechziger Jahren hatte Katkow für Selbstverwaltung nach englischem Muster geschwärmt, aber die Selbstverwaltung, an die er dachte, war den Schriften von Rudolf Ueist entnommen. Als nun sich zeigte, daß das russische Nationalgefühl in Folge der gewährten Freiheiten gänzlich zu zerfahren drohte, da erhob Katkow seine Stimme: Rußland müsse sich auf seine eigene Natur besinnen, müsse sich aller Nachahmung fremden Wesens entschlagen, müsse vor Allem zur stärksten Bürgschaft der Einheit seines Volksthum, zum

patriarchalischen Despotismus zurückkehren. Mit dieser Predigt fand Katlow das Echo bei zwei sonst feindlichen Richtungen: das Echo der an die unumschränkte Willkür gewöhnten Beamten und das Echo der die unbequeme ausländische Kultur hassenden Altrussen. Noch eine merkwürdige Metamorphose war die Folge der Katlow'schen Predigt. Es hatte eine philologisch-literarische Schule gegeben, welche ihre Anregung ganz aus Deutschland, seiner historischen und romantischen Schule geschöpft hatte: eine Schule, welche für die ursprünglichen Bethätigungen des Slaventhums in Poesie, Sprache und Gemeinschaftsleben schwärmte. Diese Schule hatte anfangs naturgemäß in Opposition gestanden zu dem ertödtenden administrativen Despotismus, der das Slaventhum nach ausländischen Mustern modeln wollte. Nun wurde sie plötzlich zum Werkzeug der Reaction gemacht, denn der Despotismus fand für praktisch, nationale, altrussische, urslawische Gewohnheiten anzusteden. Wir haben genau dasselbe in Deutschland durchgemacht. Unsere Romantik war als Burschenschaft freisinnig und volksthümlich, unter Friedrich Wilhelm IV. sollte das deutsche Volksthum den grillenhaften, unproduktiven Absolutismus verdrängen.

Bald sind wir zu Ende, auch mit der Entwicklung Michael Katlow's. Er jubelte dem deutschen Staatsmann Bismarck zu als einem großen Beispiel, wie man die Allmacht der Krone wieder aufrichten könne. Unter allen Einbildungen aber, von denen der Geist der russischen Gesellschaft sich nährt, ist die erste und stärkste, daß alles in der Welt nur ein Recht hat, sofern es Rußland dient. In dem Türkenkrieg von 1877 bis 1878 glaubte Katlow gesehen zu haben, daß Bismarck Rußland nicht dienen wolle, wie es seine Schuldigkeit wäre. Denn Rußland habe Deutschland den Krieg gegen Frankreich ungenehmigt führen lassen; das Gleiche habe Deutschland nicht mit Rußland bei dessen legtem Türkenkrieg gethan.

Diese Rechnung stimmt freilich nur, wenn sie so oberflächlich aufgestellt wird, wie wir es soeben nach russischem Vorgang gethan. Rußland hat uns in dem Kampf gegen die Franzosen nicht gestört; das ist wahr. Aber haben wir etwa Rußland bei dem Kampf gegen die Türken gestört? Das behaupten Katlow und seines Gleichen nicht, aber sie behaupten, wir hätten das Schwert ziehen sollen, damit Rußland nicht von England und Oesterreich hätte gestört werden können. Man sieht, diese Russen verlangen für einen Dienst, der in bloßer Unthätigkeit bestand, einen Gegendienst von blutiger Arbeit im größten Stil. Denn zu England und Oesterreich, wenn diese gegen uns kämpfen mußten, hätte sich alsbald Frankreich und dann auch Italien gesellt. Es ist darüber nicht weiter zu reden. Wenn wir Elsaß-Lothringen zurücknahmen, so benachtheiligten wir außer Frankreich kein anderes Volk. Wenn die Russen das türkische Reich erobern wollen und dazu unsern Beistand fordern, so verlangen sie, daß wir uns gegen die ganze übrige Welt schlagen. Aber Michael Katlow hat uns dies nicht verziehen. Er hat uns seitdem hassen lernen und immer mehr gehaßt. Er ruhe in Frieden! Er war wie viele seines Gleichen, nur lebhafter und geschickter im Ausdruck. So ward er zum Tribunen der russi-

schen Gesellschaft, die er nicht gegen den Kaiser beschirmte, sondern der er einzureden wußte, daß ihre Instinkte nur unter dem unumschränkten Zarthum befriedigung finden könnten. Er redete ihr zu diesem Zweck Instinkte ein oder schärfte dieselben, soweit sie im Keime vorhanden waren, die kein verständiges Volk aufkommen läßt und pfllegt: den Instinkt der Weltherrschaft, verbunden mit der Ausrottung aller fremden Kultur. So beschüzte der Tribun den Kaiser, weil er dem Kaiser erst wieder eine andere als bloß faktische Existenz verschaffte, ihn mit dem Nimbus, die Erfüllung ureingepflanzten nationalen Bedürfnisses zu sein, predigend, aufstachelnd und orakelnd umgab. Darum gab ihm der Kaiser eine Freiheit der öffentlichen Wortführung, wie sie kein Russe jemals besessen; darum überhäufte zwei Kaiser ihn mit Schätzen durch unmittelbare Schenkungen, und gestatteten ihm noch außerdem jede Gelegenheit, sich zu bereichern. Eine echt russische Erscheinung, aber, wie uns dünkt, eine solche, wie sie kein anderes Volk jemals sich wünschen kann.

\* \* \*

In unserer letzten Correspondenz sagten wir von dem Prinzen Ferdinand von Koburg: der junge Herr scheint viel Lust zum Geschäft zu haben, aber weniger Muth. Damals hatte er nämlich die Krone angenommen unter dem Vorbehalt der Zustimmung aller betheiligten Mächte, und hatte außerdem in seinen Gesprächen mit der bulgarischen Deputation die Nothwendigkeit der Versöhnung mit Rußland betont. Da glaubte die Welt schon seine Kandidatur begraben. Aber siehe da, der junge Herr ist nach Bulgarien gegangen, hat in Tirnowa den Eid geleistet, sich in Sofia huldigen lassen u. s. w. Was bedeutet das nun? Einen theilweisen Aufschluß erhält man durch die kürzlich veröffentlichte Cirkulardepeche der russischen Regierung vom 20. August. Daraus erfährt man, daß der Prinz sich nach Petersburg gewandt hatte mit der Bitte, die Rathschläge des Kaisers Alexander empfangen zu dürfen, bevor er sich nach Bulgarien begäbe. Der Kaiser hat geantwortet, daß die Wahl des Prinzen nicht anerkannt werden und daß seine Reise nach Bulgarien unter keinem Titel gerechtfertigt erscheinen könne. Der Prinz ist aber doch gegangen. Sämmtliche Regierungen scheinen sich auf den russischen Standpunkt zu stellen. Allen voran hat es die deutsche gethan, und man weiß, was deren Beispiel nach sich zieht. Alle Welt prophezeit dem Prinzen die Aussichtslosigkeit seines Unternehmens. Doch könnte alle Welt sich diesmal irren. Zwei Dinge lassen das Unternehmen des Prinzen nicht so aussichtslos erscheinen. Erstens, wer soll ihn von seinem Fürstenthum vertreiben? In Rußland erklärt man alle Tage von seiten der Regierung wie der stimmführenden Organe der Gesellschaft, daß Rußland in Bulgarien nicht einrücken dürfe; daß hieße nur in eine Bismarcksche Falle gehen. Also Rußland vertreibt den Fürsten nicht. Es möchte vielmehr die Pforte vorschiden. Aber die ließ sich nicht einmal vorschiden nach dem Staatsstreich zu Philippopel vom 18. September 1885, aus Furcht, sich die Finger zu verbrennen, das heißt sich bulgarischer Oueul in ganz Europa beschuldigt zu sehen. Freilich war damals auch die russische Ermunterung in

Konstantinopel nicht so stark, als sie es jetzt ist. Damals fand die russische Politik noch etwas unbequem, die Türken den Bulgaren auf den Hals zu schicken. Dieselben Türken, auf deren Vertreibung aus Bulgarien es alle seine Patronatsansprüche über Bulgarien begründete. Jetzt, wo man in Petersburg weiß, daß man sich die Bulgaren ganz entfremdet hat, gönnt man ihnen auch die Türken wieder. Aber die Türken sind klüger.

Aber es giebt einen zweiten Umstand, welcher dem Unternehmen des Prinzen Ferdinand eine gewisse Aussicht verschafft. Alle Welt ruft dem Prinzen entgegen, daß er die Fesslungen Europas von 1878 verlege. Er braucht die Welt nur daran zu erinnern, daß Rußland diese Fesslungen längst mit Füßen getreten hat. Wie war es denn eigentlich mit dem Staatsstreich von Philippopel? Er richtete sich gegen eine russische Kreatur, Fürst Krestowitsch, türkisch Gavril Pascha benamset, welche als Generalgouverneur von Ostrumelien für die Zwecke Rußlands hantiren sollte. Vorher hatte Rußland eine andere Kreatur, Fürst Bogerides, Aleso Pascha untauglich befunden und durch Drängen in Konstantinopel beseitigt. Was die Urheber des Staatsstreichs vom 18. September 1885 ins Werk setzten, nämlich die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien, das hatte Rußland durch eine von ihm vorbereitete Erhebung ins Werk setzen wollen. Nun war der Staatsstreich von der antirussischen Nationalpartei gemacht worden. Das war unbequem, aber der Schaden hätte sich vermeiden lassen, wenn die russische Politik klug genug war, gute Miene zum fremden Spiel zu machen. Hätte Rußland die Einheit Bulgariens gerade jetzt wieder unter seine Flügel genommen, so hätte es der Nationalpartei seine Bedingungen vorschreiben und dieselben durch den Fürsten Alexander erreichen können. Aber von diesen Fürsten wollte man in Petersburg nichts mehr, weil er sich nicht willig gezeigt hatte, die Bulgaren gegen alle ihre Neigungen mit russischen Kreaturen zu regieren und sich oben drein von diesen Kreaturen persönlich mißhandeln zu lassen. So blieben durch Rußlands Schuld die Dinge sechs Monate in der Schwebe, bis Rußland am 5. April 1886 das Uebereinkommen der Großmächte mit der Pforte zu Konstantinopel durchsetzte, nach welchem die Pforte den Fürsten von Bulgarien auf fünf Jahre zum Generalgouverneur von Ostrumelien unter Zustimmung der Großmächte bestellen sollte. Der Fürst nahm diese Uebereinkunft freilich nicht an, weil sie lediglich darauf gemünzt war, ihn durch Verweigerung der großmächtlichen Bestätigung von Seiten Rußlands des bulgarischen Throns zu berauben. Allein die Modifikation des Berliner Vertrags durch einen einstimmigen Beschluß der Großmächte und der Pforte bleibt bestehen. Am 21. August 1886 gab Rußland durch das greuliche Attentat seines Militärbevollmächtigten Sacharow den Bestimmungen des Berliner Vertrages einen dritten Fußtritt. Die Folge des Attentats war die spätere freiwillige Abdankung des Fürsten, und seitdem behauptet Rußland mit echt russischer Dreistigkeit, die von dem Fürsten eingesetzte Regentschaft sei wider die bulgarische Verfassung eingesetzt, weil sie nicht aus ehemaligen Ministern gebildet worden sei. Als ob der Kaiser ein Recht hätte, wo nichts ist! Was

Rußland seitdem verlangt, ist, seinerseits eine Regentschaft einzusetzen, für die es zwar keine ehemaligen bulgarischen Minister, die es nicht giebt, sondern russische Generale zur Verwendung bringen will. Wo sind die Bestimmungen des berliner Vertrags, welche diesen Forderungen ein Recht verleihen? Und dieses Rußland will sich als Anwalt der europäischen Verträge begrüßen lassen, und die Mächte sind rathlos genug, ihm diesen Gruß zu schenken: Deutschland voran!

Wir kommen hier auf einen schweren Punkt der gegenwärtigen Lage, auf die fast ungläubliche Konnivenz der deutschen Politik gegen Rußland, welches vor den Augen aller Welt als der taktloseste und böswilligste Feind Deutschlands auftritt, welches mehr als alle eigenen Gefühle des französischen Volks die Revauehoffnung der Franzosen nährt und ansacht. Wir sprechen natürlich von dem ganzen aktiven Rußland und machen die Regierung mitverantwortlich für das, was die Gesellschaft thut. Denn in einer Autokratie, welche sonst der Gesellschaft alle freien Regungen wehrt, muß die wüthende Anfeindung einer fremden Nation durch Lüge, Schimpf und Intrigue, wenn sie von der Gesellschaft begangen wird, auf die Regierung zurückfallen.

Wir behandeln das Verhalten der deutschen Politik heute nicht. Wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß nie ein Staatsmann so etwas gekonnt hat, noch zu etwas Aehnlichem künftig im Stande sein wird, außer dem Fürsten Bismarck. Aber wir fügen auch hinzu, daß es ein Glück für Deutschland ist, einen Staatsmann von solcher Autorität zu besitzen, der die Politik einen Weg führen kann, den der Augenschein ganz verurtheilt. Augenschein ist keine politische Erkenntniß. Aber wie selten können Herrscher und Regenten vermeiden, sich dem Augenschein zu unterwerfen, auch wenn sie seine Nichtigkeit durchschauen, oder wenn sie wissen, daß der Weg, den sie führen, nur scheinbar der augenscheinlichen Gefahr zueilt! Die Gründe des Fürsten Bismarck erörtern wir heute nicht, denn die Erörterung ist jedenfalls überflüssig und könnte möglicherweise schädlich werden. Wir glauben jedoch zu erkennen, daß sie aus dem tiefsten Verständniß der Lage hervorgehen. Einem Wunsch aber müssen wir lauten Ausdruck geben. Möchte das deutsche Publikum sich nicht zu der Meinung verführen lassen, daß wir, im ewigen Besitz der russischen Freundschaft, uns wieder überbieten können im Anlauf russischer Papiere. Wenn wir nicht das Kapital aller Nationen zum Mitgläubiger Rußlands machen für dieselben Titel, die wir theilweise in Händen behalten, so ist der russische Bankerott für seine in Deutschland untergebrachten Anleihen so sicher, wie irgend ein Produkt des Einmaleins.

In der letzten Correspondenz erwähnten wir der Rede, welche Jules Ferry, der ehemalige Ministerpräsident in Epinal gehalten, worin er die Versöhnung aller Parteien auf dem Boden der Republik mit Ausschluß der unveröhnlichen Partei empfahl. Unter Anderem hatte der Redner den General Boulanger den St. Arnaud du café concert genannt. Den Staatsstreich, den einst St.

Arnaud für Louis Napoleon machte, erwartet, nach dem Redner, das Publikum der Concerte in den öffentlichen Lokalen vom General Boulanger. Dies glaubte der letztere mit einem Duell ahnden zu müssen, und erbat sich vom Kriegsminister die Erlaubniß zur Herausforderung, die er erhielt. Das versprach einmal ein interessanter Zweikampf zu werden, ganz Frankreich war gespannt. Die Frage war: sollte es einer der gewöhnlichen französischen Zweikämpfe werden, bei denen man fern aus weiten Abständen in die Luft schießt, entweder mit dem Schein, zielen zu wollen, oder auch mit dem Schein, absichtlich fehlen zu wollen. General Boulanger stellte eine Forderung, wonach man zwar aus weitem Abstand beginnen, aber bis auf eine erhebliche Nähe vorgehen sollte, und dabei sollten die Schützen das Recht haben, nach Gutdünken zu schießen, ohne Kommando und ohne Verbot des Zielens. Es ist klar, daß bei solchen Bedingungen ein gewandter Pistolenschütze es in der Hand hat, den Gegner zu erschießen oder beliebig zu verwunden. Für einen gekübten Pistolenschützen aber muß man den General Boulanger doch halten, wofür den alternden Jules Ferry zu halten kein Anhalt vorliegt. Ferrys Zeugen lehnten die Bedingungen ab, und das Duell ist nicht zu Stande gekommen. Frankreich hat sich darüber keineswegs so erregt, wie man erwarten konnte. Vor den Verhandlungen hatte man gesagt: erschießt Boulanger den Gegner, so bleibt er, was er ist, ein General und ein selbstverständlicher Pistolenschütze; bleibt aber Ferry Sieger, so wird er in Frankreich ein Held. Das ist er nun nicht geworden, aber die Sache hat ihm auch nicht geschadet. Der französische bon sens findet es natürlich, daß ein Staatsmann, der wahrscheinlich noch eine bedeutende Zukunft hat und weder Jüngling noch Schläge von Beruf ist, keine Lust empfindet, sich einem professionellen Jäger als Wildpret darzubieten. Man meint, Boulanger hätte kein Recht gehabt, die üblichen Bedingungen der französischen Duelle zu verschärfen; wäre Ferry darauf eingegangen, so hätte er mehr gethan, als er schuldig war.

So ist dieser Zwischenfall verpufft, aber er bleibt charakteristisch. Er zeigt immerhin, daß eine zweideutige Größe sich nicht mehr durch Pistolen in Frankreich wieder herstellen kann. Es scheint fast, daß die Franzosen stärker als je das Bedürfnis haben, den bon sens über ihre Leidenschaften Herr werden zu sehen. Man kann sich dem Gedanken nicht verschließen, daß unter der dritten Republik, welche die demokratischen Institutionen aufrichtiger wirken läßt als irgend eine frühere Regierung, der Radikalismus ohne Polizei, Heer und Diktatur vor dem bon sens der Mehrzahl das Feld zu räumen gezwungen werden würde, wenn nicht — ja wenn nicht die letzte der Illusionen wäre, in der alle alten Illusionen noch einmal zusammenfließen. Wir erklären uns. Die Illusionsfähigkeit ist die Größe aber auch das Verhängniß des französischen Volksgenius. Es war verzeihlich, daß das Volk in der ersten Revolution glaubte, das Ideal der vollkommenen Menschheit herstellen zu können, und alle politischen Formen nach diesem Ziel durchließ, welche ausfindig zu machen waren. Nachdem auch die Epoche der welterobernden Diktatur den

französischen Genius leer gelassen, was ihm zur Ehre gereicht, hätte man können an die rubige Arbeit gehen, in welcher allein dem Genius der Menschheit beschieden ist, sich der Verwirklichung des Ideals zu nähern. Statt dessen probirte man noch einmal alle Staatsformen, die man in der Revolution zu kurz abgethan hatte. Es kam noch einmal die entkernte Monarchie, es kam noch einmal die überdies mit der sozialistischen Illusion bereicherte Republik, es kam noch einmal die bonapartistische Diktatur. Immer blieb der nationale Genius unbefriedigt, leer. Man hat endlich die dritte Republik bekommen und sucht dem Uebel auf den Grund zu gehen, indem man das Bedürfniß der Illusion zerstört. Dies und nichts Anderes ist die Bedeutung des französischen Naturalismus in Kunst und Literatur. Kunst und Literatur haben von jeher mehr als andere geistige Schöpfungen dem französischen Genius die Wege gewiesen. Was in Deutschland eine elende nachgemachte Verrenkung ist, das geht in Frankreich aus einem echten Bedürfniß hervor. Vielleicht würden die Franzosen heute lernen, daß man dem Ideal nachstreben kann, ohne es im Austausch der Illusion in einer Stunde auf die Erde herabziehen zu wollen, wenn nicht — ja wenn nicht, wir wiederholen es, die letzte der Illusionen wäre, in der alle alten Illusionen noch einmal zusammenfließen. Diese Illusion ist die Revanche. Von der Revanche erwarten die Franzosen nicht etwa bloß die Wiederherstellung ihres militärischen Ruhmes gegenüber den deutschen Waffen, auch nicht den Wiederbesitz Elsaß-Lothringens oder irgend einer anderen Grenzlinie, sondern sie erwarten die Erfüllung aller Illusionen, die dauernde Einsetzung Frankreich in den Rang der Nation der Welt, welche die erste ist, sowohl an Macht als an Freiheit, an Reichthum und an Geist, an Glück und an Leistungen u. s. w. u. s. w.

Kouvier, der jetzige Ministerpräsident, hat eine Rede ganz nach dem Muster derjenigen von Jules Ferry gehalten: bescheidene, aber unerläßliche Aufgaben nüchtern in Aussicht nehmend. Aber was hilft das Alles? Die Radikalen schlagen ihn nicht mit ihren Ideen der inneren Politik, aber sie schlagen ihn mit der Revanche. Noch ist keine französische Partei, so sehr sie vorgeschritten sein mag in dem bon sens, der alle radikalen Illusionen der inneren Politik verwirft, vorgeschritten zu dem Muth, die Revanche zu verwerfen. Aber doch fände sich dieser Muth vielleicht in einem Kreis, einer Partei — wir sehen ihn ja von einzelnen Schriftstellern an den Tag gelegt — wenn nicht — wenn nicht Rußland in der Welt wäre. Der öffentliche Geist in Frankreich würde wenigstens die Richtung nehmen, sich die Wiederherstellung Frankreichs in erreichbaren Schranken und mit erreichbaren Mitteln zu denken. Aber weil man auf den großen Allirten im Osten rechnet, überläßt man sich den unglaublichsten Phantasmen. Die Narren der Revanche thun sich kaum genug, wenn sie jeden Tag sich Rußland zehnmal zu Füßen werfen. Den russischen Regierungskreisen wird es des Guten fast zu viel; man hat dort ein oder das andere Mal das Gefühl, durch die radikale Hßlingschaar compromittirt zu werden; man hat eine Ahnung, wie sonderbar es sich ausnimmt,



wenn die autoritärste aller Regierungen sich von den Derwischen umtanzen läßt, deren eintöniger Gesang die Anarchie ist. So hat man denn in einigen der russischen Regierung dienenden Preshorganen gewisse Kundgebungen gegen die Zärtlichkeit der französischen Anarchisten veranlaßt. Aber die Mehrheit der russischen Gesellschaft hat das sehr übel vermerkt. Diese Gesellschaft hört zwar die Prediger der Autokratie, aber vor allem ist es ihr um ein großes verwegenes Spiel, um eine Abwechslung für ihren Stumpfsinn, um eine Befriedigung für ihren Hochmuth zu thun, und die Derwische der Anarchie erscheinen ihr als keine schlechten Hülfsstruppen. Die russische Gesellschaft, die zahlreiche Repräsentanten in Paris besitzt, hat sich beeilt den französischen Radikalismus ob jener officiösen Kundgebungen der russischen Regierung zu beruhigen.

Es ist eine Wahrheit, die wir noch oft einschärfen müssen, daß die Zähigkeit und namentlich der Umfang, welchen die französische Revancheidee erlangt hat, ganz wesentlich auf die Einwirkungen der russischen Gesellschaft zurückzuführen sind. Diese blasirte Gesellschaft erwartet von dem Unternehmen der Revanche mindestens ein unterhaltendes Schauspiel, dessen Ziel sie zu befördern gedenkt, weil sie Deutschland über alles haßt; aber von dem Mißlingen des Unternehmens glaubt sie garnichts für sich fürchten zu müssen, weil Rußland nicht erobert werden könne. So verschafft sich die russische Blasirtheit ein aufregendes Schauspiel auf fremde Kosten.

Von England könnte man sagen: nichts Neues. Freilich hat das Ministerium die Aufhebung der Landliga verkündigt, aber nur so, daß es dem Lord-Statthalter die Befugniß verlieh, die Landliga nach Befinden distriktweise zu verbieten. Gleichwohl ist der Lärm über diese Maßregel groß. In Dublin hat man unter Vorsitz des Lordmayor und unter Betheiligung von Mitgliedern des Unterhauses eine Erklärung erlassen, worin die Verletzung der Nationalliga unter die staatsgefährlichen Verbindungen als gewissenloser Versuch bezeichnet wurde, das irische Volk vom Pfade des friedlichen Kampfes für seine Rechte abzudrängen. Das ist englische Freiheit, deren explosivende Folgen das englische Temperament zu vermeiden weiß. Die drängende Frage für das jetzige Ministerium ist immer, wie lange es den Beistand der sogenannten unionistischen Liberalen behält. Lord Hartington hat wiederholt abgelehnt, in das Ministerium zu treten, geschweige denn die ihm angebotene leitende Stelle in demselben anzunehmen. Da er gleichwohl auf die Maßnahmen des Ministeriums fortwährend Einfluß übt, indem er seine ausschlaggebende Unterstützung verweigert, wenn jene nicht nach seinem Sinne getroffen werden, so wird ihm mit Recht der Vorwurf gemacht, daß sein Benehmen den englischen Begriffen zuwiderlaufe, welche erfordern, daß derjenige seinen Theil der Verantwortlichkeit trägt, der auf die Leitung der öffentlichen Dinge einwirkt. Noch höhere Preise als Lord Hartington fordert der demokratische Führer der unionistischen Liberalen Mr. Chamberlain. Um seine Unterstützung zu erkaufen, ist die sogenannte

irische Landbill so radikal ausgefallen. Wir haben dieser Thatsache schon in der vorigen Correspondenz Erwähnung gethan, und bemerken nur noch, das, was Mr. Chamberlain fordert, natürlich auch der nominelle Führer aller unionistischen Liberalen, Lord Hartington, fordern muß. Die Bill war durch das Unterhaus gebracht, ist aber von den Lords in einigen Punkten abgeändert worden. Nun liegt sie wieder dem Unterhaus vor, das wahrscheinlich die Abänderungen der Lords verwerfen wird. Wie lange das Hin- und Herschieben dauern wird, läßt sich nicht sagen. Aber schon sind die Parlamentsmitglieder kaum zusammen gehalten, und die Lords werden doch lieber, wie man meinen sollte, einem Unterhaus nachgeben, dessen Majorität einem Ministerium Salisbury folgt, als einem Unterhaus, das Mr. Gladstone folgt.

Einigen Börsenagenten hat Lord Salisbury am 10. August eine große Freude gemacht durch eine Bankettrede, worin er, der Beilegung der russisch-afghanischen Streitigkeit gedenkend, sich zu der Behauptung hinreißen ließ: die Gefahren für den Frieden Europas seien jetzt völlig verschwunden; er erwarte die Erhaltung eines tiefen Friedens. Will man nicht alles auf den Wein schieben, dessen Genuß den alter dinner Reden vorangeht, so kann man aus dieser Rede nur sehen, wie beschränkt der Horizont der englischen Diplomatie geworden ist, wie wenig sie in den großen Fragen der heutigen Welt, so weit dieselben nicht unmittelbar England berühren, auch nur orientirt ist. Tiefen Frieden sieht der englische Minister voraus in einer Zeit, wo die beiden Nationen, von welchen die eine für die lebendigste gilt, während die andere unbestritten den größten Flächenraum auf der Erdkugel beherrscht, von tiefer Unzufriedenheit mit ihrer Lage erfüllt sind und das einzige Mittel, dieselbe zu bessern, in einem Vernichtungskrieg sehen, den sie gemeinsam gegen die beiden Mächte zu unternehmen wünschen, die auf der deutschen Rationalität und Bildung errichtet sind! Lord Salisbury ist unter allen englischen Staatsmännern derjenige, der am meisten unsere deutschen Sympathien verdient, aber seine Weisheit in auswärtigen Dingen kann uns nicht erleuchten noch beruhigen.

\*

\*

\*

Von den katholischen Dingen haben wir lange nicht gesprochen, obwohl sie in der öffentlichen Erörterung bei uns immerfort einen breiten Raum einnehmen. Eine entscheidende Wendung liegt aber bis jetzt nicht vor, und wenn eine solche sich zeigen sollte, wird es noch immer Zeit sein, rückblickend zusammenzufassen, was etwa in den Vorgängen der letzten Zeit von nachwirkender Bedeutung gewesen ist. Die allgemeine Katholikenversammlung steht wieder einmal bevor, und man erwartet von derselben, daß sie den Gegensatz in der Centrumspartei, von dem schon lange so viel die Rede ist, zum Ausdruck bringen werde. Diese Erwartung könnte leicht getäuscht werden. Was aber jenen Gegensatz betrifft, so geht er vielleicht weniger aus der Verschiedenheit der im Centrum zusammengefaßten Elemente, als aus der Natur des Katholizismus selbst hervor. Ein langes und reiches Kapitel der Weltgeschichte wird ausgefüllt mit dem Verhältniß Roms zum weltlichen Staat. Rem erkennt den

weltlichen Staat nur an, wenn er sich der römischen Sonne und Herrschaft unterworfen hat. Gegen den Staat, der sein eigenes Centrum haben will, hat Rom stets die Revolution, sei es als Werkzeug, sei es als Bundesgenossen bereit gehalten. Es hat daher auch gelegentlich die Lehre der Volkssouveränität, natürlich nur in weltlichen Dingen und gegenüber kaiserlichen oder gegen Rom rebellischen Regierungen, aufzustellen gestattet. Zuerst ist dies durch den Jesuiten Mariana geschehen, wie uns Ranke längst belehrt hat. Aber das Thema hat in unseren Tagen wieder einmal eine höchst lebendige Anziehung gewonnen, und so hat es der Prorektor einer deutschen Universität, die am 8. August, etwas ungewöhnlich, ihre hundertfünfzigjährige Stiftung feierte, zum Gegenstand seiner Festrede gemacht. Albrecht Ritschl, das Haupt einer Schule der evangelischen Theologie, deren Stifter er ist, hat, indem er mit seinem Thema unmittelbar in die geistige Bewegung der Zeit hineingriff, sich unstreitig ein Verdienst erworben. Denn die deutschen Universitäten sind nicht bloß zur Belehrung ihrer Zöglinge, sondern zur Belehrung der Nation berufen, und wenn sie diesen Beruf nicht alle Tage üben können, so sollen sie doch die feierlichen und besonderen Gelegenheiten zur Uebung desselben nicht versäumen und an solchen Tagen sich nicht mit leerer Rhetorik oder mit der Betrachtung weit abgelegener Dinge beschäftigen, die den Sinn der Gegenwart nicht rühren. Albrecht Ritschl hat sich durch seine Behandlung des Themas den feindseligen Hohn der Ultramontanen wie der Demokraten zugezogen. Das mußte er erwarten. Wir aber wollen ihn nochmals dafür loben, daß er in ein Wespenneß gegriffen, und wollen zunächst unausgesprochen lassen, was wir etwa an seiner Behandlung wissenschaftlich auszusetzen haben könnten.

Zu dem Thema selbst haben wir noch eine Bemerkung zu machen. Der Katholizismus ist konservativ oder revolutionär, je nachdem der Staat, auf den es gerade ankommt, sich zu Rom stellt. Die Ultramontanen in Deutschland stehen vor einer keineswegs leichten Entscheidung. Der deutsche Staat, mit seinem durchaus protestantischen Grundcharakter, ist ihnen ein Feind, gegen den immerdar die Bundesgenossenschaft der Revolution erwünscht bleibt. Nun ist in dem Kopf des jetzigen Papstes, der umfassender Kombinationen fähig scheint, der Gedanke lebendig geworden, daß das deutsche Reich in der heutigen Weltlage ein wirksamer Bundesgenosse für Roms Zwecke und Ansprüche werden könnte, wenn es von Rom nur richtig behandelt würde. Dieser Gedanke versetzt die Ultramontanen Deutschlands in eine schwierige Lage. Rom kann einen solchen Weg einschlagen und wieder aufgeben. Die Ultramontanen aber müssen sich fragen, ob sie in Deutschland die Träger der zusammenhaltenden Arbeit oder die Träger der auflösenden Arbeit für sich gewinnen wollen. Sie können es nicht so leicht fertigbringen, aus einem Lager in das andere überzugehen oder zwischen beiden Lagern zu manövriren. Wo sie jetzt sich hinwenden, da werden sie bleiben müssen, wenigstens eine geraume Zeit, und es ist nur natürlich, wenn die Ultramontanen sich über diese Frage theilen, wenn der eine Theil in die auflösende Arbeit, der andere in die zusammenhaltende Arbeit einzutreten

empfehlt. Entscheidet man sich für den bestehenden Staat, wenn auch mit dem selbstverständlichen Vorbehalt, ihn nach Kräften zu beeinflussen, so verliert man die radikalen Hülfsstruppen. Will man die auflösenden Tendenzen als Bundesgenossen festhalten, so zerstört man das zwar usurpirte, aber weit verbreitete Urtheil, daß der Katholizismus eine erhaltende Macht sei.

Warten wir ab, wie sich die klugen Herren vom Centrum herausziehen. Schwerlich werden sie jetzt in Trier schon einen Theil ihrer Karten aufdecken.

o.

### Die Spiritus-Bank.

Es ist nicht bloß mangels sonstigen Stoffes geschehen, daß die Zeitungen sich im Monate August fast ausschließlich mit der „Actiengesellschaft für Spiritusverwerthung“ beschäftigt haben, sondern diese Gründung ist, wenn sie zu Stande kommt, in der That eine Angelegenheit von unabsehbarer Bedeutung. Für unsere Steuergesetzgebung, für unser Wirthschaftsleben, für unsere Socialpolitik und für unser Parteileben, wird sie ein neuer höchst bedeutender Factor sein; für die Geschichte constitutioneller Gesetzgebung ist schon der bloße Versuch, selbst wenn er mißglücken sollte, eine Erscheinung von der größten Merkwürdigkeit.

Um das Unternehmen richtig zu würdigen ist es zunächst nöthig, sich den Zusammenhang desselben mit der jüngsten Gesetzgebung klar zu machen.

Man erinnere sich, daß dieselbe den bestehenden Brennereien für ein bestimmtes Quantum Spiritus vorläufig auf 3 Jahre ein großes Steuerprivilegium bewilligt hat; neue Brennereien, welche das Privilegium nicht genießen, können daher in dieser Zeit nicht wohl in Betrieb gesetzt werden. Von dieser Thatsache ist das Project ausgegangen. Man will alle bestehenden, oder annähernd alle bestehenden Brennereien in ein einziges kaufmännisches Geschäft zusammenfassen, um dadurch in die Lage zu kommen den Preis nach Gutdünken zu bestimmen, zunächst also erheblich in die Höhe zu setzen.

Danach hätte also die Gesetzgebung durch die Ausschließung jeder neu auftauchenden Concurrnz erst den Boden für das Unternehmen geschaffen.

Dem steht jedoch eine andere Ansicht gegenüber: daß nämlich der anscheinend durch die Gesetzgebung gegen die Concurrnz errichtete Damm durch das Unternehmen selbst überfluthet und unwirksam gemacht werde. Denn indem dieses den Preis der Waare künstlich in die Höhe treibe, ermöglihe es selbst die vorher ausgeschlossene Concurrnz. Allenthalben werden die neuen Brennereien wie Pilze aus der Erde schießen, besonders da diese neuen, nicht zur Gesellschaft gehörigen Brennereien sich nicht an dem Verkauf ins Ausland und dem dabei zu erwartenden Verlust zu theilhaben brauchen, also einen noch größeren Gewinn machen werden, als die älteren. Der Zusammenhang mit der jüngsten Gesetzgebung ist daher nur ein scheinbarer; jede andere ähnliche

Production könnte sich — wenn sie nur durch einen Schutz Zoll gegen das Ausland geschützt ist — eine analoge Organisation schaffen.

Diese letztere Auffassung ist richtig; unrichtig aber ist daraus nun zu folgern, daß das Unternehmen überhaupt nicht reussiren könne. Allerdings ist Concurrenz möglich, aber es werden zwei bis drei Jahre vergehen, ehe die neue Concurrenz practisch werden kann. Das erste Jahr wird abgewartet, ob die Sache gelingt, im zweiten wird vielleicht der Beschluß gefaßt, eine Brennerei zu bauen, im dritten wird sie fertig und der landwirthschaftliche Betrieb allmählich danach eingerichtet, erst im vierten werden die meisten in volle Wirksamkeit treten. Die jüngste Gesetzgebung bietet also dem Unternehmen nur den äußeren Rahmen, insofern sie die Berechnungsbasis giebt für das Productionsquantum, welches die Gesellschaft jeder einzelnen Brennerei abnimmt, und sie hat den nicht zu unterschätzenden psychologischen Anstoß gegeben: der Versuch eine so große Menge von Interessenten zu einer Coalition zu vereinigen, wäre gornicht gemacht worden, wenn nicht alle diese Interessenten durch die einschneidende Veränderung ihrer Existenz-Bedingungen ohnehin in lebhafte Bewegung gebracht und willig gemacht wären, einen neuen Gedanken aufzunehmen. Die Beschränkung der Concurrenz aber, auf welche die deutsch-freisinnige Presse das Hauptgewicht legt, wird durch das Unternehmen selbst wieder aufgehoben. Es sind vielmehr die natürlichen Bedingungen der Production, welche die Concurrenz nach etwa erst drei Jahren wirksam werden lassen. Dann aber wird sie, wenn das Unternehmen gelingt und Dauer verspricht, in der That eintreten und hier erst liegt der politisch und allgemein interessanteste Punkt der Erscheinung. Momentan unterscheidet sich die „Actiengesellschaft für Spiritusverwerthung“ nicht wesentlich von irgend einem anderen Industrie-Cartell, wie sie fortwährend geschlossen werden, meist mißlingen, zuweilen gelingen, fast immer nach einiger Zeit sich wieder auflösen. Auch die Spiritus-Bank ist so construirt, daß sie ohne jeden Schaden nach drei Jahren — auf so lange werden die Contracte nur geschlossen — sich wieder auflösen kann. Anlage-Kosten sind bis auf die Beschaffung der Bureau-Pulte nicht vonnöthen. Das allgemeine Interesse für diese erste Periode von drei Jahren beschränkt sich auf zwei Momente. Man kann es bedauern, daß das Steuer-Privileg der Brenner so groß bemessen ist, da sie durch die Gesellschaft ohnehin lohnende Preise erzielen werden. Der Verlust, den der Fiscus dadurch erleidet, ist aber zuletzt zu verschmerzen und der Industrie, die eine Reihe von Jahren so sehr gelitten hat, auch ein reichlicher Gewinn für eine vorübergehende Zeit wohl zu gönnen. Wichtiger ist die unerwartete Steigerung des Branntweinpreises. Den Trost, daß theurer Schnaps ja ein Segen für den gemeinen Mann sei, kann sich nur Jemand gönnen, dem die Verhältnisse des norddeutschen Arbeiterstandes völlig unbekannt sind. Man kann es nicht oft genug wiederholen: es ist einmal thatsächlich der Branntwein für Millionen durchaus nöthiger Arbeiter in Norddeutschland ein unentbehrliches Lebensbedürfniß und die Vertheuerung desselben für diese Leute eine höchst empfindliche Belastung. Die Bekämpfung

der Trunksucht kann nur zum geringen Theil auf dem Wege der Vertheuerung erstrebt werden. Der Preis des Koh-Spiritus, der bisher (incl. Maifchraumsteuer) gegen 40 Mark betrug, wird aber nunmehr durch die Steuer auf 110 und durch die Gesellschaft sicherlich auf 130 bis 135 Mark getrieben werden; das macht für ein Viertel Liter zu ein Drittel Stärke, das gebräuchliche Tages-Quantum, eine Mehr-Belastung von 7—8 Pfennigen täglich. Von der Wirkung dieser Mehr-Belastung auf die unteren Schichten der Bevölkerung wird man voraussichtlich noch viel zu hören bekommen. Es ist etwa dasselbe, was das Monopol in Aussicht nahm — aber ohne die Gegenleistungen und Gegenentlastungen, welche dieses erlaubt hätte.

Wie gestaltet sich die Sache nun nach Ablauf der drei Jahre?

Nach drei Jahren ist vermuthlich so viel neue Concurrenz erwachsen, oder werden sich so viele Brenner durch den Gewinn, der sie außerhalb lockt, bestimmen lassen, den Vertrag nicht zu erneuern, daß die Gesellschaft sich nicht zu halten vermag. Zu demselben Augenblick steht die Gesetzgebung vor der Frage der Revision des Steuer-Privilegs. Hat die Gesellschaft sich wirklich aufgelöst, so wird nichts übrig bleiben, als das Steuerprivileg einfach zu verlängern. Denn durch die mittlerweile neuentstandenen Brennereien ist die Lage der Industrie ja nur noch verschlechtert worden. Zeigt sich aber irgend eine Möglichkeit, die Gesellschaft zu erhalten oder zu reconstruiren, so ist die Fortsetzung des Steuerprivilegs überflüssig. Durch Beseitigung desselben würde der Staat mit einem Schlage 34 Millionen jährlich gewinnen; der Staat hat also ein eminentes Interesse an dem Fortbestand der Gesellschaft. Aber noch mehr. Wir haben ja an dieser Stelle sofort nach Abschluß des Steuergesetzes darauf hingewiesen, daß der neugeschaffene Zustand auf die Dauer nicht haltbar sei. Geht die Spiritusbank zu Grunde, so entwickelt sich binnen Kurzem das reine Händler-Monopol. Der Staat hat alle Veranlassung hier bei Zeiten vorzubeugen. Auch für die noch ungelöste Frage der Entfesselung des Branntweins würde die Anlehnung an einen Centralpunkt des gesammten Spiritus-Handels eine dankenswerthe Stütze bieten.

In Anbetracht also, daß binnen nicht sehr langer Zeit der Staat ohnehin genöthigt sein wird, dem Spiritusgewerbe, welches er mit so hohen Steuern belastet, eine Organisation zu geben, wird nach drei Jahren sich der Gedanke von selbst bieten, an die durch die Actien-Gesellschaft begründete Organisation anzuknüpfen. Ja, wenn es dieser Gesellschaft gelingen sollte, sich ohne legislatorische Unterstützung zu halten, so würde das ein Zeichen sein, daß sie bereits überstark zu werden anfängt und sie würde dadurch das Eingreifen der Gesetzgebung provociren. Sie könnte dann durch eine Art von „Boycotten“, indem sie Jeden in die Acht erklärt, der ihr Concurrenz zu machen wagt, Jedermann, der mit einem solchen Verfehmten Geschäfte macht, Spritsfabrikanten, Maschinenfabrikanten, iberseits mit Geschäftsabbruch und Verderben der Kundschaft bedroht, eine Despotie nach der Weise amerikanischer Eisenbahnringe errichten und den Preis ganz ungebührlich in die Höhe schrauben. So werden also Ueberlegungen

der verschiedensten Art, Gründe ebensowohl das Unternehmen zu erhalten als es auch wieder zu zügeln die Gesetzgebung treiben, die einmal geschaffene Organisation nicht wieder untergehen zu lassen, sondern weiter zu bilden. Man würde der Gesellschaft wohl zunächst gewisse Privilegien gewähren und sie dafür unter Staatsaufsicht stellen und ihr Tarife vorschreiben. Das letzte Ziel würde aber wohl dem Reichsmonopolplan von 1886 sehr ähnlich werden.

Wir würden damit eine Entwidlung durchmachen, analog derjenigen unseres Eisenbahnwesens. Als der Eisenbahnbau begann, war der Staat finanziell und administrativ nicht stark genug, ihn sofort selbst in großem Maßstabe in die Hand zu nehmen. Ueber ein Menschenalter hat er deshalb das Privatkapital eintreten lassen müssen, was zwar vielerlei Nachtheile im Gefolge gehabt hat, zuletzt doch aber besser war, als wenn keine Eisenbahnen gebaut worden wären und auch mancherlei Kräfte geweckt hat. Ganz ähnlich wie der Bau jeder Eisenbahn ein natürliches Monopol schafft, so treibt jede wirklich hohe Branntweinsteuer zu einem — cum grano salis — Monopol sei es einiger Groß-Industrieller sei es der Händler. Die Vorauslagung so ungeheurer Summen können kleinere Gewerbetreibende einmal nicht leisten. Da nun Vorurtheil, Mangel an politischem Muth und ungünstige Partei-Constellation die sofortige Schaffung des Reichs-Monopols verhindert hat, so muß ein Uebergangszustand, der übrigens leicht ein Menschenalter währen kann, eintreten. Die „Actiengesellschaft für Spiritusverwerthung“ ist zu characterisiren als ein Versuch, den Gewinn, den das Privatkapital aus der Uebergangsperiode ziehen muß, nicht bloß dem Handel, sondern auch den Brennern, der Landwirtschaft zu Gute kommen zu lassen.

Wenn man bedenkt, mit welchen Summen, grade wie bei den Eisenbahnen, der Staat den Brennern und dem Handel ihre Rechte dereinst wird ablösen müssen und wie billig das Monopol im Jahre 1886 zu haben gewesen wäre, mag man sich freilich mit einigem Unmuth gegen die constitutionelle Gesetzgebungs-Maschinerie erfüllen.

Noch der Plan, der nach dem Scheitern des Reichs-Monopols ausgearbeitet wurde, eine große Brennerei-Genossenschaft durch die Gesetzgebung zu schaffen als Vermittelungs-Organ für die Steuer-Erhebung, hätte unendlich viel billiger für das consumirende Publicum wie für den Staat zum Ziele geführt. Es ist bisher wenig bekannt geworden, wie nahe dieser Plan bereits der Verwirklichung gewesen ist. Die Mitglieder des Centrums, welche denselben mit den Conservativen ausgearbeitet hatten, lauter führende Persönlichkeiten, hatten demselben bereits zugestimmt, als der Abgeordnete Windthorst dazwischen trat und das geschlossene Abkommen zerriß. Er wird es jetzt wohl bitter bereuen.

Der Umweg über die Privat-Gesellschaft und das Privat-Monopol, den die Dinge jetzt durch ihr eigenes Schwergewicht zu nehmen scheinen, wird nun aber aller Wahrscheinlichkeit nach noch wirthschaftliche Ideen wachrufen, auf die man sonst wohl noch nicht gekommen sein würde, und er gewinnt dadurch

noch eine ganz eigene Bedeutung. Gelingt es wirklich den Spiritus-Fabrikanten durch die Combination von Actien-Gesellschaft und Genossenschaft, als welche man wohl das neue Unternehmen bezeichnen darf, dem Leiden ihres Gewerbes abzuhelpfen und zu großem Gewinn zu gelangen, so ist das für viele andere ähnliche Productionen eine mächtige Anregung etwas Aehnliches zu versuchen. Die Vorarbeiten, welche die Gesetzgebung der Spiritus-Industrie geleistet hat, sind wie wir sahen, nicht so sehr wesentlicher Natur; es ist jedenfalls nicht ausgeschlossen durch private Vereinbarung Aehnliches zu erlangen. Das Entscheidende ist der psychologische Stoß, der die Indolenz der Massen in Bewegung setzt. Diesen würde nun die Spiritus-Industrie und ihr Gewinn den anderen Industrien geben. Das Bedürfniß, die ungerichtete Production irgend wie rationell zu leiten, ist allgemein. Auch bei den gesetzgebenden Factoren ist vielfach Neigung vorhanden, solchen Bestrebungen entgegenzukommen und zwar auf demselben Wege, den die Spiritusgesellschaft sich vorgezeichnet hat, nämlich durch eine Scheidung des Inland- und Ausland-Consums. Herr von Hellendorff hat darüber schon in einer der letzten Sitzungen des Reichstages einige sehr merkwürdige Ausführungen gemacht, an die wir bei dieser Gelegenheit nur erinnern wollen, um vielleicht später einmal darauf zurückzukommen.

D.



## Die Urbilder zu Hermann und Dorothea.

Von

Albert Vielschowsky.

„Die Welt ist so groß und reich und das Leben so mannigfaltig, daß es an Anlässen zu Gedichten nie fehlen wird. Aber es müssen alles Gelegenheitsgedichte sein, d. h. die Wirklichkeit muß die Veranlassung und den Stoff dazu hergeben. . . Alle meine Gedichte sind Gelegenheitsgedichte, sie sind durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden.“ (Eckermanns Gespräche mit Goethe I<sup>4</sup>, 38). Diese in ihrem Kerne vielfach citirte Aeußerung Goethes giebt uns das Recht, bei allen seinen Dichtungen nach der Wirklichkeit zu forschen, die dieselben veranlaßt hat. Freilich darf der Begriff der Wirklichkeit nicht zu äußerlich aufgefaßt werden. Nicht diejenige Wirklichkeit, die Goethe bloß sah, die er nur physisch oder mechanisch durchlebte oder die er aus der Geschichte verstandes- und gedächtnismäßig aufnahm, vermochte ihn zu dichterischer Production zu reizen, sondern nur diejenige, die sich mit seinem innersten Sein verflocht und ihn innerlich beschäftigte und bewegte. „Ich habe nie, so sagte er bei einer anderen Gelegenheit gewissermaßen ergänzend zu der ersten Aeußerung, in meiner Poesie affectirt. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen.“ (A. a. O. III, 218.) Sind diese Sätze richtig, dann muß ihre Richtigkeit auch für eine Dichtung vorausgesetzt werden, deren Wurzeln lediglich in der durch Lectüre befruchteten Phantasie des Dichters zu haften scheinen: für Hermann und Dorothea. Allerdings sind die bisherigen Versuche, das Idyll in Zusammenhang mit Goethes Leben zu bringen, im Wesentlichen erfolglos geblieben. Man hat wohl eine Reihe von Einzelheiten als der Wirklichkeit entlehnt festgestellt, man hat auch in der Wirthin die Züge der Frau Aja und im Wirth die des Herrn Rath erkannt, aber weder sind die Modelle für die Hauptfiguren noch ist das seelische Motiv, das den Dichter zu seiner Schöpfung trieb, irgendwo, soweit wir sehen können,

aufgefunden worden. Auch der neueste Herausgeber des herrlichen Werkes: Chuquet (Paris, L. Cerf. 1886) ist, obwohl völlig überzeugt, daß für Hermann und Dorothea keine anderen Geseze als für die übrigen Dichtungen Goethes gelten, nicht über seine Vorgänger hinausgekommen. Das einzige Neue, was er nach der von uns bezeichneten Richtung vorbringt, ist die Andeutung, daß der Dichter, als er Dorothea in elsässischer Tracht erscheinen ließ, „vielleicht“ an Friederike gedacht habe. Die vorsichtige Ausdrucksweise des Verfassers bekundet schon, daß ihm sehr wohl der sonstige große Unterschied, der zwischen Friederike und Dorothea obwaltet, bewußt gewesen sei. Und in der That — sollte die zarte, leidende Friederike für Goethe das Vorbild zu der kräftigen, gesunden, männlich-energischen Dorothea gewesen sein? Die Erinnerung an Friederike mußte weit mehr den Dichter von der Charakteristik Dorotheas, wie wir sie jetzt haben, ablenken, als ihm zur selben die Grundfarben leihen. Was aber die Kleidung betrifft, so bedurfte er nach seinem langen Aufenthalt im Elsaß nicht der Erinnerung an Friederike, um für seine Phantasie dieses äußerliche Element zur bequemen Verfügung zu haben. Ueberdies trat ihm Friederike nicht einmal streng in der Landestracht entgegen, sondern sie hatte dieselbe etwas modificirt, so daß sie nach Goethes Ausdruck „auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin stand“. (Dichtung und Wahrheit II, 201. Hempel.)

Dennoch kann die Kleidung Dorotheens uns ein brauchbarer Wegweiser zu dem Ziele unserer Untersuchung werden. Nach dem Gange der geschichtlichen Ereignisse und nach dem von ihm selbst gezeichneten geschichtlichen Hintergrunde konnte Goethe sich die flüchtige Dorfbevölkerung in seinem Idyll nur als eine pfälzische denken. Wenn er trotzdem Dorothea in elsässischer Tracht uns vor Augen führt, so läßt sich vermuthen, daß er sie nach einem Urbilde zeichnete, welches ihm in jener Tracht bei der Konception der Dichtung vorschwebte. Gibt es nun in Goethes Lebenskreise eine Frauengestalt, die nach Schicksal und Charakter ihn zur Schöpfung der Dorothea anregen konnte und die seine Phantasie im Kostüm einer elsässischen Bäuerin erblickte? — Allerdings giebt es eine solche, und zwar es ist keine andere, als seine theure Jugendgeliebte: Lili Schoenemann. Lili, durch die Verheirathung mit dem Banquier von Türckheim seit 1778 dem Elsaß angehörig, hatte in den Stürmen der Revolutionsjahre schwere Zeiten durchlebt. Ihr Gatte, 1792 zum Maire von Straßburg gewählt, wurde bald als Gemäßigter und Aristokrat dem Pariser Wohlfahrtsauschuß verdächtig und deshalb 1793 seines Amtes entsezt. Als er sich darauf mit seiner Familie aufs Land zurückzog, wurde er auch dort nach einiger Zeit den Schreckensmännern unbequem,

und sie befohlen Anfang Juli 1794 seine Verhaftung. Türkheim, von dem Haftbefehl rechtzeitig unterrichtet, floh nach der deutschen Grenze und ließ, nachdem er dieselbe glücklich erreicht, seine Frau auffordern, ihm zu folgen. Eili, um nicht Verdacht zu erregen und vielleicht samt den Kindern als Geiseln für den geflüchteten Gatten zurückbehalten zu werden, machte sich als Bäuerin verkleidet mit ihren fünf Kindern, von denen sie das jüngste auf dem Rücken trug, Abends 6 Uhr auf den Weg und langte, die ganze Nacht hindurch marschierend, früh 9 Uhr vor Saarbrücken an. Zu ihrer Ueberraschung fand sie dasselbe bereits von Franzosen besetzt, die zwar keinen Verdacht gegen sie schöpften, aber von ihrer Schönheit angezogen in bedenklicher Weise auf sie eindrangten. Doch mit sittlicher Hoheit die Insulten der zügellosen Soldateska abweisend passirte sie die Stadt und erreichte ohne weitere Gefahren die deutschen Vorposten. Nachdem sie mit ihrem Gemahl sich in Mannheim vereinigt hatte, siedelte die Familie nach Erlangen über, um dort die weitere Entwicklung der Dinge in Frankreich abzuwarten.

Hier haben wir ein Schicksal, das in seinen Grundzügen mit dem Dorotheens übereinstimmt. Eine deutsche Frau flieht vor den Franzosen unter mannigfachen Mühsalen und Gefahren von dem linken Rheinufer auf das rechte. Diese Frau hatte Goethes Herzens einst sehr nahe gestanden, so nahe, wie nach seiner Aeußerung zu Soret, keine zweite. Noch im höchsten Greisenalter gedachte er ihrer mit einer Art schwärmerischen Entzückens. 1779 hatte er ihr Haus in anscheinend gefesteter Sicherheit und in behaglichem Glanze geschaut. Nun war auch dieses Haus durch die revolutionären Bewegungen erschüttert, die Revolution hatte auch in das Schicksal der holden Jugendbraut grausam eingegriffen und sie, die nie Noth und Gefahr kennen gelernt und die er sicher geborgen gewöhnt, heimathlos, flüchtig und — wenigstens für den Augenblick — arm gemacht. Mußte ihn nicht die Kunde von diesem Schicksal tief ergreifen und ihn, den ohnehin die revolutionären Bewegungen ununterbrochen innerlich und dichterisch beschäftigen, zur poetischen Behandlung und damit zur wohlthuenden Befreiung von dem ihn drückenden seelischen Weh drängen? Gewiß. Aber es fragt sich: Hat Goethe zu der Zeit, wo er sich mit Hermann und Dorothea trug, von dem Schicksal Lilis Kenntniß gehabt? Diese Frage können wir mit einer an absolute Gewißheit streifenden Wahrscheinlichkeit beantworten. Eili kam im August 1794 nach Erlangen und lernte dort die Gräfin Egloffstein kennen, die durch ihre Brüder in engen Beziehungen zu Weimar stand. In Folge dieses letzteren Umstandes erzählte Eili der Gräfin, welch' unnützes Band einst sie und Goethe umschlungen hätte, und bat sie, sie möge bei schicklicher Ge-

legenheit dem Dichter mittheilen, mit welcher Verehrung sie noch heut an ihm hänge. Diese schickliche Gelegenheit scheint sich für die Gräfin ziemlich bald gefunden zu haben. Denn Goethe schrieb am 30. März 1801 an Lili: „Nach so langer Zeit einen Briefe von Ihrer Hand, verehrte Freundin, zu erhalten, war mir eine sehr angenehme Erscheinung. Schon vor einigen Jahren versicherte mir Frau von Egloffstein, daß Sie meiner während Ihres Aufenthaltes in Deutschland manchmal gedacht hätten, ich freute mich herzlich darüber in Erinnerung früherer Verhältnisse. Sie haben in den vergangenen Jahren viel ausgestanden und dabei, wie ich weiß, einen entschlossenen Muth bewiesen, der Ihnen Ehre macht u. s. w.“ (Dürckheim, Lillis Bild. Nördlingen 1879 S. 69).

Es kann sich nach diesem Briefe nur fragen, wie weit man den Empfang der Nachrichten über Lili auf Grund des Ausdrucks „vor einigen Jahren“ zurückdatiren darf. Es ist möglich, daß die direkten Mittheilungen der Gräfin, zumal sie den Dichter persönlich noch nicht kannte, und insbesondere ihre Mittheilungen über die Gefühle, die Lili noch für den Jugendliebten hege, sich etwas verzögerten; dagegen ist es uns nicht einen Augenblick zweifelhaft, daß die Gräfin, nachdem sie einmal erfahren, welch' interessante Person Lili für Weimar sei, schnelligst von der Begegnung mit ihr und von ihrem merkwürdigem Schicksal an ihre Brüder oder an sonst ihr bekannte Mitglieder des Weimarischen Kreises berichtet, und daß Goethe auf diesem Wege schon im Herbst 1794 von Lillis Flucht nach Deutschland und ihren Bedrängnissen während der Revolutionszeit Kenntniß erhalten habe\*). Damit würde dann in ausgezeichnete Weise eine Notiz Voettigers (Literar. Zustände und Zeitgen. I, 74) übereinstimmen, in welcher er unter dem 25. Dez. 1796 bemerkt, daß Goethe schon seit zwei Jahren (also seit Ende 1794) mit diesem Sujet (Hermann und Dorothea) schwanger gegangen und es erst als Drama, dann als eine Idyllenreihe versucht hätte\*\*). Wir kommen also zu dem Schluß, Goethe sei unmittelbar, nachdem ihn die Kunde von dem Schicksal Lillis erreicht hatte, angeregt worden, eine tapfere, deutsche, vor den Franzosen flüchtende Frau zum Mittelpunkt einer Dichtung zu machen.

Aber wenn man auch geneigt wäre, uns bis hierher zu folgen, so wäre damit noch nicht viel erreicht. Die Ähnlichkeit des Schicksals und

\*) Goethe konnten auch auf anderem Wege leicht Nachrichten über Lillis Geschick zu- gehen. So z. B. von seiner Mutter, da sich Lili vor der Ueberstellung nach Erlangen mehrere Wochen in Frankfurt a./M. aufhielt. Gewiß haben die Berichte, die der Dichter erhielt, wie das in solchen Fällen unvermeidlich ist, die Leiden und die Tapferkeit Lillis noch etwas übertrieben.

\*\*) Auch Schiller schrieb am 17. October 1796 an Körner, daß Goethe die Idee zu der Dichtung schon seit mehreren Jahren mit sich herumtrage.

— worauf noch einmal gewiesen sein mag — des Kostüms bleibt doch etwas Außerliches. Wollen wir von Lili als dem Urbilde zu Dorothea sprechen, so muß auch ihr Charakter in den wesentlichsten Stücken dem Dorotheens gleichen. Welches sind die hervorstechenden Züge im Charakter Dorotheens? Muth und Energie, sittliche Würde und echt weibliches Zart- und Mitgefühl. Besaß Lili jene Eigenschaften? — Von ihrem Muth und ihrer Energie hatte bereits der fünfzehnstündige, nächtliche Fußmarsch, den sie mit einem Kinde auf dem Rücken zurücklegte, und ihr Renkontre mit den Soldaten einen glänzenden Beweis geliefert. Andere Belege bietet ihr sonstiges Verhalten in der drangvollen Revolutionszeit. Als in Straßburg die Zustände bereits sehr bedrohlich geworden waren und ihre Angehörigen und Freunde sie eindringlich baten, sich und die Kinder auf rechtsrheinischem Gebiete in Sicherheit zu bringen, lehnte sie dies mit den festen Worten ab: „Je ne puis et ne dois pas céder aux instances, qu'on me fait; il est des circonstances dans la vie, où le devoir doit l'emporter sur toutes les autres considérations et où il faut *reprimer toute pusillanimité, pour animer et fortifier son courage.*“ Sie sei entschlossen, das Loos ihres Mannes zu theilen, es komme, was da wolle. (Zügel, das Puppenhaus S. 350). Goethe selbst hob denn auch in dem schon citirten Briefe rühmend hervor, daß sie in den vergangenen Jahren einen entschlossenen Muth bewiesen habe, der ihr zur Ehre gereiche. Doch bedurfte es für Goethe, wenn er seine Dorothea nach Lili bildete, gar nicht neuerlicher Beweise, um mit ihrem Charakter die Vorstellung von Muth und Energie zu verbinden. Denn er hat diese Eigenschaften schon an dem jungen, 17jährigen Mädchen bewundert. Nach der Verlobung, so erzählt er in Dichtung und Wahrheit, wäre ihm die Geliebte, die ihm bisher nur schön, anmuthig, anziehend vorgekommen, auch als würdig und bedeutend erschienen. „Sie war eine doppelte Person: ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit gehörten mein, das fühlte ich wie sonst; aber der Werth ihres Charakters, die Sicherheit in sich selbst, ihre Zuverlässigkeit in allem, das blieb ihr eigen“. Sicherheit in sich selbst — das ist schließlich die Eigenschaft, auf der alle Energie beruht.

Noch nachdrücklicher weist der Dichter an einer andern Stelle auf Lilis Seelenstärke hin. Er schildert die großen und mannigfachen Schwierigkeiten, die sich allmählich zwischen ihnen aufstürzten, und fügt dann hinzu: „In ihr (Lili) allein, wußte ich, lag eine Kraft, die das alles überwältigt hätte“. Ein Ausfluß dieser Willensstärke war es, daß sie, das in den behaglichsten und bequemsten Verhältnissen aufgewachsene Mädchen, sich bereit erklärte, „alle dermaligen Zustände und Verhältnisse

aufzugeben“ und mit Goethe nach Amerika zu gehen (Dichtung und Wahrheit IV, 92). Es ist deshalb nur natürlich, daß Goethe, als er das erste Mal — und zwar schon im Sommer 1776 — daran ging, Lili zum Mittelpunkt einer größeren Dichtung, des Dramas „der Falke“, zu machen\*), er in den Charakter der Heldin, Giovanna, einen starken Zug von Energie, verwebte. Giovanna — so viel können wir Goethes Quelle, Boccaccio, entnehmen, da uns das Drama selbst verloren gegangen ist — tritt ihren Brüdern, die sich ihrer Verbindung mit dem armen Federigo widersetzen, fest entgegen und beharrt auf ihrem gefaßten Entschluß, da sie lieber einen Mann wolle, der Reichthum, als Reichthum, der einen Mann nöthig habe. Karl Wartsch, der in der Gegenwart 1876 S. 109 über den „Falken“ handelte, konnte sich nicht enthalten anzumerken, Lili würde ganz ähnlich geantwortet haben, weil sie „ebenso entschieden und energisch“ gewesen wäre. Außerdem mag auch eine Aeußerung des Grafen Dürckheim, des Enkelschwiegersohnes Lilis, hier am Platze sein, in welcher er von ihrer Korrespondenz sagt: „Die meisten Briefe sind von so ernstem Geiste durchdrungen und tragen den Stempel einer so positiven, unerschütterlichen Richtung, daß wir mehr als einmal uns der Unterschrift Lise Dürckheim vergewissern mußten, um sicher zu sein, daß nicht der Vater, sondern die sanfte Lili schreibt“ (a. a. O. S. 62). „Ihre Schriftzüge, heißt es an einer andern Stelle, sind die einer festen, fast männlichen Hand.“ Diese Zeugnisse, die sich leicht noch vermehren ließen, dürften den Muth und die hohe Willensstärke Lilis ausreichend belegen.

Was nun die zweite Charaktereigenthümlichkeit betrifft, die wir als markant in der Figur Dorotheens bezeichnen: die sittliche Würde, so lassen schon die angeführten Thatfachen und Urtheile kaum daran zweifeln, daß Lili diesen schönen Schmuck des Weibes besessen haben müsse. Goethe nennt sie, wie wir gehört, ausdrücklich „würdig und bedeutend“. Reichardt und Lavater geben ihr in ihren Briefen beständig das Prädikat „edel“ (Dürckheim S. 81 ff.); die Gräfin Egloffstein rühmt vor Allem „die erhabene Würde, die sich in ihrem ganzen Wesen ausgesprochen“; Ludwig Spach, der sie vermuthlich noch selbst gekannt hat, jedenfalls viele Personen ihres Bekanntenkreises, spricht von dem *coeur haut placé de cette noble femme* (Oeuvres choisies II, 463) u. s. w.\*\*)

\*) Vgl. Goethes Briefe an Frau von Stein I<sup>2</sup> 48.

\*\*) Hier unten mag noch für diesen und den nächsten Punkt auf einen Brief vom Pfarrer Ewald Bezug genommen sein, der um so mehr ins Gewicht fällt, als Ewald und seine Frau (eine geborene Frankfurterin) nur die junge Lili, d. h. Lili bis zu ihrem 20. Lebensjahre kannten. Ewald schreibt am 3. Februar 1784 an seinen elsässischen Freund J. Gottfr. Röberer: „Ich bitte, daß Sie in das Lürkheimische Haus gehen und der Frau von Lürkheim sagen, daß der Pfarrer und sein Weib noch an sie dächten und liebten und immer an sie denken und

Und was endlich die Zartheit und Weichheit ihres Gefühls anlangt, so braucht man nur Goethes Lieder an sie, das 17.—20. Buch von Dichtung und Wahrheit, die Urtheile anderer Zeitgenossen und die rührende Korrespondenz mit ihren nächsten Angehörigen bei Dürkheim und Jügel nachzulesen, um sich zu überzeugen, daß auch dieser Vorzug des weiblichen Gemüths ihr in hohem Grade zu eigen war. In ihr vermähsten sich in der That, so wie bei Dorothea, männliche Kraft und weibliches Empfinden zur schönsten Einheit. Sie hatte, um in ihrer Sprache zu reden, ihre Seele gestählt, ohne ihr die zarte Blüthe des Gefühls zu rauben.

Zu dieser allgemeinen Fundamentirung unseres Vergleiches zwischen Lili und Dorothea kommen einige Detailzüge der Dichtung, die unserer Auffassung weitere Stützen bieten.

Goethe läßt den Richter von einer Heldenthat Dorotheens erzählen, durch welche sie ihre eigene Ehre, so wie die mehrerer anderer Jungfrauen gerettet habe. Sie hätte einem der auf sie eindringenden Marodeurs den Säbel entrißen, ihn niedergeschlagen und die anderen mit „männlichen Streichen“ zurückgetrieben. An dieser Heldenthat haben einige Kommentatoren, darunter der feinsinnige Wilhelm v. Humboldt, als in zu grossem Kontrast zu der sonstigen zarten Weiblichkeit Dorotheens stehend Anstoß genommen. Woher hat der Dichter diesen Zug? Aus der Salzburger Emigrantengeschichte konnte er ihn nicht entnehmen. Denn dieser fehlt er. Nun könnte er ihn frei erfunden haben, um uns eine noch höhere Vorstellung von der kraftvollen Natur Dorotheens zu geben. Warum er aber dann einen so stark heroischen wählte, ist uns allerdings mit Wilhelm v. Humboldt einigermassen auffallend. Erklärlicher wird die Sache, wenn wir annehmen, daß Lilis gefährliche Begegnung mit den französischen Soldaten seine Phantasie anreizte, sich auszumalen, was wohl geschehen wäre, wenn jene dreisten Gefellen, anstatt sich durch Lilis zornige Worte verschrecken zu lassen, gegen sie Gewalt gebraucht hätten. Er konnte dann bei seiner Kenntniß von Lilis Charakter kaum eine andere Lösung finden, als jene heroische, die er Dorotheens Unternehmen giebt. Die von der Phantasie weiter ausgespinnene Wirklichkeit reichte ihm also, wie wir meinen, den Zug, nach dem er suchte, um das Charakterbild Dorotheens durch die Glorie heldenhafter Größe zu verklären.

Eine andere etwas überraschende Wendung der Dichtung ist es, daß

---

lieben würden; daß er als Superintendent noch die Frisur trage, die sie ihm vorgeschrieben habe. — Die heilige Anna [Lilis erster Vorname war Anna] sei ihm immer noch heilig.“ (Stöber, J. G. Köbeler und seine Freunde 2. Aufl. Colmar 1874 S. 127.) — In Betreff der angeblichen Kosterette Lili, die ja wenig mit der von uns behaupteten sittlichen Würde vereinbar wäre, verweise ich auf mein Essay „Goethes Lili“ in Westermanns Monatsheften. August 1887.

Dorothea bereits einmal verlobt war, ihren Bräutigam aber in der Ferne durch den Tod verloren hat. Auch diesen Zug fand Goethe nicht in der Salzburger Emigrantenhistorie. Nichts nöthigte ihn aber, einen solchen dem Epos einzuverleiben, vielmehr mußte ihm derselbe so fern liegen, daß es eines bestimmten äußern Anlasses bedurfte, damit er ihn als brauchbar für die Dichtung entdecken konnte. Dieser äußere Anlaß lag unseres Erachtens wiederum in der Wirklichkeit, in dem thatsächlichen Schicksal des Urbildes seiner Heldin. Auch Lili war, als sie sich mit Herrn v. Türckheim vermählte, schon verlobt gewesen, und zwar nicht bloß mit Goethe, sondern auch mit einem gewissen Bernard. An diesen zweiten Bräutigam hat wohl der Dichter bei seiner Dorothea gedacht. Denn dieser zweite Bräutigam endete wie Dorotheens Verlobter unglücklich in der Ferne. Er starb, nachdem ihn Vermögensverfall aus der Heimath getrieben hatte, in Jamaica. Wenn Goethe den Verlobten Dorotheens auf der Guillotine sterben läßt, nachdem ein unklarer Freiheitsdrang ihn nach Paris gelockt, so ergab sich gewiß diese Wendung unschwer aus dem historischen Hintergrunde des Idylls. Ob aber Goethe nicht auch hier, das wahrscheinliche Schicksal Türckheims, vor dem ihn nur die Flucht bewahrte, für seine Dichtung verworther hat, geben wir der Ermägung der Leser anheim. — So fügen sich auch diese kleinen Züge, die um so bedeutsamer sind, als sie in der Geschichte von den flüchtigen Salzburgern sich nicht finden und als sie Goethes Phantasie durchaus nicht leicht sich darbieten konnten, vortrefflich in unsere vorgetragene Ansicht von der Urbildlichkeit Lilis für Dorothea\*).

Haben wir aber erst einmal Lili für Dorothea, Herrn und Frau Rath für Wirth und Wirthin gewonnen, so drängt sich uns von selber als Modell für Hermann — der Dichter in eigener Person auf. Es müßte auch wunderbar zugehen, wenn in einer größeren Goetheschen Dichtung Er selbst nicht vertreten sein sollte. Man kann sagen, jede dichterische Schöpfung packte den Meister erst dann mit tiefer innerlicher

\*) Als ein nicht unwichtiges, negatives Moment möchten wir noch den Umstand betrachten, daß Goethe Dorothea nirgends als Bäuerin charakterisirt. Es wäre ihm an mehreren Stellen, z. B. wo sie das Ochsengepann lenkt, oder wo sie mit Hermann Feld und Garten durchwandert, ein Leichtes gewesen, durch irgend welche Handgriffe, Aeußerungen u. s. w. die bäuerliche Natur Dorotheens zu kennzeichnen, wie er es mit feinstem Geschick bei der Mutter Hermanns gethan hat, die obwohl sie aufgeregt den Sohn sucht, doch im Vorübergehen nicht unterlassen kann, die Stäben der Obstbäume zurechtzustellen und die Raupen vom Kohl zu entfernen. Aber das Urbild Dorotheens verwirrte dem Dichter das Konzept. Ueber die Zugen geliebte vergaß er die Figur der Dichtung. Daß Goethe selbst mit Bewußtsein in solchen Fällen gegen seine künstlerischen Pflichten verstieß, dafür ist höchst lehrreich sein Brief an Frau v. Stein vom 23./4. 1781: „Als Verfassung an dich ist gewiß gut, was ich geschrieben habe. Ob's als Scene (im Tasso) und an dem Ort gut ist, weiß ich nicht.“ Im Uebrigen denke man auch an Euphion-Byron.



Gewalt, wenn er sich selbst in ihr wiederfand. Und mit welcher Liebe hat er an Hermann und Dorothea gehangen! — Freilich wird der Vergleich zwischen Hermann und Goethe zunächst gar Manchen stutzig machen. Der bäuerische, schüchterne Birthsohn, dem Schreiben und Lesen herzlich sauer geworden, der der Mädchen Gesellschaft vermeidet und nur im Stall und auf dem Acker sich wohl fühlt, der scheint eher ein Gegenbild als ein Abbild des Dichters zu sein.

Wenn wir trotzdem an unserer Vermuthung festhalten, so geschieht es, weil Goethe in Leben und Dichtung sich gern maskierte und sich freute, wenn er nicht erkannt wurde. Nun lag es hier schon im Plane der Dichtung, daß er sein Abbild mit einer Reihe von Eigenschaften „tingiren“ mußte, die ihm selbst fremd waren. Sodann ist aber zu erinnern, daß in Hermann viel mehr steckt, als man nach der anfänglichen Charakteristik des Dichters zu erwarten geneigt ist. Hermann zeigt sich im ganzen Verlaufe der Handlung so fest, so leidenschaftlich, so hochherzig, so tief- und zartfühlend und so berebt, daß er über seine ursprüngliche Anlage weit hinausgewachsen erscheint und als würdiger Bruder des Dichters gelten darf. Zwar motivirt Goethe diese rasche Entwicklung Hermanns mit dem Worte: „Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling“, aber es bleibt dem gegenüber doch der Satz bestehen, daß was nicht potentiell in Jemandes Natur liegt, niemals actuell zu Tage tritt. Außer dieser allgemeinen Aehnlichkeit gewahren wir aber in dem Porträt Hermanns noch einige kleinere Striche, die uns ebenfalls lebhaft die Person des Dichters vergegenwärtigen. Wenn Hermann zur Mutter spricht:

„Aber seh ich dann dort das Hinterhaus, wo an dem Giebel  
Sich das Fenster uns zeigt von meinem Stübchen im Dache,  
Denk ich die Zeiten zurück, wie manche Nacht ich den Mond schon  
Dort erwartete und schon so manchen Morgen die Sonne,  
Wenn der gesunde Schlaf mir nur wenige Stunden genügt:  
Ach! da kommt mir so einsam vor wie die Kammer, der Hof und  
Garten, das herrliche Feld, das über die Hügel sich hinreckt“ —

vor wessen Auge stiege da nicht der junge Goethe auf, wie er in seinem Frankfurter Dachstübchen nach Mond und Sonne am späten Abend und frühen Morgen träumerisch ausblickt! Ja es will uns bedünken, als ob der Dichter mit den Worten „denk ich die Zeiten zurück“ gradezu aus der Rolle gefallen wäre. Sie deuten auf eine ziemlich lange und in ihrem Beginn entfernte Vergangenheit, die wir bei Hermann, dem „Jüngling“, wenn wir auch nicht streng nach den Angaben des Dichters (II, 110 ff. u. I, 121) sein Alter auf 19 Jahre berechnen wollen, als kaum schon durchlebt und denken können, während sie uns in Goethes Munde sehr ver-

ständig klingen. Ferner erinnert der Spott der Mädchen über Hermanns unmodische Kleidung (II, 208) an den gleichen Spott, der den Studiosus Goethe traf, als er das elegante Leipzig betrat, und die höhnischen Scherze seiner Schulkameraden über den Vater (IV, 165) an die Stichelreden, die der Knabe Wolfgang von seinen Genossen über die Abkunft seines Vaters zu hören bekam (D. u. W. I, 64)\*. Auch das Verhältniß zwischen Sohn und Vater und mehr noch zwischen Sohn und Mutter ist, wie auch schon anderweitig bemerkt, nahezu dasselbe als es zwischen dem Dichter und seinen Eltern bestanden hatte. Endlich möchten wir noch auf eine Thatfache die Aufmerksamkeit lenken. Karoline von Wolzogen erzählt uns, daß Goethe einst in Schillers Hause den Gesang, der das Gespräch Hermanns mit der Mutter am Birnbaum enthält, in tiefer Herzensbewegung unter hervorquellenden Thränen vorgelesen und dabei geäußert habe: „So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen“. Diese tiefe innere Ergriffenheit Goethes wird erst dann ganz begreiflich, wenn man voraussetzt, daß ihm bei der Recitation die Figuren der Dichtung als solche entschwanden und er statt derselben ihre Urbilder, die Mutter und sich selbst vor sich sah, mit ihnen sprach, fühlte und litt; und daß das Gedächtniß an die wunderbar schöne, reich bewegte Frankfurter Jugendzeit, an den schon im Grabe ruhenden Vater und an die reizende, heißgeliebte Lili in ihm aufstieg. Denn alle diese Bilder mußte das Gespräch zwischen Mutter und Sohn, sofern es mehr denn eine bloße poetische Fiction war, in ihm aufwecken und ihn dadurch zu Thränen rühren.

Hält man diese unsere Ausführungen für begründet und theilt man unsere Ueberzeugung, daß Hermann und Dorothea die poetischen Abbilder von Goethe und Lili sind, so wird man uns auch einräumen, daß sich der Dichter, als ihm sein Verhältniß zu Lili wieder lebendig wurde, in jene herrlichen Tage und Wochen zurückversetzt fühlen mußte, die er im Jahre 1775 an der Seite der Geliebten — besonders in Offenbach — verlebte. Das Brautpaar war dort umgeben von einem Kreise trefflicher, heiterer Menschen, die den Liebenden gern jegliche Unterstützung zur Steigerung oder Verlängerung glücklicher Momente gewährten. Zu diesem Kreise gehörten Pfarrer Ewald, den Goethe als demselben unentbehrlich bezeichnet, Fabrikant und Komponist André und die Verwandten Lilis Onkel Bernard und d'Orville. Es ist schwer, sich des Gedankens zu entschlagen, daß Goethe für die Nebenfiguren seines Epos nicht auf das eine oder andere Glied jenes Kreises zurückgegriffen haben sollte. Insbesondere würden

\*) Vielleicht darf auch auf den Trost gegen den Schmerz, auf die frühe verstorbene Schwester Hermanns und auf das Wort des Pfarrers: „Was er begehrte, das war ihm gemäß“ (V, 65) als hierher gehörig verwiesen werden.

wir für den Pfarrer kaum ein ähnlicheres Modell, als Pfarrer Ewald entdecken können. Für den Apotheker wollen wir keine Vermuthung wagen; es mag das denen überlassen bleiben, die mit dem Charakter der anderen drei Männer vertrauter sind, als wir es von uns behaupten können. —

Ueberblicken wir jetzt noch einmal von unserm Standpunkt aus die Dichtung, so bemerken wir, daß sie eine neue weitere Bedeutung gewonnen hat. Während sie bisher scheinbar eine in sich ganz abgeschlossene und mit ihrem Schöpfer durch keine inneren Beziehungen verknüpfte Existenz geführt hatte, erweist sie sich nunmehr als eine poetische Sühne desselben gegen die einst Geliebte und als eine ihn befreiende poetische Beichte. Eine solche Sühne und Beichte hatte Goethe unmittelbar, nachdem er Lili verlassen, im „Falken“ 1776 versucht. Sie war ihm nicht gelungen, vermuthlich weil die Liebe zu Frau von Stein störend dazwischen trat. Nun war Lilis Bild im Jahre 1794 von Neuem nach langem Zwischenraum vor ihm aufgetaucht, sie war als Unglückliche und Heimathlose seinem geistigen Auge erschienen, und grade dieser Umstand mußte ihm ein verstärkter Impuls sein, ihr in der Dichtung diejenige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die er ihr im Leben hatte versagen müssen. Hatte er sonst durch eine tragische Lösung (Weislingen, Clavigo, Werther, Gretchen, spätere Stella u. s. w.) seine Versöhnung mit der Wirklichkeit gefunden, so fand er sie diesmal durch eine freundliche\*).

Hermann und Dorothea tritt somit in keiner Weise aus dem Rahmen der übrigen Dichtungen Goethes heraus. Die Figuren des Ithyls sind keine schattenhaften Gestalten der Lectüre, die erst der Dichter mit Fleisch und Blut versehen mußte, — sie ständen nicht so sicher und kernhaft vor uns —, sondern sie sind wie alle Kinder seines Genius von ihm aus der Fülle des eigenen Lebens und Herzens empfangen und geschaffen. Es wäre auch zu merkwürdig, wenn der Mann, der immer nur das was er selbst durchlebt, im Spiegel der Dichtung zeigen konnte, dem jede Dichtung eine Konfession sein sollte, in diesem einen Falle sich von seiner Natur hätte entfernen können und wollen. Die Salzburger Emigrantenhistorie bot ihm nichts, als den epischen Faden, an dem er seine poetischen Motive aufreißen konnte, nachdem sie der dramatischen Fassung widerstrebt hatten. Sie bedeuten für Hermann und Dorothea nicht mehr als die Boccacciösche Novelle für den „Falken“ bedeutet hätte, und als sonst die Quellen für Goethesche Gebilde auf sich haben\*\*).

\*) Es ist charakteristisch, daß Goethe auch bei der ersten Stella, die gleichfalls in inniger Beziehung zu Lili steht, einer tragischen Lösung auszuweichen suchte.

\*\*\*) Goethe hat allen Hinweisungen auf seine angebliche Quelle für Hermann und

Die Loslösung des Gedichts von der treuherzigen, naiven Auswanderer-Anekdote und seine Verknüpfung mit einer der holdesten Frauengestalten aus Goethes Leben und mit des Dichters eigenstem Fühlen und Sein kann uns dasselbe nur lieber und werthter machen. Durch die objective Schönheit des Werks schimmert eine neue subjective hindurch und verleiht dem künstlichen Idyll einem doppelten Glanz. Mag es in diesem Doppelglanze weiter seine ruhmvolle Bahn durchschreiten und den Preis des unsterblichen Dichters den Jahrhunderten verkünden.

---

Dorothea hartnäckiges Stillschweigen entgegengesetzt, auch sich zu seinen Vertrauten: Riemer, Eckermann, Soret, obwohl längst öffentlich (Morgenblatt 1809 und „Kunst und Alterthum“ 1824) darauf verwiesen war, nie sich mit einem Worte darüber geäußert. Er konnte, wie die Sache lag, den Behauptungen der Gelehrten weder zustimmen noch widersprechen. In letzterem Falle hätte er den thatsächlichen Zusammenhang darlegen müssen, was seiner Natur an sich zuwider war, hier aber wo es sich um Lili handelte, ganz besonders antipathisch sein mußte. Bestimmte ihn doch die Rücksicht auf Lili, wie wir durch S. Boissierée und Soret wissen, den letzten Band seiner Lebensbeschreibung immer weiter hinauszuschieben. „Ich hätte ihn längst früher geschrieben und herausgegeben, wenn mich nicht gewisse zarte Rücksichten gehindert hätten, und zwar nicht Rücksichten gegen mich selber, sondern gegen die damals noch lebende Geliebte. Ich wäre stolz gewesen, es der ganzen Welt zu sagen, wie sehr ich sie geliebt; und ich glaube, sie wäre nicht erröthet, zu gestehen, daß meine Neigung erwidert wurde. Aber hatte ich das Recht, es öffentlich zu sagen, ohne ihre Zustimmung?“ — (Goethe am 5. März 1830. Bergl. Eckermann, Gespräche mit Goethe III<sup>4</sup>, 206.)

---

# Ein französischer Parlamentsstreit unter Ludwig XV.

Von

Dr. Heinrich Weber.

Schon Richelieu's Bestreben war es gewesen, in Frankreich die ausschließliche Geltung des katholischen Bekenntnisses durchzusetzen; er hatte als ein eifriger Streiter für die Kirche die Hugenotten ihrer mühsam errungenen politischen Machtstellung wieder zu berauben gewußt, ohne darum den Glaubensgenossen der französischen Protestanten in Deutschland seinen mächtigen Beistand gegen das Haus Habsburg zu weigern. Religiöse Motive blieben diesem kühlen Kopfe, wenn er auch den Kardinalshut trug, völlig fern. Nach der Einnahme von La Rochelle 1628 waren die Hugenotten nicht mehr ein Staat im Staate, sondern nur noch eine gebildete Sekte. Dem „großen“ Ludwig XIV. gelang es, das gottgefällige Werk, die Vernichtung des reformierten Bekenntnisses in Frankreich, durch die Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 zu vollenden.

Von den Haupterzfeindern war das Land nun gereinigt. Aber der fromme König fühlte, je älter er wurde, um so dringender das Bedürfnis, sich den Himmel geneigt zu machen, um für das freie Leben seiner jüngeren Jahre Generalpardon zu erhalten; die Frau von Maintenon und seine Beichtväter, die Jesuiten, überzeugten ihn, daß er nicht besser für das Heil seiner Seele sorgen könne, als wenn er der Unterdrückung etwa noch vorhandener Ketereien innerhalb des katholischen Bekenntnisses seines Königreiches seinen Namen und Einfluß leihe; so wandte er nunmehr auch den inneren Angelegenheiten der alleinseligmachenden Kirche seine Aufmerksamkeit zu. Und hier fand er einen Schauplatz für seine Thätigkeit in den jansenistischen Wirren.

Ein im Jahre 1640 erschienenes Buch des Bischofs von Ypern, Cornelius Jansenius, hatte durch die darin enthaltene starke Betonung der alten Augustinischen Lehre von der Sünde und Gnade, im Gegensatz zu der Pelagianischen Richtung der leichteren katholischen und nament-

lich der jesuitischen Moral, zunächst in Holland, dann auch in Frankreich sehr großes Aufsehen erregt und natürlich den Unwillen der Jesuiten am Hofe zu Paris in hohem Grade erweckt. Es gelang diesen, auch das Pariser Parlament für ihre Auffassung zu gewinnen, wogegen Anton Arnauld, Doktor der Sorbonne, als Vertreter dieser Körperschaft, die jansenistische Lehre verteidigte. Die Jesuiten zogen den Papst ins Spiel, der durch eine Bulle von 1653 fünf Sätze des Jansenius für hegerisch erklärte und danach auch die Ausflüchte der Jansenisten, daß jene Sätze allerdings an sich hegerisch, aber von Jansenius nicht in diesem Sinne gelehrt seien, ausdrücklich verwarf. Viele Jansenisten weigerten sich, diese Entscheidung des Papstes und die von dem glaubenseifrigen Könige noch besonders durchgesetzte Formel, welche alle Priester an die unbedingte Annahme derselben binden sollte, anzuerkennen. Hauptsitz der Opposition blieb das Nonnenkloster Portroyal des Champs.

Der Streit zog sich, mit mehr oder weniger Eifer verfochten, ohne wesentliche Aenderung seiner Richtung hin bis zum Jahre 1713, wo er mit der Bulle oder Constitution „Unigenitus“ in ein neues Stadium trat.

Der eifrige Jansenist Paschasius Quesnel, Pater des Oratoriums in Paris, hatte im Jahre 1693 „Erläuterungen zum neuen Testament“ drucken lassen, ein Buch, das durch seinen erbaulichen Inhalt in hohem Grade die Billigung des Erzbischofs von Paris, Noailles, erlangte. Nicht am wenigsten dessen Empfehlung brachte die Jesuiten dagegen auf, da der Erzbischof vermöge seines hohen Ranges den Weichtvätern des Könige gegenüber eine freie Stellung einnahm, die ihm diese mißgönnten. Es kam ihnen zu Statten, daß sich Noailles auch den Unwillen des päpstlichen Stuhles durch seine freimüthige Betonung der sogenannten gallikanischen Kirchenfreiheiten bei Einführung der Bulle „Vineam domini“ 1705 zugezogen hatte. Als daher der Pater Le Tellier ein Verzeichniß von 103 anstößigen Sätzen, die er aus Quesnels „Neuem Testament“ ausgezogen hatte, an den Papst schickte, so verdammt derselbe 101 von diesen ausdrücklich und verbot das ganze Buch als gefährlich durch die genannte Bulle vom Jahre 1713.

Diese Bulle mußte überall den größten Anstoß erregen, indem sie mehrere Sätze verwarf, die wörtlich aus der Bibel und dem Augustin entnommen waren; besonderes Aergerniß war sie aber in Frankreich zu erregen geeignet, wo sie außerdem noch die gallikanischen Kirchenfreiheiten zu verletzen schien, wie dieselben, zuerst von Pierre du Buy formuliert, 1682 von Bossuet in die bekannten „quatuor propositiones cleri gallicani“ gefaßt waren. Nach diesen hätte der in Frankreich entstandene Glaubensstreit dort beigelegt werden müssen, ohne daß sich Clemens XI. eine einseitige Entscheidung anmaßen durfte. Eben dieser Eingriff aber

in die Sonderprincipien der französischen Nationalkirche war es, auf welchen es den Jesuiten an Ludwigs XIV. Hofe nicht am wenigsten ankam, zu dem sie den Papst zu verleiten sich mit Erfolg bemüht hatten. Der König, ganz in den Händen seiner Weisräther, legte noch einmal seinen unheilvollen Einfluß in die Waagschale. Er setzte durch, daß 49 Bischöfe, die gerade zufällig in Paris anwesend waren, sich als eine regelmäßig berufene Synode konstituierten, welche mit 40 gegen 9 Stimmen die Bulle „Unigenitus“ in Frankreich annahm und in ihrem ganzen Umfang billigte. Die Opposition der 9 Bischöfe, unter denen sich der ehrwürdige Noailles befand, suchte der König zum Schweigen zu bringen, doch ohne eine tiefgehende Spaltung in der Kirche verhindern zu können. Es bildeten sich die Parteien der Konstitutionisten und der Antikonstitutionisten oder der Acceptanten und Refusanten. Nur mit Widerstreben unterwarf sich das Parlament und die Sorbonne zu Paris dem Willen des Königs, der nach dieser letzten großen That zur Ausrottung der Ketzerei in Frankreich dann bald, 1715, die Augen schloß.

Der Regent Philipp von Orléans gestattete den Refusanten so viele Freiheit, daß sie 1717 den kühnen Schritt wagten, zur Entscheidung des Streites über die Bulle „Unigenitus“ an eine künftige allgemeine Synode zu appellieren, trotzdem der Papst die „Appellanten“, wie man sie nun nannte, mit der Exkommunikation bedrohte. Indeß gelang es den Künsten des ruchlosen Dubois, Noailles, der unter den Appellanten war, zur bedingten Annahme der Konstitution zu bestimmen; ein königliches Gesetz von 1719 befahl die allgemeine Annahme derselben auf die Art, wie sie Noailles acceptiert; auch sollte es fortan nicht mehr erlaubt sein, zu appellieren oder sich zu verkehern. Nach diesem Gesetz zerfielen die Appellanten in eine strengere und in eine laxere Partei.

Fleury, der die völlige Durchsetzung der Konstitution für das beste Mittel hielt, sich den Kardinalshut zu verdienen, wußte die Appellanten gewaltsam zur Anerkennung derselben zu zwingen; ja selbst der achtzigjährige Noailles ließ sich zu ihrer unbedingten Annahme bewegen. Im Jahre 1730 registrierte das Parlament auf Fleury's Antrieb ein Gesetz, das alle, welche die Bulle nicht annehmen würden, vom geistlichen Amt ausschloß und die Appellanten als „Empörer“ bezeichnete. Seitdem duldete man sie offiziell nicht mehr; selbst die Wunder, welche die sogenannten „Konvulsionäre“ am Grabe des heiligen Paris auf dem Kirchhof St. Mébard zum Beweise der Verwerflichkeit der Bulle Unigenitus zu Stande brachten, halfen den Appellanten nichts; praktisch freilich duldete man sie.

Der Streit war somit vorläufig beigelegt. Doch im Jahre 1752

brach er von Neuem aus, und eben dieses dritte Stadium des Kampfes wider den jansenistischen Geist ist es, das den wesentlichen Inhalt des in diesem Aufsatz behandelten Konfliktes zwischen Krone und Parlament ausmacht, wenn auch im Verlaufe desselben neben diesen religiösen und kirchlichen immer mehr das rein politische Moment des Widerstandes gegen die willkürliche Regierung hervortritt. Diese Erneuerung des Kampfes geschah auf folgende Weise.

In seinem Bestreben, die namentlich durch den letzten Seekrieg gegen die Engländer gesteigerte Verwirrung der französischen Finanzen zu heben und die kolossale Staatsschuld zu tilgen, verfiel der Finanzminister Machault, da man dem schon so übermäßig belasteten *pauvre peuple taillable et corvéable* nicht wohl noch nach der alten Art neue schwere Steuern aufbürden konnte, auf das Edikt vom Mai 1749, welches befahl, daß alle Franzosen ohne Ausnahme ihren Vermögensstand anzeigen sollten, damit die dringend nöthige Auflage des zwanzigsten Pfennigs nach der Gerechtigkeit unter die Einzelnen vertheilt werden könnte, — ein kühner Angriff auf die Privilegierten, den man als einen Vorläufer jener Reformversuche ansehen muß, an denen später Turgot scheiterte. Dagegen erhob sich die Opposition der Provinzialstände, des Adels und der Geistlichkeit, welche an ihrem Rechte festhalten wollten, ihre Abgaben an die Krone in der Form eines „*don gratuit*“ zu entrichten, und die Vertheilung derselben unter die Einzelnen nach ihrem Belieben anzuordnen. Da diese alten „Freiheiten“ der absoluten Gewalt der Krone Eintrag thaten, so hatten sie auch die Parlamente, namentlich das von Paris, zu ihrem Verteidiger; doch ließ sich dieses durch den entschiedenen Befehl des Königs bestimmen, jenes Edikt zu registrieren. Schwerer war es, die Provinzialstände zum Gehorsam zu bringen. Der Klerus sah in dem Edikte die gefährliche Bekanntmachung des Werthes seiner Güter und den Verlust der Freiheit, dem Könige Geschenke zu bringen, abgesondert vom Volke. Der Adel sah seine von Abgaben befreiten Besitzthümer wie das Eigenthum der „*roturiers*“ behandelt, und der dritte Stand, der freilich nur wenig in Betracht kam, fand darin die Umstürzung der Privilegien der Provinzen. Am heftigsten von allen widerstrebte der Klerus; er war der gefährlichste Gegner des Hofes in dieser Angelegenheit, weil er, wie sich der ebenso cynische wie geistreiche Abbé Soulavie in den *Mémoires* des Herzogs von Richelieu ausdrückt, indem er von sich und seinen Einnahmen sprach, zugleich von dem Interesse des Himmels sprach.

Durch das Ueberhandnehmen des jesuitischen Geistes waren die moralischen Kräfte der hohen Geistlichkeit in dieser Zeit sehr gesunken: Bischöfe von Fénelon's und Bossuet's Bedeutung besaß das damalige



Frankreich nicht mehr. Die hohen Kleriker versanken meist in Wohlleben und Ueppigkeit. Während sie aber praßten, standen zu ihnen in schroffem Gegensatz die niederen Geistlichen, welche die eigentliche Arbeit des Standes zu versehen hatten, die c. 60000 Pfarrer und Vikare, welche von einer kümmerlichen Besoldung lebten. Auf sie fiel die Hauptlast der „freiwilligen Geschenke“, welche der Klerus dem Könige verehrte; denn die Bischöfe bedienten sich ihres Rechtes, deren Vertheilung zu veranstalten, zu Ungunsten der armen Pfarrer. Ein Bischof von Verdun, dessen Einkünfte man auf 80000 Livres schätzte, soll als seinen Beitrag zum don gratuit, als der König die Auflage des Zehnten forderte, nur 180 Livres gezahlt haben; alles Andere hatten seine Untergebenen aus dem „bas clergé“ zu entrichten. Dies war der Grund, weshalb die Bischöfe um keinen Preis das Machault'sche Edikt anerkennen wollten, während dasselbe dem niederen Klerus sehr wohl gefiel. Der Hof, um den Widerstand der hohen Prälaten zu brechen, benutzte diese Spaltung der Gegner und suchte sie zu vertiefen, indem er die „Vorstellungen des zweiten Standes der Geistlichkeit über den Zwanzigsten“ eifrig verbreiten ließ, eine Denkschrift, welche die Verderbniß des Episkopats mit klaren Zügen schilderte. —

Mit diesem Widerstande des niederen Klerus gegen den hohen kam aber ein ganz neues Moment in diesen Streit, bei dem es sich ja eigentlich nur um die weltlichen Güter der Bischöfe handelte. Der niedere Klerus war nämlich größtentheils ebenso jansenistisch gesinnt, wie der hohe jesuitisch. In jener Denkschrift heißt es: Der König soll den hohen Klerus züchtigen, der den werththätigen Pfarrer wie einen Plebejer ansieht; dann wird er vielleicht einen Klerus erhalten, „der ebenso das Evangelium lieben lehrt, wie die Konstitution des Vater Tellier verabscheuen“.

Indem nun die hohe Geistlichkeit sich gegen die niedere aufzutreten gezwungen sah, mußte das auch meist jansenistisch gesinnte Parlament der letzteren beistehen, so daß dadurch auch Episkopat und Parlament, die ja von Anfang an in Hinsicht des Zwanzigsten einer Meinung gewesen waren, in Konflikt kommen mußten. Und dies wußten die Prälaten geschickt zu benutzen. Um eine heilsame Ablenkung von dem Streit über den Zwanzigsten zu schaffen und dadurch die Immunitäten der Kirche zu wahren, beschloß der Erzbischof von Paris, Christoph von Beaumont, als das Haupt der Bischöfe, die jansenistischen Streitigkeiten wieder anzufachen.

Nach Soulabie war dieser Mann durch höfische Schmeichelei und Jesuitenränke aus niedriger Armuth zu seinem hohen Range emporgestiegen. Voll von eitlem Hochmuth verschwendete er dann 100000 Thaler, um durch eine Genealogie in zwei Foliobänden zu beweisen, daß er aus einem alten Hause stamme. Im Uebrigen lebte er sparjam, ver-

wendete nur ein Drittel seiner Einkünfte für sich; den Rest vertheilte er unter die Armen, ohne doch von ihnen geliebt zu werden. Bis zu den katholischen Iren drangen seine Spenden; „es genügte, arm und fanatisch zu sein, um derselben theilhaftig zu werden“. (Mémoires du maréchal de Richelieu. VIII, 206—212.) An Stelle seiner früheren Schmiegsamkeit war, als er sein Ziel erreicht hatte, eine unbeugsame, auf Reflexion gegründete Starrheit getreten. — Wenn auch dieses Bild unleugbar mit dem Pinsel des Hasses gemalt ist, und die herbe Sittenstrenge des Erzbischofs gerühmt werden muß, so ist er doch jedenfalls für einen hierarchischen Zeloten schlimmster Art zu halten.

Der Kardinal von Noailles, das ehemalige Haupt der Jansenisten, hatte seiner Zeit von den Sterbenden, welche die letzten Sacramente empfangen wollten, Beichtzettel zur Bestätigung ihrer Rechtgläubigkeit gefordert. Diese ursprünglich gegen die Reformierten gerichtete Maßregel der Intoleranz, deren sich der sonst so ehrwürdige greise Prälat schuldig gemacht hatte, mußten nun nach seinem Tode seine Gesinnungsgenossen büßen; denn Christoph von Beaumont erneuerte diese Einrichtung; diesmal aber galt sie den Jansenisten. Die administrierenden Priester sollten durch Beichtzettel versichert werden, daß die Todkranken nicht etwa bei einem jansenistischen Geistlichen gebeichtet hätten und sich so etwa der Anerkennung der Bulle „Unigenitus“ entzögen; denen, die keinen Beichtzettel hätten, sollten, als des Jansenismus verdächtig, die Sterbesacramente vorenthalten werden.

Natürlich mußten aus diesem Gebote große Wirren entstehen, denen das Parlament entgegen zu treten hatte, und damit änderte sich die Lage der Dinge total. Die alte Streitfrage über den Zwanzigsten trat völlig zurück, — und dies war ja der eigentliche Zweck Beaumonts, wenn auch allerdings jeder Akt der Intoleranz noch außerdem mit seinen Neigungen übereinstimmte. Der Hof, welcher sich erst in der Geldfrage gegen den Klerus auf das Parlament gestützt hatte, kam jetzt in die Lage, sich wieder mehr dem ersteren zuzuwenden; er verfiel dadurch nur in seine normale Stellung zurück, die zu verlassen ihn allein die außerordentliche Geldnoth gezwungen hatte. Das Parlament mächtiger werden zu lassen, war nicht mit den Interessen des Hofes verträglich. Der Klerus dagegen erhielt ihm den Gehorsam des Volkes, indem er den Glauben an die göttliche Einsetzung des absoluten Königthums nährte, den des Adels, indem der Krone die Verleihung der Pfründen an die jüngeren Söhne der Großen zur Verfügung stand.

Beaumont glaubte jenen Kampf mit den Jansenisten und dem Parlamente um so besser aufnehmen zu können, als er mit dem Dauphin durch

dessen jesuitischen Lehrer Boyer in enger Verbindung stand. Es waren nämlich am Hofe zwei Parteien, die der Pompadour, welche freigeistlerisch gesinnt war — die Zeit der gottseligen Maitressen war vorüber, und die Partei der Jesuiten und des Dauphins, welcher den Wandel seines Vaters verabscheute und die Pompadour offen verachtete. Der Kriegsminister, Graf von Argenson, ein Gegner Machault's, war für den Klerus. — So geschah es, daß das Parlament, wenn es gegen die hohe Geistlichkeit und ihren Anhang unter der niederen stritt, zugleich die Partei des Dauphins bekämpfte, daß dagegen seiner Opposition zustimmten so wohl die Jansenisten als auch die Freigeister oder „Philosophen“, wie sie sich gern nannten, die sonst so grundverschieden in ihren Ansichten waren. Ludwig XV. selbst bedeutete in diesem Parteigewirr fast gar nichts. Sein Hauptwunsch war Ruhe und bequeme Muße für sein Privatleben, und seine einzelnen Beschlüsse besagen weiter nichts, als daß diese oder jene Koterie, die Bigotten oder die Frivolos, in dem Augenblick, da er jenen Entschluß faßte, mehr Einfluß auf ihn hatte. Bei dieser Lage der Dinge war jene Forderung der Beichtzettel, welche der Erzbischof wieder aufnahm, für seine Ziele in der That bewundernswürdig klug und fein erdacht. Er durfte hoffen, zugleich die alten Immunitäten der Kirche zu wahren und die jansenistische Ketzerei mit der Wurzel auszurotten.

Ein Werkzeug für seine Pläne fand Beaumont in einem gesinnungsrüchtigen Hekkaplan, dem Pfarrer von St. Etienne du Mont, Bonetin, der, früher selbst jansenistischen Anschauungen nahe stehend, seine ehemaligen Gesinnungsgenossen mit der Leidenschaft des Renegaten haßte. Von 1749 an wurden dem Parlamente zu Paris mehrere Sakramentsverweigerungen, hauptsächlich von Seiten dieses Bonetin, gemeldet, so die gegen einen Rath im Châtelet, dem Stadtgericht von Paris, Coffin. Es verfuhr zuerst milde gegen den Ruhestörer. — Am 4 Februar 1752 kam der Herzog von Orléans, den man den „Frommen“ nannte, zum Sterben, und ließ Bonetin rufen, ihm die Sakramente zu reichen. Doch da das ganze Haus Orléans im Geruche der jansenistischen Ketzerei stand, so nahm der eifrige Pfarrer keine Rücksicht auf den hohen Rang des Sterbenden, sondern weigerte ihm das heilige Biatikum, so daß sich dieser von seinem Hauskaplan administrieren ließ. Auf besondere Bitte des Herzogs stand das Parlament noch für diesmal von einer gerichtlichen Verfolgung des Pfarrers ab.

Am 21 März 1752 ließ ein alter Priester, Le Maire, Bonetin rufen, da er sich dem Tode nahe fühlte. Er hatte keinen Beichtschein und antwortete auf die Frage nach seinem Bekenntniß, er bekenne sich zu der alten, nicht zu der neuen Religion. Bonetin hielt ihn demnach für einen

Zansenisten und ging wieder nach Hause, worauf ihn Le Maire beim Parlamente anklagte. Diesem erklärte der Pfarrer, er sei nur dem Befehl seines Oberen, des Erzbischofs, gefolgt, worauf das Parlament Beaumont vor sich fordern ließ. Der Erzbischof gab zu, daß Bonetin nur nach seinem Befehle gehandelt habe, bedauerte übrigens, nicht selbst vor dem Gerichtshofe erscheinen zu können, da ihn seine geistlichen Geschäfte zu sehr in Anspruch nähmen. Das Parlament begnügte sich damit, den Pfarrer zu einer geringen Geldstrafe zu verurtheilen, fügte aber die strenge Mahnung hinzu, in Zukunft milde gegen die Kranken zu verfahren, wibrigens alles man ihn exemplarisch strafen würde. Dem Erzbischof befohl es bei Einziehung seiner weltlichen Einkünfte, fortan solches Aergerniß zu verhindern, auch binnen 24 Stunden Herrn Le Maire die Sakramente reichen zu lassen. Beaumont antwortete kühl, er habe nicht Ursache, jemandem außer Gott für die Verwaltung seines Amtes Rechenschaft abzulegen. Da der König durch ein *arrêt du conseil* die Beschlüsse des Parlaments kassiert hatte, so macht ihm der erste Präsident desselben, Herr von Maupeou, Vorstellungen darüber und bat ihn, für die Abwendung des der Kirche drohenden Schismas zu sorgen. Indessen starb Le Maire, ohne die Sakramente erhalten zu haben. Das Parlament ließ ihn feierlich in der Kirche St. Etienne begraben, wobei 9—10000 Zuschauer zugegen waren; Bonetin aber, der zu Haft verurtheilt war, weil er sich noch mehr Sakramentsverweigerungen hatte zu Schulden kommen lassen, war unsichtbar geworden.

Während nun der Klerus den König zu bewegen suchte, daß er dem Parlamente die Befugniß, in diesen Dingen Urtheile auszusprechen, entzöge, reichte ihm dieses eine Schrift ein, die, im Druck verbreitet, überall den größten Eindruck machte (bei Dufey „*Histoire, actes et remontrances des parlements de France*“ Paris 1826. I, 208—217): Nur wer in einem Glaubenspunkt irre, könne von den Sakramenten ausgeschlossen werden; diese demjenigen versagen, welcher die Bulle „*Unigenitus*“ verwirft, heiße also, diese für eine Glaubensregel erklären. Das sei sie aber nicht. Die Kirche habe sie nicht dazu gemacht; ihre Unbestimmtheit schon würde sie hindern, eine solche darstellen zu können. Die Abforderung der Weichscheine sei aber nur ein Vorwand, um dem die Sakramente zu weigern, der im Verdacht stehe, diese Konstitution nicht anzuerkennen. Bei ihrer Einführung habe Ludwig XIV. wohl eingesehen, daß die Verdammung des Quakersen Sazes 91: „Die Furcht selbst vor einer ungerichten Exkommunikation darf uns nie hindern, unsere Pflicht zu thun; man tritt nie aus der Kirche aus, wenn man auch von ihr durch die Schlechtigkeit der Menschen getrennt scheint, wenn man an Gott, Jesus Christus und die Kirche selbst durch die Liebe geknüpft ist“ den Freiheiten der galli-

kanischen Kirche und den Maximen des Königreiches über die Autorität der Krone zuwiderläuft. Die Bulle sei deshalb gewissen Modifikationen unterworfen worden; die Glaubenslehre sei aber keiner Veränderung fähig, und umgekehrt, die Bulle für eine Glaubensregel erklären, heiße jene Modifikationen leugnen, heiße Meinungen zur Glaubensregel machen wollen, die den unverbrüchlichsten Grundsätzen Frankreichs zuwiderlaufen. Das Betragen der auffässigen Geistlichen widerlege ihre Behauptung, daß sie an den Freiheiten Frankreichs hingen; oder wenn sie wirklich nur aus Eifer für die Bulle handelten, so zeige es sich, wie gefährlich es sei, sie frei über die Gründe der Sakramentsverweigerung entscheiden zu lassen; lasse man sie gewähren, so würden sie dieselbe bald von ganz weltlichen Fragen abhängig machen. Das königliche Gebot, sich ehrenrühriger Ausdrücke wie „Neuerer, Keger, Schismatiker“ zu bedienen, sei frech verlegt, und während die Kirche um unwesentlicher Dinge willen verwirrt werde, erhebe der Unglaube kühn das Haupt. Sache der Parlamente sei es, für Ruhe und Gerechtigkeit zu sorgen. Wenn der König sich allein vorbehalten wolle, zu bewirken, daß die Sterbenden die Sakramente erhalten, so müsse die Entfernung der Orte, die Wichtigkeit der sonstigen Beschäftigungen des Königs und die Schwierigkeit, an seinen Thron zu gelangen, die Durchführung seiner guten Absichten hemmen. — Am Ende der Schrift heißt es: „Wenn es, was vorauszu sehen wir fast für ein Verbrechen halten würden, geschehen sollte, daß unsere Beharrlichkeit, die Rechte Ihrer Krone, des Staates und der Religion aufrecht zu erhalten, uns die Ungnade Ew. Majestät zuzöge, so würden wir seufzen, ohne unser Betragen zu ändern.“

Auf diese am 13 April 1752 überreichten Vorstellungen erfolgte am 17 April die gnädige Antwort, es sei nie des Königs Absicht gewesen, seinem Parlamente alle Erkenntniß in diesen Sachen zu nehmen; wenn er sich über die Anzeigen von Sakramentsverweigerungen Bericht erstatten lasse, so wolle er dadurch nur sich in den Stand setzen, selbst über die in jedem einzelnen Fall einzuschlagenden Wege zu urtheilen, da das gewöhnliche Verfahren wegen des Aufsehens, das es erzeuge, nicht immer das geeignetste sei, Ordnung und Frieden zu erhalten; dieses sei sein Ziel, und darin müsse das Parlament ihm zu helfen suchen.

Darauf hin erließ das Parlament am 18 April einen Beschluß, in welchem es Sakramentsverweigerungen unter dem Vorwande des Mangels eines Beichtscheins oder der Abweisung der Bulle „Unigenitus“ verbot, und allen Geistlichen untersagte, sich der Ausdrücke „Keger, Schismatiker“ u. s. w. zu bedienen. Die Zuwiderhandelnden sollten als Störer der öffentlichen Ruhe behandelt werden. Dieser Beschluß ward in mehr als 10000

Exemplaren verbreitet. „Hier ist mein Beichtzettel!“ höhnten die Jansenisten.

Als der Erzbischof von Paris durch den Pfarrer von St. Jean en Greve la Hogue 22 Pfarrer seiner Stadt zur Unterzeichnung einer Erklärung veranlaßte, nach welcher trotz des Parlamentsbeschlusses noch ferner Beichtzettel nöthig sein sollten, ließ das Parlament auch jenes neue Werkzeug Beaumonts vor sich fordern; es entstand ein ungeheurer Lärm in Paris; der König kassierte das Verfahren des Gerichtshofes in dieser Sache. — Der Skandal wurde trotzdem immer größer. Kupferstiche verherrlichten die Gerechtigkeit in Gestalt eines Weibes, das die Fackel der Zwietracht mit Füßen trat. Jansenisten, Freigeister und friedliche Christen betrachteten den Parlamentsbeschuß vom 18 April als Schutzbrief. Jansenisten gaben vor, todkrank zu sein, um sich die Sakramente weigern zu lassen, Ungläubige stellten sich jansenistisch, um Hof und Klerus besser zu trosten. Jeder unbedeutende Mensch konnte auf einige Tage berühmt werden. Die Jesuiten verfaßten Komödien, weniger scharfhaft als frivol, um ihre Gegner zu verspotten; so „der Bankrott der Mirakelkäufer“ von Pater Danton. Die Jansenisten zeichneten sich durch Karikaturen aus; die „Philosophen“ ergingen sich in den lähnsten Erörterungen; das Volk sang Couplets, in denen die Eucharistie auf die frechste Weise angegriffen wurde, so in dem berühmten Spottliede:

„Pauvre sot que vous êtes

Croyez moi, monsieur de Beaumont“ u. s. w. —

Dieses das Bild der Zustände in Paris, wie es in den Mémoires der Zeit, namentlich auch in denen des Herzogs von Richelieu entworfen wird.

Wäre jetzt ein entschiedener Beschluß des Königs zu Gunsten des Parlaments erfolgt, wie er dieses ja bisher offenbar immer noch begünstigt hatte, vielleicht wäre dadurch noch diesem Hexensabbath ein Ende gemacht worden. Statt dessen ward am 1 Mai ein *arrêt du conseil* veröffentlicht, das die Bulle „Unigenitus“ für ein Kirchengesetz erklärte und für ein Gesetz des Königreiches, dem man sich unterwerfen müsse als einem Urtheil der allgemeinen Kirche in Glaubenssachen. Alle Streitigkeiten in der Sache zieht der König zunächst an sich. Uebrigens wird mit großem Eifer Frieden und Ruhe anempfohlen. — Damit stieß der König das Parlament vor den Kopf und hemmte es völlig in seinem heilsamen Bemühen. Die schwächlichen Redensarten von Friedenhalten konnten natürlich die eifrigen Priester nicht in Schranken halten; es schien der entschiedenste Sieg der Klerisei.

Auf Maupeou's Vorstellungen an den König, wenn er bei dem Vorsatz beharre, alle auf Verhinderung des Schismas abzielenden Ver-

schlüsse des Parlaments zu vernichten, möge er es lieber seiner Amtsverrichtungen gänzlich entheben, erfolgte die Verheißung, es solle eine Kommission von Prälaten und Beamten gewählt werden, die Sache zu erwägen. Da der Beschluß vom 18 April nicht förmlich aufgehoben war, so untersuchte das Parlament ruhig alle Sakramentsverweigerungen, wie bisher. Die Kleriker kümmerten sich wenig darum. Mehrere Bischöfe erließen Hirtenbriefe, in denen die Bulle auf eine Art gepriesen wurde, die selbst der Hof mißbilligen mußte. Als Beaumont einen solchen drucken lassen wollte, ward es ihm bei Verlust der königlichen Gnade untersagt. Jene königliche Kommission begann Mitte Juni zu tagen, ohne viel an dem Verlaufe des Streites ändern zu können. Die Anträge des Klerus an den König, daß sie nur aus Prälaten zusammengesetzt werde, daß kein weltlicher Richter in Religionsjachen erkennen solle, daß das Parlament Beaumont eine Ehrenerklärung thue, weil es ihn „Schismatiker“ genannt, wurden zwar von Ludwig XV. zurückgewiesen, aber das Ansehen des Erzbischofs stieg immer höher. In zahlreichen Zusammenkünften mit Bischöfen und Pfarrern bildete dieser eine Art Theorie zur Rechtfertigung seiner Weichscheinforderung aus. Wegen der großen Menge von Menschen in Paris könne kein Priester dort alle seine Weichtkinder kennen; deshalb sei es nöthig, Weichzettel zu verlangen, um eine Profanation des Sakraments zu verhindern, da manche Leute trotz eines gottlosen Lebenswandels am Ende doch als gute Christen sterben wollten. Hiergegen wurde mit Grund eingewendet, daß diese gottlosen Menschen sich durchaus kein Gewissen daraus machen würden, ihren Weichtrater anzulügen, um einen Zettel zu erhalten, dieser Zettel also die Profanation nicht hindern würde. Im Juli verbot der Graf von St. Florentin im Namen des Königs dem Erzbischofe, Zusammenkünfte mit Klerikern zu halten oder zu erlauben, daß ihm Untergebene sich durch Rede oder Schrift über den gegenwärtigen Streit äußerten. Doch war die Erbitterung schon so hoch gestiegen, daß der Pfarrer von Bar-sur-Seine sich nicht enthielt, am Altare zu einigen die Sakramente Fordernden zu sagen, er reiche ihnen das Abendmahl, wie Jesus dem Judas gethan. Die „Ermahnung an alle Gläubigen, in ihr Gebet mit einzuschließen, daß der heilige Geist die Mitglieder des Parlaments erleuchten und sie von ihren Irrthümern heilen wolle“, die „Reichenrede auf die Prinzessin Unigenitus“ und andere Pamphlete wurden auf Parlamentsbefehl von Henkershand öffentlich zerrissen und verbrannt. Gegen ein Schreiben des Bischofs von Amiens an den König, welches ausführte, wie die Parlamente nicht von Gott eingesetzt seien, um den Priestern Unterricht darüber zu geben, was von der Kommunion ausschließen könne, protestierte das Parlament.

Ludwig beschloß diktatorisch: Von dem Briefe des Bischofs von Amiens soll nicht mehr geredet werden; übrigens gehöre die Sache nur vor die große Kammer. Die Antwort war: Die einmüthigen Stimmen der Versammlung ließen schließen, daß sie vor alle Kammern gehöre; nur zur Erleichterung der ganzen Versammlung habe manchmal die große Kammer allein gearbeitet. — Der König hatte gehofft, die große Kammer, die meist aus bejahrteren Leuten zusammengesetzt war, leichter zu seinen Absichten zu befehlen. Geredet wurde natürlich von dem Briefe des Bischofs von Amiens trotz des königlichen Verbotes. Ebenso vergeblich war ein neuer schwacher Vermittlungsversuch Ludwigs, wonach die weltlichen Richter, soweit es nur die rein geistliche Administration der Sakramente betreffe, nicht erkennen sollten, sondern nur, wenn ein Prozeß durch Verweigerung derselben entstände; bei der Erbitterung beider Theile machte das gar keinen Eindruck.

Im Dezember endlich machte ein neuer Fall, eine auf ausdrücklichen Befehl des Erzbischofs zurückgehende Sakramentsverweigerung des Pfarrers von St. Mébard zu Paris gegen eine Nonne, Schwester Perpetua, in der Kommunität von St. Agathe der bisher doch immer noch gegen Beaumont bewahrten Mäßigung des Parlaments ein Ende. Es beschloß am 14 Dezember 1752, alle Temporaleinkünfte des Prälaten mit Beschlagnahme zu belegen, und schickte 6 Gerichtsdiener in seinen Palaß, diesen Befehl zu vollziehen. Maupeou berichtete darüber dem Könige in Versailles und bat ihn zugleich, eine allgemeine Versammlung der Pairs zu erlauben. Allein Ludwig XV. kassirte jenen Parlamentsbeschuß, verbot, die Pairs zu berufen, und zog wieder einmal die ganze Sache an sich, nach der gewohnten, üblen Praxis des „Evozierens“. Am 20 Dezember machte darauf Maupeou dem Könige von Neuem Vorstellungen in Trianon: Die Wichtigkeit des Falles mache es nöthig, die Pairs zu berufen; der Hof der Pairs werde unterdrückt, ihr Prärogativ, das sie von dem übrigen Adel unterscheide, vernichtet, wenn dem Parlamente seine Befugniß, sie zu versammeln, genommen werde. Diese völlig verfassungsmäßigen Beschwerden wurden beantwortet durch eine kurze, aber sehr wichtige Note: S. Majestät hätten die Sache evozirt und verböten bei Strafe des Ungehorsams die Berufung der Pairs, — ohne daß sie übrigens deren Rechten Eintrag thun wollten, die sie vielmehr in ihrem ganzen Umfang aufrecht zu erhalten Willens wären; sie geböten, sich in Zukunft mit Vorstellungen an den Kanzler zu wenden. — Diese Antwort behält im Wesentlichen die alte Taktik des Königs bei, nämlich, mit großem Nachdruck zu versichern, daß er das, was er wirklich that, durchaus nicht zu thun beabsichtige; neu und wichtig aber ist dabei, daß er



das Parlament künftig an seinen Kanzler verweist, es nicht mehr persönlich vor sich lassen will.

Nach längeren Debatten faßte dasselbe am 23 Dezember die Beschlüsse: Die Evokation der Sache mit dem Erzbischof, als in der Form und in der Begründung irregulär, mache die Berufung der Pairs unumgänglich nöthig; das Parlament könne zwischen sich und den König Niemand dazwischen treten lassen, könne und müsse sich allein an seinen Souverän wenden.

Trotz dieses offenen Widerspruchs gegen den Willen des Königs erhielt doch am 3 Januar 1753 eine Deputation von 42 Parlamentsmitgliedern noch eine Audienz bei ihm; freilich war der Bescheid Ludwigs so schroff wie möglich: „Mein Parlament, das durch die Befehle, die ich mündlich und schriftlich über die von mir vorgenommene Evokation gegeben habe, von meinen Absichten hinlänglich unterrichtet ist, hat keine neuen Befehle nöthig, sich meinem Willen gemäß zu bezeigen“. Das Parlament verfaßte wieder unterthänigste Vorstellungen; es mußte zwar die Exekution in dem erzbischöflichen Palaste unterlassen, ließ sich aber sonst in seiner alten Praxis gegen die Sakramentsverweigerer nicht stören.

Unterdessen war jene Schwester Perpetua, welche den Anlaß zu dem Angriffe auf die Temporalien Beaumonts gegeben hatte, von der Polizei, weil man sie mit Recht oder Unrecht für nur angeblich krank hielt, auf Befehl des Ministers Argenson aufgehoben und die Kommunität St. Agathe, dieses neue Portrohal, zerstört worden. Dabei ward Paris erregt durch die Nachricht von dem Tode einer vornehmen Dame, Fräulein de Cruz, welche dort krank lag, als das Stift aufgehoben wurde. Der Transport in einem Tragbette bei der scharfen Winterkälte steigerte ihre Krankheit so, daß sie verschied. Bei Hofe wunderte man sich sehr darüber; man hatte geglaubt, ihr Unwohlsein sei nur Verstellung.

Die Aufregung des Parlaments über dieses Ereigniß wurde noch erhöht, als in einem Handel mit dem Bischof von Orléans wieder erst ein königliches Evokationsedikt, dann, als man dasselbe zu ignorieren suchte, Kassierung des Rechtspruches durch *arrêt du conseil* erfolgte.

Diese Fälle gaben dem Parlament von Paris Anlaß zur Zusammenstellung seiner Vorstellungen über die willkürliche Regierung vom März 1753. Damit kam in den ganzen Konflikt ein völlig neues Moment hinein. Hatte es sich bisher wesentlich nur um die Sakramentsverweigerungen gehandelt, so war das Parlament durch die inkonsequente, jede ernste Rechtspflege vernichtende Haltung des Königs, namentlich das „Evozieren“, dazu gedrängt worden, neben dem religiösen auch noch einen Verfassungskampf durchzuführen, und es scheute sich dabei nicht, die ge-

fährlichsten Machtmittel des Despotismus, die „lettres-de-cachet“, anzugreifen.

Maupeou, über dessen zweifelhafte Persönlichkeit noch zu sprechen sein wird, wünschte, daß dieser heikle Punkt überhaupt nicht berührt werde. Da man auf diesen Wunsch nicht achtete, zog er sich von der Redaktion der Vorstellungen zurück.

Nach großen Debatten und Beseitigung unendlicher Schwierigkeiten, welche die im Parlament vorhandenen Anhänger des Ministers Argenjon bereiteten, billigte endlich am 25 Januar 1753 die allgemeine Versammlung der Kammern einstimmig die 22 Artikel, auf Grund deren die „remontrances“ zusammengestellt werden sollten. Um die anstößigen Namen „lettres-de-cachet“ und „actes arbitraires“ zu vermeiden, nannte man diese nur „arrêts du conseil“. Am 30 März wurden dann die Vorstellungen selbst in einer sehr stürmischen Sitzung — Maupeou wollte krank sein und erschien nicht, trotz des Widerstandes der ministeriellen Partei schließlich angenommen.

Während diese aufregenden Vorgänge sich im Schoße des Parlaments vollzogen, spitzte sich der Gegensatz von Krone und Magistratur auch äußerlich immer mehr zu. Ludwig hatte jene 22 grundlegenden Artikel sich bringen lassen, um erst vorläufig zu untersuchen, ob man die Vorstellungen in gehöriger Form annehmen könne. Einen neuen Parlamentsbeschluß gegen den Bischof von Orléans vom 21 Februar hatte er kassiert; durch einen offenen Brief vom 22 Februar befahl er, dieses Dekret zu registrieren. Das Parlament nahm Anstand, dies zu thun, schwieg vielmehr darüber gänzlich, trotzdem der Befehl ergangen war „bei Strafe des Ungehorsams“. Noch dauerte es über zwei Monate, bis der immer unleidlicher werdende Konflikt zu der nothwendigen Katastrophe führte; das Parlament wirkte immer weiter gegen die Sakramentsverwelgerer; wie um seiner zu spotten, bediente sich der König immer häufiger der Evocationen und der „lettres-de-cachet“.

Am Hofe spielten indessen lebhaftere Intriguen, die den Zweck hatten, den König von der Lesung der Vorstellungen selbst abzuhalten oder dazu zu bestimmen. Argenjon schreibt am 7 Mai 1753: „Es gab seit einiger Zeit viel Ungewißheit über die Stellung, die man zu den Vorstellungen zu nehmen habe. Der Marschall von Richelieu hatte den König bestimmt, sie zu hören, 8 Tage bevor das Conseil ihn bestimmte, sie zu verwerfen, wie er gethan hat.“

Erst hatte sich Ludwig XV. sogar lange geweigert, sie auch nur privatim zu lesen, als Richelieu und Conth in ihn drangen, es zu thun. Er sagte: „Zu viele Menschen bieten mir diese Vorstellungen an, als daß

das Parlament nicht wissen sollte, daß ich sie gelesen habe; ich werde sie niemals lesen"; — er hätte sie also ganz gern gelesen, nur wünschte er nicht, daß es bekannt würde.

Schließlich ließ er sich doch eine Abschrift derselben, zu welcher der Jesuitenpater La Tour Noten hinzugefügt hatte, von Argenson vorlesen.

Nach dieser Lesung mit den jesuitischen Randbemerkungen ertheilte Ludwig dann Maupeou und zwei andern Präsidenten, die er nach Versailles hatte rufen lassen, am 4 Mai folgenden Bescheid: „Ich habe in meinem Rathe den Beschluß vom 25 Januar, worauf Ihre Vorstellungen zielen, mit Aufmerksamkeit erwogen und erkannt, daß unter den Punkten, die Sie sich zu behandeln vornehmen, einige sind, über die ich mich bereits erklärt habe, andere, über die Ihnen meine Befehle bereits ausgefertigt sind, und andere, deren Unterjuchung den Absichten, die ich zur Herstellung des Friedens gehegt, nur neue Hindernisse in den Weg legen könnten. Dies veranlaßt mich, Ihre Vorstellungen nicht anzunehmen und Ihnen zugleich zu befehlen, meinen Brief vom 22 Februar ohne Anstand zu registrieren.“

Nachdem Maupeou am folgenden Tage diese Antwort den versammelten Kammern überbracht hatte, beschloß das Parlament, da es die Unmöglichkeit einsehe, die Wahrheit an den Thron gelangen zu lassen, bei den Hindernissen, welche übelgesinnte Menschen dem entgegensetzten, und da nur Wachsamkeit helfen könne, die öffentliche Ruhe zu wahren, daß die Kammern versammelt bleiben, aber alle ihre Verrichtungen aussetzen sollten, bis der König, wie er am 17 April 1752 versprochen, die Vorstellungen, welche nur auf die Erhaltung der Religion und das Wohl des Reiches gerichtet seien, anzuhören geneigt sei. Noch an demselben Tage hielt der König großen Rath zu Versailles und schickte „lettres de jussion“ an das Parlament, nach denen dieses das Patent vom 22 Februar „purement et simplement“ registrieren und seinen gewöhnlichen Amtsverrichtungen ohne Unterbrechung weiter obliegen sollte, bei Strafe des Ungehorsams und Vermeidung der allerhöchsten Ungnade. Nach langen Beratungen kam das Parlament zu dem Schlusse, die Kammern sollten zwar versammelt bleiben, aber ihre Funktionen nicht mehr verrichten. Ueber die Registrierung des Patentes vom 22 Februar waren die Meinungen getheilt; 30 gegen 150 wollten deshalb neue Vorstellungen einreichen: „Wenn sie alle Wirkungen der königlichen Ungnade über sich ergehen ließen, würden sie Se. Majestät um so besser von dem ganzen Umfang ihrer Treue gegen deren Dienst und von der unverbrüchlichen Beobachtung ihrer Pflichten überzeugen“.

Nach dieser Erneuerung des offenbaren Ungehorsams wurde in der Nacht zum 9 Mai 1753 allen Parlamentsmitgliedern, außer denen von

der großen Kammer, durch „lettres - de - cachet“ befohlen, sich binnen 24 Stunden nach verschiedenen Städten zu verfügen. 180 Personen traf dieses Ausweisungsbefehl; vieren, darunter dem Abbé Chauvelin, dem Haupturheber der Vorstellungen, wurden nur drei Stunden Zeit zur Abreise gelassen. Das Volk nahm sehr großen Antheil an den Verbannten, da es rufbar geworden war, daß diese sich gegen das willkürliche Regiment gewendet hatten, womit sie natürlich die Sache des Volkes vertraten. Da die allein übrig bleibende große Kammer völlig in demselben Sinne wie die andern handelte, so ward auch sie bald durch „lettres-de-cachet“ angewiesen, sich in 2 mal 24 Stunden nach Pontoise, 7 Meilen von Paris, zu begeben und dort die Justiz zu besorgen. Am 12 Mai ging sie nach ihrem Bestimmungsort ab; vorher hatte ihr noch eine Deputation des Pariser Stadtgerichts, des Châtelet, dessen völlige Uebereinstimmung mit ihrem Verhalten erklärt; mehrere Prinzen von Geblüt versicherten sie ihres Beileids; der Prinz von Conth bot Maupeou sein Haus in Pontoise an; der Intendant von Paris ließ dort die bequemsten Wohnungen für die Exilierten aussuchen und die schlecht gepflasterten Gassen der kleinen Stadt mit Sand bestreuen.

Die ziemlich umfangreiche Denkschrift (in Dufey I, 232—346), welche den Unwillen des Königs in so hohem Grade erregt und eigentlich die Verbannung des Parlaments bewirkt hatte, schildert mit Lebhaftigkeit und großer Beredsamkeit die Gefahren des Schismas, die abzuwenden nur das Parlament fähig sei, und wendet sich dann gegen die „arrêts du conseil“, welche des Gerichtshofes Wirksamkeit hindern, gegen die Evocationen u. s. w. Eindringlich werden mit großer historischer Gelehrsamkeit die guten Grundsätze und Vorsätze für das Regieren, welche die früheren Könige Frankreichs bei verschiedenen Gelegenheiten ausgesprochen haben, aufgezählt und dann auch über das Verhältniß des Königs zu den Unterthanen und zu dem Gesetz Behauptungen aufgestellt, die den Ideen des Jahrhunderts verwandt sind: Das Grundgesetz des Staates stelle zwischen dem Fürsten und seinen Nachkommen und den Unterthanen und ihren Nachkommen durch eine Art Kontrakt, der den Souverain zum Regieren, die Völker zum Gehorchen bestimmt, ein beide gegen einander verpflichtendes Band dar. Das Königreich sei dem Könige, und der König sei dem Königreiche. Der Unterthan habe dem König zu gehorchen, der König dem Gesetze. Das erste Gesetz des Königs sei, sie alle zu beobachten. Der König habe zwei Souveräne, Gott und das Gesetz. Die willkürliche Regierung, wo es kein Gesetz gebe außer dem Willen des Fürsten, sei sichtlich der „legitimen“ Regierung entgegengesetzt — ein schrofferer Protest gegen das von Ludwig XIV. zur Geltung gebrachte „si veut le roi, si veut la loi“ ist in

der That kaum denkbar! — Das Parlament müsse Gott und dem Könige Rechenschaft ablegen. Auf ihm beruhe die Ordnung des Reiches; es habe den Unterthanen die Person des Königs darzustellen. Wenn der dem Könige schuldige Gehorsam sonst abhanden gekommen wäre, so würde er sich im Parlamente finden; die Evokationen aber seien die Umstürzung der bürgerlichen Ordnung; sie seien das Mittel, alle regelmäßige Rechtspflege des Reiches abzuschaffen, zu verwirren und zu Grunde zu richten. — Am Schlusse des Schriftstücks heißt es: „Uns Einhalt thun, ist ebenso viel, als eine der Religion so verhängnißvolle Spaltung triumphieren lassen und Ihrer Souverainetät und dem Staate den empfindlichsten Streich beibringen. Wenn die, welche Ihren Namen mißbrauchen, uns zu der grausamen Wahl zu zwingen suchen sollten, entweder uns Ihre Ungnade zuzuziehen, oder die Pflichten hintenanzusetzen, welche uns ein unverbrüchlicher Eifer für Ihren Dienst auferlegt, so mögen sie wissen, daß wir entschlossen sind, Ew. Majestät treu zu bleiben, wenn wir auch die Opfer unserer Treue werden sollten.“\*)

\*) Es mögen hier einige charakteristische Aeußerungen Friedrichs des Großen über diesen Konflikt sowie einige Bemerkungen über die Quellen meiner Darstellung eine Stelle finden. In einem Briefe an Milord Maréchal vom 8 August 1752 steht der Scharbild des großen Königs schon deutlich den Kausalzusammenhang zwischen den Irrungen, die der Klerus erregte, und den Geldforderungen der Krone. „Quant à ces différends entre le clergé et le Parlement en France qui vont en augmentant, je pense que c'est le clergé qui y pousse le plus et qui se sert de cet artifice pour faire tomber entièrement en oubli le payement du dixième auquel on l'a voulu astreindre“. Polit. Corresp. Friedrichs des Grossen. IX, 189. — Seine Meinung über diese Vorgänge drückt er am deutlichsten in dem Briefe vom 22 Mai 1753 aus: „Les affaires de vos parlements sont ici un bruit étonnant. Pour moi, qui en qualité d'hérétique et de philosophe ne me sens aucun penchant pour les prêtres, je souhaiterais fort qu'on leur rabattit leur caquet et qu'on humiliât cet air de fierté et de vanité avec laquelle ils veulent établir le despotisme de l'Inquisition en France. Mais je parle de ces choses comme le public, et il faut être derrière le rideau pour savoir les raisons qui obligent la cour de protéger si fort la mitraille. Pour moi, je crois que chacun doit mieux entendre ses propres intérêts que son voisin, et qu'ainsi tout ce que l'on fait, est bien fait.“ Polit. Corresp. IX, 431. — In einem späteren scharfsten Briefe auch an Milord Maréchal vom 21 April 1754 heißt es: „Ici, mon cher Milord, nous n'avons ni prêtres insolents ni juges ambitieux comme ceux qui vous donnent la comédie à Paris, nous n'avons qu'une troupe d'intermèdes plus amusante et plus folle que tout le clergé de l'Europe, les septante cardinaux et le Pape à leur tête, et qui chantent plus gaiment que tous vos présidents à mortier, conseillers, assessours et juges du Châtelet. Les soins d'entretenir la paix entre cette troupe de bouffons sont les grandes affaires qui nous occupent maintenant, et vous pouvez croire qu'on accommoderait plus facilement les compagnies orientales de France et d'Angleterre que le sieur Crico et la signora Paganini.“ Polit. Corresp. X, 305. vergl. auch Polit. Corresp. IX, 290, 460; X, 4, 407, 418, 428, 431.

Es ergibt sich aus diesen Briefen, wie auch aus den sämtlichen Berichten der preussischen Gesandten aus Paris, erst Chambriers bis Mitte 1751, dann Milord Maréchals bis Juni 1754, dann Knypphausers, welche außerordentlich viel über

Bildet die Exilierung des Parlaments den Wendepunkt in diesem denkwürdigen, die Eigenart des *ancien régime* auf das Deutlichste veranschaulichenden Zerwürfniß der beiden höchsten Rechtsinstanzen des alten Frankreichs, des Königs als der Quelle, alles Rechtes, des Parlamentes als des ausführenden Armes der Gerechtigkeit, so wird nun noch zu skizzieren sein, was sich während des Exils zutrug, und wodurch dessen Aufhebung im nächsten Jahre bewirkt wurde.

Am 17 Mai 1753 hielt die große Kammer zu Pontoise ihre erste Sitzung ab und beschloß darin, daß die Deklaration des Königs vom 11 Mai registriert werden solle, „ohne jedoch den Beschlüssen vom 5, 7, 9 Mai Eintrag zu thun“. Dieses Dekret war ein völliger Widerspruch in sich, da das Wesentliche an der Deklaration vom 11 Mai, daß das Parlament wieder die gewöhnlichen Geschäfte der Justiz übernehme, das gerade Gegentheil war von dem Beschlusse am 5 Mai, nach welchem es alle seine Verrichtungen aussetzen sollte. Uebrigens ließ die große Kammer auch sofort am 18 Mai einen Pfarrer in Tropes wegen Sakramentsverweigerung festnehmen.

Als die Zeit der Parlamentsferien gekommen war, beauftragte der König das Châtelet, die Verrichtungen der gewöhnlichen Ferienkammer zu übernehmen. Das Châtelet aber wies diese Ehre zurück; da es an das Parlament als an seine Appellationsinstanz gewiesen sei, könne es bei dessen Verbannung nichts zu seinem Nachtheile thun. So setzte Ludwig aus Staatsrätthen und „*maitres de requête*“ eine besondere Ferienkammer

die in diesem Aufsatze geschilderten Vorgänge enthalten, in wie hohem Grade dieselben nicht nur die Aufmerksamkeit der Pariser und der Franzosen, sondern auch des Auslandes auf sich zogen. Freilich waren sie ja namentlich für Preußen von großer praktischer Bedeutung, da die Aktionsfähigkeit Frankreichs nach außen und sein Werth für ein Bündniß wesentlich von der Ordnung seiner Finanzen abhing, für welche der Sieg *Machaults* und des Parlaments oder des *Klerus* und des Hofes von hervorragender Bedeutung war. Aufschlüsse, die nicht schon in der außerordentlich umfangreichen gedruckten Litteratur, wie den *Mémoires Argensons*, des *Marshall's von Richelieu*, des *Herzogs von Lynes*, dem „*Journal de Barbier*“, der „*Vie privée de Louis XV.*“, *Adelungs* „*Pragmatische Staatsgeschichte Cuius*“, *Duseys* „*Histoire . . . des parlements de France*“ u. s. w. zu finden wären, enthalten, soweit ich gesehen habe, die preussischen Gesandtschaftsberichte aus Paris, welche mir auf dem kgl. Geheimen Staatsarchiv zu Berlin vorlagen, nicht, und so konnten dieselben in diesem Aufsatz, in welchem möglichste Beschränkung in der Auswahl des umfangreichen Materials, viel mehr Kritik des Wichtigen als Kritik des Nichtigen erforderlich war, nicht verwertet werden. Jedensfalls waren *Chambrier* und *Milord Maréchal* nicht mehr „*derrière le rideau*“, wie es der große König in dem ersten jener angeführten Briefe von dem Beurtheiler dieser Verhältnisse fordert, als z. B. *Argenson* oder *Richelieu*, dessen echte Papiere *Sonlabie* ohne Zweifel in dessen „*Mémoires*“ benutzt hat, wenn auch in tendenziöser Weise. Ich halte *Soulavie's* der meinigen mehrfach zu Grunde liegende Darstellung unseres Parlamentsstreites für durchaus verdienstvoll; sie ist eine Art Dase in dem oft geradezu ekelhaften Klatsch, mit dem der geistreiche *Abbé* die Bände des *Mémoires*-werkes gefüllt hat.

zusammen. Da sich das Châtelet weigerte, diese anzuerkennen, so schrieb eine Deputation derselben selbst das königliche Patent über ihre Einsetzung in die Register des Châtelet ein. Dasselbe zeigte darauf seinen Unmuth über die erlittene Beleidigung dadurch, daß es einen von ihm zum Hängen verurtheilten Dieb, der an die höhere Instanz appelliert hatte, nicht hinrichten ließ, obwohl die Ferienkammer das Urtheil bestätigte; die Appellation hätte nicht an diese, sondern an das Parlament gehen sollen. Die Ferienkammer mußte sich selbst mit der Exekution bemühen, ließ aber den Beschluß, der die Einstellung derselben verordnete, aus den Registern des Châtelet herausreißen. Nachdem dann der Vorsitzende des Châtelet bei einer Audienz vom Könige den Bescheid erhalten hatte, wenn dieses sich seinen Befehlen widersetze, werde er es fühlen lassen, wie weit sich seine Macht erstrecke, sah sich dieser Gerichtshof bewogen, seine Verrichtungen ebenfalls einzustellen, dazu kräftigen Protest gegen das Verfahren der Ferienkammer einzureichen, bei deren Nichtanerkennung er auch noch beharrte, als eins seiner energievollsten Mitglieder in die Bastille gesetzt wurde. Die Ferienkammer war im Volk allgemein verachtet; vor ihrer ersten Sitzung fand man an dem dazu bestimmten Saale ein großes Plakat angeheftet, mit den Worten: „Das Publikum wird benachrichtigt, daß Dienstag den 23 Oktober hier die erste Vorstellung der „hommes inutiles“ gegeben wird.“

Am 10 November trat an die Stelle der Ferienkammer (chambre de vacation) die sogenannte „königliche Kammer“ (chambre royale), aus 18 Staatsrätthen und 40 „maitres de requête“ auf unbestimmte Zeit zusammengesetzt.

„Lettres-de-cachet“ an alle einzelnen Mitglieder des Châtelet befohlen, das Patent über die Errichtung der königlichen Kammer zu registrieren. Als nun der Civillieutenant Lenoir in der Sitzung die Stimmen der Einzelnen sammeln wollte, schwiegen sie gänzlich, indem sie auf ihre „lettres-de-cachet“ zeigten; das Patent wurde darauf „auf ausdrücklichen Befehl des Königs“ registriert; aber die Rätthe des Châtelet blieben dabei, auch die königliche Kammer im Louvre nicht anzuerkennen. Als am 6 December zwei von ihnen verhaftet wurden, verließen die Uebrigen am 7 December beim Hereintreten des Civillieutenants das Sitzungszimmer, indem sie auf dem Tisch die Anzeige liegen ließen, das Kollegium habe bei der Verhaftung seiner vornehmsten Häupter, der wenigen Freiheit in Ansehung seiner Stimmen und seinen gegenwärtigen Widerwärtigkeiten erachtet, daß solche Umstände ihm keine Gelegenheit ließen, für das Heil seiner Mitbürger Sorge zu tragen, und hielt es darum für passender sich zurückzuziehen. Sofort befohlen „lettres-de-cachet“ dem Châtelet, seinem Amte

unter der Autorität der königlichen Kammer weiter obzuliegen, bei Vermeidung der königlichen Ungnade, worauf es durch eine Kommission Vorstellungen ausarbeiten ließ, in denen es um die Freilassung der Verhafteten und um die Zurückrufung des Parlamentes bitten wollte. Am 21 December wurden alle seine Beschlüsse für null und nichtig erklärt, am 22 den Kommissarien verboten, zu arbeiten. Neue Proteste folgten; so ging das Jahr 1753 zu Ende.

Unterdessen waren am 9 November 1753 die Mitglieder der großen Kammer von Pontoise nach Soissons verwiesen worden; da ihnen verboten war, ihre Amtsgeschäfte zu besorgen, so betrachteten sie sich als Privatleute und erschienen statt in der Amtstracht wieder mit dem Degen.

Im Lande erweckte das Beispiel der Standhaftigkeit, welches das Pariser Parlament gab, bei den andern Parlamenten große Sympathien. Das von Rouen gerieth ebenfalls mit den königlichen Befehlen in einen bedenklichen Zwiespalt, als es gegen den Bischof von Evreux einschritt.

Ueber die Zeit von Ende 1753 bis Mitte 1754, wo die Zurückrufung des Parlamentes erfolgte, berichten die Quellen nur wenig an wichtigeren äußeren Vorgängen.

Desto lebendiger waren die geheimen Verhandlungen und Intriguen, die zwischen dem Hofe und dem Parlamente hin und her gingen. Es ist nöthig, die Persönlichkeiten der in diese hauptsächlich verwickelten Männer kurz zu charakterisieren.

Der Streit war ausgegangen von Machault's Finanzprojekt. Das jansenistische Parlament hatte sich auf seine Seite gestellt gegen die jesuitischen Bischöfe, welche dafür auf ihrer Seite hatten die Hofsprebigerpartei, Boyer, den Dauphin und den Minister Graf von Argenson. Dieser letztere befand sich in der wunderlichsten Lage: der Freund Voltaires und der Freigeister, dem die Encyclopädisten ihr Werk widmeten, setzte sein Ansehen ein für den Klerus, den bittersten Feind der Aufklärer. Der Grund für dieses widerspruchsvolle Verhalten lag hauptsächlich in der erblichen Abneigung seines Hauses gegen die Parlamente. Sein Bruder, der Marquis d'Argenson, der Verfasser des als Geschichtsquelle dieser Zeit höchst wichtigen Tagebuchs, hatte in seinen politischen Schriften der Krone empfohlen, die Selbständigkeit der Parlamente, dieses Hauptüberrestes aus der alten frondierenden ständischen Zeit, die sich so oft dem Königthum unabhängig gegenüber stellten, zu beschränken und sich mehr auf die modernen demokratischen Elemente zu stützen, Anschauungen, welche der Graf von Argenson durchaus theilte. Dazu kam noch sein tiefes Zerwürfniß mit Machault, das, ursprünglich aus unbedeutenden Ursachen hervorgegangen, sich schließlich durch die entschiedene Stellung, die Machault gegen den Klerus, also



für das Parlament einnahm, dahin zugespitzt hatte, daß diese beiden Minister die entgegengesetzten Pole waren, um die sich alle Intriguen am Hofe drehten.

Der König stand beiden mit sehr gemischten Empfindungen gegenüber. Argenson war ihm angenehm als ein Bekämpfer des Parlaments, über dessen Stellung zu seiner Autorität er sich keinen Täuschungen hingab. Andererseits war ihm doch auch Machault's Finanzedikt höchst lochend, und wenn er die Sache nicht als König, sondern als Mensch betrachtete, war er sehr geneigt, den Einflüsterungen der Pompadour nachzugeben, der Argenson ein Dorn im Auge war. Der König hatte sich einmal an sie gewöhnt, und wenn es auch von Zeit zu Zeit schien, als ob eine neue Maitresse aus dem Hirschpark die Marquise von ihrer Stelle verdrängen wollte, so gelang es ihr schließlich doch immer, ihren Einfluß zu behaupten. Fehlte es auch dem Könige in vielen Fällen nicht an ziemlich klarer Einsicht, so kam doch diese bei seiner Charakterschwäche in seinen Beschlüssen wenig zur Geltung. Seine Ruheseligkeit schlug bald den Klerus mit dem Parlamente, bald das Parlament mit dem Klerus, und sein Ansehen ward dadurch immer mehr erschüttert.

Diesem schwankenden und getheilten Hofe stand ziemlich fest und einmüthig das Parlament gegenüber unter dem Charakterfesten und beredten Abbé Chauvelin, einem Manne von schwachem Körper aber starkem Geiste, einem grimmigen Feinde der Jesuiten, unter dem Präsidenten Frémont-Dumazay und dem Rath Clément aus einer mit dem Jansenismus eng verwachsenen Familie. Ihnen gegenüber konnte die höfische Partei, die Argenson zu bilden gesucht hatte, nicht aufkommen.

Zwischen diesen beiden Körpern, dem meist jesuitischen Hofe und dem jansenistischen Parlamente stand als Hauptvermittler der erste Präsident des Parlaments Maupeou, ein Mann, über dessen Wesen es schwer ist ins Klare zu kommen. Nach dem allerdings nichts weniger als unparteiischen Urtheil von Richelieu's Memoiren, war er ein gewandter Höfling von vollendeter Gewissenlosigkeit, der seinem Hauptzweck, Karriere zu machen, alle Pflichten unterordnete. Seine Mutter war jansenistisch gesinnt; um Fleury zu gefallen, überwarf er sich mit ihr; so wurde er erster Präsident. Vergebens hatte er die Würde eines Siegelbewahrers, die Machault zugleich mit dem Finanzministerium besaß, zu erhalten gestrebt, vergebens gehofft, Kanzler zu werden. Argenson und die Jesuiten widerstrebten ihm, da sie ihm doch nicht recht trauten. Als Maupeou einsah, daß er mit seiner Willfährigkeit nichts erreichte, beschloß er, sich dem Hofe gefährlich zu machen, indem er sich fester mit dem Parlamente verband. So ward er denn mit exiliert, obwohl er sich ja bei der An-

fertigung der Proteste gegen die willkürliche Regierung vorsichtig zurückgehalten hatte. — Auch Argenson, der ihn günstiger beurtheilt, erwähnt den Verdacht, daß er sich dem Hofe verkauft habe. Gegen ihn spricht auch, daß später ein Mißtrauensvotum seiner Kollegen ihn zwang, sein Amt als erster Präsident niederzulegen. Aus seinen Denkschriften an den König ergibt sich, daß er jedenfalls ein begabter und rebegewandter Mann war.

Eine Rolle als Vermittler spielten außerdem in dem Streite der Prinz von Conti und vor Allem der Herzog von Richelieu. Letzterer, ein Urneffe des berühmten Kardinals, schon sehr früh in ein unordentliches Leben hineingezogen, in welchem Duelle mit zahllosen galanten Abenteuern abwechselten — er kam auch dreimal in die Bastille —, war ein Mann von ebenso tollkühnem Muth wie bestrickender Liebeshüchlichkeit, wodurch er zu Ludwig XV. in ein ziemlich intimes Verhältnis trat. Er war einer von dessen bösen Engeln, indem er ihn in seiner Lüderlichkeit bestärkte. Mit der Pompadour stand er sich nicht sehr gut, da er ihr Anerbieten, seinen Sohn mit einer ihrer Töchter zu vermählen, wenn auch auf eine höchst graziose Weise, abgelehnt hatte. Praktisch nach den Grundsätzen der damaligen sogenannten „Philosophie“ handelnd, hütete er sich doch, sie theoretisch zu belehnen. Von der Religion meinte er, man habe nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen; gegen sie schreiben, heiße die öffentliche Ordnung stören. Dem Parlamente als solchem abgeneigt, suchte er doch, da er viele Freunde unter dessen Mitgliedern hatte, öfters zwischen ihm und dem Hofe zu vermitteln. Dem Könige war er offenbar viel sympathischer als Argenson.

Schon vom 15 Mai 1753 an hatte Maupeou gewünscht, persönlich mit dem König unterhandeln zu dürfen. Dieser sollte die Vorstellungen über die „arrêts du conseil“ annehmen; er selbst wollte sie ihm überbringen. Er forderte ferner ein Mittel, die Priester zurückzuhalten. Ludwig XV. antwortete ihm, er sei sehr unzufrieden mit ihm und halte ihn für mitschuldig an einem Theile der Unruhen. Darauf schlug Maupeou drei Ausöhnungskartikel vor: 1. In der Bulle „Unigenitus“ möchte jeder den Grad von Auktorität verehren, den sie im Staate erlangt habe; 2. den Frieden durch Forderung irgend einer „signature“ zu stören, sei verboten; 3. die Bischöfe sollten nicht wegen Abweisung der Bulle die Sakramente verweigern lassen; im Uebrigen sollten alle Verfolgungen aufhören und Stillschweigen geboten werden. Der König wies diese Artikel zurück. Mit Recht! Sie waren ziemlich konfus aufgestellt. Der zweite und dritte Punkt sagen dasselbe; der erste ist ganz unbestimmt und nichts-sagend und scheint dem zweiten und dritten zu widersprechen. „Nur der Schluß (die Friedenspredigt!) ist gut“ sagte der König.

Es würde zu weit führen, die Versuche Ludwigs, die immer dringender erscheinende Zurückrufung des Parlaments unter Wahrung des äußeren Scheines, als sei dieselbe ein Akt seiner königlichen Gnade, nicht der Nothwendigkeit, im Einzelnen zu verfolgen. Er suchte vergeblich, die große Kammer von den übrigen Verbannten zu trennen, so daß sie ihre Verrichtungen vor deren Rückberufung wieder aufnähme und den König um diese bäte. Sie blieb dabei, den Dienst aussetzen zu wollen, bis er die Vorstellungen vom März 1753 geneigten Ohres und in ordentlicher Form gehört habe. Im Zorn über ihre Widerseßlichkeit schickte er sie, da er mit der Drohung, sie aufzulösen, nicht ernst zu machen wagte; wie oben erwähnt, im November 1753 von Pontoise nach Soissons. Während man davon sprach, die Aufhebung des Exils durch die Pairs und die Prinzen von Gebüt beantragen zu lassen, blieb der König, alle seine Festigkeit zusammenraffend, dabei: „Mein reiner Wille ist genügend. Das Parlament soll aus keinem andern Beweggrund gehorchen, als aus dem des Gehorsams, ohne daß dieser Beweggrund begleitet sei von der Hoffnung oder dem Versprechen der Annahme seiner Vorstellungen“.

Indessen erhob sich immer ein Parlament nach dem andern in gleicher Festigkeit, wie das Pariser, gegen die immerfort sich wiederholenden Akte der priesterlichen Intoleranz. „Welche Regierung!“ murrte das Volk. „Es giebt weder Brot noch Gerechtigkeit!“ Man nannte den König den Tyrannen der Magistratur, verehrte die Verbannten als Märtyrer ihrer guten Sache, erzählte sich, wie Frémont, auf einer Insel des Mittelmeeres eingekerkert, seine Gesundheit verloren habe, wie der Abbé Chauvelin, der im Begriff war, an der Schwindsucht zu sterben, nur noch von Milch lebe. Ludwig entdeckte Richelieu, er habe im Geheimen Nachricht von einem Anschläge gegen sein Leben erhalten.

So entschloß er sich endlich, da er sich von Maupeou's Feilheit und Gefügigkeit immer mehr überzeuge, mit diesem persönlich zu verhandeln. Er befahl ihm am 3 Juni 1754 in einem eigenhändigen Schreiben, nach Versailles zu kommen, am 4 Juni hatte er mit ihm eine fünfviertelstündige Unterredung, in welcher der Präsident dem König das Ungemach vorstellte, worunter das Land noch mehr als das Parlament litten. Maupeou ward mit den Worten entlassen: „Kehren Sie nach Soissons zurück; sagen Sie der großen Kammer, daß ich dem ganzen Handel ein Ende machen will, und versichern Sie sie meiner Gnade“. Wahrscheinlich war ihm die Kanzlerwürde — die er später auch erhielt — zugesichert, wenn es glückte, die Gemüther zu befriedigen.

Schon längere Zeit waren im Volke Gerüchte herumgegangen, das Parlament kehre bald zurück; jetzt glaubte man dessen sicher zu sein; man

schrieb allgemein dem Einflusse der Pompadour die gehoffte Zurückberufung zu. Doch dieselbe verzog sich wieder. Argenson berichtet am 25 Juni, die Marquise habe ganz laut zu mehreren Personen gesagt: „Der König war entschlossen, das Parlament zurückzurufen; aber er hat eine halbe Stunde mit diesem Schuft geredet, und Alles ist geändert“. Mit dem „Schuft“ meinte die Dame bei dem anmuthigen Umgangston, der ihr eigen war, den Minister Argenson. — Am 13 Juli schreibt Argenson: „Man spricht nicht mehr von der Rückkunft des Parlaments. Die Verbannten bereiten sich, den Winter in dem Orte ihres Exils zuzubringen“. Den Schlüssel zur Lösung dieses Rätsels scheint die Nachricht zu bieten, daß der Clerus um diese Zeit dem Könige insgeheim 40 Millionen Livres auf seiner nächsten allgemeinen Versammlung im Mai des kommenden Jahres, nämlich 10 Millionen „don gratuit“ für die zwei Versammlungen von 1750 und 1755 und 30 Millionen an Stelle des Zwanzigsten in Aussicht stellte. — Dadurch wäre Ludwig zunächst aus seiner dringendsten Finanznoth erlöst worden; er konnte dann Machault fallen lassen und durfte, weil dem Clerus verpflichtet, nicht zuvorkommend gegen das Parlament sein. Doch konnte er schließlich der immer drohender anwachsenden Aufregung des Volkes — die Polizei mußte sehr verstärkt werden; in Vivarais empörten sich die Reste der Hugonotten — und dem Drängen der über den Tod ihrer Tochter Alexandrine krankhaft erregten Pompadour nicht widerstehen. Noch im Juli hatte Maupeou eine zweite lange Unterredung mit ihm. Endlich am 27 Juli wurden die „lettres-de-cachet“ unterzeichnet, welche die einzelnen Verbannten einluden, am 20 August vom Orte ihres Exils abzureisen, um am 1 September wieder in des Königs guter Stadt Paris zu sein und seine fernere Willensmeinung zu vernehmen.

Ehe diese Rückkehr erfolgte, ward am 3 August Machault von den Finanzen entfernt und diese an Moreau de Sechelles übergeben, einen Mann, der dem Clerus nicht durch neue Ideen unbequem zu werden drohte; Machault erhielt das Portefeuille der Marine. Diese Genugthuung glaubte Ludwig dem Clerus und Argenson leisten zu müssen. Das durch die angebotenen 40 Millionen zunächst entbehrlich gemachte Finanzedikt ward als Opferlamm auf dem Altar der allgemeinen Versöhnung geschlachtet. Der oben mehrfach genannte Pfarrer Bonetin ward mit einer Pfründe von 7000 Livres jährlicher Einkünfte begabt, um ihm den Mund zu stopfen und den Jesuiten einen Gefallen zu thun. Vergebens widersetzte sich dem der Erzbischof von Paris, der ein so auserwähltes Rüstzeug des Herrn nicht verlieren wollte. Da der Pfarrer selbst mit der Pfründe wohl zufrieden war, so sprach sich Beaumont, um auch hieraus für gottselige Zwecke

Kapital zu schlagen, öffentlich dahin aus, er sei für seinen Glauben belohnt.

Als am 23 August 1754 dem Dauphin ein Knabe, der Herzog von Berry, später Ludwig XVI., geboren ward, betrachtete man das im Volke als ein besonders glückliches Ereigniß, da die Geburt fast mit der ersehnten Rückkehr des Parlaments zusammenfiel. Ungeheures Frohlocken empfing am 31 August die in der Hauptstadt wieder einziehenden Märtyrer der Gerechtigkeit. Tausendstimmig erscholl der Ruf: „Es lebe der König und das Parlament!“. Am 2 September ward die königliche Kammer aufgelöst und die noch gefangenen Räte des Châtelet freigelassen. Am 4 September versammelten sich alle Kammern wieder; die „gens du roi“ verlasen die königliche Deklaration: Das Parlament habe sich durch seine Weigerung, seine Amtsverrichtungen zu vollziehen, das Mißfallen des Königs zugezogen. Der Vorwand für seine Ausstellung seiner gewöhnlichen Geschäfte sei ein um so weniger zu entschuldigendes Vergehen gewesen, als es von des Königs guter Gesinnung überzeugt sein mußte. Nachdem er es eine Zeit lang die Wirkungen seines gerechten Mißfallens habe fühlen lassen, habe er seiner Güte Gehör gegeben und es zurückgerufen. Er befehle ihm, wieder die Justiz zu verwalten. Das seit so vielen Jahren gebotene Stillschweigen über Materien, die nicht erörtert werden könnten, ohne der Religion und dem Staat zu schaden, sei das bequemste Mittel, den öffentlichen Frieden zu sichern, und so gebiete der König seinem Parlamente, die Hand darüber zu halten, daß nichts geschehe, was dem Frieden zuwider sein könnte. Um diesen aber völlig herzustellen und das Geschehene in Vergessenheit zu bringen, solle alles bisherige Verfahren ohne Folge und Wirkung bleiben. — Von den Vorstellungen gegen das willkürliche Regiment war gar nicht die Rede, das Gebot des Stillschweigens, dessen Wirkungslosigkeit sich auf das Schreibende erwiesen hatte, ward wieder als Universalheilmittel gepriesen; aber darin, daß das Parlament beauftragt wurde, „die Hand darüber zu halten“, daß der Frieden nicht weiter gestört werde, lag ein vollständiger Sieg desselben, eine indirekte aber doch deutliche, nachträgliche Anerkennung des Verhaltens, welches zu seiner Verbannung geführt hatte. Beschwerden, welche das Parlament am 7 September dem Könige über einige verletzende Wendungen in der Deklaration einreichte, blieben wirkungslos, so daß es sich schließlich überwand, dieselbe, wie sie war, zu registrieren. Hatte ihm der König in der Sache völlig nachgegeben, so mußte es ihm zugestehen, daß er wenigstens in der Form und vor den Augen der Menge das königliche Ansehen wahrte, indem er von seiner Güte sprach gegenüber einer Körperschaft, die er gern vernichtet hätte, wenn es nur

möglich gewesen wäre, und indem er dem Parlament nicht zu entschuldigende Pflichtvergessenheit vorwarf, da es nur seine wahre Pflicht that. Als mehrere hohe Geistliche am 10 Dezember 1754 die Deklaration geändert haben wollten, erhielten sie von Ludwig den Bescheid, dieselbe sei so klar und verständlich, daß nichts hinzugefügt werden könne; er wolle Ruhe und Frieden haben; das Stillschweigen sollte streng beobachtet, jeder Zuwiderhandelnde nach der Schärfe der Gesetze zur Verantwortung gezogen werden.

Hiermit endet diese Epoche des Streites von Krone und Parlament. Unglücklicherweise war es nur ein Waffenstillstand; die Bischöfe hielten das gebotene Schweigen nicht und verwickelten die Parlamente in endlose neue Zwistigkeiten mit dem Hofe, die dann endlich die Auflösung derselben durch den Kanzler Maupeou, unseres Präsidenten Sohn, herbeiführten; unter Ludwig XVI. lebten sie dann noch einmal auf, um bald durch die gewaltigere Opposition der Revolutionsideen abgelöst und verschlungen zu werden.

Wie auch ein allgemeines Urtheil über die politische Heilsamkeit des Widerstandes der französischen Parlamente gegen das Königthum lauten mag — und sicher kann derselbe in sehr vielen Fällen nicht schroff genug verdammt werden, in dem hier geschilderten Konflikt stehen die Sympathien des unbefangenen Beobachters jedenfalls durchaus auf Seiten der Parlamente, welche, wie man auch über die staatsrechtliche Begründung ihrer Opposition denken mag, unzweifelhaft die gute Sache von Friede, Recht und Ordnung, das wahre Heil des Staates gegen einen gänzlich würdelosen und impotenten Despotismus und einen völlig verweltlichten und pflichtvergessenen Klerus vertraten.

Was die religiöse und kirchliche Frage anlangt, von welcher der ganze Streit ausgegangen war, so vermochte die gemäßigte Entscheidung Benedikts XIV. vom Jahre 1756, wonach man allerdings der Bulle „Unigenitus“ als einer apostolischen Konstitution ohne Verlust der Seligkeit nicht ungehorsam sein konnte, doch nur notorisch widerspenstigen Gegnern derselben die Sacramente verweigert werden sollten, so wenig wie das oft erneute königliche Gebot des Stillschweigens über die Bulle den Religionshader gänzlich zu unterdrücken; derselbe endete eigentlich erst 1764 mit der Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich.

Hatte Beaumont seine ursprüngliche Absicht, die Immunitäten der Kirche zu wahren, auch wirklich erreicht, so hatte er diesen Gewinn doch nur erkauft durch eine Verwirrung aller sittlichen und religiösen Begriffe in den Gemüthern der Menschen, welche nicht wenig dazu beitrug, der großen Revolution die Wege zu bahnen.

## Düppel und Alsen.

Von

G. Delbrück.

Der Deutsch-Dänische Krieg 1864. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Zweiter Band. Berlin 1887. G. S. Mittler und Sohn.

Was kann sich dem Geschichtschreiber für eine herrlichere Aufgabe stellen, als die Erzählung eines sieggeseigneten Krieges seines eigenen Volkes? Die höchsten Tugenden der Menschheit, Tapferkeit des Handelns und des Leidens in den Massen, die Massen organisch zusammengefaßt zur höchsten Einigkeit, diese Einheit geleitet von der Klugheit zu sorglich vorbereiteten Zielen, die Entwicklung fortschreitend in Handlungen von der ungeheuersten Spannung und Entladung und das Ziel verklärt in der Liebe und Begeisterung des Erzählers wie des Lesers. Das ist der vaterländische Krieg — Heil dem, dem die Muse die Lippen gelöst, daß das Wort nicht verstumme vor der That, noch stamme und stottere, sondern in vollen Klängen die Erzählung dahindrauße als Lehre zugleich und Denkmal, selbst unvergänglich, wiederum eine That.

Aber es giebt auch noch eine ganz andere Auffassung eines solchen Krieges. Nach der Ueberwältigung Napoleon's, nach den Siegen an der Katzbach, bei Leipzig und Laon, nach dem Triumph-Einzuge in Paris schrieb der Generalquartiermeister der Schlesiſchen Armee, der General von Müffling an seinen Chef des Generalstabes, Gneisenau (9. Dec. 1814): „Der Ausgang unserer Campagne hat mir Gottlob alle Lust genommen, etwas darüber im Ganzen zu schreiben. Nach unglücklichen Vorfällen ist es ein Vergnügen der Welt zu zeigen, daß mehr geschah, als man im Allgemeinen glaubte, um das Unglück abzuwenden; nach einem glücklichen Ausgang, wo in der Regel jeder Zuschauer die Begriffe von der höchsten Vollkommenheit der Anlage hat und man am Ende auf die menschlichen Verhältnisse zurückführen muß, giebt es keine einladenden Motive für den Geschichtschreiber.“

Welch' eine Paradoxie! Jena ist danach für den Geschichtschreiber Preußens ein dankbarer Stoff als Leipzig, Belle-Alliance und Sedan! Aber so paradox es klingen mag, die Begründung, welche Müffling hinzufügt, ist von so einleuchtender Wahrheit, daß davon garnichts weiter abjudingen, sondern nur noch zu fragen ist: wie fängt es der Historiker an, die Schwierigkeit zu überwinden? Der Krieg ist einmal das unvollkommenste aller Werke, gerade weil er das größte ist. Eine Armee ist die complicirteste aller Maschinen und zugleich die am meisten dem Zufall ausgesetzte. Es ist daher gar nicht anders möglich, als daß der Kritiker auf Schritt und Tritt Mängel entdeckt, günstige Chancen, die verfehlt, Verluste, die nicht nöthig waren, nachweist. Ehe er sich's versieht, ist er aus dem Ungeheuren, was er schildern wollte, beim Menschlichen, Allzumenschlichen angelangt. Die meisten Historiker umgehen diese Gefahr, indem sie darauf verzichten, den eigentlich militärischen Zusammenhang zur Anschauung zu bringen. Der Militärschriftsteller aber, grade je scharfsinniger er ist, je mehr Eventualitäten er sieht, hat um so mehr mit ihr zu ringen. Denn darin besteht ja grade sein Amt, zu demonstrieren, was in jedem einzelnen Falle die allerbeste Operation sei und vor solchem Idealbild muß jede Wirklichkeit zurücktreten. Selbst der größte aller Gegensätze, der zwischen Sieg und Niederlage, verkleinert sich vor der Strenge dieses Maßstabes; kein Friedrich, kein Napoleon besteht voll vor ihm. Da erschrickt denn der Kritiker selbst vor dem Geist, den er heraufbeschwört und er wendet sein Gesicht ab von der Seite des Sieges zu der Seite der Niederlage. Jena, sagt er, ist ein einladenderes Motiv als Leipzig.

Wenn dem nun wirklich so ist, wie ist es möglich gewesen, daß unsere drei siegreichen Kriege amtlich vom Generalstab bearbeitet und diese Bearbeitung publicirt wurde? Es ist ja klar, daß die Schwierigkeiten für ein amtliches Werk noch viel größer sind, als für eine Privatarbeit, wie sie Müffling in jenem Augenblick sich dachte und ablehnte. Von dem Generalstabswerk über den dänischen Krieg darf man vielleicht sagen, daß es ohne die beiden nachfolgenden Kriege nicht hätte geschrieben werden können. Auch diese Kriege sind selbstverständlich nicht ohne vielerlei Fehler, Schwächen und persönliche Frictionen gewesen, und es gehörte viel Gewandtheit dazu, an solchen Punkten, ohne anzustoßen, vorüberzukommen. Immerhin hat die Führung in diesen Kriegen vor den Freiheitskriegen große Vortheile voraus. Die Freiheitskriege waren Coalitionskriege und die preußische Generalität selbst war in ihren strategischen Anschauungen uneinig. 1866 und 1870 war das preußische Officiercorps zu einheitlichen Anschauungen erzogen, die höchste Autorität daher im Wesentlichen



unbezwweifelt und einheitlich. Der Feldzug von 1864 aber bietet das Bild einer Zerfahrenheit in der strategischen Leitung, die derjenigen der großen Coalition von 1813 und 1814 wenig nachgiebt. Dennoch hat man sich in jener vornehmen Selbstsicherheit, welche ihre Schwächen gestehen darf, entschlossen, auch diesen Feldzug actenmäßig darzustellen. So fern es zu liegen scheint, man mag auf die preussische Armee und die Generalstabswerke jenes Wort Goethe's über Shakespeare anwenden, daß der Dichter „uns alle seine Freuden und Siege, all' seine Thorheiten und Resipiscenzen mit dem Muth eines unbezwungenen Herzens vorjauchze, vorspotte“.

Im ersten Theil, den wir in diesen Hefen bereits besprachen (Bd. 59, 68), spielt das Coalitionsverhältniß zu Oestreich als retardirendes Moment eine Hauptrolle. Aber auch der jetzt vorliegende zweite Band, der über Düppel und Alsen berichtet, also ein Gebiet, welches allein den Preußen und zwar dem Prinzen Friedrich Karl überlassen war, nicht gefesselt durch den österreichischen Allirten, wenig beeinflusst durch den Feldmarschall Wrangel, bietet doch nicht überall das Bild der geschlossenen, zielbewußten Strategie, welche uns heute in einem preussischen Kriege als etwas selbstverständliches erscheint.

Der Late fragt zunächst erstaunt: was will man denn mehr? Nachdem am 6. Februar das Dannewerk besetzt war, mußten die Verbündeten sich erst in längeren Verhandlungen über das weitere Ziel des Feldzuges einigen. Erst am 3. März wurden in Berlin die Befehle zur Absendung der Belagerungs-Artillerie nach dem Sundewitt ertheilt, am 23. März langte die letzte Staffel an und nach drei ein halb Wochen, am 18. April, waren die Schanzen erstürmt. Dann räumten die Dänen freiwillig Fredericia. Nun wurde Waffenstillstand geschlossen und da derselbe nicht zum Frieden führte, vier Tage nach dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten unter Ueberschreitung eines Meeresarms die Insel Alsen erobert (29. Juni). Eine ähnliche Unternehmung gegen Fünen wurde nur dadurch verhindert, daß die Dänen sich jetzt schleunigst zum Frieden bequerten — ist in aller Welt mehr zu verlangen in einem Feldzug, in welchem wir freilich über eine bedeutende Uebermacht verfügten, der Feind aber nicht bloß durch seine Waffen, sondern vor Allem durch den gewaltigen Bundesgenossen, das Meer, vertheidigt wurde?

So spricht die natürliche Empfindung, so wird auch die spätere Geschichtsdarstellung sprechen. Das Generalstabswerk aber in seiner unerbittlichen Strenge stellt neben diese Wirklichkeit nicht etwa ein Ideal-Bild von nachträglich construirten Möglichkeiten, sondern bloß die Pläne, mit denen die Feldherren sich wirklich getragen haben, die aber nicht zur Aus-

führung haben gelangen können oder in der Ausführung mißglückt sind und da giebt es denn keine Rettung — jenes Gefühl Müßling's, daß der Begriff der Vollkommenheit auf das Menschliche zurückgeführt wird, muß auch uns überkommen.

Diejenige strategische Idee, welche die ganze Düppel-episode des Feldzuges mehr als die Erstürmung der Schanzen selbst beherrscht hat, war der Uebergang nach Alsen. Nicht um diese Insel einzunehmen, auch nicht um sich den förmlichen Angriff auf die Düppeler Schanzen zu ersparen, sondern um vor allem der in der Position Alsen-Düppel versammelten dänischen Armee eine vernichtende Niederlage zu bereiten, wollte man die Düppeler Schanzen umgehend direct nach Alsen übersetzen.

Wäre diese Idee realisirt worden, so wäre damit materiell derselbe Erfolg erreicht worden, wie durch den ersten Plan des Generals von Moltke, die Gefangennahme der dänischen Armee in den Dannenwerken; moralisch aber wäre der Erfolg des Alsen-Unternehmens mit dem Meer-Übergang noch ein sehr viel größerer gewesen. Es hätte unter die großen Kriegsthaten der Weltgeschichte aufgenommen werden müssen. Der Autor des Gedankens war der Chef des Generalstabes des Prinzen Friedrich Karl, der Oberst von Blumenthal. Etwa zwei Meilen weit, der südlichste Punkt Düppel gegenüber, erstreckt sich die Küste der Insel Alsen am Festlande entlang; diese Linie ist jedoch durch einen tief einspringenden Meerbusen, die Augustenburger Förde, unterbrochen, ein Umstand der dem Angreifer zu Statten kommt, da er den Verteidiger verhindert seine Truppen schnell an einem beliebigen Punkt des Strandes zu concentriren. Entweder die nördlich oder südlich der Förde an der Küste stehenden Truppen müssen immer erst im weiten Bogen um die Bucht herum marschiren, ehe sie an den angegriffenen Punkt gelangen können. Trotzdem erschien das Unternehmen äußerst gewagt. Wollte man nördlich der Augustenburger Förde bei Ballegaard übergehen, so hatte man es zwar voraussichtlich im Anfang nur mit einer geringen Strandbesatzung zu thun, aber der zu überschreitende Meeresarm war nicht weniger als eine Viertelmeile breit. Die Uebergangsmittel, die man zusammengebracht hatte — mit der größten Vorsicht um nicht die Aufmerksamkeit der Dänen zu erregen, — konnten nicht mehr als 1600 Mann gleichzeitig transportiren. Immer zwei Stunden mußten vergehen, ehe eine weitere Staffel den Vorderleuten Unterstützung bringen konnte. Wollte man aber südlich der Förde bei Satrup nur  $\frac{1}{3}$  Meilen von den Düppeler Schanzen entfernt übergehen, so hatte man allerdings nur einen Meeresarm von 500—1100 Meter Breite zu überschreiten, war dafür aber sofort im Bereich der dänischen Hauptmacht. Man gedachte sich das

Unternehmen durch Heranziehen der kleinen preußischen Ostseeflotte zu erleichtern. Diese sollte sich in Stralsund sammeln und unter Führung des Admirals Prinzen Adalbert sich unvermuthet kühn über die von den dänischen Kriegsschiffen beherrschte See wagen und plötzlich eines Morgens in der Alsenener Föhrde erscheinen. Der General von Moltke, dem das Projekt vorgelegt wurde, erklärte sich einverstanden, hielt aber die Mitwirkung der Flotte für unumgänglich, und auf diese sei nicht mit Sicherheit zu rechnen. „Sie ist nicht in der Lage“ schrieb er „der dänischen auf offener See zu begegnen, und da dies gerade in der Richtung auf Alsen wahrscheinlich der Fall sein würde, so kann ich die Realisirung des sonst sehr ansprechenden Gedankens dieser Landung kaum für ausführbar halten“.

Dennoch wurde der Beschluß gefaßt und alle Kraft nicht dem Angriff auf die Schanzen, sondern den Vorbereitungen zum Uebergange gewidmet.

Das schwere Geschütz, welches im Laufe des März im Sundewitt ankam, wurde nicht in die Frontstellung gegenüber Düppel, sondern an den Strand der Alsenener Föhrde bei Vallegaard geschafft, um das Uebersetzen gegen die dänischen Kriegsschiffe zu schützen. Die preußische Flotte versammelte sich in Stralsund. Am Morgen des 2. April sollte sie bei Alsen erscheinen. Schon auf der Fahrt von Swinemünde nach Stralsund aber waren drei Kanonenboote unbrauchbar geworden und am 30. März war so starker Westwind, daß die übrigen sich nicht in die hohe See hinauswagen durften. Ein Telegramm benachrichtigte den Prinzen Friedrich Karl, daß er auf die Flotte nicht mehr zu rechnen habe und stellte ihm anheim, ob er ohne diese Unterstützung den Zug wagen wollte. Der Prinz und sein Chef des Generalstabes waren entschlossen dazu. In der Nacht vom 1. zum 2. April bewegten sich die langen Wagencolonnen mit Booten von allen Seiten nach Vallegaard, neben ihnen her die Truppen; am Strande arbeiteten die Artilleristen am Batteriebau, alles in einem furchtbaren Schneesturm; als der Morgen kam, ging die See so hoch, daß alle anwesenden Seeleute, namentlich der Corvettenkapitän Hentk, die Einschiffung für eine Unmöglichkeit erklärten. Wenn die Pontons nicht sofort voll Wasser schlugen, so würde es doch unmöglich sein, sie zu regieren. Alles wurde wieder hinter die deckende Düne und den Wald zurückgezogen, um nicht die Aufmerksamkeit der Dänen zu erregen und am nächsten Morgen den Versuch zu erneuern. Als aber auch dieser Tag kein besseres Wetter brachte, da beschloß Prinz Friedrich Karl definitiv von dem Unternehmen abzustehen. Denn die unerläßliche Vorbedingung für das Gelingen war die Ueberraschung und das Geheimniß. Wenn die Dänen nur wenige Stunden vor dem Beginn des Ueberganges den Plan und

die Stelle erfuhren und die gewöhnlichen Strandwachen mit einem einzigen Regiment an diesem Punkt verstärkten, so war der kühne Wurf nicht nur mißlungen, sondern hätte, besonders wenn einzelne Abtheilungen hinübergelangten und drüben abgeschnitten und aufgerieben wurden, den Charakter einer schweren und verlustvollen Niederlage gehabt. War anzunehmen, daß die Dänen, die doch so viel Verbindungen mit dem schleswigischen Festlande hatten, auch am dritten Tage noch nicht wissen würden, was im Angesicht ihrer Insel sich vorbereitete?

Der frühere militärische Bearbeiter dieses Feldzugs, Graf Waldersee, hat die Frage aufgeworfen, ob man nicht das Gelingen des Uebergangs präsumiren dürfe, da er doch später am 29. Juni gelungen sei. Graf Waldersee verneint seine Frage und weist hin „auf die sehr verschiedenen Stärkeverhältnisse, welche zu beiden Zeitepochen zur Verteidigung der Insel aufgestellt waren und die Anfangs April auf 31—33 Bataillone [etwa 23000 Mann nach dem Gen.-St.-W.] berechnet werden können, während sie Ende Juni nur 12 Bataillone [etwa 10000 Mann, Gen.-St.-W.] zählten, mithin im April ein Mehr von 19—21 Bataillonen. Ferner ist die von einander sehr verschiedene Kriegelage hier anzuführen. Im April befanden sich Düppel und Fridericia noch nicht in unseren Händen und dem Feinde war die Herrschaft über Zütland noch nicht entzogen, somit wurde die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der verbündeten Armee nach verschiedenen Richtungen hin in Anspruch genommen, während nach Ablauf des Waffenstillstandes das einzige Object des Krieges die Eroberung einer der großen Inseln blieb, welche noch in Feindes Hand waren. Hierauf konnten sich zu dieser Zeit alle Bestrebungen und alle Kräfte allein richten und das Ueberschreiten der Meerenge war in der Waffenruhe in ganz anderer Weise und mit anderem Nachdruck vorzubereiten als dies im April geschehen konnte, wo alle Verhältnisse zu einer beschleunigten Ausführung drängten.“

Dieses Raisonement ist offenbar nicht zutreffend. Der Unterschied der Besatzung ist allerdings groß, aber doch nicht so wesentlich, wenn man in Betracht zieht, daß im April die Dänen doch auch noch die Düppeler Schanzen zu besetzen hatten und hiersfür mehrere Tausend Mann abgehen. Die übrigen Verhältnisse aber fallen gradezu in die entgegengesetzte Wagsschaale. Die Möglichkeit viele Objecte zugleich zu bedrohen, begünstigt den Angreifer und nicht den Verteidiger. Wozu brauchten denn die Verbündeten ihre Aufmerksamkeit und Thätigkeit nach so verschiedenen Richtungen hin zu zersplittern, statt allenthalben bloß Demonstrationen zu machen, die Dänen dadurch zur Theilung ihrer Streitkräfte zu zwingen und selbst die ganze Macht auf einen Punkt zu werfen?

Die natürliche Frage ist, haben denn nun die Dänen wirklich das Vorhaben der Preußen bemerkt? Heute, da auch ausführliche dänische Werke über den Krieg vorliegen, muß sich das ja leicht constatairen lassen. Das Generalstabswerk spricht sich darüber nicht deutlich aus. So viel ich sehe, wird in dem bezüglichen dänischen Werk von Sörensen wohl behauptet, daß das dänische Obercommando am 3. April Morgens von Allem unterrichtet gewesen sei, aber nicht erzählt, daß irgend welche Maßregeln deshalb getroffen seien. Die Dänen hielten das Unternehmen für ein unrealisirbares Abenteuer. Aber wie dem auch sei, für die Beurtheilung des Entschlusses des Prinzen Friedrich Karl kommt es nicht darauf an, wie die Situation beim Feinde in jenem Augenblick in Wirklichkeit war, sondern wie er sie sich vorstellte und verständiger Weise vorstellen mußte. Es war dies eine hohe Wahrscheinlichkeit, daß die Dänen informirt seien und bereit ständen. Ob unter solchen Umständen das Unternehmen auf ruhiger See zu wagen war, dafür giebt es keinen objectiven Maßstab und keine objective Kritik mehr. Hier entscheidet die Subjectivität des Feldherrn, welche der Historiker nur noch constatirt, nicht mehr lobt oder tadelt. Die Friedrich, Napoleon, Blücher, Sneyenau in ihrer genialen Verwogenheit hätten vermuthlich Alles daran gesetzt und das Spiel gewagt. Nach den Erfahrungen von 1866 und 1870 vielleicht auch der Prinz Friedrich Karl, 1864 wagte er es nicht. In einem früheren Aufsatz habe ich geglaubt, auch ihm einen Zug von jener Verwogenheit zusprechen zu dürfen, benutze jedoch diese Gelegenheit, in diesem Punkt meine damalige Charakteristik zu reformiren.

Jene herausfordernde Kühnheit, welche Friedrich nach Leuthen führte, aber auch nach Rumerödorf, Napoleon nach Austerlitz, aber auch nach Moskau, Sneyenau über die Mulde, aber auch nach Montmirail-Vauchamps, war nicht in ihm. Nachdem Wind und Wetter dem Unternehmen die besten Chancen geraubt hatten, verzichtete er und wandte sich der kleineren, aber sicheren Aufgabe eines förmlichen Angriffs auf die Düppeler Schanzen zu.

General von Moltke schrieb darüber an den Obersten von Blumenthal: „Lassen Sie sich durch die augenblickliche Vereitelung Ihres kühnen Planes nicht niederbeugen. Es konnte besser, aber auch schlimmer kommen. Wie Philipp II. seine Armada, konnten Sie ihre Pontons, nicht gegen die Elemente, sondern nur gegen den Feind ausfenden.“

Da man nun bis dahin Kraft und Mittel ganz vorwiegend der Vorbereitung des Unternehmens bei Vallegaard zugewendet hatte, so war für die Belagerung der Düppeler Schanzen bis zum 4. April nicht nur direct wenig geschehen, sondern auch eine hierfür geradezu schädliche Maßregel ergriffen

worben. Man hatte zuerst den Uebergang machen wollen, ohne eine Parallele gegen die Schanzen zu eröffnen. Auf speciellen Wunsch des Kriegsministeriums, das merkwürdig oft in die Operationen eingriff, entschloß man sich noch nachträglich dazu und gab am 28. März zwei Regimentern den Auftrag, das Terrain, auf dem die erste Parallele rationeller Weise angelegt werden mußte, in Besitz zu nehmen. Dies Unternehmen mißlang. Das dänische Panzerschiff, der „Kolf Krake“ faßte die Preußen in die Flanke, die sechenden Truppen waren nicht mit den genügenden Werkzeugen und Arbeitskräften versehen worden, um schnelle Deckungen herstellen zu können, die Dänen machten einen entschlossenen Vorstoß aus den Schanzen und nahmen das schon verlorene Terrain wieder ein. Das Generalstabswerk sagt: „Der Zweck des Gefechts war Preussischer Seite nicht erreicht worden. Es hatte sich bei dessen Durchführung unverkennbar ein gewisser Mangel an Vorsicht geltend gemacht, dessen Ursachen theils in fehlender größerer Kriegserfahrung, theils in den bisherigen Erfolgen gesucht werden müssen. Sonst wäre eine so schwierige Aufgabe wohl schwerlich zwei einzelnen Regimentern im Angesicht eines wachsamem Gegners überlassen worden, welcher sich rasch an einem bestimmten Punkte eine bedeutende Ueberlegenheit zu sichern vermochte. Keine einzige Preussische Feldbatterie trat bei andbrechendem Morgen zur Unterstützung in Thätigkeit, und die Reservén, welche theilweise zur Unzeit wieder zurückgezogen wurden, kamen ebenfalls nicht zur Verwendung.“

Hätte man ernstlich die Belagerung in's Auge gefaßt, so würde man den so am 28. verunglückten Versuch unzweifelhaft am andern Tage mit verstärkten Kräften wiederholt und das begehrte Terrain in Besitz genommen haben. Da man ja aber im Grunde vor Düppel bloß demonstirte, so wurde beschloffen, die Sache auf sich beruhen zu lassen und die Parallele in einer Entfernung von 900 Meter, also fast  $\frac{1}{2}$  Meile vor den Schanzen anzulegen. Nun wurde nach dem Mißlingen des Alsenener Unternehmens aus der Belagerung Ernst. Man hatte sich also mit einer Halb-Parallele jetzt erst auf den ursprünglich für die erste Parallele bestimmten Platz, 200 bis 250 Meter weiter vorzuschieben (Nacht vom 7. zum 8. April). Drei Tage darauf wurde die zweite Parallele angelegt, immer noch 450 bis 550 Meter von den Schanzen entfernt.

Mittlerweile war die strategisch-politische Situation höchst unbehaglich geworden. England betrieb aufs rühmlichste die europäische Conferenz zur Errettung seines Schützlings: wach einen Eindruck hätte es gemacht, wenn Preußen und Oesterreich hier erscheinen mußten, ohne in den neun Wochen, die seit der Räumung des Dannewerks verstrichen waren, das Geringste gegen den Zwergstaat Dänemark ausgerichtet zu haben? Prinz Friedrich

Karl berief einen Kriegsrath, ob der Sturm aus der zweiten Parallele zu wagen sei (11. April). Die beiden hervorragendsten Soldaten unter den Berufenen, der Artillerie-General Hindersin, der seit Kurzem die technische Leitung der Belagerung übernommen hatte, und der Oberst von Blumenthal sprachen sich dagegen aus. Der Prinz entschied sich aus Rücksicht auf die politische Lage dafür. Nach dreitägiger Beschießung sollte er am 14. stattfinden. Dennoch wurde er noch einmal verschoben. Der diplomatischen Geschicklichkeit des Herrn von Bismarck und der natürlichen Langsamkeit des deutschen Bundes, der ebenfalls zur Conferenz geladen war, war es gelungen, die Eröffnung derselben noch zu verschieben. Ein Flügel-Adjutant langte im Hauptquartier an, der mit diesen Nachrichten ein Schreiben des Königs brachte, welches die Anlage einer dritten Parallele empfahl. Außerdem schrieb der König dem Prinzen, daß ihm der Herzog von Wellington als die Erfahrung aus seinen spanischen, an Festungs-Erstürmungen reichen Feldzügen mitgetheilt habe, daß die Sturm-Colonnen gleich von vornherein möglichst stark gemacht, — also nicht aus der Reserve successive herangebracht — werden müßten.

In dieser Form fand vier Tage später, nach Anlegung der dritten Parallele, am 18. April, der Sturm statt: mit vollständigem Erfolg, aber in jeder Beziehung im letzten Moment. Zum 20. April hatte Lord Russell die Londoner Conferenz berufen und das dänische Ober-Commando hatte bereits an die Regierung den Antrag gestellt, die Düppel-Stellung räumen zu dürfen. Nur ein Regiment sollte sie noch zum Schein besetzen und beim Nahen der Sturm-Colonnen sich zu retten versuchen. So waren die Dänen nahe daran, wie im Dannewerk durch rechtzeitiges Ausweichen die eigentliche Niederlage zu vermeiden.

Es ist hiernach wohl verständlich, daß die Dänen auf der Londoner Conferenz noch trotzig und selbstbewußt genug auftraten. Sie hatten zwar durch den Düppel-Sturm eine empfindliche Niederlage erlitten, aber die verlorene Stellung selber hatten ja auch die preussischen Autoritäten nie für besonders werthvoll gehalten. Sie hatte ihre Dienste gethan, indem sie die Heere der beiden verbündeten Großmächte zehn Wochen lang beschäftigte. Immer hatten die Dänen noch mit der Insel Alsen ein Stück schleswig'schen Bodens, die Verbündeten aber erst einen ganz kleinen Theil von Jütland in Besitz.

Im preussischen Lager war man sich trotz allen Triumphrufes über den Düppeler Sieg dieser Situation wohl bewußt und wünschte dringend vor Abschluß des Waffenstillstands, über den nun in London hin und her verhandelt wurde, den Dänen noch einen tüchtigen Schlag beizubringen. Zunächst war der Uebergang nach Alsen in unmittelbarem Anschluß an

die Erstürmung der Düppeler Schanzen in Frage gekommen. Das Generalstabswerk berichtet, eine derartige Ausnutzung des Sieges habe in der Absicht des Prinzen Friedrich Karl gelegen. „Noch am Nachmittag des 18. fand hierüber eine Besprechung desselben mit dem Kronprinzen statt, welcher ebenfalls diese Unternehmung wünschte. Man stand endlich davon ab, da, nachdem die Dänen einmal allarmirt waren, ein Gelingen keineswegs wahrscheinlich und ein mißglückter Versuch den Eindruck des bisherigen Erfolges zu sehr abgeschwächt haben würde“. Dann faßte man sofort Größeres in's Auge, nämlich die Eroberung von Fünen und Zütland zugleich. Der Oberst Blumenthal hatte bereits im März an den General von Moltke geschrieben, er halte den Uebergang nach Fünen „nicht einmal für ein Wagniß“. „Würde mir der Auftrag nur mit einer Brigade gegeben, so wollte ich für den Erfolg stehen“.

Es waren wieder die beiden und schon aus dem ersten Theile des Feldzuges bekannten retardirenden Elemente der deutschen Kriegsführung, welche die Ausführung verhinderten, die Aengstlichkeit des Obercommandos und das Coalitionsverhältniß. Das Obercommando glaubte aller disponiblen Kräfte zu bedürfen, um Zütland zu besetzen und wollte erst nach Vollenbung dieses Werkes zum Angriff auf Fünen schreiten. Der General von Moltke führte dagegen aus, daß Zütland nur von 3—4000 Mann vertheidigt werde, gegen die 9000 Preußen vorgeführt seien; daß Fride-ricia von 6000 Mann vertheidigt, von 20000 eingeschlossen sei; daß auf Alsen 11—18000 Dänen ständen, die durch 22000 in Schach gehalten würden; daß also schließlich die dann immer noch verfügbaren 15000 Preußen sehr wohl zu einer Landung auf Fünen verwendet werden könnten. Wie die endliche Entscheidung des Königs ausgefallen ist, darüber drückt sich das Generalstabswerk widersprechend aus. Im Text (S. 603) ist gesagt, es sei die Genehmigung zu dem Uebergang nach Fünen erteilt worden, „sofern die Besetzung Zütlands daneben durchgeführt werden könne“. Danach wäre also dem Feldmarschall Wrangel selber die Entscheidung überlassen worden. In einem besonderen Anhang über die Geschichte des Planes dieser Landung ist jedoch gesagt (S. 189\*), es sei die Ermächtigung erteilt und die baldige Ausführung als wünschenswerth empfohlen, da die Unterstützung der in Zütland operirenden Truppen nicht nothwendig sei.

Ehe man so auf preußischer Seite zu einem Entschluß gekommen war, veränderte sich die Situation, indem die Dänen freiwillig die Festung Fride-ricia räumten (was wie bei den Dannewerken wieder erst sehr spät von den Oesterreichern bemerkt wurde) und dadurch mehr Truppen für die Vertheidigung Fünens disponibel machten. Ebenso wurde aber auch das



österreichische Corps unter Gablenz, das Fridericia so lange eingeschlossen hatte, disponibel. Man konnte also allen Anforderungen zugleich genügen und that es unter einer gleichzeitigen sehr bemerkenswerthen Personal-Veränderung. Die Truppen, denen bisher das Unternehmen gegen Fünen zugebach war, wurden mit den in Jütland befindlichen zu einem neuen Corps vereinigt und an die Spitze desselben der bisherige Chef des Generalstabes des Feldmarschalls Wrangel, der General Vogel von Falckenstein gestellt. An die Stelle Falckensteins aber als Chef des Generalstabes trat der General von Molite und dieser machte sofort nach seinem Eintreffen in Berlin dem österreichischen General von Gablenz den Vorschlag, mit Unterstützung zweier preussischer Brigaden nach Fünen hinüberzugehen.

Der General von Gablenz erhob erst militärische, dann politische Einwendungen: er erklärte sich nicht für befugt, ohne ausdrückliche Genehmigung seiner Regierung das Unternehmen auszuführen. Er erbat sich Verhaltungsbefehle aus Wien. Darüber wurde der Waffenstillstand abgeschlossen.

In den drei Wochen, die seit der Erstürmung der Düppeler Schanzen und dem Beginn der Londoner Conferenzen verflossen waren, hatten die Verbündeten noch nicht einmal ganz Jütland occupirt; Falckenstein hatte aus Besorgniß vor einer Landung der Dänen in seinem Rücken am Limfjord Halt gemacht. Es war ein Glück, daß der große moralische Eindruck, den die freiwillige Räumung von Fridericia auf die öffentliche Meinung machte, den völligen Mangel an selbsterrungenen kriegerischen Erfolgen vor der Welt verdeckte.

Die dänische Regierung aber fühlte sich noch keineswegs endgültig besiegt. Sie war ja jetzt erst auf ihr Hauptbollwerk, das Wasser zurückgeworfen. Hatte der Alsen- Sund, der Belt und der Limfjord sie bisher geschützt und den Verbündeten unüberwindliche Hindernisse entgegengesetzt, warum sollten sie es nicht auch weiter thun? Wenn auch nicht für immer, doch so lange bis endlich die Neutralen sich entschlossen, dem Kleinen gegen die Großen beizuspringen?

England gab sich alle Mühe eine solche Action in die Wege zu leiten. Die Karte, die Herr von Bismarck dagegen auspielte, war die Forderung von ganz Schleswig-Holstein für den Herzog von Augustenburg. Das war diejenige politische Veränderung, welche die Großmächte am wenigsten irritirte — denn was machte es zuletzt aus, ob ein oder zwei Zwergstaaten auf der cimbrischen Halbinsel lagen? — und zugleich ganz Deutschland mit Oesterreich und Preußen zu einem Programm vereinigte. Wer hätte sich getraut diese 70 Millionen-Vereinigung anzugreifen?

Zum Verzicht auf ganz Schleswig ließ sich Dänemark noch nicht herbei; über eine Theilungslinie konnte man sich naturgemäß nicht verständigen. So mußte man noch einmal schlagen.

Der große Schlag gegen Fünen konnte aber auch jetzt noch nicht geführt werden. Zwar war das Ober-Commando jetzt in andere Hände gelegt; der Feldmarschall Wrangel war abberufen und an seine Stelle Prinz Friedrich Karl getreten mit dem General von Moltke als Chef des Generalstabes. Aber Oesterreich erklärte sich jetzt definitiv, „um den Krieg möglichst zu localisiren“, gegen einen Angriff auf Fünen. In einer Conferenz der beiden Monarchen mit ihren Ministern in Karlsbad wurde daher als zunächst in's Auge zu fassendes Ziel die Eroberung von Alsen und Nordjütland bestimmt. Vier Tage nach dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten war die Insel Alsen in den Händen der Preußen. Den Oberbefehl bei der Unternehmung führte der General Herwarth von Bittenfeld; sein Chef des Generalstabs war der Oberst von Blumenthal, der also jetzt seinen ursprünglichen Gedanken doch noch zur Ausführung gelangen sah, merkwürdiger Weise aber in der Darstellung des Generalstabswerks garnicht mehr genannt wird. Die That, die doch wohl in der Hauptsache als die seine angesehen werden muß, ist die auch nach den Kriegen von 1866 und 1870 noch bedeutend dastehende Waffenthat des Krieges von 1864. Zwar verloren die Dänen bei dem Düppelsturm etwa 4800, bei der Eroberung von Alsen nur 3200 Mann, auch war das Innehaben einer Stellung auf dem Festlande an sich für die Dänen wichtiger als der Besitz der doch verhältnißmäßig kleinen Insel Alsen — aber wie man von einem abscheidenden Staatsmann zuweilen gesagt hat, „die Lücke, die er gelassen, sei größer als der Raum, den er eingenommen“ — so könnte man von der Insel Alsen sagen, es sei mehr ihr Verlust für die Dänen empfindlich gewesen, als ihr Besitz vortheilhaft. Das Entscheidende ist das Ueberschreiten eines Meeres-Arms angesichts eines starken, die See beherrschenden Feindes. Düppel war der Verlust von Düppel und weiter nichts. Die Erstürmung einer verschanzten Stellung, die von der feindlichen Artillerie völlig zermürbt ist, ist etwas, was man ja selber garnicht anders erwartet hat. Der große Verlust an Mannschaften war ja sehr schmerzlich, aber zuletzt doch in diesem Fall nur ein zufälliges Mißgeschick, da man ja schon im Begriff gewesen war, die Stellung freiwillig zu räumen. Den Uebergang nach Alsen aber hatte man sich vorgenommen mit aller Kraft und Kunst abzuwehren und gehofft damit obzusiegen. Jetzt erst, da das mißlungen war, fühlte man sich völlig geschlagen. Ein Feind, dem das gelungen war, dem konnte auch ein ähnliches Unternehmen gegen Fünen, vielleicht gegen Seeland

und Kopenhagen selbst gelingen. Der Wille des Widerstandes war gebrochen; Dänemark erklärte sich bereit zu definitiven Friedensverhandlungen, umso mehr, da unmittelbar darauf eine eingehende Debatte im englischen Parlament keinen Zweifel darüber ließ, daß weder England noch sonst ein europäischer Staat sich für Dänemark in die Schanzen schlagen werde.

Während die Friedensverhandlungen im Gang gebracht wurden, nahmen die Verbündeten unter Vogel von Falkenstein auch noch die Nordspitze von Sütlund ein. In einer wichtigen Beziehung verfehlte die Operation jedoch ihren Zweck. Wie beim Dannewerk, bei Düppel, bei Alsen hatte man auch hier nicht bloß die Occupation der Stellung und des Landes, sondern auch die möglichste Schädigung der sie besetzenden dänischen Truppen beabsichtigt. Bei Düppel und Alsen war das in hohem Maße gelungen; ein militärischer Kritiker hat die Ansicht aufgestellt, daß es auch hier in noch größerem Umfang hätte gelingen müssen, wenn man noch kühner und rücksichtsloser den ersten Erfolg ausgebeutet hätte. Die Behauptung ist in abstracto richtig, darf jedoch schwerlich in der Form eines Vorwurfs ausgesprochen werden, da zuletzt fast von jeder siegreichen Schlacht Aehnliches gesagt werden kann. Bezüglich der Besetzung von Sütlund aber ist eine kritische Bemerkung wohl am Platze. Die Vorbereitungen wurden mit solcher Umständlichkeit betrieben, daß als die Preußen endlich — am 10. Juli — den Limfjord überschritten, die Dänen bereits sämmtlich eingeschifft waren und auch ein Versuch sie mit einer größeren Kavalleriemasse einzuholen, resultatlos blieb. Von dem Feldherren der Main-Armee ist in dem Vogel von Falkenstein des Jahres 1864 noch nichts zu spüren.

Denen, die Gott liebt, müssen alle Dinge zum Besten dienen: sollten etwa die, mit Ausnahme des Uebergangs nach Alsen, durchweg nicht bedeutenden Leistungen der preussischen Strategie im Jahre 1864 den Oesterreichern Muth gemacht haben, zwei Jahre später den ihnen hingeworfenen Handschuh aufzunehmen?

Woher denn nun aber der unermessliche Unterschied in den Leistungen von 1864 und 1866? Wie weit etwa die Probe des dänischen Krieges dazu gedient hat, eine Klärung innerhalb des Kreises der führenden Persönlichkeiten zu bewirken, dazu ist unsere Kenntniß noch nicht intim genug. Die Beseitigung des Feldmarschalls Wrangel, das Emporwachsen der Generale von Moltke und Blumenthal springt ja in die Augen. Ueber die militärische Bedeutung Falkensteins und Herwarths ist die Discussion noch nicht geschlossen, vielmehr kaum eröffnet. Steinmetz und Mantuffel werden in dem Feldzuge von 1864 nicht genannt.

Aber neben den Persönlichkeiten kommt auf jeden Fall noch ein No-

ment in Betracht, welches in der Kriegsgeschichte immer wieder erscheint und doch immer noch viel zu wenig beachtet wird. Es ist nämlich eine stehende Erfahrung, daß große Kriege gegen gefährliche oder gar überlegene Feinde besser geführt werden als kleine. Das bedeutendste Beispiel bietet der Vergleich des Feldzugs von 1813 mit demjenigen von 1814. Im Herbst 1813 hatten die Verbündeten nur eine ganz geringe Ueberlegenheit über Napoleon. 1814 hatten sie anfänglich geradezu die zehnfache und in jedem einzelnen Moment die zwei- bis dreifache Ueberlegenheit. Nichtsdestoweniger ist der Feldzug von 1813 glänzend, der von 1814 nur mit Müß und Noth gewonnen und wäre ohne Gneisenaus unerschütterliche Festigkeit sogar verloren worden.

Die Gründe liegen zwar zum Theil, aber keineswegs allein auf politischem, sondern, wie Bernhardi mit Recht immer wieder betont hat\*), ganz wesentlich auch auf dem militärischen Gebiet. Man wollte nicht mehr wagen. Krieg aber ist das Gebiet des Wagens; die größte Ueberlegenheit kann nur wenig und dies Wenige nur sehr langsam ausrichten, wenn sie nicht wagen will. Die Noth zwang 1813 selbst einen Schwarzenberg zum Wagen; ganz ebenso lähmte ihn 1814 die Besorgniß das Gewonnene wieder zu verlieren. Selbst auf den echten Kriegsgenius ist dies Verhältniß nicht ohne Wirkung. 1813 ist unzweifelhaft der schwächste Feldzug Napoleons, 1814 und 1815\*\*), wo er gegen eine gewaltige Ueberlegenheit zu kämpfen hatte, sind etwa neben dem von 1805 die größten\*\*\*).

\*) Gerade der Unterschied von 1813 und 1814 tritt bei Bernhardi (Leben Toll's) allerdings nicht genügend hervor. Der Fehler liegt in der Darstellung des Jahres 1813, wo namentlich die Thätigkeit Schwarzenbergs viel zu ungünstig geschildert und selbst Bernadotte bezüglich der Schlachten von Groß-Beerem und Dennewitz Unrecht gethan wird. Der Hauptschade, den Bernadotte angerichtet hat, ist in der Schlacht bei Leipzig.

\*\*) Keiner Aermwäg ist die immer wieder auftauchende Fabel, Napoleon sei 1815 nicht mehr auf der vollen Höhe seiner Kraft gewesen. Man mache sich nur einmal klar, daß er ganz nahe daran war, einen fast doppelt so starken Gegner unter Führung von Feldherren ersten Ranges zu besiegen. Wer nicht auf dem Standpunkt steht, kurzer Hand die Bedeutung des Feldherrn mit seinem Erfolg gleichzusetzen, muß zugestehen, daß Größeres in der Geschichte der Kriege nicht zu finden ist.

\*\*\*) Man könnte sich verführt fühlen, auch auf die Thatsache zu exemplificiren, daß Friedrich der Große sich erst im Jahre 1757 durch die Noth zu der großen Offensive nach Böhmen bestimmen ließ, im Herbst 1756 aber, als er den Oesterreichern schon unmittelbar mit Ueberlegenheit gegenüberstand, ohne zu schlagen umkehrte. Er hätte die Oesterreicher ohne Frage völlig zerschmettert, wenn er noch im October 1756 das Glück so herauszufordern wagte, wie er es im nächsten Jahr gethan hat. Dennoch gehört das Beispiel nicht hierher, weil die von den modernen fundamental-verschiedenen strategischen Principien Friedrichs hier in's Spiel kommen. Vergl. meinen Aufsatz „Ueber die Verschiedenheit der Strategie Friedrichs und Napoleons“ in meinen „Histor. u. polit. Aufsätzen.“ Der vermittelnden Ansicht, die über dies vielumstrittene Problem neuerdings Sybel (Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1887. XVII) aufgestellt hat, vermag ich nicht beizustimmen; sie beruht zuletzt auf der Verwechslung der theoretischen Methodik am Ende des Jahrhunderts mit den Grundfragen, welche die Feldherren des 17. und 18. Jahrhunderts gehabt haben, eine Verwechslung, welche freilich noch immer sehr häufig, aber sehr irreführend ist.

Etwas Aehnliches spielt mit, wenn wir dieselben Preußen, die sich 1864 gegen die winzigen Dänen nur mit ängstlichem Umblicken nach allen Seiten zu bewegen trauten, 1866 auf beiden Kriegsschauplätzen mit grandioser Kühnheit operiren sehen.

Es ist nicht ohne einen praktischen Zweck, daß ich diese allgemeine Betrachtung hier zum Schluß anfüge. Wenn man bei uns die Chancen des zukünftigen russischen Krieges erwägt, so pflegt man die zuversichtliche Stimmung, mit dem man ihm entgegensieht auf die Erfahrungen des letzten russisch-türkischen Krieges zu gründen. Da es den Russen so schwer geworden ist, das brüchige Heer der Osmanli niederzuwerfen, was können sie gegen uns ausrichten? Das Studium des deutsch-dänischen Krieges mag lehren, daß dieser Schluß ein trügerischer ist. Die Russen haben einzelne ganz bestimmte strategische Fehler gemacht, Fehler so schwerer Natur, daß sie erst ganz allmählich und mit großem Aufwand wieder auszugleichen waren. Hieraus einen allgemeinen Schluß auf die Leistungsfähigkeit einer Armee zu ziehen, ist eine Illusion, die es gefährlich wäre, sich festsetzen zu lassen.

---

# Charakterzüge der französischen Volksschule.

Von

Arnold Sachse.

---

Die Erziehung durch Volksschule und Heer ist in Preußen seit nahezu einem Jahrhundert eine nationale, dem ganzen Volke angehörige Einrichtung. Es ist dies ein wesentliches Moment in der Machtentwicklung Preußens und jetzt Deutschlands. Frankreich suchte seine Stärke, vordem es dieser Macht erlag, fast ausschließlich in Förderung der materiellen Wohlfahrt seiner Bürger. Die Niederlage führte es zur Erkenntnis der begangenen Fehler. Es ahmte die Einrichtungen seiner Sieger nach und machte durch Einführung der allgemeinen Dienstpflicht und des Schulzwanges die Erziehung durch Volksschule und Heer auch zu einer nationalen Einrichtung. Der Charakter dieser preußisch-deutschen und der französischen Einrichtung ist aber ganz verschieden.

Der Wechsel der politischen Anschauungen eines Volkes kann seinen Erziehungseinrichtungen niemals fremd bleiben. Ihrer gedeihlichen Entwicklung ist er bald fördernd, bald hemmend. Das politische Parteigetriebe aber kann, wenn es auf Erziehungsfragen Einfluß gewinnt, nur Schaden stiften. Die preußische Regierung hat ihm bei ihrer zielbewußten Förderung von Volksschule und Heer einen maßgebenden Einfluß bei inneren Umgestaltungen nie eingeräumt. In Frankreich sind Volksschule und Heer nicht nur in einem bestimmten politischen Geiste neu geschaffen worden, sondern das Parteigetriebe rüttelt dort auch unablässig an den einmal geschaffenen Organisationen. Die Demokratie verlangt immer neue Zugeständnisse, und die Minister geben nach, um nicht allzu schnell von ihren Sitzen weichen zu müssen.

In Preußen wird jede wichtige Aenderung in den großen Fragen der Volkserziehung einem mühsamen, Jahre und Jahrzehnte langen Studium unterworfen. Ist doch die Felddienstordnung vom 17. Juni 1870 trotz aller Kriegserfahrungen erst in diesem Jahre durch eine neue ersetzt

worden. Und die Schwierigkeiten, welche dem Erlaß eines Unterrichtsgesetzes entgegenstehen, sind noch immer nicht beseitigt. In Frankreich hat das Heer nach 1870 eine völlig neue Organisation erfahren, auf welche ungemessene Summen verwandt worden sind. Aber kaum war der Grund gelegt, so überstürzte schon eine Veränderung die andere. Man erkennt dort, daß Organisationen, welche das ganze Volk ergreifen, lange in derselben Weise erhalten und gepflegt werden müssen, um ein zum Gebrauch bereites Eigenthum der großen Masse zu werden. Auf die Veränderungen, welche jeder der vielen Kriegsminister, die sich in raschem Wechsel gefolgt sind, im Heerwesen eingeführt hat, brauche ich nur hinzuweisen. Sie haben durch die Verhandlungen der Deputirtenkammer über das neue Militärgesetz erst kürzlich eine grelle Beleuchtung erfahren. Weniger bekannt ist, wie auch die Volksschule in Frankreich nach dem großen Kriege völlig neu organisiert worden ist, und wie auch hier Ruhe und Stetigkeit, deren die Schule mehr als andere öffentliche Einrichtungen bedarf, gefehlt haben und noch fehlen.

Von den äußeren organisatorischen Einrichtungen, der allgemeinen Schulpflicht und der Unentgeltlichkeit des Unterrichts sehe ich hier ab. Es liegt nicht in meiner Absicht, die gegenwärtige Organisation der französischen Volksschule zu schildern\*), auch will ich den Versuch nicht machen, ihren Charakter nach allen Richtungen hin zu ergründen und darzustellen; nur will ich, wie die Ueberschrift ausspricht, einige Züge aus diesem Charakter mittheilen, aus denen auf die wirklichen Erfolge der Erziehung in der französischen Volksschule wohl Rückschlüsse gemacht werden können. Ihre sichere Beurtheilung kann natürlich nur aus eigener, umfassender, dem Deutschen aber zur Zeit kaum zugänglicher Anschauung gewonnen werden.

Bei allen Kulturvölkern hat die Volksschule bisher mit der Kirche in mehr oder weniger inniger Verbindung gestanden. In Frankreich war durch das Unterrichtsgesetz vom 15. März 1850 nach den Schrecknissen der neuen Revolution der Kirche zur Besänftigung der Gemüther und zur

\*) Wer bisher durch Beruf oder Neigung zu eingehenderem Studium französischer Volksschuleinrichtungen geführt wurde, war auf französische Werke, für die neueste Zeit aber auf die parlamentarischen Annalen, die Gesetz- und Ministerialblätter angewiesen. In diesem Jahre ist ein Werk vollendet worden, welches dieses Studium allgemein zugänglich macht. „Das Volksschulwesen in Frankreich“ von Chr. Schröder (Köln, 1884. 1887. Verlag der M. Dumont-Schauberg'schen Buchhandlung) stellt die Vorbildung, Prüfung und gesetzliche Stellung der Volksschullehrer und die Einrichtungen der Volksschule in Frankreich nach den jetzt geltenden Bestimmungen unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung der Schulgesetzgebung in übersichtlicher und erschöpfender Weise objektiv dar.

Unterdrückung sozialistischer Regungen ein übermäßiger Einfluß auf die Schule eingeräumt worden. Die Reaktion hiergegen ist eine so starke gewesen, daß nach Beseitigung des Mac Mahon'schen Regiments alsbald das Bestreben in der Deputirtenkammer hervortrat, die Schule von der Kirche vollständig zu trennen, und zwar sowohl im Programm als im Lehrpersonal. Auf dem Papier ist diese Trennung durch eine Reihe von Gesetzen, deren Schlußstein dasjenige vom 30. Oktober 1886 über die Organisation des Volksschulunterrichts ist, jetzt vollzogen. Damit hat man die Art an die Wurzel der katholischen Kirche in Frankreich gelegt. Daß sie noch nicht allzutief eingedrungen ist, darf man wohl daraus schließen, daß die katholische Kirche und Presse sich noch immer dem Gebahren des Parlaments gegenüber verhältnißmäßig ruhig verhält. Man kann sich der Vermuthung nicht verschließen, daß die Regierung bei Durchführung der Gesetze diejenige Rücksicht walten läßt, welche der auch in Frankreich in vielen Gegenden doch noch allmächtigen katholischen Kirche die Gesetze erträglich erscheinen läßt.

Das Bestreben, Kirche und Schule zu trennen, hat zunächst in der Organisation Ausdruck gefunden. Die Ministerialabtheilung für das Kultuswesen, deren Budget man am liebsten ganz unterdrückte, wird bald dem Ministerium des Innern, bald dem des Unterrichts, bald dem der Justiz zugetheilt. Alle geistlichen Elemente sind aus der Schulverwaltung entfernt worden. Aus dem oberen Unterrichtsrathe und den Akademieräthen, in denen selbst nach dem von Jules Simon 1873 geschaffenen Gesetz noch je vier Bischöfe und Geistliche der protestantischen Konfessionen, sowie vier von ihren Kollegen gewählte Mitglieder des freien Unterrichts saßen, sind seit 1880 alle Geistlichen ausgeschlossen. Jules Ferry motivirte dies als Unterrichtsminister damals mit den Worten: „Votiren Sie die Vorlage, meine Herren, entfernen Sie aus dem Unterrichtsrathe die Elemente der Zwietracht, vollziehen Sie die Trennung des Geistlichen und Weltlichen und bestätigen Sie einen rein univetsitären und pädagogischen Unterrichtsrath.“ Mitglieder des freien Unterrichts sind zwar im oberen Unterrichtsrath noch belassen worden, sie werden aber fortan vom Minister ernannt.

Die Inspektion der geistlichen Mädchenpensionate gehörte seit 1853 ausschließlich geistlichen Personen, welche der Minister auf Vorschlag der Bischöfe ernannte. Jetzt sind diese Pensionate hinsichtlich der Inspektion und des Unterrichts den gesetzlichen Autoritäten unterworfen. Nur die Inspektion über die Räumlichkeiten und den inneren Dienst wird Damen anvertraut, die der Minister ernannt. Sogar aus den Lokalschulbehörden sind die Geistlichen seit 1882 ausgeschlossen.



In gleicher Weise, wie die Lehrer von der Geistlichkeit gänzlich unabhängig gestellt wurden, und wie ihnen verboten wurde, Agenten irgend einer Religionsgesellschaft zu sein, wurden sie von der Staatsbehörde geknechtet und zu ihren politischen Agenten gemacht. Welchen machtvollen Einfluß der französische Dorflehrer vermöge seiner eigenthümlichen Stellung im dortigen Gemeindeleben in aufgeregten Zeiten ausüben kann, hatte die französische Regierung im Jahre 1848 erfahren, und die bitteren Belehrungen über die Thätigkeit der Lehrer als sozialistischer Klubchefs, welche namentlich die Verhandlungen über das Nothgesetz am 11. Januar 1850 betreffend die Lehrerernennungen zu Tage förderten, sind gerade für die republikanischen Regierungen Frankreichs so eindringlich gewesen, daß sie die Herrschaft über die Lehrer unbedingt in den Händen behalten wollen. Schon aus diesem Gesichtspunkt erschien es räthlich, die Abschaffung jeglichen geistlichen Lehrpersonals zu verlangen. Wenn das Ziel auch noch nicht erreicht ist, so sind doch jetzt alle gesetzlichen Handhaben gegeben, um es im Laufe weniger Jahre zu erreichen. Man sah auch in Frankreich ein, daß es unmöglich sei, sich der Beihilfe des zwischen 40 und 50000 Köpfe zählenden geistlichen Lehrpersonals an den öffentlichen Schulen auf einmal zu entledigen. Zunächst begnügte man sich damit, durch das Gesetz vom 16. Juni 1881 über die Befähigungsnachweise von jeder Lehrperson ein staatliches Fähigkeitszeugniß zu verlangen. Eine Lehrperson, welche nicht bis zum 1. Oktober 1884 in den Besitz eines solchen gelangt wäre, sollte vom Unterricht entfernt werden. Milde sollte hauptsächlich nur obwalten bei über 35 Jahre alten Personen, die nicht Vorsteher von Schulen sind, und bei Leiterinnen von Kleinkinder- und Volksschulen, die über 35 Jahre alt und über 5 Jahr im Dienste sind. Die Folge war ein ungeheurer Andrang zu den Prüfungskommissionen. Wurden doch im Jahre 1882: 21666 Aspiranten und 34398 Aspirantinnen geprüft. Da kann man sich einen Begriff von der Sorgfalt der Prüfungen machen. Es ist notorisch, daß in Frankreich die Lehrerprüfungen so sehr erleichtert worden sind, daß es den Ordenspersonen trotz ihrer sonstigen meist mangelhaften wissenschaftlichen Befähigung und pädagogischen Durchbildung wohl meist gelingen wird, die Prüfung zu bestehen. Die Behörden sind auch bei der Nothlage, die ihnen die Gesetzgebung geschaffen hat, gar nicht in der Lage, die sich zur Prüfung stellenden Ordenspersonen durchfallen zu lassen. Noch im vergangenen Jahre hat der Minister wahrhaft ängstliche Weisungen an die Prüfungskommissionen erlassen, nicht zu strenge zu sein. Die Kenntnisse eines abgangreifen Elementarschülers von 13 Jahren müssen unter allen Umständen zur Erlangung des einfachen Brevet genügen.

Um der Regierung zur Beseitigung des geistlichen Lehrpersonals freie Hand zu schaffen, war ferner unbedingt nothwendig, die Gemeinderäthe, welche oft unter dem Einfluß der Geistlichen stehen, bei der Ernennung der Lehrer möglichst bei Seite zu schieben. Nach den bis vor ganz Kurzem in Frankreich geltenden Gesetzen und Verordnungen stand es dem Gemeinderath zu, bezüglich der Ernennung eines katholischen Lehrers sein Gutachten abzugeben. Der Wortlaut der betreffenden Vorschrift ist bisher in Frankreich stets so ausgelegt worden, daß dem Gemeinderath die Wahl darüber zustand, ob er eine geistliche oder eine weltliche Lehrperson haben wollte, ohne daß jedoch der Präfekt an diese Entscheidung durchaus gebunden gewesen wäre. Vor einigen Jahren instruirte der Minister die Präfekten in bestimmter Weise dahin, daß die Gemeinden zwar Wünsche in Bezug auf die Wahl zwischen einer geistlichen oder einer weltlichen Lehrperson ausdrücken könnten, daß die Präfekten aber allein darüber zu entscheiden hätten, ob diesen Wünschen zu entsprechen sei oder nicht.

Nebenbei bemerkt hat die deutsche Regierung in Elsaß-Lothringen die vorerwähnte, in Bezug auf ihre Auslegung nicht unzweifelhafte Vorschrift dahin ausgelegt, daß die Gemeinderäthe sich nur über die Person, nicht aber über die Frage, ob es eine geistliche oder weltliche sein soll, zu äußern haben. Diese Auslegung gab mit Veranlassung zu der Beschwerde, welche der Gesammtklerus Elsaß-Lothringens am 18. November 1871 dem Kaiser vortrug.

Einige Vorrechte der protestantischen und israelitischen Consistorien bei der Lehrernerennung wurden in Frankreich 1882 ohne Widerspruch abgeschafft.

Inzwischen ist die Gesetzgebung in Frankreich weiter vorgegangen. Nach dem Gesetz vom 30. Oktober 1886 ist fortan der Unterricht in den öffentlichen Schulen aller Art ausschließlich weltlichem Lehrpersonal anzuvertrauen, und die Ernennung desselben steht unbeschränkt dem Präfekten zu. Eine Ordensperson darf in den Departements, in denen seit vier Jahren ein staatliches Lehrer- bezw. Lehrerinnenfeminar besteht, an einer öffentlichen Schule nicht mehr angestellt werden. In fünf Jahren nach der Veröffentlichung des Gesetzes muß in den Knabenschulen die Ersetzung des geistlichen Lehrpersonals durch weltliches vollzogen sein.

Hierbei liegt die Gefahr nahe, daß das Vorgehen der Regierung nur eine Verschiebung zwischen den öffentlichen und freien kongreganistischen Schulen bewirkt. Die für die Jahre 1877—1882 vorliegende Statistik hat bewiesen, daß dem thatsächlich so war. Das geistliche Lehrpersonal hat sich in diesen Jahren um 6250 vermindert, an den freien Schulen aber um 7059 vermehrt; die kongreganistischen öffentlichen

Schulen haben sich (von 13205 auf 11265) auf 1940 vermindert, die freien dagegen um 1475 vermehrt.

Das Gesetz vom 30. Oktober 1886 schiebt für die männlichen Kongregationen auch einen Niegel vor, indem es bestimmt, daß die zehnjährige Verpflichtung zum Volksschuldienst, welche nach dem Rekrutierungsgesetz von 1872 vom Heeresdienst befreit, bis zum Erlaß eines neuen Rekrutierungsgesetzes nur an öffentlichen Unterrichtsanstalten erfüllt werden kann.

Um die Lehrer von jeglicher Beziehung zur Kirche zu trennen, ist ihr Amt in dem neuen Gesetze für unvereinbar erklärt worden mit den besoldeten und nicht besoldeten Kirchenämtern, also auch dem Sakristan- und Organistendienst. Jedoch soll diese Bestimmung erst nach dem Erlaß des Gesetzes über die Lehrergehälter in Kraft treten. Es darf kaum zweifelhaft sein, daß diese vorläufig noch unwirksame, an sich so unvernünftige und für kleinere Gemeinden harte Bestimmung wieder unterdrückt oder unschädlich gemacht werden wird.

So schwierig es ist, Umwandlungen in einem großen Lehrpersonal vorzunehmen, so leicht ist es andererseits, die Lehrprogramme abzuändern. Hierzu bedarf es nur eines Federstrichs. Das hat sich denn auch die dritte Republik nicht entgehen lassen. Sie hat den Religionsunterricht aus dem Programm aller öffentlichen Unterrichtsanstalten gestrichen und für die Volksschulen sogar nicht einmal die Ertheilung dieses Unterrichts in den Schullokalen gestattet.

Dieser Schritt der dritten Republik kam in Frankreich nicht unvorbereitet. Hat doch schon Condorcet, als er der Gesetzgebenden Versammlung 1792 seinen Erziehungsplan vorlegte, nachzuweisen sich bemüht, daß ein System der nationalen Erziehung keinen Religionsunterricht brauchen könne, und daß die wahre Grundlage eines solchen Systems der praktische Atheismus sei. Ist doch weiter die liberale Partei in Frankreich seit Jahrzehnten für unbedingte Verweltlichung der Schule eingetreten, und hat doch ein Mann, der zu den ersten Größen der opportunistischen Republik gehört, Ledröy, 1870 im Generalrath der Seine erklärt, die Religion müsse aus der Schule ausgeschlossen werden, damit nicht das Gewissen von Vätern vergewaltigt werde, die ihre Kinder der Verfaulung durch den Religionsunterricht nicht aussetzen wollten. „Que l'enfant s'arrange avec Dieu, s'il croit à Dieu!“ Von solchen Leuten wird als der Grundgedanke des antireligiösen Gesetzes vom 28. März 1882 der Schutz der Gewissensfreiheit bezeichnet, eine Wortverdrehung ähnlich derjenigen, die Buffet vor einigen Jahren in einer Budgetrede lächerlich machte, als er darauf hinwies, wie der Sinn von Worten, wie Gleichgewicht des Budgets, Defizit, Ueberschuß, Consolidation, Amortisation sich

unter der Finanzwirtschaft der dritten Republik gänzlich verschoben habe.

Aus den offiziellen Programmen aller öffentlichen Unterrichtsanstalten ist der Religionsunterricht in Frankreich verschwunden; selbst in den Privatschulen darf er kein obligatorischer Unterrichtsgegenstand sein, so besorgt ist man dort für den Schutz der Gewissensfreiheit. Auch hat sich der Unterrichtsminister nicht gescheut zu erklären, daß die Ertheilung von Religionsunterricht seitens der Lehrer außerhalb der Klassenstunden eine unzuträgliche Freiheit derselben sei; solchen Unterricht zu verbieten hat er aber doch nicht gewagt.

Aus den Lehrer- und Lehrerinnenseminaren ist der Religionsunterricht natürlich auch ausgeschlossen worden, da das Lehrpersonal ja nicht mehr nothwendig haben wird, in diesem Fache zu unterrichten.

Wenn so die Gesetzgebung den positiven Religionen gegenüber eine absolut negative gewesen ist, so war man doch nicht geneigt, aus dem Erziehungsplan der Kinder diejenigen Elemente zu streichen, welche vorzüglich Herz und Gemüth zu bilden geeignet sind. Es handelte sich nur darum, um mit den Worten eines ministeriellen Rundschreibens zu reden, „die Schule von der Kirche zu trennen, die Freiheit des Gewissens sowohl der Lehrer, wie der Schüler zu sichern und endlich zwei zu lange schon mit einander vermischte Gebiete zu scheiden, dasjenige des Glaubens, welcher persönlich frei und veränderlich ist, und dasjenige der Kenntnisse, welche allen Menschen gemeinsam und nach dem Wunsche aller auch unentbehrlich sind. Das Gesetz vom 28. März 1882 will sich stützen auf diejenigen Kenntnisse von Pflicht und Recht, die zu den ersten Wahrheiten gehören, welche Niemandem unbekannt sein dürfen.“ Aus solchen Erwägungen ist die Einführung der *instruction morale et civique*, der Moral- und Bürgerlehre zum Ersatz des bisherigen moralischen und religiösen Unterrichts entsprungen. In diesem neuen Unterrichte soll das, was die dritte Republik an den Lehren der Religion für gut und heutzutage noch brauchbar hält, den Kindern gelehrt werden, und gleichzeitig sollen sie in ihren Pflichten gegen den Staat, der natürlich nur die republikanische Form haben darf, unterwiesen werden.

Ehe ich jedoch auf den philosophischen Inhalt der neuen Moral eingehe, will ich darauf hinweisen, wie auch dieses Gebahren der dritten Republik in Frankreich nicht ohne Vorgänge ist. Für den moralischen Unterricht hat ihr gleichsam als philosophische Richtschnur der zweite Artikel aus der Erklärung der Menschenrechte in der Verfassung des Jahres III gedient, wo es heißt: „Alle Pflichten des Menschen und des Bürgers entspringen aus diesen beiden, von der Natur in alle Menschenherzen ge-

legten Grundsätze: „Was Du nicht willst, das man Dir thut, das füg' auch keinem Andern zu“ und „Thue stets Deinem Nächsten Alles Gute, was Du selbst zu empfangen wünschst.“

Was aber in Frankreich die Morallehre bezweckt, darüber belehrt uns am besten das Beispiel des Napoleonischen Katechismus. Nach dem Siege von Austerlitz, der Napoleon zum unbeschränkten Herrn von Italien und Süd- und West-Deutschland machte, zögerte er nicht, sich auch in innerkirchliche Dinge einzumischen. Er schritt zur Ausführung des 39. der organischen Artikel, der einen einheitlichen Katechismus in Frankreich verheißt. Im Jahre 1806 wurde der von der gefügigen Hofgeistlichkeit unter Napoleons persönlichem Einflusse ausgearbeitete Katechismus zwangsweise eingeführt. Wie Napoleon nur daran lag, die Priester zu zwingen, dem Volke täglich den Gehorsam gegen ihn und sein Haus zu lehren, das lassen einige wenige Stellen aus der 7. Lektion über das 4. Gebot am besten erkennen. Es heißt da:

Frage: Welches sind die Pflichten der Christen gegen ihren Regenten, und welches sind insbesondere unsere Pflichten gegen Napoleon I., unsern Kaiser?

Antwort: Die Christen schulden ihren Regenten und wir schulden insbesondere Napoleon I., unserem Kaiser, Liebe, Ehrfurcht, Gehorsam, Treue, Kriegsfolge und die zur Erhaltung und Vertheidigung von Reich und Thron geforderten Steuern; wir schulden ihm überdies heißes Gebet für sein Heil und für die zeitliche und geistliche Wohlfahrt des Staates.

Frage: Warum sind wir zu aller dieser Schuldigkeit gegen unsern Kaiser gehalten?

Antwort: Erstens weil Gott, welcher die Reiche schafft und nach seinem Willen vertheilt, unseren Kaiser, nachdem er ihn in Krieg und Frieden mit der Fülle seiner Gaben überschüttet hat, zu unserem Souverän eingesetzt und zum Diener seiner Macht und zu seinem Ebenbild auf Erden gemacht hat. Zweitens weil unser Herr Jesus Christus durch seine Lehre und sein Beispiel uns selbst gewiesen hat, was wir unserem Souverän schulden: er ist gestorben gehorsam dem Befehle des Kaisers Augustus, er hat die vorgeschriebene Steuer gegeben, und so wie er befohlen hat, Gott zu geben, was Gottes ist, so hat er auch befohlen, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist.

Diese 7. Lektion, welche jedem Christen als eine Gotteslästerung erscheinen muß, zeigt, wie Napoleon ganz auf dem Standpunkt derjenigen stand, denen, um mit den Worten eines hervorragenden Preussischen Theologen und Schulmannes in den sechziger Jahren zu reden, der Heiland eigentlich ein königlich Preussischer Gensdarm ist, den sie gern entlassen würden, wenn

ihnen billigere Mittel zu Gebote ständen. Nun, die dritte Republik ist weiter gegangen als Napoleon, sie hat in der That geglaubt, ein billigeres Mittel zu haben, und es ist nur verwunderlich, daß sie es wagt, eine eigene Morallehre aufzustellen, daß sie in ihrem Scepticismus nicht überhaupt die Existenz einer in sich widerspruchsfloßen Moral ableugnet. Eine Erklärung hierfür vermag ich nur in den Worten Paul Bert's zu finden: „die Existenz einer Laienmoral leugnen, heißt dem Staate das Recht abstreifen, Gesetze ohne Dogmen zu geben.“ Für so wichtig hielt man also doch die moralische Unterweisung des Volkes.

Die Lehrer sollen gleichzeitig mit dem Lesen und Schreiben auch diejenigen elementaren Regeln des moralischen Lebens lehren, welche nach der Ansicht der Moralpolitiker der dritten Republik nicht weniger allgemein angenommen sind, als diejenigen der Sprache oder des Rechnens, ohne dabei doch jemals ein Dogma zu berühren. Man sah jedoch ein, daß es zu viel verlangt sei, daß nun auf einmal 80000 Lehrer und Lehrerinnen freie Vorträge über Moral und Bürgerlehre halten sollten. Es wurden daher im Unterrichtsministerium ausführliche Programme und Instruktionen ausgearbeitet und den Lehrern in die Hand gegeben. Ebenso unternahmen es hervorragende Männer und Frauen, wie Jules Simon, Allou, Paul Bert, Compayré, Jules Steeg, Mde Henry Gréville u. A. kleine Schulbücher der Moral- und Bürgerlehre zu schreiben, die den Lehrern als Hilfsmittel dienen sollten. Die Lehrbücher der vier letztgenannten sind von der Indefongregation verboten worden.

Charakteristisch für die Auffassung des ganzen Moralunterrichtes ist folgende Stelle aus einem Rundschreiben des Ministers an die Lehrer vom Jahre 1883: „Sie haben Nichts Neues zu lehren, Nichts, was allen redlichen Leuten nicht bereits geläufig wäre. Es handelt sich nur darum, die Kinder im täglichen Umgang mit jener guten und antiken Moral vertraut zu machen, welche wir von unseren Vätern ererbt haben, und täglich im Leben anwenden, ohne nur auf die philosophische Grundlage einzugehen. Sprechen Sie also zu den Kindern mit Kraft und Wärme, sobald es sich um unbestrittene Wahrheiten handelt, mit größter Zurückhaltung, sobald Sie in Gefahr sind, eine religiöse Empfindung zu berühren, über die Ihnen ein Urtheil nicht zusteht. Zur Richtschnur für das, was Sie sagen dürfen, und was Sie verschweigen müssen, nehmen Sie die Frage, ob ein einziger redlicher Mensch aus Ihrer Bekanntschaft das, was Sie sagen wollen, nicht billigen würde. Wenn Sie sicher sind, daß es Jeder billigen würde, so sprechen Sie frei, denn dann sind Sie sicher, daß Sie die Weisheit des ganzen Menschengeschlechts aussprechen.“

Unverkennbar prägt sich in diesen ministeriellen Rathschlägen der

Einfluß der Moralphilosophie des 17. und 18. Jahrhunderts, insbesondere der Kantischen Lehre vom kategorischen Imperativ aus. Man verlangt also vom Elementarlehrer, daß er in jedem Augenblicke entscheiden soll, ob ein Grundsatz oder eine Idee, die er lehren will, dem Gebote des kategorischen Imperativs entspricht. Geradezu naiv aber ist der Rath, den der Minister den Lehrern weiter giebt: „Um zu erproben, ob Ihr Unterricht genügt hat, sehen Sie zu, ob Ihre Schüler nichts Unrechtes thun, nachdem sie Sie verlassen haben“.

Der Moralunterricht soll nach Ansicht des Ministers den ganzen Menschen bilden, Herz, Verstand und Gewissen. In diesem Unterricht soll kein Wissen gelehrt werden, sondern der Wille soll gebildet werden. Alles was dann weiter über den Moralunterricht gesagt wird, ist vortrefflich, aber es paßt genau ebensogut auf den Religionsunterricht. Nur darin ruht der fundamentale Irrthum, daß es für möglich gehalten wird, den Willen zu bilden ohne Anschluß an ein bestimmtes Wissen. Wenn man zusieht, was im französischen Moralunterricht an die Stelle der konkreten biblischen Beispiele treten soll, so wird man immer wieder auf die Ereignisse des täglichen Lebens verwiesen oder wie sich der Minister einmal ausdrückt, auf die unmittelbare Erfahrung des Gesezes. Schon mit den Kindern von 7—9 Jahren sollen praktische Uebungen vorgenommen werden *tendant à mettre la morale en action*. Aus den von den Kindern selbst beobachteten Vorfällen sollen Lehren gezogen werden.

Auf der Oberstufe für die Kinder von 11—13 Jahren tritt ein vollständiger Cursus der Pfllichtenlehre auf, und es kommt hinzu die Bürgerlehre mit den Grundbegriffen des Rechts, der Verwaltung und der Wirtschaftslehre. Auch für diesen neuen Unterrichtszweig sind zahlreiche Lehrbücher erschienen. Hier möge nur die Auffassung Jules Simons Erwähnung finden.

Dieser führt in seinem Schulbuche *Le petit citoyen* den früheren Elementarlehrer, jetzigen Beigeordneten Jean Le Flô ein, welcher seinen aufgeweckten und frühklugen Enkel, den kleinen zwölfjährigen Jeannic bei allerhand kleinen Begebenheiten über die wichtigsten Erscheinungen des bürgerlichen Lebens unterrichtet. Mit der Majestät des Gesezes wird begonnen, dann folgt der Maire, die Eheschließung, die Schule, die Militärpflicht — dabei erklärt sich Jeannic mit Entschiedenheit für dreijährige Dienstpflicht und Abschaffung der 1500 fr. für die einjährige Dienstzeit —, dann kommen die Bauern, der Notar, die Sparkassen, die Fabriken, die Richter und die Schwurgerichte, die Wahlen, die öffentlichen Gewalten und die Verwaltung an die Reihe. Wenn der alte Le Flô einen besonders geistreichen Gedanken ausspricht, klatscht Jeannic

in die Hände, und bei anderer Gelegenheit vergießt er Thränen über die Schlechtigkeit der Menschen.

Es war nichts natürlicher, als daß die französischen Bischöfe gegen derartige abgeschmackte Ideen und Vorschriften in entschiedenster Weise Front machten. Es drängte sich ihnen zunächst die Frage auf, ob die Ordenspersonen an den Volksschulen, aus deren Programmen die Religion entfernt worden war, noch unterrichten dürften. Sie wichen hier der staatlichen Gewalt aus und gaben in ihren Hirtenbriefen die nöthigen Direktiven, um den Schaden, der aus der staatlichen Gesetzgebung erwuchs, thunlichst zu vermindern. Den geistlichen Lehrpersonen wurde geboten, auf ihren Posten auszuharren. Der Religionsunterricht habe zwar in dem officiellen Programm keinen Platz mehr gefunden, aber die Bischöfe könnten nicht glauben, daß es geistlichen Lehrpersonen in der That verboten werden sollte, die Religion zu lehren: „Ihre Gelübde legen Ihnen die Pflicht auf, in der Religion zu unterrichten“. Nach den Worten des Cardinal-Erzbischofs von Paris werde es nur von den Eltern und den Schulkommissionen abhängen, ob der Religionsunterricht noch ferner werde ertheilt werden oder nicht. Daher werden die Katholiken ermahnt, sich eifrig an den Wahlen für die Schulkommission zu betheiligen. Von einigen Bischöfen wurden die Eltern bei Todesünde verpflichtet, ihre Kinder in freie Schulen zu schicken, wenn solche am Orte seien. Um keinen Preis und unter keinem Vorwand sollten die Eltern ihre Kinder einem Lehrer anvertrauen, welcher sich einen direkten oder indirekten Angriff auf die Glaubenslehren der katholischen Kirche erlauben würde. In solchen Fällen sei es unabweisbare Pflicht der Eltern, was auch immer daraus entstehen möge, ihre Kinder aus einer Schule zu nehmen, in der ihr Glaube Gefahr liefe. Da heiße es: Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.

Zwar ergriff das Ministerium gegen diese Hirtenbriefe mit Erfolg den recours comme d'abus; wir dürfen aber wohl annehmen, daß Eltern und Lehrern die bischöflichen Mahnungen eindringlich genug gewesen sind, um zu bewirken, daß in der Mehrzahl der öffentlichen Schulen doch heimlich oder mehr oder weniger offen Religionsunterricht ertheilt wird. Wo sich dann Schwierigkeiten entgegengestellt haben mögen, und wo nur irgendetwas die Mittel aufzubringen waren, sind freie Schulen entstanden, welche eine um so eifrigere Thätigkeit entfalten, als sie allein auf ihre Tüchtigkeit angewiesen sind. In ganzen Departements haben alle Städte blühende freie Schulen. Es giebt Städte, in denen mehr als die Hälfte der Kinder die freien Schulen besuchen, in denen Religionsunterricht ertheilt wird. In einigen Bistümern ist ein regelmäßiger Inspektionsdienst für die freien Schulen, und sind Normalkurse für Lehrer und Lehre-



rinnen, sowie besondere Prüfungskommissionen eingerichtet worden, vor denen sich die bereits staatlich geprüften Lehrpersonen einem besonderen Religionsexamen unterziehen müssen, wenn sie an freien Schulen unterrichten wollen. Die Errichtung freier Schulen in den dörflichen Gemeinden ist aber mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, da diese schon bei einer Einwohnerzahl von 500 gesetzlich gehalten sind, eine besondere Knaben- und Mädchenschule zu unterhalten.

Schon jetzt wird in Frankreich die Verthenerung des Unterrichts durch die doppelte Bezahlung in den allgemeinen Steuern und den Ausgaben für die freien Schulen, welche allein dem Gewissen der Katholiken zu genügen vermögen, bitter empfunden, und es fehlt nicht an Spott über die leerstehenden Schulpaläste, welche der Staat für den unentgeltlichen Laienunterricht mit Millionen erbaut hat, während sich die vollen freien Schulen mit geringen Räumlichkeiten begnügen müssen. Werden sich die Verhältnisse nicht in Frankreich ähnlich gestalten, wie in Belgien unter dem liberalen Unterrichtsgesetz von 1879, welches 1884 ein so klägliches Ende gefunden hat? Jedenfalls werden die kirchlich gesinnten Katholiken Frankreichs den Rath befolgen, den die Kirche den Gläubigen in Belgien gab, und die Enchiklika des Papstes Immortale Dei vom 1. November 1885 ausdrücklich sanktionirt hat, sich am öffentlichen Leben überall da zu betheiligen, wo der Kirche Nutzen erwachsen oder Schaden von ihr abgewendet werden kann.

Neben der im Vorhergehenden eingehender geschilderten Feindseligkeit der modernen französischen Volksschule gegen die Kirche finde ich in ihrem Charakter noch besonders ausgeprägt die Sorge für das leibliche Wohl der Jugend und, um einen unbestimmten Ausdruck zu gebrauchen, die Entfaltung des nationalen Gedankens. In ersterer Hinsicht will ich mich damit begnügen auf die ungeheuren Summen zu verweisen, die Frankreich seit einigen Jahren für Schulbauten ausgegeben hat, sowie auf die obligatorische Einführung des Turnens in den Volksschulunterricht und die wenigstens auf dem Papier stehende Organisation der Schülerbataillone. Letztere vollzog sich im Jahre 1882, welchem auch die Patriotensliga ihre Entstehung verdankt. Dieses Jahr an dessen 28. März die Religion aus den Gegenständen des Volksschulunterrichtes in Frankreich anschied, scheint somit einen Wendepunkt in der Richtung der französischen Volksschule auch noch in anderer Hinsicht zu bezeichnen.

Empfindlicher und gefährlicher als in der Pflege von Schülerbataillonen macht sich der Einfluß aller der Bestrebungen, welche in der Patriotensliga ihren Brennpunkt finden, geltend in der Einführung einer revanchelustigen Industrie in den französischen Schulbüchern. Die

Industrie sucht neuerdings etwas darin, auf den Umschlägen von Schreib- und Censurenheften Karten von Frankreich mit besonderer Schraffirung Elsaß-Lothringens, Belehrungen über die Pflichten des jungen Soldaten u. dgl. anzubringen. Der Text der Lehrbücher in Geographie und Geschichte athmet, wo nur Deutschland in Berührung kommt, Verkleinerungssucht und Feindseligkeit. Die Behörden sehen diesem Treiben stillschweigend und scheinbar mit Befriedigung zu. Ein Beispiel möge dies klar machen. Ein in Frankreich viel gebrauchtes, in nahezu dreißig Auflagen erschienenenes Lehrbuch der französischen Geschichte ist das von Ernest Lavisse, einem pariser Geschichtsdozenten. Dasselbe wird von der Stadt Paris ihren Gemeindeschulen unentgeltlich geliefert und ist von dem Unterrichtsminister für die Schulbibliotheken adoptirt worden. Wenn auch verschiedene Stellen in den älteren Auflagen dieses Buches die unparteiische Beurtheilung deutscher und preußischer Verhältnisse vermissen lassen, so ist doch ein geradezu gehässiger Zug gegen Deutschland erst seit einigen Jahren in dieses eingeführt worden. Insbesondere wurde vor drei oder vier Jahren am Schlusse ein Abschnitt über „die Pflichten Frankreichs“ beigegeben, aus welchen einige Stellen angeführt werden mögen. Sie dürften nur deswegen beachtenswerth sein, weil sie Tausenden von französischen Schülkern und Aspiranten für das Lehramt an Volksschulen als Lernstoff dienen. In jenem Abschnitt werden Erklärungen für die Niederlage der Franzosen mitgetheilt, und Ermahnungen für die Zukunft beigelegt.

Es heißt da: „Unsere Niederlage lehrt uns, daß Sparsamkeit auf Kosten des Heeres uns theuer zu stehen kommt, und daß Frankreich, welches furchtbar bewaffnete Nachbarn hat, sich in den Stand setzen und darin erhalten muß, ihnen zu widerstehen“. Ferner: „Unsere Niederlage lehrt uns, daß es gelernt sein will, Soldat zu sein, und daß die durch das Militärgesetz auferlegten Pflichten mit Peinlichkeit und Hingebung erfüllt sein wollen“. „Die Deutschen schreiben und lehren, daß der Krieg eine Ehre für die Menschheit ist, weil er den Menschen erlaubt, große Tugenden zu beweisen, Mannszucht, Muth und Todesverachtung. Mehr als die Menschheit lieben sie aber ihr Vaterland, Deutschland; sie hassen Frankreich, und versäumen keine Gelegenheit, uns als Erbfeinde zu behandeln. Sie bereiteten sich seit lange zum Krieg gegen Frankreich vor: sie bereiten sich noch darauf vor. Unsere Niederlage lehrt uns, daß wir diejenigen nicht lieben sollen, die uns hassen, und daß wir vor Allem und über Alles unser Vaterland Frankreich und erst darnach die Menschheit lieben sollen“. Der Schluß des Buches lautet: „Elsaß und Lothringen haben bei den Wahlen für den deutschen Reichstag im October 1881 Ab-

geordnete gewählt mit dem Auftrage, gegen die Annexion ihres Landes durch Deutschland zu protestiren. Sie haben bewiesen, daß sie Frankreich treue Anhänglichkeit bewahren. Die vornehmste Pflicht Frankreichs ist, Elsaß und Lothringen nicht zu vergessen, die uns nicht vergessen.“

Der Charakter der Preussischen Erziehung in Volksschule und Heer ist ausgeprägt in dem Wahlspruch: Mit Gott für König und Vaterland. Ein solcher Wahlspruch fehlte bisher in Frankreich; es gab kein Wort, welches die mannichfach auseinandergehenden Bestrebungen der politischen Parteien einte. Die Losung, welche Gambetta ausgab: *Le cléricalisme c'est l'ennemi* hat ihre Kraft verloren, seitdem man vom Gebiete der Gesetzgebung in das der Praxis herabgestiegen ist; und noch ist dem Einen das Königthum, dem Andern das Kaiserthum das Vaterland, während die Republikaner sich unablässig über die beste republikanische Staatsform streiten.

Frankreich sucht aber sehnlich nach einem Wahlspruch, welcher seine ganze Erziehung in Volksschule und Heer beherrscht und einigt, ein Zeichen, unter dem es siegen will. Es gewinnt den Anschein, als ob es in dem Rufe nach *revanche*, nach *relèvement* dieses Zeichen gefunden hat, welches seiner Volkserziehung einen neuen Charakter aufprägt.

---

## F. Rückert und die Familie Kopp.

Von

Dr. F. Reuter,

Gymnasialoberlehrer.

Unter den Beziehungen, welche für den Dichter Rückert während seines Lebens in Erlangen und die nächstfolgende Zeit von nachhaltigem Einfluß waren, steht die nahe Freundschaft mit dem Philologen Kopp allen anderen voran. Daß dieser dem Dichter bei Sammlung und Auswahl seiner Gedichte hilfreich zur Seite stand, ist allgemein bekannt; daß das Verhältnis ein inniges Freundschaftsbündnis war, hat nach des Vaters Tod Heinrich Rückert (in den Grenzboten 1866, S. 7) bedeutsam hervorgehoben, nachdem es gleich nach Kopp's Hingang (1842) von Duderlein und Rückert selbst in edler und sinniger Weise bezeugt war. Die ebenda gerühmte seltene Gelehrsamkeit und hervorragende Geisteskraft des Mannes ist neuerdings auch durch Halm's Darstellung in der Allgem. Deutsch. Biogr. (XVI. S. 683—5) bestätigt worden, welcher sich zumeist auf L. Spengel's Mitteilungen stützte, der als ein stets dankbarer Schüler Kopp's dessen Studien verfolgt hatte. Trotzdem scheint es, daß der Mann, welcher dem Dichter in den Jahren seines regsten Schaffens so nahe stand, auch nach dieser Seite nicht so gewürdigt worden ist, als es der Sachlage entspricht; selbst W. Meyer, der sonst scharf sieht und treu zeichnet, weiß nicht recht, was er von Kopp halten soll. Das ganze Verhältnis verdient eine gründlichere Darlegung; hier sollen nur einige Andeutungen gegeben werden. Kopp war in Altbaiern geboren und blieb, wiewohl er seine Kinder im protestantischen Bekenntnis der Mütter erziehen ließ, für seine Person in der katholischen Kirche. Ihm wie dem Dichter waren die kirchlichen Eiferer der Umgebung unbehaglich. Dazu kam ein anderes; er war eine von den Naturen, die im Kreis von Vertrauten sprechen und Funken geben, aber so zart und weich sind, daß sie in der Gesellschaft eine Kruste um sich ziehen müssen; um ihr Geheimstes und Bestes zu bewahren; dies giebt dann wohl den

Aufchein der Härte oder Theilnahmlosigkeit, zumal wenn die Wunden einer harten Jugend nicht fest oder erst spät vernarbt sind. Und endlich, er trug in sich eine große Welt, die er bearbeitete, in deren Mittelpunkt Aristoteles und Plato standen, und er war von München her und aus dem nahen Umgang mit Jacobi und F. Kopp, dann in Erlangen mit Schelling und Rückert selbst an eine Art der Unterhaltung gewöhnt, welche ihm die landläufige Gefelligkeit reizlos erscheinen ließ. „Ich setze mich“, sagt er selbst einmal von sich, „vor allererst in meinem eigenen Sein und Wesen sicher und fest, und von diesem meinem Mittelpunkt aus ziehe ich den Kreis um mich, eng und streng, und darum freilich mehr ausschließend als befassend, weil ich weiß, daß ich nur wenigen etwas sein kann“.

Da nun dieser Mann hinstarb, ohne daß sein Lebenswerk veröffentlicht wurde, also auch von dem Umfang und der Tiefe seines Wissens nur die Nächsten und Reifsten eine Vorstellung hatten, so ist erklärt, warum das Publicum, und gerade in der Nähe, nichts Rechtes von ihm wußte.

Sogar die Rückert'schen Gedichte selber konnten dazu beitragen die Bedeutung zu verdecken, welche Kopp für des Dichters Leben und Schaffen zukommt. Zwar sind nicht wenige, welche sich mit Kopp und dessen Familie beschäftigen; aber einige von diesen gehören zu den matten Erzeugnissen der Muse. So steht es mit der „dem Federschneider“ gewidmeten Nummer (68 des III. Buches der Hirzelschen Ausgabe im I. Band) in der Weisheit der Brahmanen, die Kopp's Namen nennt; desgleichen mit dem Gedicht „die gesammelten Lieder“ (5, 235 der Erlanger Ausgabe), wo Kopp der eine der zweien Richter ist, welche sich über die poetische Auslese nicht einigen können. Auch „zum Geburtstag des Freundes“ (S. 260) — der katholische Protestant nämlich ist wieder Kopp — erscheint mehr Spielen mit Worten als lebendige Empfindung. „Der zwölfte Namenstag“ (5, 266), welcher Kopp's Tochter erster Ehe gilt, ist ähnlicher Art.

Anderere deuten auf ein innigeres Verhältnis wenigstens hin. Dazu möchte Nr. 76 des IX. B. der Weisheit der Br. zu rechnen sein; denn dies Gedicht ist nach einem Brief Kopp's vom 26. Aug. 1635 durch einen Zwischenfall in seinem Hause veranlaßt. Und 6, 230 der Erl. Ausg., dessen Ueberschrift ursprünglich gelautet hat: „Zum Tischrücken der Familie Kopp, die Familien Köppen, Schmidlein, Rückert. Den 11. Mai 1638“. Ihm liegt die Sitte zu Grunde, daß dem, der ein neues Haus bezog, ungeladene Freunde zu Gast kommen, selbst aber alles zur Bewirthung dienliche mitbringen.

Höheren Tones sind und nehmen an dem vollen Zauber der Rückertschen Poesie Antheil: „Dank für den Lindenzweig“ und „Zum Geburtstag der Freundin“ (Erl. A. 4,265). Auf ersteres legte Rückert selbst großen Werth, er nimmt es noch in einem Brief des J. 1842 gegen allen Tadel in Schutz; das zweite kann genauer auf den 7. Juli 1833 datiert werden. Beide waren Geschenke für die Frau, welche Kopp 1830 aus Stuttgart geholt habe, wo sie damals in regem geistigem Verkehr auch mit Schwab, Kerner, Uhland lebte. Durch die Verlobung mit ihr war Kopp, der in seinen ersten Erlanger Jahren (er lebte dort seit 1827) äußerst zurückgezogen und einsam gelebt hatte, erst mittheilbar und zugänglich geworden, durch sie wurde dann das enge Band zwischen den Familien Kopp und Rückert geknüpft. Hier eine Umschreibung ihrer Geistesart, welche freilich von dem Bräutigam herrührt, aber der Freundin eines Dichters würdig scheint; nachdem er vorher eine andere Verwandte geschildert hat, fährt er fort: „Emilie ist der inneren Betrachtung und der Sprache mächtiger; sie vermag mehr dasjenige, was in der Seele vorgeht, in den leisesten Regungen zu erlauschen, in seinen bedeutungsvollsten, allgemeingültigsten Momenten sie in der Blüte zu erfassen und in der Sprache nett und wahr herauszustellen. Weil ihre Seele noch im Fluß ist, erfast sie mit scharfem Auge die Ansätze, das Anschließen der inneren Krystallwelt. Mit dem poetischen Vorzug ihrer Natur ist gegeben, daß sie sich anschließen muß, um aus der Beweglichkeit, Hingebung an jede schöne Erscheinung und Anschließigkeit an diese zur inneren Reife, Vollendung und Gebiegenheit zu kommen“.

Soviel von der Freundin des Dichters. Als dieser 1861 nach Berlin übersiedelte, begleitete Kopp's älteste Tochter die Familie. Im Sommer darauf arbeitete Rückert an dem „tragischen Werk“ Saul und David und sehnte sich leidenschaftlich nach dem kritischen Beirath des Freundes, da erlag dieser unerwartet einer Krankheit, am 1. Juli 1842. Dem Nachruf nun, welchen Döberlein gleich nach dem Tode dem Jugendfreund und Kollegen widmete, gab Rückert ein Trauerlied bei „Zum Gedächtniß meines Freundes Joseph Kopp in Erlangen“, als Denkmal der Liebe und Dankbarkeit für seinen Jonathan, wie er ihn auch später zu nennen liebte. Es fehlt leider in den gesammelten Werken, ist aber wieder abgedruckt in Beyers Biogr. Denkmal S. 144.

Es existirt aber ein noch späteres Zeugniß von der Stärke und Innigkeit dieser Freundschaft. Als Rückert i. J. 1865 an Brustbeklemmungen litt, sandte ihm eine damals in Bremen verheiratete Tochter Kopp's eine Kiste Apfelsinen. Am 7. Mai dankt ihr der Dichter mit folgenden Strophen, die mit zitternder Greisenhand geschrieben sind:

## Meiner lieben Pathe Emilie.

Süßfrüchte sind mir aus dem Norden  
 Gesendet worden  
 Von liebevoller lieber Hand;  
 Sie haben, um zu mir zu kommen,  
 Den Weg genommen  
 Vom Tiber bis zum Weserstrand.

Sie mahnen mich mit lichten Farben  
 Und sanften Narben,  
 Mit Wohltruch und Wohltschmacke scharf,  
 Daß zu der kranken Menschheit Wohle  
 Von Pole zu Pole  
 Die Liebe Gaben tauschen darf.

Sie wollen mich des Südens mahnen,  
 Wo heitre Bahnen  
 Beschritt mein jugendlicher Fuß,  
 Und lassen mich im Geiste wallen,  
 Wo halb zerfallen  
 Steht Platen's Grab bei Syracus.

Wir haben frisch einst mit einander  
 Als Salamander  
 Gelebt in Hafs's Lieberglut;  
 Dann waren wir getrennte Gänger  
 Mein Weg war länger;  
 Wann werd' ich ruhen, wie er ruht!

Ihr Aepfel von den Hesperiden  
 Mir ist beschieden  
 Von euch ein andrer Liebesgruß  
 Des liebsten Freundes: früh erkoren,  
 Zu früh verloren,  
 Um den ich heut noch klagen muß.

Von ihm und der mir gleich vertrauten  
 Ihm Anvertrauten  
 Bist Du, o Apfelsenderin  
 Die liebe Tochter, meine Pathe,  
 Nach Gottes Rathe  
 Mir eine Labespenderin.

Neuseß, d. 7. Mai 1865.

Friedrich Rückert.

Die Pathe Emilie, der wir diese späte Blüthe der Rückert'schen  
 Lyrik verdanken, Frau Geheimrath Wehrenpfsennig in Berlin, hat außer  
 diesem Kleinod den Vers abzdrukken erlaubt, mit welchem sich der

Dichter in ihr Kinderstammbuch eingezeichnet hat. Wir schließen mit demselben die Hinweisung auf eine Rückert's Leben beglückende und sein Schaffen vielfach bestimmende Beziehung, die wo möglich bald eingehender geschildert werden soll.

Höre, liebe Bath' Emilie  
 Was ich Treu dir wünsch und ehrlich;  
 Sei unschuldig wie die Lilie,  
 Und im Haushalt unentbehrlich  
 Wie die Peterilie:  
 Halb ein Himmelsbräutchen  
 Halb ein Küchenkräutchen  
 Verehrentlich  
 Allen Leuten.

Neuseß, d. 20. Juni 1846.

F. Rückert.



## Politische Correspondenz.

Französische, russische Politik. — Die bulgarische Frage. — England. — Die Haltung des Ultramontanismus.

Berlin, Ende September 1887.

Wenn wir an die Spitze dieser Monatsberichte, welche vorwiegend die Bewegung der auswärtigen Politik verfolgen sollen, gewöhnlich die Betrachtung der französischen Dinge stellen, so erkennen wir damit die Thatsache an, daß das französische Volk noch immer der wichtigste Gegenstand aller unserer auf das Ausland gerichteten Aufmerksamkeit ist. Das gegenwärtig dort am Ruder befindliche Ministerium, dem wir in der vorigen Korrespondenz die parlamentarischen Ferien mit ihrer zeitweisen Erlösung von den Angriffen der Kammeroppositionen gönnten, mußte freilich diese Angriffe von Seiten der radikalen Presse unausgesetzt erdulden. Das Hauptthema der Anklagen war, daß das Ministerium von der Gnade der Rechten lebe. Man verlangte, daß das Ministerium auf den Schutz dieser Gnade verzichte; das hieß aber nichts anderes, als, das Ministerium solle sich in die Arme des Radikalismus werfen, damit dieser es, nachdem es seine Stütze auf der Rechten zerbrochen, beliebig in den Abgrund werfen könne. Diesem öden Geplänkel, dessen Ohnmacht die Festigkeit der radikalen Vorwürfe nicht verbergen konnte, machte ein Vorgang ein Ende, den man für Frankreich als ein Ereigniß bezeichnen muß. Wir meinen das Manifest des Grafen von Paris, welches zuerst der „Figaro“ am 15. September veröffentlichte. Dieses Manifest benennt sich „Instruktionen des Grafen von Paris für die Vertreter der monarchischen Partei in Frankreich“. Nicht ganz ungeschickt wird schon durch diese Ueberschrift darauf hingewiesen, daß der Graf nur eine einzige monarchische Partei in Frankreich anerkennt. Der Verlauf der Instruktionen, welche eine einzige zusammenhängende Entwicklung bilden, erweist sodann, daß der Urheber die Ideen des Bonapartismus und des Royalismus zu verschmelzen unternimmt. Man hat das Manifest hauptsächlich von dieser Seite aufgefaßt und hat, weil der Verfasser die Herstellung der Monarchie auf einen Pakt begründen will, welchen dieselbe entweder mit einer aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangenen Rationalversammlung oder direkt mit dem Volke durch eine unmittelbare Abstimmung desselben über den Pakt zu schließen hätte, den Grafen von Paris beschuldigt,

daß er die parlamentarische Monarchie zu Gunsten der bonapartistischen Doctrin einfach aufgegeben habe. In den Grundzügen der Verfassung Frankreichs, wie sie das Manifest aufstellt, bleibt allerdings von der parlamentarischen Monarchie Louis Philipps wenig übrig, aber es ist falsch zu behaupten, daß der Graf an die Stelle jenes parlamentarischen Regiments einfach das des zweiten Kaiserreichs setzen wolle. Dieses constituirende allgemeine Stimmrecht, welches lediglich die Monarchie anerkennen und eine ihm vorgelegte Verfassung im Ganzen annehmen soll, ist, was alle bonapartistischen Plebisците auch waren, eine inhaltlose Form, nichts weiter. Die Franzosen zeigen sich wirklich als unverbesserliche Doctrinäre, wenn sie an dieser Form Anstoß nehmen, wie es wenigstens ein Theil der Royalisten unter ihnen thut. Wenn diese Form ihren Dienst gethan hat, soll sie dem Manifest zufolge nie wieder bemüht werden. Die Verfassung dagegen, nach welcher Frankreich unter der künftigen Monarchie leben soll, ist sehr weit entfernt von der Charte Louis Philipps, aber ebenjoweit von der Verfassung Napoleons III. Sie ist ihrem Geiste nach aus der Praxis der deutschen Monarchie geschöpft, seitdem diese sich mit Parlamenten, sogar nach des verstorbenen Otto v. Manteuffel Ausdruck mit einer doppelten Garnitur derselben umgeben hat. Die neue französische Verfassung will nämlich der Wahlkammer weder das unbedingte Recht der Budgetbewilligung einräumen, noch das Recht, daß die Minister nach jeder einen ihrer Vorschläge treffenden Ablehnung vor der Wahlkammer zurücktreten müssen. Mit einem Wort, was wir das parlamentarische Regiment nennen, wie es in England sich nach und nach ausgebildet hat, wie es in den Charten von 1791 und 1830 vorgeschrieben war, wie es unter der dritten Republik bis zu einer Allgewalt der Wahlkammer getrieben wird, welche jener des Convents der Schreckenszeit gleichkommt, dieses Regiment soll in dem neuen monarchischen Frankreich keinen Platz mehr finden. Aber die Verfassung des Grafen von Paris ist auch keineswegs eine Copie von jener des zweiten Kaiserreichs. Der Senat soll ungefähr so bleiben, wie er unter der jetzigen Republik ist. Die Wahlkammer aber wird ein unbeschränktes Votum in der Gesetzgebung haben, was sie freilich auch dem Senat und dem Monarchen zugestehen soll. Die neue Verfassung wird also Ernst machen mit der Dreitheilung der Gewalten, aber da der künftige König unbeschränkter Oberbefehlshaber der Armee sein soll, so wird auch der Kriegsminister ein wahrer Diener des Königs sein, nicht wie unter dem parlamentarischen Regiment der eigentliche Herr der Armee. Diese Rolle erscheint einer französischen Kammer gegenüber auf den ersten Anblick schwierig, aber wenn die Kammer, wie es die neue Verfassung will, nicht mehr alljährlich über das Budget abzustimmen hat, sondern nur über die von der Regierung vorgeschlagenen Abänderungen desselben, so wird das Militärfinanzgesetz gleich dem Organisationsgesetz einen permanenten Charakter tragen, und damit ist die Möglichkeit jener Rolle gegeben.

Eine andere Frage ist freilich, ob das französische Temperament eine solche Verfassung ertragen würde, auch nachdem die Annahme derselben mit

dem besten Willen erfolgt wäre. Wer kann sich eine französische Kammer denken, deren Beschlüsse bald an dem Widerspruch des Senats, bald an dem des Königs scheitern würden, und die dies ruhig ertrüge? Aber gleichwohl hat das Manifest des Grafen von Paris weder ein Echo der Entrüstung noch des Spottes gewedt. Vielmehr wird es mit dem größten Eifer durch die Beamten der Republik verbreitet und in allen Volksklassen verschlungen. Ein lautes Echo kann es unter der Herrschaft der Republik nicht wecken und bei den meisten Lesern mag sich mit der Theilnahme, die sie entgegenbringen, auch Zweifel und Widerspruch genug vermischen, um ein lautes Echo von selbst zu ersticken. Nichtsdestoweniger bleibt die Thatsache dieser Aufnahme höchst merkwürdig, einer Aufnahme voll Achtung, Aufmerksamkeit und nicht voreingenommener Kritik.

Was darf man aus dieser Thatsache entnehmen? Uns dünkt, daß man daraus entnehmen muß, wie stark unter den gebildeten Franzosen der Zweifel um sich gegriffen hat an den Segnungen, ja selbst an der Erträglichkeit jenes parlamentarischen Regiments, dessen volle Consequenzen sie jetzt vor Augen sehen. Dieses Regiment läuft schließlich in England wie in Frankreich hinaus auf die Diktatur einer gewählten Versammlung. Aber eine solche Diktatur zerstört das Wesen jeder Regierung und jedes Staates. Es ist recht eigentlich eine constituirte Anarchie, ein Ausdruck, welchen zuerst Hegel auf die Verfassung des Deutschen Reiches nach dem westphälischen Frieden angewendete. Sogar die Anarchie hat verschiedene Constitutionen, aber das zur vollen Consequenz entwickelte parlamentarische Regiment auf demokratischer Basis ist eine der verderblichsten dieser Constitutionen, weil sie je länger je mehr eine feste Organisation nirgend weder bestehen noch aufkommen läßt. Das Parlament von Großbritannien besaß in einer gewissen Periode den Reiz einer Regierung, welche öffentlich deliberirt und zugleich von dem Ernst und der Größe der Geschäfte durchdrungen ist. Dies war das Parlament einer mit Errichtung eines Weltreiches beschäftigten Oligarchie, die mittelst eines nur dem Scheine nach bestehenden Wahlsystems ihre fähigsten Glieder in das Parlament berief. Sobald man aber mit dem Wählen Ernst macht und die Regierung nun wirklich in eine Wahlversammlung fällt, noch dazu in eine durch die Aufbietung der Demokratie gewählte Versammlung, dann erhält man eine deliberirende Regierung, deren Mitglieder in der ausschlaggebenden Mehrzahl aus Leuten bestehen, die keinen Begriff von Staat, Welt und Regierungsgeschäften haben, noch jemals haben können und die außerdem nicht im Stande sind, den gesellschaftlichen Anstand vornehmer Männer, den man von jedem Mitglied der Regierung eines großen Landes doch verlangen muß, weder mitzubringen noch sich anzueignen. So wird ein solches Parlament bald eine Sündenkomödie, wie wir es nicht nur in Frankreich, sondern ebenso arg bereits in England sehen. Kein Wunder, daß die Franzosen einen Vorschlag, dieses Uebel zu beseitigen ohne zum Absolutismus zurückzukehren, williges, wenn auch nicht auf die Kritik verzichtendes Gehör schenken. Der Graf von Paris will

das Problem damit lösen, daß er die Wahlkammer in die Schranken weist, die ihr durch die deutsche Praxis gezogen werden. Aber diese Praxis beruht auf dem Uebergewicht einer einzigen Persönlichkeit, deren gewaltige Produktivität alle anderen Staatsgewalten zu wandelnden Schatten macht. Das Problem einer Verfassung, welche die Lebendigkeit und freie Entfaltung des Volksgewisses auch in der Regierungsarbeit zur Geltung bringt und dieser Arbeit zugleich die großen Bedingungen ihrer Fruchtbarkeit, Stetigkeit und Selbständigkeit verbürgt, ist auch bei uns noch nicht gelöst. Der Graf von Paris dürfte sich in einer erheblichen Täuschung befinden, wenn er glaubt, das Problem mit seiner Verfassung gelöst zu haben, der nichts Oeringeres fehlt, als die Möglichkeit einer Handhabung in dem Element des französischen Temperaments. Nichtsdestoweniger ist dieses Manifest ein außerordentliches Zeugniß für eine Umwandlung der Ideen, welche seit 1789 den französischen Geist beherrscht haben. Zahlreiche Geister auch innerhalb Frankreichs haben sich gegen diese Ideen gewendet, dabei aber entweder unwillkürlich vertathen, wie tief sie sich in dem Banne derselben befanden, oder ihnen nur den unmöglichen Wunsch entgegengesetzt, zu der Herrschaft des theokratisch-feudalen Königthums zurückzukehren. Wir haben in dem Manifest den nicht ungeschickten Versuch vor uns, die Forderung des Liberalismus nach der freien Bewegung des Volksgewisses und die Forderung nicht einer Reaktion, sondern der ewigen Staatsraison nach einer ausreichenden Selbständigkeit der Regierung mit einander zu versöhnen. Jeder solche Versuch kann nur durch die Praxis vollendet werden. Aber, wie schon bemerkt, das französische Temperament würde schon den ersten Schritten dieses bis jetzt rein theoretischen Versuches unermeßliche Schwierigkeiten auf dem Boden der Praxis entgegenbringen.

Das Manifest des Grafen von Paris bietet aber der Betrachtung noch andere Seiten, als den Gehalt seiner Verfassungsideen. Wozu wurde es gerade jetzt erlassen? Die meisten Stimmen vereinigen sich in der Meinung, daß die Rathschläge, welche der Graf von Paris gerade vor einem Jahr, nämlich im September 1886 seinen Anhängern insgeheim erteilte, welche aber sofort durch die Times veröffentlicht wurden, die Veranlassung zu Mißverständnissen gegeben hätten, zu deren Beseitigung das jetzige Manifest nothwendig geworden. Die damaligen Rathschläge nämlich empfahlen den Royalisten zunächst die Rolle conservativer Republikaner, indem ihnen vorläufig die Unterstützung der gemäßigten Republikaner zur Richtschnur gegeben wurde. Es konnte zweifelhaft sein, ob dies nicht auf einen Verzicht jeder monarchischen Restauration in absehbarer Zukunft hinausliefe. Gewisse Royalisten waren unglücklich darüber und betrachteten jene Rathschläge als Selbstaufgabe der Monarchie. Dazu kam nun noch, daß die gemäßigten Republikaner zwar das Regiment behielten, es aber nur führen konnten unter beständigem Zittern vor dem Radikalismus. Nach dem Sturz des Kriegsministers Boulanger schienen die gemäßigten Republikaner sich aufzuraffen, aber General Ferron, der Nachfolger Boulangers, gerberdete sich gerade so radikal, wie dieser, und hielt alle Armeereformpläne

desselben fest. Er vermied nur, ebenso herausfordernd aufzutreten und ohne alle Veranlassung so oft Unsinn zu reden. Den Monarchisten aber konnte das nicht genügen, und da sie gerade wegen ihrer Unterstützung das Ministerium verdächtigt sahen, so verlangten sie, daß endlich einmal ihre Position klar hingestellt werde. Diesem Wunsche hat ihr Haupt, ihr König durch das Manifest vom 15. September entsprochen. Dasselbe gewährt den Monarchisten eine sehr geeignete Fahne bei dem Zustand der Geister, welcher, wie schon bemerkt, von dem parlamentarischen Regiment zurückkommt, ohne das bonapartistische, wie es unter dem zweiten Kaiserreich gehandhabt wurde, wieder annehmen zu wollen. Diese Fahne ist eine unbequeme Prüferin für die gemäßigten Republikaner geworden. Wir meinen jetzt nicht die sogenannten autoritären Republikaner gambettistischer Observanz, sondern die früheren Anhänger der parlamentarischen Monarchie, die sich mit Thiers zur Republik bekehrt haben, deren Wortführer das „Journal des Debats“ ist. Das genannte Blatt weist das Manifest einfach als den Versuch einer Rückkehr zum napoleonischen Gouvernement personnel zurück. Allein die persönliche Regierung Napoleons III. duldet eine freie Bewegung nur zum Schein neben sich und lief im Ganzen doch auf ein autokratisches Polizeiregiment hinaus. Ein solches Regiment aber verbirgt sich nicht hinter dem Manifest des Grafen von Paris. Vielmehr denkt sich der Graf eine selbständige Regierung, von den Wogen der Freiheit umgeben. Das „Journal des Debats“ aber verfolgt ein Ideal, das noch weit unmöglicher ist. Nämlich ein regierendes Parlament von hochgebildeten patriotischen Männern, das aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgehen soll.

Es bliebe noch übrig, einen Blick auf die Aussichten zu werfen, welche der Graf von Paris durch das Manifest für seine baldige Thronbesteigung gewonnen hat. Allein wir vermögen solche Aussichten nicht zu erkennen, vermögen freilich ebensowenig zu sehen, daß sie verschlossen sind. Sehr bedeutsam ist es, daß das Manifest nicht nur nicht von der Revanche spricht, nicht einmal von einer Wiedergewinnung der alten Grenzen auf friedlichen Wegen, sondern von der Erleichterung der Militärlast durch Verhandlungen, die das zu einer festen Regierung gelangte Frankreich mit den anderen Großmächten anknüpfen würde. Der harlekinartige General Boulanger hat sich beeilt zu entgegnen, die Stunde der Abrüstung sei noch nicht gekommen. Er beansprucht also für die Republik die Mission der Revanche. Dagegen zeigt die Aeußerung des Grafen von Paris von einer Schätzung der wahren Stimmung des französischen Volkes, wie sie nur ungewöhnlicher Muth und Scharfblick eingeben können.

Den Vorfall, der sich an der Grenze des Reichslandes in den letzten Tagen zugetragen, wo durch einen deutschen Soldaten ein Franzose getödtet, ein anderer verwundet worden, beleuchten wir noch nicht, da der Thatbestand noch streitig ist. Wir theilen die Hoffnung, daß der Vorfall nach dem Ergebnisse der beiderseitigen Untersuchungen von derjenigen Seite, auf welcher das Unrecht oder der Fehler liegt, ehrenvoll wird reparirt werden und keine

schlimmen Folgen zurücklassen wird. Allein die allgemeine Zuversicht, daß dies selbstverständlich sei, theilen wir nicht.

\* \* \*

Bei unsern guten Freunden im Osten werden die gemäßigten Republikaner, welche jetzt Frankreich regieren, tagtäglich als Germanophilen verächtlich gemacht. Germanophilen, die Schüler Gambettas! Was wird der Unterrichtsminister, Herr Spuller, sagen, der noch kürzlich eine die verlorenen Provinzen zurückfordernde Rede hielt? Zum Glück wird er wohl die russischen Blätter nicht lesen, aber es ist schlimm, gar zu ungeduldige Freunde zu haben, die nicht abwarten können, bis man sich für sie in den Tod stürzt. Die Russen wünschen den General Boulanger an der Spitze Frankreichs, der seinen Kavalleristen anrath, sich wie die Eber auf die Deutschen zu stürzen. Gar zu gern möchte man von der Neva aus der Eberjagd zusehen, wo die Eber die Jäger sind. Man möchte sich auch gern an der Jagd betheiligen, wenn die Beute erst sicher ist. An dem radikalen Republikanismus der Revanchefanatiker nimmt man in Petersburg gar keinen Anstoß mehr. Es ist ganz vergeblich, wenn einige monarchische Blätter in Frankreich den Radikalismus damit vom Staatstruder fernhalten wollen, daß sie den Verlust der russischen Sympathien als die Folge seiner Herrschaft ankündigen. Aus Petersburg antwortet das Echo: nur die Radikalen sind uns recht.

Es mag ja noch einiger Unterschied bestehen zwischen der russischen amtlichen Politik und der Politik jener Gesellschaft, deren periodische Leidenschaften Turgeniew in einem berühmten Roman als „Rauch“ bezeichnet und vor Augen geführt hat. So vergänglich der Rauch ist, so kann er doch ungeheuren Schaden anrichten; das wollen wir ja nicht vergessen. Doch wir sind bei der russischen amtlichen Politik. Auch ihre Gestalt verschwindet täglich mehr und mehr in der großen Rauchwolke. Für das offene Bildniß mit dem radikalen Chauvinismus hat sie sich noch nicht erklärt, aber sie scheint entschlossen, den bulgarischen Schauplatz einstweilen völlig zu räumen, um lediglich den für unvermeidlich und bald bevorstehend gehaltenen Ausbruch des deutsch-französischen Krieges zu beobachten und demnächst zu benutzen.

Die russische Regierung hatte von der Pforte verlangt, diese solle die Entsendung eines russischen Generals in Begleitung eines türkischen Kommissars nach Bulgarien anordnen, damit der Russe im Auftrag der Pforte die bestehende bulgarische Regierung beseitige und die Wahlen zu einer neuen Sobranje leite. Die Pforte wandte sich an den Fürsten Bismarck mit der Bitte, diesen Vorschlag denjenigen Mächten annehmbar zu machen, die ihn vermuthlich nicht gut heißen würden, nämlich Oestreich, Italien und England. Von Petersburg bemerkte man darauf der Pforte, man habe erwartet, sie werde den russischen Vorschlag ohne Jemand zu fragen kraft eigenen Rechts ins Werk setzen. Der deutsche Reichskanzler seinerseits bemerkte der Pforte, er würde ihren Wunsch gern erfüllen, sie müsse aber bei sich selbst den Anfang machen und wenigstens erklären, daß sie den russischen Plan als ihren eigenen

Vorschlag durch Deutschland wolle befürwortet sehen. Das that die Pforte aber nicht, sondern erbat nach längerem Schwanken von Rußland andere Vorschläge, welche den der bulgarischen Sache günstigen Mächten annehmbarer sein würden. Dabei ist es geblieben. Die Ungehörigkeiten eines bulgarischen Präfecten gegen den deutschen Consul in Rußischuk veranlaßten die deutsche Regierung, bei der Pforte Genugthuung zu verlangen und eventuell die Durchfahrt deutscher Kriegsschiffe durch die Dardanellen zur Blockade der bulgarischen Häfen zu erbitten, worauf die bulgarische Regierung sich mit einer ausreichenden Genugthuung beilete. Der Vorfall gab der Petersburger Presse Anlaß, die Frage zu erörtern, weshalb die russische Regierung nicht mit gleicher Energie gegen Bulgarien vorgehe. Und da gelangte man zu ganz verständigen Erwägungen. Man erkannte plötzlich, daß man doch nicht mit Blutvergießen gegen ein angeblich von Rußland befreites Volk vorgehen könne und was der verständigen Gedanken mehr waren. So ergab sich der Schluß, daß man Bulgarien einstweilen fahren lassen müsse, so weit es sich dort um die russische Herrschaft oder einen der Herrschaft gleichkommenden Einfluß handelt; daß man aber dem Fürsten Bismarck, der soeben den Besuch des Grafen Kalnoky in Friedrichruh empfangen, wo er mit diesem sich vermuthlich über einen Weg zur Lösung der bulgarischen Frage geeinigt, überlassen müsse, die dortige Lage formal in Ordnung zu bringen, wobei denn auch Rußland, das vertragstreue, wenigstens die nöthige formale Genugthuung erhalten müsse.

Dieses Verfahren ist ein rechter Beleg, daß alles russische Wollen Rauch ist, oder sagen wir, wie Rauch verfliegt, wenn es nicht die augenblickliche Macht zur brutalen Gewalt hat. Vor kurzem drohte die russische Presse noch, Rußland werde, falls die andern Mächte nichts thäten, dem Berliner Vertrag in Bulgarien Geltung zu verschaffen, diesen Vertrag für sich nicht mehr als bindend anerkennen. Das war ein hohles Geprahle. Denn wenn Rußland nicht einmal wagt, seinerseits für die Herstellung des Vertrags einzuschreiten, so wird es noch viel weniger wagen, die angeblich erlangte Freiheit von dem Berliner Vertrag sich unter den jetzigen Umständen zu Nutzen zu machen. Seitdem sind die russischen Ansprüche, wie wir eben gesehen haben, bescheidener geworden, wenigstens für jetzt. Früher verlangte Rußland, wenn auch in etwas verblümter Form, in Bulgarien freie Hand zu erhalten. Jetzt begnügt es sich mit einer formalen Zurückführung der bulgarischen Verhältnisse auf den Berliner Vertrag. Denn jetzt will es seine Kraft sammeln, um den deutsch-französischen Konflikt, den es erwartet, zu einem Ende zu bringen, der ihm freie Hand in der ganzen Welt giebt. — Wird auch dieser Gedanke bald zu Rauch werden? Er sitzt jedenfalls tiefer als alle seine Vorgänger im Gefühl der russischen Gesellschaft, und das Feuer wird immer wieder angefaßt durch die verzweifelte Lage des russischen Staates, die anscheinend der Regierung keine Wahl läßt als Krieg oder Revolution, derjenigen Regierung nämlich, die nun einmal an der Spitze Rußlands steht. Eine weise und entschlossene Regierung fände wohl noch andere Wege. Das Schicksal Europas

hängt davon ab, ob Erwägungen der eigenen Sicherheit in Frankreich die Oberhand bekommen, um den Eberangriff, der den Franzosen von ihren russischen Freunden zugemuthet wird, als unräthlich erscheinen zu lassen. Die Art wie der Kanzler die Festigkeit und Ruhe der deutschen Politik bewahrt, ohne Frankreich jemals zu reizen, selbst unter schwierigen Umständen wie bei dem jetzigen Grenzvorfall, ist bewundernsworth.

\*                    \*                    \*

Am 16. September ist endlich die lange Session des englischen Parlaments geschlossen oder, wie man dort sagt, vertagt worden. Die Ergebnisse sind das irländische Strafgesetz, das nur für Irland gültige Gesetz wegen Erleichterung der dortigen Pächter, das nur für England, nicht für Schottland und Irland, gültige Gesetz betreffend den erleichterten Erwerb kleiner Grundstücke durch Bauern, ferner weitere Abänderungen der Geschäftsordnung des Unterhauses. Früher durften die Mitglieder desselben solange reden als sie wollten und so oft sie wollten. Schon Gladstone hatte durchgesetzt, daß auf Antrag des Sprechers die Majorität den Schluß jeder Debatte aussprechen kann. Aber damit waren die Mittel der Obstruktion bei weitem nicht erschöpft. Die Obstruktionisten stellten nunmehr zu jeder Klausel eines mißliebigen Gesetzes Anträge in infinitum, nach denen die Debatte immer wieder eröffnet werden mußte. Das jetzige Kabinett hat nun durchgesetzt, daß auch der Stellung von Anträgen mit dem Schluß der Debatte ein Ziel werden kann und daß jedes Mitglied des Hauses das Recht hat, auf den Schluß anzutragen. Dies sind die Früchte einer ungewöhnlich langen Session neben der Erledigung der laufenden Geschäfte, wie des Budgets u. s. w. In Irland hat das Ministerium sogleich die Vollmacht des neuen irischen Strafgesetzes benutzt, um die Nationalliga für eine staatsgefährliche Verbindung zu erklären, wonach sie für jeden Distrikt verboten werden kann. Dies war schon in unserer vorigen Korrespondenz erwähnt. Seitdem hat die Vollziehung des Beschlusses zu blutigen Scenen geführt, bei deren Abhandlung die Regierung und ihre Organe große Schwäche bewiesen haben. Die englische Regierung ist in einer schlimmen Lage. Das jetzige Ministerium ist zu den Geschäften gelangt, weil die Stimmung des englischen Volkes den Irländern das Home-rule nicht gewähren wolle. Aber, wie immer die Volksstimmung eine Sache und zugleich das Gegentheil der Sache will, so will sie jetzt kein gewaltsames Vorgehen in Irland, sondern wendet sich Gladstone zu. Was soll nun das Ministerium thun? Es kann nicht Home-rule einführen, zu dessen Bekämpfung die Majorität gewählt worden, auf die es sich stützt, und wenn es in Irland kräftig vorgeht, verliert es die Volksgunst und die Majorität des Unterhauses dazu. Ein Ministerium Gladstone ist bereits wieder im Anzuge. Aber durch diese Dinge wird die englische Politik um den letzten Rest jeder Fähigkeit zur Aktion nach Außen gebracht. Um nur die Franzosen von den neuen Hebriden fortzubringen, wo die Australier sie mit eigenen Mitteln fortschaffen wollten, wofür natürlich das Mutterland hätte einstehen müssen, um also jeden Konflikt mit Frankreich zu ver-



meiden, hat die englische Regierung in der ägyptischen Kanalfrage jetzt alles nachgegeben, was sie auf der Pariser Konferenz von 1885 verweigerte und damit diese Konferenz sprengte. In einem Abkommen mit Frankreich, das allerdings den andern Mächten unterbreitet werden muß, gesteht England die Bildung einer Ueberwachungskommission des Kanals zu, welche aus den Generalkonsuln der Mächte gebildet wird und zwar nicht unter dem Vorsitz der Pforte, sondern unter dem Vorsitz des ältesten Generalkonsuls, welches also der russische oder der französische Konsul sein kann. Außerdem soll aber zum Schutz der Neutralität des Kanals ein Korps von 2000 Mann aus den Truppen der Großmächte gebildet werden. Danach ist es vielleicht kein großer Schritt mehr, wenn England demnächst die völlige Räumung des ägyptischen Bodens von seinen Truppen bewirkt oder auf einen bestimmten Termin zusagt. Aber die öffentliche Meinung in England murt bereits über die jetzige Konvention. Diese Meinung will natürlich wieder die Sache und zugleich das Geringe. Sie möchte England in Ägypten sehen, aber ohne Kriegsgefahr. Ja die Regierungen sind übel daran, welche die Aufgabe haben, diese Dinge zu befriedigen. In England heißt es nun: Zeit gewonnen, alles gewonnen. Man sucht die Perfektion des Abkommens über den Kanal hinauszuschieben, bis der deutsch-französische Krieg ausgebrochen ist. Auf diesen Krieg rechnet man in London, wie in Petersburg. Wenn nur Fürst Bismarck den eifrigen Rechnern die Rechnung nicht verdirbt. Er kann dies auf doppelte Weise: indem er den erhofften Krieg vermeidet, oder indem er ihn zu einem Ausgang führt, der die Erwartungen der Rechner nicht erfüllt.

\* \* \*

In der vorigen Correspondenz erwähnten wir den bevorstehenden Parteitag des Centrums in Trier, den die Ultramontanen, die freilich heute mehr ihrer eignen Lösung, als der von jenseits der Berge folgen, auf den Namen „allgemeine Katholikenversammlung“ getauft haben. Wir vermutheten, daß diese Versammlung die Erwartungen derer täuschen werde, welche sich einbildeten, es werde auf derselben zum Bruch zwischen denjenigen Katholiken kommen, welche den Kulturkampf für beendet halten, und denjenigen, welche ihn um jeden Preis wieder ansachen wollen. Herr Windthorst hat verkündigt, ohne Widerspruch zu finden, daß der Kampf fortgesetzt werde für die Forderungen, die noch ausstehen und die, was Herr Windthorst verschwiegen, wir aber aussprechen, niemals ein Ende finden sollen. Trotz dieses Sieges der Intransigenz auf dem Katholikentag erlischt aber eine der glimmenden Kohlen des Kulturkampfes nach der andern. Die katholische Opposition hatte die Verfolgung der Kirche zum Vorwand und alle möglichen demokratischen und partikularistischen Gefühle zum Inhalt. Diese Gefühle sind aber im Erlöschen und nachdem der Staat seinerseits den Vorwand der Opposition nahezu unmöglich gemacht hat, will die dennoch aufgesteckte Fahne keine Streiter mehr sammeln. Wenn freilich unsere Altkonservativen sich einbilden, an einem Theil des Centrums konservative Bundesgenossen gewinnen zu können, so zeigen sie lebiglich ihre Ver-

blendung. Der Nerv der Centrumsopposition war die demokratische und partikularistische Denkungsart gewisser Wählermassen, die nur darum konservative Männer wählten, d. h. solche Männer, welche unter Umständen hätten konservativ sein können, weil sie die Opposition dieser Männer unter der kirchlichen Fahne desto wirksamer erachteten. Wenn aber diese Centrumsmänner an der Seite der protestantischen Konservativen nationale Wege einschlagen wollten, so würden sie sofort ihre Abgeordnetensitze verlieren. Denn das Vergnügen, oppositionelle Abgeordnete zu wählen, werden sich jene von den Kaplänen geleiteten Wähler sobald nicht nehmen lassen. Aber für den eigentlichen Kulturkampf, für Sturmpetitionen, Massenversammlungen und Wehgeschrei sind sie nicht mehr in Bewegung zu bringen. w.

---

## Notizen.

### Tagebücher und Briefe Goethe's aus Italien.

Schriften der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Erich Schmidt. 2. Band.

Jedes künstlerisch vollendete Werk will als ein Ganzes beurtheilt werden; es will erscheinen nicht als mühsam zusammengefügt, sondern als einheitlich gebildet gemäß einem inneren Gesetze. Und hat der Künstler auch noch so angestrengt sinnen und ausführen müssen, immer wird es ihn drängen, die Spuren dieser Mühe auszutilgen und die Vollkommenheit als etwas leicht Erreichbares hinzustellen. Wer der Entstehung eines Kunstwerkes forschend nachgeht, die Gespinne wieder auseinanderzieht, die kunstvoll verschlungen wurden, erweist daher dem Künstler einen schlimmen Dienst; dennoch folgt er nicht einer mäßigen Reue; denn Nichts kann werthvoller für Erkenntniß und Würdigung der künstlerischen Thätigkeit im Ganzen wirken als die Beobachtung und Verfolgung der einzelnen Stufen des schöpferischen Vorganges.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist die Veröffentlichung der Originalbriefe Goethe's aus Italien zu beurtheilen, die den zweiten Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft ausfüllt. Niemandem wird es in den Sinn kommen, hierdurch die „Italienische Reise“ verdrängen zu wollen; aber besser verstehen und würdigen lernen wird man sie aus diesen Briefen. Das Problem, welches der Dichter sich mit ihr gestellt hatte, war ein ganz eigenthümliches: weder wollte er die Briefe und Tagebücher unverändert abdrucken, wie er es mit der Correspondenz Schiller's und Zelter's gethan hat) noch wollte er sie als bloßes Material zu einer Darstellung wie Dichtung und Wahrheit benutzen; das Ganze sollte die Form von Bekennnissen eines Neulings behalten und doch den berechneten Kunstforderungen eines gereiften Alters entsprechen. Man könnte daran erinnern, wie Goethe einstmals den Bericht über des jungen Jerusalem Schiffsal in „Werther's Leiden“ aufgenommen hatte, zum Theil wortgetreu, und doch mit künstlerisch entscheidenden Veränderungen. In welchem Maße solche Veränderungen an den italienischen Briefen und Tagebüchern vorgenommen worden, darin haben wir erst jetzt Einblick erhalten. Nicht nur der Ausdruck ist verändert, nicht nur einzelnes gestrichen oder hinzugefügt; es ist vieles gänzlich in seine Bestandtheile aufgelöst und als Material zu neu componierten Briefen

29\*

benutzt worden; ein Vergleich beider Redactionen läßt die neuere als ein wahres Mosaik erscheinen — und dennoch der völlig ungetrübte Charakter eines einheitlichen Ganzen! Eine künstlerische Berechnung und Beherrschung, die Staunen erregt, aber zugleich auch etwas „Erschreckendes“ an sich hat, wenn man erwägt, daß die so souverän behandelten Briefe die begeistertsten Ergüsse eines im Tiefsten ergriffenen Herzens gewesen und zum großen Theil dem intimsten persönlichen Verhältnisse entsprungen waren. Für Frau von Stein waren die Tagebücher bestimmt, an sie der größte Theil der Briefe gerichtet; daneben findet sich eine Anzahl Briefe an Herder, zwei an den Herzog, drei an Freitsch; diese letzten sind jedoch für die „Italienische Reise“ nicht benutzt worden, ebensowenig wie die große Menge, die Dünker in seinem Commentar gesammelt hat; offenbar haben nur die Briefe, die wahrer Geistesgemeinschaft entsprungen waren, später Goethe werthvoll erschienen. Leider reicht die fortlaufende Ueberlieferung nur bis zum Ende des ersten römischen Aufenthaltes; spärlich sind die Nachrichten aus Neapel und Sicilien; für den zweiten römischen Aufenthalt findet sich fast nichts, da Goethe selbst im Jahre 1829 nach vollzogener Umarbeitung die Materialien vernichtet hat. Für die noch wenig aufgeklärten zwei Monate der Rückreise hat auch das Goethe-Archiv nichts zu bieten vermocht.

Der Herausgeber hat in der Einleitung den Vergleich der „Italienischen Reise“ mit den ursprünglichen Aufzeichnungen bis zur Ankunft in Rom durchgeführt; für das Weitere hat er nur in den Anmerkungen auf die Parallestellen hingewiesen. Fassen wir vor Allem den ersten römischen Aufenthalt in's Auge, der den eigentlichen Kern des Buches bildet! Hier ist es, wo sich der unschätzbare Werth, den diese Reise für Goethe gewann, am deutlichsten ausspricht, wo das Bewußtsein wahrhafter Erneuerung ihn mit überwältigender Freude erfüllt und in den unmittelbarsten Ausdrufen des Enthusiasmus hervorbricht. Keine andere Stätte des Südens ward so sehr ein beständiger innerer Besitz für Goethe als Rom, keine blieb so sehr für alle Zeit Gegenstand seiner leidenschaftlichen Sehnsucht. Und dabei ist zwischen dem ersten und zweiten römischen Aufenthalt ein wesentlicher Unterschied zu Gunsten des ersten wahrzunehmen. Während des ersten wirkt Rom in seiner Totalität auf Goethe; in seiner unendlichen Fülle schwelgt er mit der angespanntesten Genußfähigkeit; während des zweiten hat er seine sichere Stellung auch zu dieser großen Potenz genommen; er wählt, er weist ab, und nimmt nur an, was seine augenblicklichen Zwecke fördert. Eine sehr specialisierte angestrengte Arbeit in Erkenntniß der Gestalten und ihrer plastischen künstlerischen Darstellung nimmt ihn ein, und ein ruhiges, sinnliches Behagen tritt an die Stelle des begeisterten Erfassens und Genießens. Dies ist auch der Grund, weshalb der „Zweite Römische Aufenthalt“ der am wenigsten gelesene und bekannte Theil der „Italienischen Reise“ ist; nicht wie man gemeint hat, wegen der erst in sehr hohem Alter erfolgten Redaction; denn es finden sich darin Abschnitte, wie der über Rafael, die zu den glänzendsten des ganzen Werkes gehören und keine Spur von abnehmender Kraft aufweisen, — sondern wegen des beschränkteren Kreises, des

einförmigeren Lebens, in das wir eingeführt werden. Während des ersten Aufenthaltes ist Goethe immer noch der ächte Deutsche, der Italien nur bereist und bei allem Genusse doch beständig die Heimkehr im Sinne trägt und sich dessen freut, was er die Freunde dann wird mitgenießen lassen; während des zweiten Aufenthaltes ist er zum Römer geworden, dem der Aufbruch nur noch durch gewaltsame Selbstüberwindung möglich wird und der sich darauf in der Heimath nicht mehr zurechtzufinden weiß. Wer aber etwa deshalb kleinmeisterlich nach dem Muster mancher Feinde des „classificirenden“ Goethe diese Wiederholung seines Aufenthaltes als einen vererblichen Irrweg beurtheilen wollte, der sei auf Wilhelm von Humboldt's tiefgehende Besprechung dieses Theiles der „Italienischen Reise“ hingewiesen, wo das künstlerische Studium gerade dieser Epoche in seinem Werth für Goethe's Gesamtentwicklung überzeugend dargestellt worden ist.

Doch lehren wir zu unseren Briefen und Tagebüchern zurück! Der erste Augenblick in Rom ließ Goethe verstummen. Der Erguß, mit dem jetzt der Abschnitt „Rom“ in der „Italienischen Reise“ beginnt, ist thatsächlich erst einige Tage später geschrieben. „Ich kann nun nichts sagen, als ich bin hier“, dies waren die Worte, die er zuerst Frau von Stein sandte, — und wie sehr ihm nur daran lag, sich zu vergessen, von den Dingen zu lernen, zeigt die gleichfalls später getilgte Stelle: „Du kennst meine alte Manier, wie ich die Natur behandle, so behandl' ich Rom, und schon steigt's mir entgegen, ich fahre fort, immer zu sehen und von Grund aus zu studieren“. „So ein Element hab' ich mir lange gewünscht, um auch einmal zu schwimmen, und nicht immer zu waten.“ „Da läßt sich nichts sagen, man hat nur genug erst zu sehen und zu hören. Man muß recht zum Schüler werden, wenn man einigen Vortheil von dem Aufenthalte haben will.“ Ergreifend ist der Ernst, mit dem er dieser Aufgabe obliegt: „Ich habe nur eine Existenz; diese hab' ich diesmal ganz gespielt und spiele sie noch. Komm' ich leiblich und geistlich davon, — überwältigt meine Natur, mein Geist, mein Glück diese Krise, so ersetze' ich Dir tausendfältig, was zu ersetzen ist. Komm' ich um, so komm' ich um; ich war ohnedies zu nichts mehr nütze“. „Schon habe ich in meinem Innern gewonnen, schon habe ich viele Ideen, auf denen ich fest hielt, die mich und andere unglücklich machten, hingegeben, und bin um vieles freier. Täglich werf' ich eine neue Schale ab, und hoffe als ein Mensch wiederzukehren“. „Du wirst“, schreibt er Frau von Stein, „den Deinigen, wenn er zurückkommt, noch mehr lieben; denn will's Gott, wird er einige Fehler ablegen, mit denen Du unzufrieden warst.“ — Ich habe hier absichtlich einige Stellen zusammengereiht, die in der „Italienischen Reise“ sich nicht finden; dieselben Gedanken sind indeß auch dort mit Klarheit ausgesprochen, — nur mehr geordnet, das Gleichartige an einzelnen Stellen zusammengefügt und abgerundet, wie in dem Briefe aus Rom vom 20. Dezember.

Dagegen hat der Dichter später eine andere Reihe leidenschaftlicher Aeußerungen seines Innenlebens, die sich durch seine Tagebücher und Reisebriefe ununterbrochen hindurchzog, gänzlich entfernt: Alles, was sein Verhältniß zu

Frau von Stein anging. Erst aus der jetzigen Veröffentlichung erfahren wir, wie innig er noch wenigstens während der ersten Hälfte seiner Reise in diesen Beziehungen lebte. Kein Zweifel, daß durch die ausnahmslose Theilung all solcher Stellen die „Italienische Reise“ als geschlossenes Kunstwerk viel gewonnen hat; sie giebt jetzt den reinen und erhebenden Eindruck des ernstesten, aber doch naturgemäßen, von Tag zu Tage mehr befriedigten Bildungstrebens; in den Originalbriefen dagegen erscheint Goethe noch halb rückwärts gewandt, innerlich getheilt, und bei allem Glück, das die Gegenwart ihm giebt, doch innerlich gequält durch das unnatürliche, nie zu äußerer Harmonie zu gestaltende Verhältniß, das er in Weimar zurückgelassen hatte, und das ihm doch beständig nachging. Von dieser Seite betrachtet, mit der nachfolgenden Trennungskatastrophe zusammengehalten, könnte die Italienische Reise als Act eines tragischen Drama's erscheinen, dessen Conflict sich als unlösbar erweist; in der schließlichen Darstellung Goethe's schreitet sie mit epischer Gleichmäßigkeit und Ruhe vorwärts. Aber was so künstlerisch gewonnen, ist menschlich verloren gegangen. Für die Erkenntniß des Menschen Goethe sind jene in alle Briefe verwobenen persönlichen Betheuerungen, Selbstanlagen, Bitten, Versprechungen von unschätzbbarer Bedeutung. Der Bruch zwischen Goethe und Frau von Stein zeigt sich in anderem Lichte; keine Spur einer Erkaltung seinerseits, wohl aber von ihrer Seite eine Herzlosigkeit, die sich für den Uebersturz gekränkter Empfindung ausgiebt. Daß Goethe aus seinem stillgehegten Reiseplan auch ihr ein Geheimniß gemacht, konnte sie nicht verzeihen, auch als sie aus seinen Briefen erkannte, nicht nur welchen Werth diese Reise für ihn besaß, sondern auch wie er Tag für Tag dabei ihrer gedachte, mit ihren Augen sah, alles nur zu künftigem gemeinsamem Besitz für Beide zu erwerben trachtete. Was Herder's Gattin aussprach, als das Verhältniß sich zwei Jahre später löste: „Sie ist zu selbstisch“, — findet hier seine vollste Bestätigung. Nachdem Goethe ihr am 13. October sein Tagebuch, den Zeugen seines ununterbrochenen geistigen Zusammenlebens zugesandt, nachdem er von Rom aus das glänzendste Verlangen nach einer Erwiderung kundgethan, erhält er am 8. Dezember das erste Lebenszeichen, ein „Zettelchen“, offenbar von dürftigstem Inhalt und kältestem Ton. „Das war also alles“, entgegnet er, „was Du einem Freunde zu sagen hattest, der sich so lange nach einem guten Worte von Dir sehnt, der keinen Tag, ja keine Stunde gelebt hat, seit er Dich verließ, ohne an Dich zu denken . . . Ich sage Dir nicht, wie dein Blättchen mein Herz zerrissen hat. Lebe wohl, Du einziges Wesen und verhärtete Dein Herz nicht gegen mich“. Einige Tage später bekennt er: „Seitdem ich in Rom bin, hab' ich unermüdet alles Sehenswürdiges gesehen und meinen Geist damit überfüllt; in der Zeit, da sich manches zu sehen und aufzuklären schien, kam Dein Zettelchen und brach mir alles ab. Ich sah noch einige Villen, einige Ruinen, — mit den Augen bloß. Da ich merkte, daß ich nicht mehr sah, ließ ich ab, — und ging nur so vor mich hin“. Und als er den ersten, noch immer halb unbefriedigten Brief der Geliebten erhalten, schreibt er in wahrhaft wertherischer

Art: „Laß mich Dir nur noch für Deinen Brief danken! Laß mich einen Augenblick vergessen, was er Schmerzliches enthält! Meine Liebe! ich bitte Dich nur fußfällig, flehentlich, erleichtere mir meine Rückkehr zu Dir, daß ich nicht in der weiten Welt verbannt bleibe. Verzeih' mir großmüthig, was ich gegen Dich gefehlt, und richte mich auf . . . Daß Du krank, durch meine Schuld krank warst,engt mir das Herz so zusammen, daß ich Dir's nicht' ausdrücke. Verzeih' mir; ich kämpfte selbst mit Tod und Leben, und keine Zunge spricht aus, was in mir vorging; dieser Sturz hat mich zu mir selbst gebracht. Meine Liebe! meine Liebe!

Diesen Ton suchen wir jetzt in der „Italienischen Reise“ vergebens. In anderer Richtung aber hat sich der Dichter nicht geschaut, die Empfindungs- und Urtheilsweise einer jüngeren Zeit offen darzulegen, ja er hat ihren Ausdruck sogar verstärkt. Man hat oft Goethe den Vorwurf gemacht, daß er in Italien nur das Alterthum und einige Erscheinungen der Hochrenaissance, vor Allem Rafael, gesucht und gesehen habe, aber an dem Mittelalter und den Anfängen der Renaissancekunst theilnahmlos vorübergegangen sei. Man entschuldigte dies mit der historischen Objectivität des Selbstbiographen, der die Einseitigkeiten einer jüngeren Epoche auch bei reiferem Alter und besserer Einsicht nicht habe beschönigen wollen, sondern sich wahrheitsgemäß dargestellt habe, wie er dreißig Jahre zuvor gewesen war. Allein heute wissen wir, daß die Sache anders liegt. Eine Reihe lebhafter, ja leidenschaftlicher Sätze, die in den Originalbriefen fehlen, legen davon Zeugniß ab, daß bestimmte Gründe Goethe dahin führten, sich mit jener Urtheilsweise auch innerlich wiederum in Uebereinstimmung zu fühlen, ja sie noch schärfer auszuprägen. Was ursprünglich wohl mehr Gleichgültigkeit gewesen, wird zu absichtlichem Widerspruch gestempelt, vor Allem gegen das katholische Kirchenthum. Dies muß um so mehr auffallen, als ja Goethe in den Jahren vor Redaction der „Reise“ durch Sulzpy Boisseree in das Interesse für Gothik und altdeutsche Malerei hereingezogen worden war, und auf den Rheinreisen von 1814 und 1815 der katholisch-mittelalterlichen Sphäre sich entschieden genähert hatte. Aber diese Schätzung war doch immer nur eine bedingte geblieben, und hinderte nicht, daß sich der Dichter streng, ja mit Erregung gegen die extremen Bestrebungen des Nazarenenthums aussprach, wo man die noch besangenen und gleichsam verpuppten Werke des Quattrocento der freien Größe Rafael's vorgezogen und unter Verdammung der Antike und ihrer Naturfreude der Kunst einen katholisch-weltstüchtigen Charakter geben wollte. Wenn Goethe schon in seiner Zeitschrift „Kunst und Alterthum“ durch Heinrich Meyer, seine kunstgeschichtliche Auctorität, den entschiedenen Bannfluch aussprechen ließ, so mußte noch vielmehr in der „Italienischen Reise“ ihm diese Abneigung zum Bewußtsein kommen. Den ihm heiligen Boden des Alterthums, wo er mit Gleichgesinnten, Meyer, Moritz, Fischlein u. a., genossen und gestrebt hatte, sah er entweiht, entwürdigt durch jene Richtung, welche „die Barbarei heraufführte“, indem sie „das Vortreffliche nicht anerkannte“. So stellte er ohne

förmlichen Angriff, der seiner Natur ferngelegen hätte, sein künstlerisches Dogma mit absichtlicher Härte in diesem Werke hin. Aber zugleich gewann dieses Werk auch dadurch wieder an künstlerischer Einheit und Geschlossenheit. Es ist ein Ziel, nach dem der leidenschaftlich strebende Italiensfahrer trachtet: Die Wiederherstellung der eigenen gesunden Natur an der Hand der im Einklange mit der Natur gebliebenen Kultur des Alterthums. Es ist, was Schiller in seiner dialektischen Schärfe später formulirte, wenn er dem Freunde schrieb: „In derjenigen Lebensperiode, wo die Seele sich aus der äußeren Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von innen entbedte und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, corrigiren.“ Nach diesem Ziel sehen wir in der „Italienischen Reise“ alle Kräfte eines ungebrochenen Geistes und Gemüthes gerichtet; was in diesem Vorwärtstreiben hemmen kann, wird leidenschaftlich abgewiesen. Wahrheit, Einfachheit, Klarheit, Schönheit, — das sind die Leitsterne, nach denen sich Urtheilen und Handeln richtet. Einige Beispiele: wenn Goethe in Assisi nur den Minervatempel sah, und im Uebrigen an Frau von Stein schrieb: „Ich sah des heiligen Franziskus Grabstätte nicht; ich wollte mir wie der Cardinal Bembo nicht die Imagination verderben“, — so finden wir in der „Italienischen Reise“ diese Bemerkung erweitert und lesen von den „ungeheuren Substruktionen der babylonisch über einander gethürmten Kirchen“, und der traurigen Wirkung, die von ihnen ausgeht. Aus Rom hatte Goethe geschrieben, als er in der Sixtinischen Kapelle die Kerzenweihe gesehen: „Ich bin für dies Hokusfokus ganz verdorben.“ In der späteren Redaction heißt es: „Das sind ja gerade die Kerzen, welche seit dreihundert Jahren diese herrlichen Gemälde verdüstern, und das ist ja eben der Weibrauch, der mit heiliger Unverschämtheit die einzige Kunstsonne nicht nur umwölkt, sondern von Jahr zu Jahren mehr trübe macht und zuletzt gar in Finsterniß versenkt.“ Und schlechterdings gar keine Grundlage finden wir in den Briefen für den Abschnitt der „Italienischen Reise“ vom 3. November, wo bei den Ceremonien des Allerseelentages sich die „protestantische Erbsünde“ regt und der Anblick des Papstes die Erinnerung an das „Venio iterum crucifigi“ erweckt. —

Wir wiesen schon darauf hin, wie in der „Italienischen Reise“ neben der Antike hauptsächlich Rafael gefeiert wird. Thatsächlich aber hat während des ersten römischen Aufenthaltes Michel Angelo stärker auf Goethe gewirkt. Wir lesen in den Originalbriefen, daß nach den Gemälden der Sixtina die Loggien Rafaels keinen Eindruck hervorbrachten; in der Bearbeitung ist diese Aeußerung beibehalten; aber sie wird gemildert und entschuldigt durch den Zusatz: „Anfangs ist doch alle Theilnahme nur einseitig.“ Derartige reflectirende Zusätze finden sich naturgemäß öfters in der späteren Redaction hinzugefügt; umgekehrt



aber lesen wir auch jetzt in den Originalbriefen manchen allgemein gefaßten Gedanken, den Goethe später getilgt hat. So aus Bologna: „Was ist das Größte des Menschenthums und Treibens! Mir, der ich ein Künstler bin, ist das Liebste daran, daß alles das dem Künstler Gelegenheit giebt, zu zeigen, was an ihm ist und unbekannte Harmonieen aus den Tiefen der Existenz an das Tageslicht zu bringen.“ . . . „Zwei Menschen, denen ich das Beiwort groß unbedingt gebe, hab' ich näher kennen lernen, Palladio und Rafael. Es war an ihnen nicht ein Haarbreit Willkürliches, nur daß sie die Grenzen und Gesetze ihrer Kunst im höchsten Grade kannten und mit Leichtigkeit sich darin bewegten, sie ausübten, macht sie so groß.“ Aus Terni: Noch keine falsche Idee hab' ich aufgepackt. Es scheint arrogant, aber ich weiß es, und weiß, was es mich kostet, nur das Wahre zu nehmen und zu fassen.“

Doch wir wollen diese Lese nicht weiter führen, sondern mit ihr nur zu näherer Bekanntschaft mit den Briefen und Tagebüchern Anregung gegeben haben. Die Ausgabe Erich Schmidt's ist sowohl für den leichteren Genuß als das eingehende Studium geeignet; der Text ist durch keine Noten, Varianten u. s. w. belastet, sondern steht für sich allein da; alles andere ist am Schluß in den „Anmerkungen“ und dem „Kritischen Apparat“ zusammengefaßt. In dem Letzteren wird die philologische Genauigkeit Manchem übertrieben erscheinen, der nur nach praktischen Gesichtspunkten urtheilt, und sich nicht in das wissenschaftliche Gewissen eines Gelehrten zu versetzen vermag. In der Einleitung wirkt die lebendige Auffassung und Darstellung fesselnd; eine leise Parteilichkeit zu Gunsten des „Natürlichen“, „Frischen“ im Gegensatz zu streng „stilisirender“ Kunst macht sich zuweilen geltend; besonders schroff in dem seltsamen Urtheil über Palladio. Eine kleine Conjectur sei für das Goethe'sche Diarium gestattet, welches die Anmerkungen S. 402—405 bringen: unter dem 7. Dezember ist für Saffoferrata wohl Saffoserrato zu lesen. Es ist zweifellos des Meisters berühmtes Bild — Madonna del rosario — gemeint, welches sich in S. Sabina auf dem Aventin befindet. Diese Kirche liegt fast am Wege, wenn man, wie Goethe an diesem Tage — nach S. Paolo und Tre Fontane hinausgeht.

D. Harnack.

Nicolas Blaramberg, essai comparé sur les institutions et les lois de la Roumanie depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. 808 Seiten. Bucarest 1885. Eclaircissements et annexes 317 Seiten. Bucarest 1887.

Der Verfasser, Jurist und Politiker, vormalig Generaladvokat am rumänischen Kassationshofe, sowie früherer Abgeordneter und Senator, hat in diesem umfangreichen Werke die Ergebnisse langjähriger Beschäftigung mit der Staats- und Sittengeschichte seines Volkes zusammengestellt. Er ist nicht Historiker von Fach; von sachmännischer Seite, rumänischer und slavischer, sind seit dem Erscheinen des Hauptwerkes (1885) seine Ansichten scharfer Kritik unterzogen

worden. Hier mag dahingestellt bleiben, inwieweit sie im Einzelnen haltbar sind, und ob er sich nicht zu sehr auf die neuere Literatur verlassen hat, statt auf die Quellen zurückzugehen. Uns kommt es an dieser Stelle nur darauf an, auf eine geistige Strömung erfreulichster Art hinzuweisen, die in der neuesten Zeit unter den Rumänen vielfach hervortritt, und für die auch dieses Werk, das Erzeugniß der Mußestunden eines alten Praktikers, einen höchst bemerkenswerthen Beleg liefert; wir meinen das Streben, die rumänische Nationalität durch Erforschung rumänischer Sprache und Geschichte zu begründen und zu vertiefen. Der wesentliche Unterschied von analogen Bestrebungen anderer Völker Osteuropas liegt darin, daß bei den Rumänen dieses Streben aus inneren Gründen zu immer größerer Annäherung an den Westen führt. Soweit es sich um die Sprache handelt, liegt der Grund auf der Hand; die rumänische Sprache ist ein Kind der *lingua romana rustica* der römischen Kaiserzeit und der älteren Gestalt der letzteren in mancher Beziehung vermuthlich treuer geblieben, als andre romanische Sprachen; zu mehreren ihrer Eigenthümlichkeiten bieten italienische Volksmundarten das Seitenstück. Wie die Sprache mit Südeuropa, verbindet die Geschichte die Rumänen mit Mitteleuropa. Der rumänische Staat hat vor den anderen Staatsgebilden der Balkanhalbinsel einen großen Vortheil voraus: sein Gebiet ist niemals unter unmittelbarer türkischer Herrschaft gewesen; die Fürstenthümer Moldau und Walachei sind immer christliche Länder geblieben, die nach ihren eigenen Gewohnheitsrechten und Gesetzen von christlichen Fürsten regiert wurden; niemals sind sie in türkische Paschaliks verwandelt worden; keine Moschee durfte in diesen Ländern gebaut werden, kein Türke in ihnen Grundbesitz erwerben. So drückend auch die türkische Oberherrschaft oft auftrat, so vermochte sie doch nicht eine religiöse, gesellschaftliche und rechtliche Umwälzung zu bewirken. Der Zusammenhang mit der früheren Geschichte ist in Rumänien nicht, wie bei Serben, Bulgaren und Griechen, durch die türkische Eroberung zerrissen worden. Diese ältere Geschichte aber gravitirt, wenn auch nicht in kirchlicher, so doch in staatlicher Beziehung, nach dem Abendlande. Von den siebenbürgischen Grenzgegenden ist, im 13. und 14. Jahrhundert, die Entstehung der Fürstenthümer Walachei und Moldau ausgegangen. Die alten Einrichtungen weisen auf abendländische, insbesondere deutsche Einflüsse. *Comites* sind, wenigstens für das 14. Jahrhundert, urkundlich nachweisbar. In der Stadt übt ein „Schultzeiß“ (*scholtuz*) mit einem Collegium von zwölf aus den Grundeigenthümern genommenen „Bürgern“ (*purgari*) die Gerichtsbarkeit aus; das städtische Gericht des *scholtuz* und der zwölf *purgari* hat wenigstens in der Moldau nach Ausweis zahlreicher Urkunden noch im 17. Jahrhundert bestanden. Auch der in manchen Städten übliche Titel des Burggrafen: „*purkalab*“ stammt doch jedenfalls wenigstens in der ersten Hälfte der Zusammensetzung vom deutschen Worte „Burg“. — Im Rechtsstreite schwört die Partei mit zwölf Eideshelfern. Dieses Rechtsinstitut germanischen Ursprungs hat bei den Rumänen unter dem Schutze der Kirche nachweisbar das Mittelalter überdauert; es ist hier nicht, wie in Deutsch-

land, durch eindringendes römisches Recht verdrängt worden. Der Verfasser giebt mehrere Beispiele. In einem Grenzstreite, welcher 1490 zwischen dem Kloster Tismana und einem benachbarten Bojaren geführt wurde, schwor zuerst Letzterer mit zwölf Bojaren, darauf der Obere des Klosters mit 24 Bojaren; in Folge dessen ward das streitige Grundstück dem Kloster zugesprochen. 1586 wurden dem Kloster Biersch Ländereien, welche dasselbe beanspruchte, zugesprochen, nachdem der Klostervogt (Vornik) mit zwölf Bojaren als Eideshelfern geschworen hatte. Noch im Jahre 1633 macht eine Bojarenfrau, die Gattin des Spathars Basilius, im Gerichte des Fürsten von dem Rechte Gebrauch, durch den Eid von zwölf Eideshelferinnen (Bojarenfrauen) sich von der Anklage des Ehebruchs zu reinigen; die betreffende Urkunde des walachischen Fürsten Mathias Bassarab wird vom Verfasser mitgetheilt. Hauptsächlich wird bald durch weitere Veröffentlichung des Urkundenmaterials die Möglichkeit geboten werden, die Geschichte des älteren rumänischen Gerichts- und Gemeindefehens näher zu verfolgen.

Mit der Geschichte der rumänischen Sprache, des Bildungswesens und der Literatur hat das vorliegende Werk sich nicht befaßt. Wir glauben, das Verdienst, welches unsere Stammesgenossen in Siebenbürgen sich in dieser Hinsicht um die Rumänen erworben haben, hier nicht ganz unerwähnt lassen zu dürfen. Es ist charakteristisch, daß die ersten gedruckten Bücher in rumänischer Sprache lutherische Katechismen sind, welche im 16. Jahrhundert von siebenbürger Sachsen in Hermannstadt (1546) und Kronstadt (um 1560) gedruckt worden sind. Bekanntlich wohnen von der Gesamtzahl des rumänischen Volksstammes, die man auf reichlich 10 Millionen schätzen darf, ungefähr  $2\frac{1}{2}$  Millionen in Ungarn und Siebenbürgen, größtentheils in enger Verührung mit den dortigen Deutschen, und bis auf die Gegenwart vielfach auf deutschen Schulen gebildet. Die erste rumänische Schule in Bukarest ist im Jahre 1816 von einem Siebenbürger Rumänen errichtet, von Georg Lazar, einem armen Bauernsohne, den sein Gutsherr, der Siebenbürger Sachsse Freiherr von Bruckenthal, auf deutschen Schulen hatte ausbilden lassen. Aus Lazars Schule sind viele der bedeutendsten Rumänen hervorgegangen: so der Minister C. A. Rosetti, der Stifter der rumänischen Akademie in Bukarest. Bis auf Lazars epochemachende Thätigkeit waren in Bukarest die Schulen griechisch und war überhaupt unter der Herrschaft der Phanarioten die neugriechische Sprache zur Bildungssprache der Rumänen geworden. — Siebenbürger Sachsen: Mädesch, J. K. Schuller, Fr. W. Schuster, Friedrich Müller, Franz Obert, haben neben den Gebrüdern Arthur und Albert Schott es zuerst unternommen,\* durch deutsche Uebersetzungen rumänischer Volkslieder und Sprüchwörter, sowie durch Sammlung und Erklärung rumänischer Volksagen die Deutschen mit dem Geistesleben des rumänischen Volkes bekannt zu machen. Der eben gedachte lutherische Pfarrer Mädesch ist auch wohl der Erste gewesen, der den für die Annäherung an die abendländische Bildung so wichtigen Schritt that, das Rumänische mit lateinischen Buchstaben zu schreiben, während damals

(1851) noch allgemein die cyrillischen Schriftzeichen vom Kirchenlavonischen her, für die rumänische Sprache (wie noch jetzt für die serbische) in Gebrauch waren.

Wir entnehmen diese Angaben einer seit zwei Jahren erscheinenden, von ungarländischen und siebenbürger Rumänen in deutscher Sprache geschriebenen Zeitschrift, der von dem Rumänen Dr. Cornelius Diaconovici zu Resicza in Südungarn herausgegebenen „romänischen Revue“, die sich die Aufgabe gestellt hat, das ausländische Publikum, insbesondere das deutsche, über die Verhältnisse der Rumänen in Ungarn zu unterrichten.

v. Cuny.

### Historiker und Politiker.

Leopold von Ranke, Politische Denkschriften aus den Jahren 1818—1851.

Bestimmt für König Friedrich Wilhelm IV. gerichtet an dessen Flügeladjutanten Edwin Freiherrn von Manteuffel. Bisher ungedruckt.

Aus Leopold von Ranke's Sämmtlichen Werken, Bb. 49 und 50. Leipzig, Duncker und Humblot, 1887.

Was sind nicht Alles für wahre, halb wahre und ganz falsche Bemerkungen schon gemacht worden über das Verhältniß des Studiums der Geschichte zur Politik und die Qualification des Historikers zum Politiker! Die gute alte Zeit verlangte die Kenntniß der Vergangenheit als Vorbedingung des Wirkens für die Zukunft; neuere Ueberklugheit erklärte, aus der Geschichte lerne man nichts, als daß man nichts aus ihr lerne. Umgekehrt: wie wirkt die Theilnahme an activer Politik auf das wissenschaftliche Arbeiten in der Geschichte? Ist es förderlich durch die Praxis oder verdunkelt es den Blick durch Parteinahme? Sehr verschiedene Antworten pflegen auf diese Fragen ertheilt zu werden und sehr erklärlicher Weise. Nichts ist ja deutlicher als die enge Verwandtschaft zwischen beiden Thätigkeiten, welche Staatsmänner so oft zu Geschichtschreibern gemacht hat, Historiker in die Politik hineingezogen — dennoch besteht auch wieder ein Gegensatz, der unter Umständen hemmend wirken kann, der es verhindern wird, daß jemals die allerhöchste Leistung des Staatsmannes und des Historikers sich in einer Person vereinige. Es findet Wechselwirkung statt mit Attractions- und mit Repulsionskraft, auf eine allgemeine Formel aber läßt sie sich nicht bringen. Die Person ist zuletzt das Entscheidende und wie es verschiedene, sehr verschiedene Arten der Geschichtschreibung und der Geschichtsbetrachtung giebt, so giebt es auch verschiedene Wirkungen des Geschichtstudiums auf die Politik und der Politik auf das Studium der Geschichte. Auch fast ganz negative Beziehungen kommen vor: der größte Staatsmann unserer Epoche, der Fürst Bismarck hat zur Geschichtswissenschaft kein ausgeprägtes Verhältniß; unser größter Historiker, Ranke hat sich an der activen Politik kaum je betheiligigt.

Um so interessanter ist es, daß nunmehr aus dem Nachlasse Ranke's eine Anzahl Denkschriften veröffentlicht worden sind, welche einem Eingreifen in die active Politik wenigstens sehr nahe kommen, über des Historikers im engeren Sinne politische Gesinnung und seine Einsicht in die Politik der Gegenwart keinen Zweifel lassen, dabei aber auch in der allerinteressantesten Weise die Linie erkennen lassen, welche den Historiker von dem Politiker scheidet.

Es handelt sich um eine Anzahl Denkschriften aus den Jahren 1848—1851, welche der Form nach an den Flügeladjutanten Freiherrn Erwin von Mantuffel, den späteren Feldmarschall, mit dem Ranke bekanntlich befreundet war, gerichtet sind, die in der That aber für den König selbst bestimmt waren.

In der Thätigkeit des Staatsmannes lassen sich drei Momente unterscheiden: die Erkenntniß des bestehenden Zustandes, die Erkenntniß der einzuschlagenden Richtung und des Zieles und endlich die Auffindung und Anwendung der in jedem Augenblick passenden taktischen Mittel. In dem Ersten berührt sich der Staatsmann mit dem Historiker: Erkenntniß des bestehenden Zustandes ist mit anderen Worten: Fortführung der Geschichte bis zur Gegenwart. Trotzdem bildet diese Erkenntniß keine rein historische Aufgabe, da für die Gegenwart und die unmittelbare Vergangenheit die eigentlich historischen Quellen noch nicht fließen. Die unmittelbare Anschauung, die schon mehr Eigenschaft des Politikers ist, muß hier einsetzen.

Wir finden nun in den Ranke'schen Denkschriften, daß sich diese beiden Kräfte in wunderbarer Weise bei ihm vermählten. Mitten in den Wirren der Revolution hatte er dieselbe deutliche Vorstellung von dem Ursprung und den Elementen derselben, wie von den Verhältnissen irgend einer rückwärts liegenden Zeit, über die er aus der Fülle der Archive und den Aufzeichnungen geschöpft hatte.

Auf das engste hiermit zusammen hängt das zweite Moment, die Erkenntniß der Zukunft möchte man sagen, das heißt, der Richtung, welche die gesunde historische Entwicklung zu nehmen, des Zieles, welches die Staatskunst sich zu setzen hat.

Es handelt sich darum, daß Preußen constitutionell werden, daß die deutsche Frage gelöst und daß Preußen diese Lösung in die Hand nehmen mußte.

Hier ist nun alles Gewicht darauf zu legen, daß Ranke von durchaus conservativen Anschauungen ausging. Einführung des Constitutionalismus in Preußen und deutsche Einheit unter preußischer Führung, mag man sagen, war damals das Programm einer großen Partei; es war also weiter nichts Besonderes sich diesem Programm anzuschließen. Es war aber wohl etwas Besonderes für einen Conservativen. Die Altliberalen, welche jenes Programm aufstellten, waren erleuchtet durch ihr Ideal, welches wie jedes politische Ideal nicht frei war von Illusionen und deshalb wohl erleuchtete, aber auch verblendete. Das Verdienst dieses Ideals bleibt darum ungeschmälert. Etwas ganz anderes aber war es für einen, dem nationalen wie dem Freiheits-

Enthusiasmus föhl bis an's Herz hinan gegenüberstehenden Beobachter, die Nothwendigkeit und die Zukunft dieser Politik zu begreifen und auszurufen: „welch eine Aussicht bietet sich dar, die Macht noch einmal mit den Ideen der Nation in Einklang zu bringen!“ Erst in dem Augenblick, da die deutsche Politik von dieser Seite aufgegriffen wurde, wurde sie realisirbar.

Der Punkt, von dem aus Ranke die Probleme der Epoche betrachtet, ist der ganz entscheidende ihres inneren Zusammenhanges, des Zusammenhanges zwischen der Frage der preussischen Constitution und der deutschen Einheit. Wollte Preußen sich auf sich selbst zurüdziehen, so sagt Ranke, so könnte es der Constitution entbehren; aber es darf sich nicht von Deutschland trennen, schon um des Zollvereins willen, und der leitende deutsche Staat kann es nur werden, wenn es constitutionell ist. Die Constitution ist auch nicht eine Schwächung der höchsten Gewalt, sondern vielmehr eine Stärkung: „einer aus Wahl hervorgegangenen Kammer bedarf man, um eine Majorität der Vernünftigen und Gemäßigten den Tendenzen der Zerstörung entgegenzusetzen zu können“. „Man muß den Stürmen des heutigen Tages mit Institutionen des heutigen Tages begegnen“. Die ganze Zukunft Deutschlands liegt darin beschlossen, wenn er auf der einen Seite sagt (Juli 1848): „Hier wo das Mutterland eines gesunden, mit den Interessen der Bevölkerung verbündeten Königthums ist, müßte auch ein Versuch gemacht werden, ein solches wieder herzustellen. . . Von hier müßte eine wohlüberlegte, wohlvorbereitete Restauration ausgehen“ — und dann wieder (Sept. 1850): „Ich will nicht in Abrede stellen, daß eine Annäherung Preußens an revolutionäre Elementen ihm eine größere Stellung in der Welt verschaffen könnte; aber die Verbindung müßte resolut, energisch und zur rechten Zeit geschehen. Kein Zweifel, daß man sich damit zugleich der größten Gefahr aussetzte: wenn jemals, so liegt hier der tarpejische Fels unmittelbar neben dem Capitol: aber Kühnheit und Macht überwinden Alles.“

In einem wesentlichen Punkt scheint Ranke freilich den Lauf den die Dinge nehmen sollten, verkannt zu haben. Das allgemeine gleiche Wahlrecht will er unter allen Umständen wieder beseitigen; nicht einmal eine einigermaßen geordnete Republik könne dabei bestehen. Der Irrthum ist aber doch nicht so groß, wie er scheint. Freilich ist gerade das allgemeine Wahlrecht später bei der Errichtung des Reichs zu einem Eckstein gemacht worden und ist es noch heute. Allein das allgemeine Wahlrecht hat die Scheidung und den Gegensatz zwischen der bürgerlichen und der Social-Demokratie gezeitigt; es verhindert den Umschlag aus der Socialdemokratie in den Anarchismus; es erzwingt von den höheren Klassen die nothwendigen Opfer für die Social-Reform, die sie ohne Zwang niemals bringen würden. Es giebt daher heute keine größere Thorheit als von conservativer Seite die Abschaffung des allgemeinen Wahlrechtes zu empfehlen. Aber wohlgemerkt: die Correctur giebt das Socialisten-Gesetz, welches in aufgeregten Zeiten die wildesten Auswüchse der demagogischen Agitation abschneidet. Dieses Auskunftsmittel war damals, wo auch die mitt-

leren Klassen sich in dem Genuß der politischen Rechte noch nicht sicher genug fühlten, noch nicht anwendbar. Ganz natürlich also, daß man auf Beschränkung des Wahlrechts verfiel. Der gewöhnliche Altliberale blieb nun dabei stehen und das vereinigte sich auf's Schönste mit dem Klassen-Egoismus des Mittelstandes. Man kam sich noch besonders „gemäßigt“ vor, wenn man zwar für sich als den „reifen“ Theil der Nation politische Rechte vom Königthum in doch recht weitem Umfange verlangte, sie den Massen des Volkes aber vorenthalten wollte. Sofort zeigt sich hier nun wieder der weitere Blick Ranke's: er verlangt als Ersatz für die Beschränkung des Wahlrechts die Anerkennung des Rechts auf Arbeit. Dabei zieht er dieselbe historische Analogie heran, welche auch in diesen Jahrbüchern vor Kurzem für das Recht auf Arbeit in's Feld geführt worden ist: die Bildung unserer Armee, die aus ganz ähnlichen anarchischen Zuständen, wie sie jetzt unter den Proletariern bei Arbeitsmangel herrschen, allmählich in einen geordneten Organismus übergeführt worden ist. Nirgends wird es deutlicher als an dieser Stelle, wie gerade der Historiker es ist, der hier den Politiker gebildet, ihn aus den trivialen Meinungen des Tages herausgehoben und mit dem prophetischen Blick in die Zukunft begabt hat.

Kommen wir nun aber zu dem letzten Postulat für die Thätigkeit des Politikers, die Auffindung und Anwendung der in jedem Augenblick geeigneten taktischen Mittel. Diese Eigenschaft hat mit der Historie nichts mehr zu schaffen und sie ist es auch, wie Ranke offenbar völlig versagt war. Zwar hat er mit dieser feinen Selbsterkenntniß, die ihn auch in seinen Gesichtswerken abgehalten hat, je über Etwas zu sprechen, was er nicht beherrschte, mit dieser selben Selbsterkenntniß, sage ich, hat er auch in den Denkschriften sich vorsichtig fast immer auf die allgemeinen Gesichtspunkte beschränkt — aber einmal hat er doch auch einen ganz concreten Vorschlag gemacht und dieser ist ihm in höchst charakteristischer Weise mißlungen. Als im November 1848 der König sich ermannt hatte, die Berliner National-Versammlung aufzulösen und selbständig eine — höchst liberale — Verfassung zu erlassen, da machte Ranke den Entwurf zu einer Proclamation, in welcher der König seinen Entschluß kundthun sollte. Nachdem auseinandergesetzt ist, weshalb die Einigung mit der National-Versammlung unmöglich geworden, heißt es weiter: „Um einen einigermaßen haltbaren Zustand herzustellen, proclamiren Wir eine Verfassung, von der Wir überzeugt sind, daß sie den Wünschen Unseres Volkes im Allgemeinen genughut.“ Dieser Satz ist wahrhaft köstlich bezeichnend. Er trifft den Nagel auf den Kopf — wenn Jemand heute den damaligen Act historisch charakterisiren will: diese octroyirte Verfassung war wirklich weiter nichts als die Herstellung eines „einigermaßen haltbaren Zustandes“ und befriedigte die Wünsche des Volkes „im Allgemeinen“. Aber was soll ein Volk von einer Verfassung halten, die ihm von der Krone selbst nur als eine „einigermaßen haltbare“ entgegengebracht wird? Es ist das schönste Beispiel, das man sich denken kann, um den Unterschied zwischen der politischen und historischen Betrachtung einer Action zu demonstrieren.

Wichtiger scheint nun noch die völlige Illusion, der Ranke sich im Winter 1850/51 vor und nach Olmütz hingab. Hier hofft er nicht nur noch die Union und die bundesverfassungsmäßige Hegemonie Preußens in Norddeutschland, sondern sogar eine Länderverbindung zwischen den westlichen und östlichen Provinzen Preußens auf gütlichem Wege zu erlangen. Auch die Möglichkeit eines Krieges, um die „Naturansprüche Preußens“ voll durchzuführen, faßt er sehr entschieden in's Auge. Wie unendlich weit war aber die Leitung der preussischen Politik von solchen Dingen entfernt! Es ist bezeichnend genug, daß selbst dieser conservative Realist sich gar keine Vorstellung davon gemacht hat, auf welchen Bahnen die preussische Politik damals wandelte. Erst ganz vor Kurzem haben wir erfahren, wie schlimm, wie viel schlimmer, als man es bis dahin irgend vermuthete, es in Wirklichkeit ausgesehen hat. Man nahm bisher an, daß Preußen von einem russisch-österreichischen Doppel-Angriff bedroht, ohne Anlehnung an irgend eine andere Macht sich nothgedrungen unterworfen, Schleswig-Holstein und Hessen geopfert und den Bundestag wieder aufgenommen habe. Unter dem Druck einer Gefahr, die man nicht glaubte bestehen zu können, wäre diese Politik immerhin entschuldbar. Eine durch Feinheit der Form und durch Interesse des Inhaltes gleich ausgezeichnete Archivstudie Sybels im letzten Heft der Historischen Zeitschrift (Bd. 58, S. 2) hat dieser Vorstellung ein Ende gemacht. Friedrich Wilhelm IV. hat gar keinen höheren Gedanken gehabt, als mit der Revolution zu brechen. Auch in dem Widerstand der Hessen gegen ihren boshaften Despoten sah er nichts als Revolution; alle Ansätze zu einer deutschen Politik waren Velleitäten, die jedes ernstern Vorsatzes der Durchführung entbehrten. Kaiser Nikolaus hatte es garnicht nöthig in Warschau gegen den Grafen Brandenburg so brutal aufzutreten, wie die Sage ihm untergelegt hat. Friedrich Wilhelm IV. wollte von vornherein gar nichts anderes als einige Concessionen in Formfragen und diese hat ihm Kaiser Nikolaus als ehrlicher Makler ganz loyal verschafft.

So war die Stimmung des Königs, während Ranke noch schrieb (Jan. 1851): „Bei dem heutigen Zustande der Welt kann ein Volk, das sich von der Gerechtigkeit und Dringlichkeit gewisser Forderungen überzeugt hat, schwerlich mehr regiert werden, wenn seine Führer die Erreichung derselben verhindern wollen. Man darf nie vergessen, daß man eine große in der Tiefe aufgeregte, ihrer Macht sich bewußt gewordene Nation in die allgemeine europäische Uebereinstimmung wieder aufzunehmen und deshalb zu befriedigen hat, zu befriedigen nicht noch den zufälligen Meinungen des Augenblicks, sondern nach der inneren Forderung der Sach<sup>1</sup>.“

Es ist ein Unterschied zwischen einem conservativen und einem romantischen Politiker!

Delbrück.



## Rußland von 1881—1887.

### I.

Sechs Jahre lang hat nun in Rußland die Herrschaft eines Systems gedauert, welches mit mehr Recht als Vieles was sonst in Europa so genannt ward, als ein reaktionäres bezeichnet werden kann. Wenn man von der Zeit, wo Ignatiew Minister war, absieht, so ist die Regierung Alexanders III. im Ganzen darauf gerichtet gewesen, die Grundlagen von Thron und Altar zu festigen und die Herrschaft von Ruffenthum und Orthodoxie im Reich auszubreiten. So schroff wie der Umschlag war, der 1856 nach dem Tode Nikolaus I. eintrat, eben so schroff, nur in einem gegen damals umgekehrten Sinne, schwenkte man in Petersburg mit dem Momente von der Politik Alexanders II. ab, als man sich entschloß, das politische Testament des „Befreiers“, den bereits mit der kaiserlichen Unterschrift versehenen Entwurf einer Verfassung moderner Art, unausgeführt zu lassen. Man war, vielleicht mit einzigem Recht, damals sowohl durch die Thatsache des Zarenmordes, als durch die Wahrnehmung erschreckt worden, welche Zügellosigkeit allmählich unter dem milden und in den letzten Regierungsjahren schwachen Szepter Alexanders II. eingerissen war. Der Nihilismus hatte ohne Scheu selbst in der Hofgesellschaft sich breit gemacht, Zucht und Autorität waren im Heere stark gelockert, hinter dem Sarge des Zaren schritten Generale plaudernd, scherzend, Cigaretten rauchend einher. Man durfte wohl meinen, daß diese Art von Liberalismus nirgend, am wenigsten aber in Rußland von Nutzen sein könne. So wurden denn die Vertreter der liberalen und der konstitutionellen Richtung verabschiedet und durch Leute ersetzt, deren Hauptziel vorläufig die Niederwerfung des Nihilismus, dann die Wiederherstellung der Autorität von Zar und Kirche im Sinne des 17. Jahrhunderts war. Als bald machten sich zwei Personen in der Nähe des Zaren geltend, deren wachsender Einfluß aus ganz persönlichen Beziehungen zu ihrem Herrn sich herleitete. Ratkow war der geistige Berather Alexanders III. gewesen, als

dieser mit Abscheu die Lockerheit des Hoflebens und die Schlawheit des Regiments seines Vaters beobachtete. Pobedonoszew war der geistliche Berater der dänischen Prinzessin gewesen, welcher dieselbe nach langer Belehrung zur Annahme des orthodoxen Glaubens bewog und dadurch mittelbar in die Arme ihres jetzigen zarischen Gemahls führte. Katkow war die Seele des Umschwungs von Anfang an, der Schwärmer für die Allmacht des Zarthums inmitten eines patriarchalisch und von Europa abgeschlossen regierten Slaventhums. Neben ihn trat Pobedonoszew als Vertreter der kirchlichen Gewalt, ein Mann von scharfem Verstande, vielleicht der im europäischen Sinne gebildetste Jurist russischer Herkunft, aber bei den sanftesten äußeren Formen ein Fanatiker seiner Kirche, der ohne Prunk, ohne äußeren Ehrgeiz, aber mit starker Herrschsucht, wortkarg, verschlossen, unumgänglich, an dem Glauben zu hängen schien, daß Staat und Gesellschaft nur durch die Festigung und Ausbreitung eines einfachen, kindlichen, russisch-bäuerlichen Glaubens innerhalb der byzantinischen Kirche gerettet werden können. Diese beiden Männer, über deren Charakter und innerste Motive des Handelns eine spätere Zeit vielleicht strenger als wir urtheilen wird, gaben von Anfang der jungen Regierung Richtung und Gepräge. Ein Versuch, dem slavischen Heißsporn Ignatiew die Leitung der inneren Angelegenheiten zu überlassen, wurde bald wieder aufgegeben, weil dieser Skobelew der Civilverwaltung gar zu lospflös gegen Gesetz, Recht, gegen das Fremde im Innern und gegen Europa anstürmte und dabei nicht unzweifelhafter Verfechter der zarischen Selbstherrlichkeit war. An seine Stelle trat Graf Tolstoi, der Anhänger klassischer Bildung, aber zugleich ein nationalgesinnter Aristokrat mit fester Hand, ein Bojar mit Verständniß für Recht und Gerechtigkeit, mit Sinn für Ordnung und Autorität. Er stand Katkow nahe in seiner Ergebenheit für den Thron und für das Slaventhum, Pobedonoszew in seiner strengen Kirchlichkeit. Die Justiz hatte ein merkwürdiges Schicksal. Unter Graf Pahlen wurde sie nach den Grundsätzen strenger Redlichkeit, der Verbreitung des Rechtsbewußtseins in Beamtenthum und Volk, auf Grund der vorhandenen liberalen Institutionen geleitet, vielleicht nicht immer mit vollem Verständniß für den Unterschied zwischen Rechtsprechung und Verwaltung, aber doch mit demjenigen für die Heiligkeit des Rechts. Unter dem neuen Justizminister Nabolow kam die Heiligkeit des Formalismus wieder in alter Weise zur Herrschaft, eine geistlose Bedienung der „Sammlung der Gesetze“, die nach lebendigem, nach selbständigem Recht nicht fragte. Endlich ward mit Manassein ein Mann Minister, der mit ungewöhnlicher Begabung eine starke Neigung zu demokratischem Nationalismus und eine bedenkliche Rücksichtslosigkeit in der Wahl

der für seine politischen Ziele passenden Mittel verbindet. Die zerrütteten Finanzen, nach Reutern vorübergehend von Abasa und Greigh verwaltet, versuchte der aus einer deutschen Professorenfamilie stammende, aber zu einem begeisterten Slaven und Apostel der Orthodoxie gewordene Bunge lange vergeblich zu heilen, bis er endlich dem gewandten Geldmacher Wyschnegradski Platz machen mußte. Das Aeußere fiel nach der Beseitigung Gortschakow's dem europäisch gesinnten und gebildeten H. von Giers zu, der, ohne nationale Schwärmerei, als kühler Fachminister, gar bald in eine schwierige Lage zwischen den rein staatlichen Interessen seines Amtes und den sehr widersprechenden nationalen Wünschen seiner Genossen und seines Herrn gerieth.

Wir sehen heute, die unwichtigeren Minister bei Seite lassend, ein Kabinet in Rußland von einer nicht gewöhnlichen Beschaffenheit. Da ist ein biederer russischer Aristokrat, der keine modernen Reformen liebt; ein nicht russischer Demokrat, dessen radicaler Ehrgeiz seine letzten Pläne noch verhüllt läßt, ein Soldat ohne politisches und mit sehr geringem militärischen Verständniß, ein politisch indifferenter Geldmann; ein vorsichtiger Diplomat ohne Sympathie für russischen Chauvinismus und ohne Einfluß. Alle diese Männer werden an Bedeutung weit überwogen von zwei Führern des Chauvinismus. Zwischen den einzelnen Ressorts fehlt jeder organische Zusammenhang: das Innere ist aristokratisch-conservativ; die Justiz der Sammelpfad für radicalen Liberalismus; die Finanzen sind der Auflösung nahe, und Heer und Marine vergrößern ihre Ausgaben; das Aeußere sucht die zarten Verbindungen mit Europa zu erhalten, und die beiden Gewalthaber ohne Portefeuille suchen sie zu zerreißen. Ueberall scharfe politische Gegensätze, Mißverhältniß zwischen Zweck und Mittel. Und hinter den Ministern steht bereits eine Beamten-generation von ganz neuem Gepräge. Es sind die Leute, welche nach der Bauernbefreiung, nach der Aufhebung der Kaste der Geistlichkeit, in den liberalen Schulen Alexander's II. aufwuchsen, ein Heer von Popensöhnen, die den Adel der früheren Zeit verdrängen und der künftigen Regierung ein demokratisches Gepräge zu geben versprechen. Der Popensohn Pobedonoszew ist einer von ihnen, und wenn in kurzer Zeit der Graf Tolstoi, wie vorauszusehen ist, seinen Platz räumt, so scheint diese neue Klasse von bürgerlichen, doktrinären und radicalen Beamten, welche schon jetzt die zweiten und dritten Stellen aller Ministerien füllen, zur Herrschaft berufen zu sein.

Vielleicht ist die Erklärung für die Zerfahrenheit der Ministerien zum guten Theil auch darin zu suchen, daß man seit 1881 auf dem Wege nach Moskau nicht bis zu Ende gegangen, daß man in der Mitte zwischen

dem seit Peter oder seit Katharina erstrebten und dem von den Slawisten Moskau's ins Auge gefaßten Ziele stehen geblieben ist. Man ist 1881 von Petersburg fortgegangen und hat sich doch nicht entschließen können im Kreml an der Moskau leiblich und im Geist Wohnung zu nehmen. Vielleicht war es richtiger das wirklich zu thun, indem man den Hof übersiedelte und indem man von Hause aus Leute wie S. von Sters gehen ließ. Der Versuch wäre dann klarer, reiner zur Ausführung gekommen, man wüßte heute schon besser zu beurtheilen, ob er gelingen werde. Denn ein Versuch bleibt diese Umkehr zum Moskauer Zarthum immerhin, und zwar ein verzweifelter, letzter Versuch, den russischen Staat in seinen heutigen Formen zu erhalten.

Erinnern wir uns des großen Manifestes vom 29. April 1881. Da wurde allen Ideen von Liberalismus oder Constitution abgesagt, die Selbstherrschaft zum Grundsatz erhoben, wie sie noch heute in Aller Munde in Rußland ist, und der Adel aufgerufen zum Schutz des Thrones und zur Leitung des Volkes im konservativen Geiste. Was ist nun auf Grund dieses Programmes ausgeführt worden?

Als Alexander III. den Thron bestieg, glaubte man im Beginn einer vor Kurzem durch die liberalen Minister Alexanders II. angebahnten Aera belebender Reformen sich zu befinden. Abgesehen von den auf constitutionelle Staatsformen ausgehenden Plänen des Grafen Loris-Melikof und anderer Würdenträger, waren in vielen einzelnen Zweigen der Verwaltung durchgreifende Vorwärtsbewegungen ins Auge gefaßt worden. Man stand damals in der Blüthe der Schwärmerei für den Bauernstand, für das befreite Volk, das allein wahre russische Volk, den jungfräulich reinen, edlen, genialen „Muschik“, von dem man das Höchste, Wunder an Kraft und That erwartete, dem man alles Uebrige im Staat zu opfern bereit war. Auf Hebung der Lage dieses vergötterten Bauern waren denn auch viele Projekte gerichtet. Wie vor etlichen Jahren die Aufhebung der Salzsteuer vornehmlich dem Bauer zu Gute kommen sollte, so dachte man jetzt an Aufhebung der Kopfsteuer, Verringerung der Loskaufszahlungen, allmähliche Emanzipation des Bauern von den letzten Resten der Verpflichtungen gegenüber den ehemaligen Leihherren, an eine Reform der Selbstverwaltung der Bauern u. A. m. — Eine Commission arbeitete an der Reform der Verwaltung, eine Andere an der Ausarbeitung eines neuen Strafgesetzbuches; sogar die Herstellung eines Kodex der Civilgesetze wurde vorbereitet; die einleitenden Maßregeln wurden getroffen um den seit dem Regierungsantritte Alexanders II. auf der Tagesordnung stehenden Plan der Einführung einer Hypothekenordnung endlich zu verwirklichen. In der Verwaltung sollten straffere Disciplin

und größte Sparsamkeit zur Herrschaft gelangen, und wie es in Rußland seit alter Zeit üblich ist, wollte der junge Herrscher auch jetzt wieder die Unrebllichkeit des Beamtenthums mit aller Strenge austrotten. — So waren die Aussichten noch in der ersten Hälfte des Jahres 1881.

Aber bereits am Schluß desselben Jahres begann sich in den liberalen Kreisen eine schwere Entmutigung zu zeigen. Denn inzwischen war jenes Manifest der Selbstherrlichkeit erschienen, hatte sich eine durch Personen wie Katkow, Pobedonoszew, Ignatjew gekennzeichnete Richtung definitiv festgesetzt, welche darin ihre Richtschnur fand, im Innern nichts zu reformiren als was zur Stärkung der staatlichen Gewalt, des Ansehens von Thron und Kirche dienlich war, im Uebrigen aber einen heftigen Kampf gegen alles Fremde, gegen europäische Menschen, Einflüsse, Denkweise zu eröffnen.

Im Innern beschränkte sich vorläufig die Thätigkeit der Regierung auf die Verfolgung der nihilistischen Umtriebe und der liberalisirenden Tendenzen. Eine Verordnung vom 14./26. August 1881 errichtete für gewisse Reichtheile außerordentliche Maßregeln der Sicherheit, d. h. verstärkte Machtmittel der Verwaltungsorgane gegenüber dem ordentlichen Rechtsverfahren. Sie gab den Generalgouverneuren und dem Minister des Innern das Recht, zu verlangen, daß die Gerichts-Verhandlungen, welche politisch aufregender Natur wären, bei geschlossenen Thüren geführt würden. Zufolge einer Ergänzung vom 14./26. November desselben Jahres durften Prozesse wegen Staatsverbrechen vollständig geheim fortan geführt werden. Diese Verordnungen, welche auf gewisse nihilistisch infizirte Gebiete und auf Staatsverbrechen oder sonst aufreizende Dinge beschränkt waren, erhielten ganz neuerdings (Frühling 1887) durch ein vom Zar bestätigtes Minoritätsgutachten des Reichsrathes eine Erweiterung. Dasselbe giebt dem Justizminister ganz allgemein das Recht, die Oeffentlichkeit der Verhandlungen im einzelnen Prozeßfalle ohne Weiteres aufzuheben. — Die Hand des neuen Gewaltigen, des Oberprokureurs des Synods Pobedonoszew, spürte man 1881 alsbald in verschiedenen Verordnungen, durch die althergebrachte Volksbelustigungen und Schaustellungen am Vorabend gewisser kirchlichen Festtage plötzlich verboten wurden. Das Jahr 1882 zeichnete sich aus durch zwei positive Leistungen: Die Grundlagen einer Fabrikgesetzgebung und die Gründung einer adligen und einer bäuerlichen Agrarbank, Leistungen, die ebenfalls noch wesentlich auf Rechnung der vorausgegangenen liberalen Periode zu setzen sind. In Gesetzgebung und Verwaltung machte sich von nun ab immer schärfer die Herrschaft Moskau's geltend, die auf rücksichtslose und ausschließliche Förderung Alles dessen gerichtet war, was diese Partei

als zum Interesse des russischen Nationalismus und der russischen Kirchlichkeit gehörend betrachtete. Wie eng die Verbindung von Nationalismus und Kirchlichkeit, oder mit anderen Worten von Katkow und Pobedonoszew sojglick wurde, zeigte ein Gesetz vom 3./15. Mai 1883, welches durch eine bereits 1875 niedergesetzte Commission vorbereitet, den Schismatikern erhebliche Neuerungen in versöhnlichem, tolerantem Geiste zu derselben Zeit gewährte als Protestantismus und Katholizismus mit fanatischer Gewaltthat angegriffen wurden. Herr Pobedonoszew war tolerant gegen den schismatischen Russen, weil er Russe war, weil ihm und Herrn Katkow an der Einigung innerhalb der „russischen Familie“ sehr viel lag. Aber hier hörte diese weniger religiöse, als politische Toleranz auf. Alexander II. war wirklich, innerlich tolerant auf religiösem Gebiet gewesen; er hatte ernstlich gewünscht, ein allgemeines Toleranzedikt für das Reich zu erlassen, mußte aber genauen Freunden gegenüber bekennen, daß er nicht die Macht besitze, seinen Wunsch ins Werk zu setzen. Jetzt begann unter der Leitung von Pobedonoszew der offene Religionskampf gegen die fremden Bekenntnisse, der sich seitdem von Jahr zu Jahr verstärkte.

Eine andere, im Jahre 1880 eingesetzte Commission hatte die Hoffnung auf eine freiere und besonders eine gerechter gehandhabte Verwaltung der Presse erweckt. Statt dessen wurde sie durch einige im Jahre 1882 erlassene Verordnungen unter schärfere Aufsicht gestellt. Gegen den Schwindel und die Veruntreuungen in den vielen neu entstandenen Banken wurden 1883 einige Normen zusammengestellt, nach denen sich die neuen Kommerz- und städtischen Kreditinstitute zu richten hatten. Den Hochschulen wurden 1884 durch Aenderung des früheren liberalen Statuts Fesseln angelegt, die verhindern sollten, daß sie zu Sammelpunkten des Nihilismus würden. Endlich wurde im Mai 1885 die sogen. Kachanow'sche Commission geschlossen. Das war vielleicht der wichtigste Schlag, der die Hoffnungen der Vertreter eines vernünftigen Fortschritts traf. —

Diese Commission wurde im November 1881 unter dem Ministerium Ignatjew niedergesetzt mit der Aufgabe eine Reform der inneren provinziellen Verfassung des Landes auszuarbeiten. Man hoffte auf eine Erweiterung der Rechte der Landschaften, die seit 1863 wegen häufig vorkommender Mißbräuche schon unter Alexander II. immer mehr zu Gunsten der Beamtengewalt des Staates waren beschnitten worden. Es war indessen ein böses Omen für diese Commission, daß schon vorher, im August 1881, jenes Gesetz über die Stärkung der öffentlichen Sicherheit den betreffenden Provinzialbeamten gewisse gesetzgeberische Rechte verliehen hatte, wonach sie durch einfache Erlasse bestehende, und nicht bloß

politische, sondern auch private Rechte außer Kraft setzen konnten. kaum gelangte Graf Tolstoi ans Ruder, so wurde die Richtung der Commission im Sinne einer Verstärkung des Einflusses des Adels in der Provinzialverwaltung geändert, die Aussicht auf Mehrung ständischer Theilnahme im Sinne des Gesetzes von 1863, d. h. in liberalem Sinne, gänzlich abgeschnitten. Sehr bald zeigte sich dann ferner, daß Graf Tolstoi überhaupt gegen die Commission gesinnt sei, welcher er einen Stein nach dem andern in den Weg warf, bis sie endlich zu Grabe ging. Wieder, wie so oft, rollten gewaltige Ladungen unnützen Actenmaterials in die Archive und mit der Reform der Verwaltung war es vorläufig nichts. Dafür tauchte neulich, im März d. J., ein vom Grafen Tolstoi ausgehendes Projekt ganz besonderer und sehr einschneidender Art auf. Jedes Gouvernement soll in kleinere Bezirke zerlegt und an die Spitze eines jeden Bezirks ein „Landes-Bezirks-Chef“, einen Gauvogt könnte man ihn nennen, gesetzt werden. Dieser Gauvogt hätte sowohl die niedere Verwaltung als die untere Justiz in Händen, hätte also alle Interessen seines Gaues wie der Vogt oder Dorfschulze im Mittelalter zu vertreten, hätte eine Kompetenz, die derjenigen des jetzigen Friedensrichters gleichkäme, müßte von Adel und Grundbesitzer sein. Es wäre eine radicale Umwälzung zu Gunsten einer ständischen localen Verwaltung. Natürlich sträubte sich dagegen Alles, was die Herrschaft des Beamtenthums oder des Liberalismus vertritt, vor Allen der Justizminister, und wenn letzterer obsiegt, so fällt mit Tolstoi der letzte Vertreter ständischer Selbstverwaltung im Cabinet.

Von nützlicher Bedeutung könnten, falls sie befolgt würden, die in den letzten Jahren (1882, 1885, 1886) erlassenen Gesetze über das Fabrikwesen werden, welches bisher, laut den offiziellen Kommissionschilderungen, ganz entsetzliche Systeme der Ausbeutung, der Sklaverei entwickelt hatte. Es sind Aufsichtsbehörden und Fabrikinspektoren eingesetzt worden, welche Neuerungen indessen nur mit Murren von der Moskauer Industrie geduldet werden. Im Jahre 1886 erschien ein Gesetz, welches die Rechtsverhältnisse der ländlichen Arbeiter regelte. Seit Aufhebung der Leibeigenschaft haben sich zwei mit einander in Verbindung stehende Erscheinungen festgesetzt: der Gutsbesitzer arbeitet fast nur mit Tagelöhnern, und der Tagelöhner läßt sich niemals wirksam für eine Arbeit im voraus verpflichten: er übernimmt heute eine Arbeit und läßt sie morgen liegen, sobald anderwärts ihm mehr geboten wird, oder aus irgend einem andern Grunde. Das neue Gesetz soll nun diese Lücke ausfüllen, die allen Ackerbau sehr erschwert. Es ist aber fraglich, ob gegen die Sitte mit den vorhandenen geringen Verwaltungskräften erfolgreich werde gekämpft werden können.

Aus dem Jahre 1882 stammt eine Commission zur Ausarbeitung eines neuen Civilgesetzbuches; eine gewaltige, fast unmögliche Arbeit, sofern sie das ganze russische oder auch nur europäisch-russische Reich umfassen soll. Inzwischen hat sie die Vorbereitung eines Gesetzes über eine Hypothekenordnung zu Stande gebracht. Da es in Rußland, mit Ausnahme der westlichen, von Europa eroberten Provinzen, noch an einem geordneten Hypothekenwesen gänzlich fehlt, so wäre dieses Gesetz von größter und wohlthätigster Wirkung. Für das neue Civilgesetzbuch ist eine gewaltige Menge an Material wohl angesammelt worden, aber das Ende der Arbeit ist natürlich nicht abzusehen.

Kein Zweig der inneren Verwaltung hat das allgemeine Interesse in größerer Spannung gehalten, als die Finanzen, die Staats- und Volkswirtschaft. Seit der Krieg von 1877 die von Herrn von Reutern mühsam geordneten Finanzen aus allen Fugen brachte, ist es mit Volks- und Staatswirtschaft schnell abwärts gegangen. Die Staatsschuld ist auf fast 5 Milliarden Rubel angewachsen, das jährliche Defizit bis auf 100 Millionen. Das ist geschehen obgleich die neue Regierung von Hause aus mit dem festen Willen auftrat, durch Sparjamkeit im Staatshaushalt und durch Förderung der Volkswirtschaft die bereits 1881 bedenkliche Finanzlage und den vielfach sinkenden Volkswohlstand zu heben.

Man kann in wirtschaftlicher Hinsicht das europäische Rußland unserer Tage in drei Theile zerlegen. Der eine Theil umfaßt das nördliche und mittlere Rußland, der zweite das südliche Rußland, der dritte die westlichen unrußischen Grenzgebiete von Finnland an bis zum Schwarzen Meer. Die Hauptforge der Staatsregierung ist in diesen 6 Jahren dem ersten und größten Theile gewidmet gewesen, welcher weder den reichen Kornboden und die nahen Ausfuhrhäfen des Südens, noch die Kultur und die nahe Grenze Europa's besitzt, die den Westgebieten zu Gebote stehen. Der Süden, vom Kaukasus bis zum Dnepr, ist trotz der allgemeinen Stockung in Erwerb und Handel, im Ganzen vermöge jener ebengenannten beiden natürlichen Bedingungen der Entwicklung im Fortschreiten begriffen. Was ich im Nachfolgenden von den innern, besonders den landwirtschaftlichen Verhältnissen Rußlands sage, ist meist auf das Binnenland, jenen Haupttheil des Reiches zu beziehen, dessen Centren Moskau und Petersburg bilden.

Die ersten beiden Regierungsjahre Alexanders III. waren für die Staatsfinanzen insofern günstig, als sie den Kulminationspunkt der russischen Getreideausfuhr bildeten. Man konnte damals glauben, das es nun immer so weiter gehen würde mit der Ausfuhr von Rohprodukten, und man nur noch der Hebung der Industrie bedürfe um die Volkswirth-



schaft auf eine Höhe zu bringen, die dem Staate gestatten würde, seine Finanzen zu ordnen. Vorläufig hatte man noch ein Vermächtniß der vorigen Regierung anzutreten: Die im Jahre 1886 erfolgte Abschaffung der Kopfsteuer brachte einen Ausfall in den ordentlichen Einnahmen von etwa 19 Millionen. Man begann also gleich mit einem neuen Ausfall an Einnahmen. Um so mehr mußte man auf eine Steigerung derselben auf andern Gebieten bedacht sein. Den modernen Lehren gemäß wandte man sich bei dem Bestreben, die Staatseinkünfte zu erhöhen, hauptsächlich zwei Mitteln zu, einmal den indirecten Steuern, und dann einer merkantilistischen Politik nach außen hin. Die alte Säule der russischen Finanzen ist die Branntweinsteuer. Sie ist indessen bei einer Höhe angelangt, die ungefähr das Zehnfache des Erzeugungswertes beträgt, und schwerlich weitere Steigerung vertragen würde. Dennoch ist eine neue Belastung der Brennereien noch im Juni d. J. wieder ins Auge gefaßt worden. Die Bierbrauerei hat eben angefangen in Rußland sich Eingang zu verschaffen. Aber eben jetzt wird sie von einem Hopfenzoll überrascht, der sofort lähmend wirken muß, weil der russische Hopfen, an sich von guter Qualität, in den Händen unsolider Kaufleute liegt und deshalb trotz seiner Billigkeit bisher nicht concurrenzfähig ist mit dem deutschen Hopfen. Es kommt hinzu, daß die Menge des in Rußland erzeugten Hopfens weitaus den Bedarf nicht deckt, ja kaum ausreicht um die Brauereien Petersburgs zu versorgen. Hiernach untergräbt der neue Hopfenzoll die Bierbrauerei. Eine neue, durch den Protektionismus erblühte Industrie, die Zuckersfabrikation, gedeiht bisher in erfreulicher Weise und wirft steigende Steuersummen ab. Sie ist aber heute die einzige erhebliche indirecte Steuer mit bisher steigender Tendenz. Die indirecten Steuern weisen im Ganzen in den letzten Jahren einen Rückgang auf, sogar die Branntweinsteuer beginnt zu sinken, was sie bisher noch nie gethan hat und was auf die verminderte Kaufkraft des Volkes zurückzuführen ist. Inzwischen aber wird seit Jahren unbedünnt weiter mit Ersinnen von neuen und Erhöhen von alten Steuern fortgefahren. Erbschaftsteuer, Stempelsteuer (1887 erhöht um 33 $\frac{1}{2}$  Prozent), erhöhte Paßsteuer, Steuer auf Fahrzettel der Eisenbahnen, Kapital-Rentensteuer, erhöhte Tabaksteuer u. s. w. folgen einander ohne viel Auswahl und mit geringer Rücksicht auf die Folgen dieser steten Beunruhigung aller volkswirtschaftlichen Kräfte.

Indessen ist das vornehmste Werkzeug der russischen Finanzverwaltung gegenwärtig der Zoll.

Unter Alexander II. war man schutzjöllerrisch in der Ueberzeugung, daß auf diesem Wege im Lande selbst ein großer Theil der industriellen Erzeugnisse werde hervorgebracht werden, die man bis dahin vom

Auslande her bezog; man hoffte, in Zukunft dem Auslande weniger für Fabrikate zahlen zu müssen, während das Ausland nach wie vor werde gezwungen sein, die russischen Rohprodukte zu kaufen. Schon damals, in den siebziger Jahren machten sich freilich bedenkliche Anzeichen bemerkbar von einem innern Zusammenhang zwischen Ausfuhr und Einfuhr, dem zufolge die Ausfuhr unter der Einschränkung der Einfuhr litt. Da kam indessen die Wandlung in Deutschland's Wirthschaftspolitik, die Umkehr zum Protektionismus mit dem Schuß der deutschen Eisenindustrie, den Kornzöllen u. s. w. Dieses Beispiel traf zeitlich zusammen mit dem durch den Orientkrieg verursachten starken Bedürfniß Rußlands nach vermehrten Staatseinnahmen. Man ließ sich durch jene Symptome einer Handelsstockung nicht beirren, sondern setzte den deutschen Korn-Zöllen erhöhte russische Fabrikatzölle entgegen. Immer neue Zölle wechselten seitdem mit Erhöhung alter Zölle ab; die Zolleinnahmen stiegen, obgleich die Einfuhr in vielen Dingen sank. Die Hoffnung aber, daß Europa dennoch werde gezwungen sein, die russischen Rohprodukte zu kaufen, erwies sich als eitel. Denn gerade um diese selbe Zeit, in den ersten Regierungsjahren Alexanders III., begann die überseeische Rohproduktion ihren überwältigenden Druck auf die europäischen Märkte auszuüben. Die Kornpreise fielen seit 1883 von Jahr zu Jahr, die russische Ausfuhr sank in gleichem Verhältniß. Hiermit wurde das vornehmste Lebensorgan Rußlands gefährlich getroffen, und man hätte seit etwa 1883 erwarten können, daß die Regierung alle Kräfte anspannen werde, um diesen Gang der Dinge aufzuhalten, zu ändern. Indessen war der Doktrinarismus maßgebender Personen stark genug, um sich durch das schnelle Sinken des Handels, durch die zunehmende Noth des landbauenden Volkes nicht in der Meinung irre machen zu lassen, daß Rußland groß genug sei, um den Handel mit Europa ganz entbehren zu können. Die ganze Wirthschaftspolitik weist bis heute darauf hin, daß die Regierung die innere Entwicklung materiell für ausreichend gesichert hält durch einen wirtschaftlichen Verkehr im Lande selbst und mit dem benachbarten Asien. Ihre Maßregeln zeigen keinerlei Rücksicht auf die Marktverhältnisse Europa's, wohl aber Sorgen um asiatische Absatzgebiete; keinerlei Bemühung um den hilfbedürftigen russischen Ackerbau, wohl aber kühne Kampflust mit industriellen Ausfuhrstaaten um die östlichen und südlichen Märkte.

Als in den siebziger Jahren das Bestreben herrschend wurde, aus Rußland einen industriellen Staat zu machen, wünschte man auch eigene große Eisenwerke zu haben. Ein großer Eisenindustrieller Berlins war nach Petersburg berufen und demselben die Leitung des Unternehmers angetragen worden. Die Millionen des Staates stellte man ihm zur Verfü-

gung, der von ihm entworfene Plan wurde von Alexander II. genehmigt, aber man forderte von ihm, daß die neuen Anlagen mitten in Rußland, in Moskau, womöglich aber unmittelbar am Ural, in der Nähe der großen Erzlager und Hochofen errichtet würden. Trotz des großen und sicheren Gewinnes, welcher dem Manne in Aussicht gestellt war, lehnte derselbe die Ausführung unter solcher Bedingung ab. Er erklärte, daß es unmöglich sei, in so weiter Entfernung von der alten Heimath der Eisenindustrie, mitten in einem Lande, das keine für diese Industrie vorgeschulte Bevölkerung, keines der dazu nöthigen Nebengewerbe habe, Fabriken anzulegen, für welche jeder Arbeiter, jedes Werkzeug, jeder Maschinentheil aus dem Auslande bezogen werden müßte um die Fabrikate in nöthiger Güte herzustellen. Er verlangte, daß die Fabriken dicht an der Westgrenze errichtet würden, daß dann langsam dort eine einheimische Arbeiterbevölkerung herangebildet werde, daß später von dort aus versucht werde, weiter ins Innere vorzudringen. Man ließ sich von ihm überzeugen, wählte Warschau zum Anlageplatz; der Plan jedoch scheiterte trotz der bereits erteilten Unterschrift des Zaren an dem Widerstande des Statthalters von Polen Grafen Berg, welcher das Zuströmen deutscher Arbeiter nach Warschau für zu gefährlich hielt und seine Zustimmung verweigerte. — Seit jener Zeit hat man sich in der Meinung nur noch ärger festgerannt, daß die russische Eisenindustrie am Ural entstehen müsse, und daß auch alle Industriezweige durch Ufse an jeden beliebigen Ort des Reiches hinbeordert werden können. Die Behandlung, welche man der fremden und auch der in den Grenzprovinzen erwachsenden Industrie angedeihen ließ, macht den Eindruck, als ob die Regierung der Meinung sei, daß es bloßer Eigensinn der fremden Unternehmer sei, wenn sie sich weigerten ihr Kapital an die Wolga zu bringen und darauf beständen, ihre Stahlwerke, Spinnereien, Maschinenfabriken möglichst nahe zu den europäischen Kulturländern hin zu errichten. Man gewinnt den Verdacht, die Ueberzeugung, daß es an zuständiger Stelle in bedenklichem Grade an Verständniß für die Lebensbedingungen dieser Industrien gebreche. Es erinnert an die so häufig beobachtete Erscheinung, daß der russische große Gutsbesitzer irgend wo auf seinen Reisen in Europa Gutswirtschaften sieht, auf denen mit allen Maschinen, Viehställen und Verfeinerungen der Jetztzeit große Erfolge erzielt werden, und alsbald Maschinen und Vieh bester Art für viel Geld sich verschreibt um sein Gut in eben solchen Stand zu setzen, als das Mustergut ist, welches er in Deutschland oder Frankreich gesehen hat. Allenfalls nimmt er sich noch einen Maschinisten aus Frankreich und einen Viehpfleger aus Deutschland mit. Trotz aller Mühe und Ausgaben will die Wirtschaft aber im fruchtbaren Lande von Kursk nicht recht vorwärts

gehen: die Knechte zerbrechen immer wieder die Maschinen; die Reparaturen, die aus England immer wieder verschriebenen Reservetheile machen die Maschinenarbeit theurer, als die alte Handarbeit war; das holländische Rindvieh verträgt weder das Klima noch das Futter, noch die Behandlung der Mägde, und geht zu Grunde; der französische Maschinist hält es in der Fremde nicht aus und läuft davon; der deutsche Viehmeister verliert mit den russischen Mägden die Geduld, legt sich auf den Trunk in Gesellschaft seiner Dienstkameraden, der übrigen russischen Gutbeamten, und nach zwei oder drei Jahren ist das Gut in weit elenderem Zustande als damals, da der Herr noch nichts von Maschinen und europäischen Musterwirthschaften wußte. Ein Glück, wenn er dabei noch Vermögen und Energie genug nachbehielt, um zur alten russischen Wirthschaft zurückkehren zu können ohne Gut und Hof zu verlieren. Aehnlich ist die Methode, welche von der Regierung auf die meisten wirthschaftlichen Gebiete angewandt wird. —

Es ist höchst interessant zu beobachten, wie in einer Zeit, wo man in Rußland mit nationalem Eifer die Politik Peters I. verdammt, man sich ganz in dessen Merkantilismus stürzt. Wie oft die Geschichte anderer Staaten auch schon die Unhaltbarkeit eines starren Merkantilismus dargethan hat, so geht das ganze Streben der russischen Finanzregierung seit Jahren dahin, gewaltsam die Einfuhr zu brücken und zugleich die Ausfuhr zu heben, ja man scheint einen Zustand als wünschenswerth zu erachten, wo nichts mehr vom Auslande gekauft und nur noch an dasselbe verkauft würde. Denn der asiatische Handel ist bisher zu gering, um für die gesammte Wirthschaft in Betracht zu kommen. Seit Jahren steigert sich von Monat zu Monat die Hemmung der Einfuhr durch vermehrte Zölle und durch Entwerthung der Valuta. Trotzdem hat sich bis 1887 die Einfuhr nicht verringert, was auf das steigende Bedürfniß nach europäischen Waaren und auf die Unmöglichkeit hinweist, dieses Bedürfniß durch Waaren russischer Herkunft zu befriedigen. In weit stärkerem Maße aber als das Bedürfniß nach Einfuhr ist dasjenige nach Ausfuhr gestiegen. Die Wirkung des seit 30 Jahren entstandenen Bahnnetzes machte sich in der schnellen Ausdehnung des Ackerbaues über gewaltige vorher brach liegende Flächen geltend, die für einige Jahre entsprechende Kornmassen lieferten. Aber von den Bahnen abgesehen, war das Land in keiner Weise für die Ausfuhr dieser Massen vorbereitet: es fehlte an Lagerhäusern, an Transportmitteln, oft sogar an Schiffen mit billiger Fracht, da es an Einfuhr gebrach und die mit Ballast ankommenden Schiffe ihre Frachtpreise entsprechend erhöhen mußten. Endlich trat die mächtige überseeische Konkurrenz seit 1883 so siegreich auf, daß trotz der auf Staatskosten immer

tiefer herabgesetzten Bahnfrachten die Getreideausfuhr aus den entlegeneren inneren Landestheilen ins Stocken gerleth. Im Jahre 1885 wurden rund 110 Mill. Zollzentner Getreide für 280 Mill. Rubel an Europa verkauft; im Jahre 1886 nur 87 Mill. Zentner für 217 Mill. Rubel. Die gesammte Ausfuhr sank von 498 Mill. Rbl. in 1885 auf 436 $\frac{1}{2}$  Mill. in 1886. Der Gesamtumsatz von Aus- und Einfuhr, im Werthe von 819 $\frac{1}{2}$  Mill. in 1886 sank gegen 1885 um 59 Mill. oder 6 $\frac{1}{2}$  Prozent. Die Einfuhr stieg dagegen von rund 379,8 Mill. Rubel in 1885 auf 382,9 Mill. Rbl. in 1886. Das gegenwärtige Merkantilssystem hat also nicht verhindern können, daß die Ausfuhr sinkt, die Einfuhr steigt und der gesammte Handelsumsatz in 1886 auf den tiefsten Stand innerhalb der letzten 10 Jahre herabgegangen ist. Der einzige Erfolg ist eine fortgesetzte Steigerung der Zolleinkünfte, d. h. ein rein fiskalischer, während der Mißerfolg auf wirtschaftlichem Gebiet offen zu Tage liegt. Trotzdem hat der neuernannte Finanzminister Wjshnegradski nicht gezögert, im verwichenen April eine umfassende Erhöhung der Eisenzölle und des Kohlenzolls eintreten lassen. Er will also auf dem alten Wege fortschreiten. —

Bei diesem Bestreben, Rußland zu einem industriell unabhängigen Staate zu machen, und bei der auf Rußland besonders schwer lastenden Stockung in dem Handel mit Rohprodukten hat sich nun allerdings ein für die Entwicklung der Industrie sehr günstiger Faktor entfaltet, nämlich die Anhäufung brach liegender Kapitalien. So arm an Kapital das Land ist, so suchen doch Hunderte von Millionen gegenwärtig nach Verwendung. Der Grund davon liegt nicht allein in der Handelstockung, sondern eben so sehr in der Unsicherheit der Rechtsverhältnisse und dem Mißtrauen in die finanzielle Zukunft des Landes. Das Schwanken des Kurses, der stete Wechsel des Zolltarifs, die blinde Jagd nach Steuereinnahmen, der rechtlose Zustand des Einzelnen gegenüber gewissen sogenannten politischen Prinzipien der Staatsleitung, die Unsicherheit des privaten Rechts vor den Gerichten — das Alles lähmt die Unternehmungslust und läßt das vorhandene Kapital in die Banken fließen oder Anlage in Staatspapieren mit Goldwährung suchen. Dazu kommt der schnell um sich greifende Niedergang der Landwirthschaft. Seit der Aufhebung der Leibeigenschaft, mehr noch seit dem Anschwellen jener krankhaften Verhättschelung des Bauern ist der Adel von Jahr zu Jahr mehr verarmt, so daß in vielen Gubernien — denn von den nichtrussischen Grenzprovinzen rede ich nicht — kaum mehr ein Landadel zu finden ist. Der Großgrundbesitz ging an vielen Orten in die Hände von Kaufleuten über. Seit aber die Kornpreise nicht oder kaum mehr die Produktionskosten decken, läßt der Kaufmann oder sonstige Kapitalist die Hände auch von dem stattlichsten Landfise; denn der russische

Kaufmann ist, noch weniger als ein anderer Kaufmann der Welt, Landwirth aus Liebhaberei: auf dem Lande zu wohnen dünkt ihm meist eine Verbannung und das Landgut besitzt für ihn kein „pretium affectionis“, sondern nur den Werth der Verzinsung. Das Kapital begann also den Ackerbau zu fliehen seit dieser fruchtlos, arm zu werden anfing. Obgleich nun alles Kapital in Unthätigkeit gerieth, blieb der private Zinsfuß doch ein hoher. Eine Verzinsung von 10 und 12 Prozent ist noch gegenwärtig üblich auch dort, wo die beste Sicherheit für das Kapital geboten wird. Man sollte meinen, daß unter solchen Umständen das Kapital sich mit Freuden in eine industrielle Thätigkeit stürzen müßte, die ihm bei den die fremde Konkurrenz oft ganz ausschließenden Zöllen eine hohe Verrentung zu sichern scheint. Dennoch ist das nicht der Fall, sondern das Kapital entschließt sich fast ebenso schwer zur Anlage einer Fabrik als zum Kauf eines Landgutes. Die Erklärung dafür liegt in den oben angeführten Dingen: in der Unsicherheit des Geldes, des Rechts, der Steuer; in der Unbrauchbarkeit der heimischen Arbeiter; in der Unbrauchbarkeit des heimischen Materials. Um nur Eines anzuführen: wenn heute für eine vom Auslande eingeführte Lokomotive 5000 Rbl., d. h. nach heutigem Kurse über 12000 M. an Zoll bezahlt wird, so sollte man meinen, daß russische Lokomotivfabriken in Menge aussprießen müßten. Statt dessen besteht nur eine in Kolomna und eine andere in Bränsk, und deren Lokomotiven sind unvergleichlich schlechter als die deutschen oder belgischen, und dazu noch theurer. Jede Zollerhöhung hat bisher die Folge, daß die Fabriken in Bränsk und Kolomna den Zollbetrag zu ihren Gunsten einstreichen durch entsprechende Erhöhung ihrer Preise, in der Hoffnung, scheint es, daß entweder der heutige Patriotismus oder aber eine nachlässige, oder bestechliche Bahnverwaltung ihr doch zum Absatz ihrer schlechten Lokomotiven verhelfen werde. Die gut verwalteten Bahnen kaufen nach wie vor die ausländischen Lokomotiven, bezahlen den Zoll, weil sie mit den russischen Lokomotiven nicht arbeiten können. Da aber die Regierung den Bahnen gegenüber eine Zinsgarantie übernommen hat, so zahlt sie in dieser Form die durch den Zoll verursachte Vertheuerung des Bahnmaterials wieder heraus. Vortheil davon haben nur die beiden Fabriken in Bränsk und Kolomna. Dieses ist ein häufig wiederkehrender Gang der Dinge auch in andern Zweigen der Industrie, und leider ein nur zu natürlicher Gang. Denn während der Schutz Zoll nur in so weit eine fördernde Maßregel ist, als er die Arbeit im Lande selbst anspernt, hat eine Geschichte von Jahrhunderten das russische Volk gelehrt, vom Staat nicht nur Schutz, sondern auch einen auf redliche oder unredliche Weise zu erlangenden leichten Gewinn zu erwarten, der sich auf industriellem Felde durch vor-

theilhafte Lieferungen an den Staat oder staatlich abhängige Institutionen ausdrückt. Diese Gewohnheit wird durch die heutige Wirthschaftspolitik unterstützt, welche geeignet ist, nationale Politik und Wirthschaft so weit zu vermengen, daß auch die schlechte Arbeit und der unverdiente Gewinn geschützt werden, sobald sie sich unter die nationale russische Fahne bergen.

Wie richtig die Meinung ist, daß die großen und komplizirten Industrien unserer Zeit nur im räumlichen oder kulturell-nationalen Zusammenhang mit den alten Industrieländern, mit andern Worten in der Nähe alter Industrieländer oder mit Hülfe von Arbeitskräften dieser Länder erblühen können, dafür bietet die Erscheinung einen Hinweis, daß die russischen Zölle in erster Linie der polnischen Industrie zu Gute gekommen sind. Abgesehen von den landwirthschaftlichen Industrien haben die Textilindustrie und die Eisenindustrie, also die bedeutendsten Zweige des Fabrikwesens, in Polen einen großen Aufschwung genommen. Die Nähe Deutschlands, die Möglichkeit von dort jederzeit geschulte Arbeitskräfte und gute Maschinen schnell zu beziehen, ferner die Nähe der deutschen Bezugsquellen von Kohle und Eisen, die Dichtigkeit der Bevölkerung, endlich wohl auch die besseren Rechtsverhältnisse auf privatem Gebiet gegenüber den innerrussischen Ländern, das Alles zusammen hat in Warschau, Lodz, Tomaszow und einigen andern Orten in kurzer Zeit umfangreiche Fabrikanlagen hervordachsen lassen, welche heute bereits einen großen Theil des russischen Marktes beherrschen. Die „Mosk. Bz.“ erzählte jüngst, daß jährlich aus Deutschland etwa 400,000 Arbeiter nach Rußland kämen um hier verwandt zu werden. Wenn diese Zahl auch weit über diejenige Zahl hinausgehen mag, welche man erhalten würde wenn man nicht bloß die Pässe und Passirscheine der Grenzschwaben, von denen oft viele Duzende in einem Jahr an denselben deutschen Arbeiter, der hinüber und herüber wandert, erteilt werden, sondern die hereinkommenden Personen selbst in Rechnung brächte, so bleibt die Menge fremder Arbeiter in den polnischen Fabriken immerhin eine sehr beträchtliche. Neben ihnen aber bildet sich bereits eine einheimische Klasse von Fabrikarbeitern und von technisch ausgebildeten leitenden Kräften, heran, die einmal wohl im Stande sein dürfte, die Unabhängigkeit der polnischen Industrie zu vollenden. Ebenfalls mit fremder, vornehmlich deutscher Hülfe haben einige Industriezweige in den Ostseeprovinzen erblühen können. Das ist jedoch nicht die Meinung der leitenden russischen Protektionisten gewesen, Polen und Deutsche in den Grenzprovinzen durch die russischen Schutzzölle in Nahrung zu setzen. Man fordert zwar mit Wort und That von diesen Polen, Deutschen und sonstigen fremden Nationalen, daß sie sich durchaus als Russen fühlen und zeigen, behandelt sie aber als Ausländer; man ist sehr

geneigt die russische Industrie von polnischer oder baltischer genau zu unterscheiden und die Schutzzölle nur so aufzufassen, daß sie diejenige Industrie schützen sollen, welche östlich von Düna und Dnepr sich befindet, nicht aber die westlich davon gelegene. Daher ist man, und sogar in den Kreisen der Staatsregierung, stets sehr wenig erfreut gewesen über diese Wirkungen der Schutzzölle, zumal sich damit jene doktrinäre Anschauung verbindet, daß man eine jede Industrie beliebig neben die Hochofen des Ural oder neben die Kohlengruben des Donez hin dekretiren könne. Vielmehr sah man immer scheelen Blickes auf die Industrie der Westprovinzen. Dieser Stimmung ist nun auch von Seiten des Monarchen selbst Ausdruck gegeben worden.

Der Allerhöchste Befehl vom 21. April/3. Mai d. J., durch welchen das die Erhöhung der Eisenzölle betreffende Reichsrathsgutachten bestätigt wurde, ordnet zum Schluß Folgendes an: „Den Ministern der Reichsdomänen und der Finanzen wird aufgetragen, baldmöglichst gemeinsam auszuarbeiten und zur Prüfung in vorgeschriebener Ordnung vorzustellen, Vorschläge zu Maßnahmen, um in den westlichen Grenzgebieten der weiteren Entwicklung der bestehenden und der Entstehung solcher neuer Gußeisenschmelzereien und Eisenwerke vorzubeugen, welche mit fremdem Material und unter Beihülfe fremder Arbeiter arbeiten.“ Dieser Befehl ist nur die Sanktion eines Theiles der seit lange besonders von Moskau ausgehenden Wünsche und insbesondere die Sanktion von Forderungen, die noch in allerneuester Zeit von Herrn Ratlow als Führer der nationalprotektionistischen Bewegung ausgesprochen worden sind. Angesichts der seit 1885 von unserer Seite stattgehabten, zum Theil leider mit unbilliger Härte ausgeführten Austreibungen russischer Staatsangehörigen aus Preußen könnte man jenen zarischen Befehl als die Einleitung zu einer Vergeltung ansehen, der rein politische Motive zu Grunde lägen. Ich bin indessen geneigt zu glauben, daß es sich hier mehr um wirtschaftliche innere Motive handele. Die Moskauer Protektionisten wünschen einen Schlag zu thun gegen die in Polen angesiedelten deutschen Kapitalisten und Arbeiter und zugleich gegen die polnische Industrie selbst, welche die moskowitzische auf den innerrussischen Märkten immer stärker bedrängt. Der neue Erlaß hat deshalb bereits das Rohmaterial an der westlichen Landesgrenze höher besteuert als an der Seegrenze, mit andern Worten das deutsche Rohmaterial höher als anderes. Dabei mag nun wohl auch der Deutschenhaß seine nationale Befriedigung finden; das Hauptziel, welches erreicht werden soll, ist aber das wirtschaftliche, der Uralindustrie durch Ausschluß der Fremden und Zerstörung der polnischen Industrie den russischen Markt fast monopolistisch zu sichern. Die Moskauer Industrie



hat schon längst einen Schutz nicht bloß gegen die polnischen Eisenindustriellen gefordert. Wiederholte Versuche wurden sogar von dort her gemacht, die Errichtung einer Binnenzollgrenze gegen die Westprovinzen durchzusetzen, welche keineswegs gegen die Eisenindustrie allein gerichtet wäre. Mit einem auffälligen Mangel an Verständniß für die inneren Bedingungen industrieller Entwicklung war man stets bereit, heute das zu zerstören was man gestern selbst geschaffen hatte. Man dekretirte Zölle, und sobald unter ihrem Schutze in den Westgrenzen sich Fabriken aufthaten, sagte man: nein, so war es nicht gemeint, wir wollten nicht im Allgemeinen die Industrie des russischen Reiches, sondern nur die national russische fördern. Gerade die Eisenindustrie, welche in allen Ländern gewissermaßen das Rückgrat der gesammten industriellen Arbeit bildet, hat jene von außerhalb, von ihr fremden Motiven fiskalischer und nationaler Politik diktirte Behandlung schwer empfinden müssen. Bis zum Jahre 1857 durfte gar kein Rohmaterial zur See eingeführt werden. Da man danach keine Entwicklung der Uralindustrie bemerkte, griff man 1859 die Sache vom andern Ende an, indem man einen Zoll für Rohmaterial von 5 Kopfen für das Pud ( $\frac{1}{3}$  Zentner) festsetzte, der russischen Maschinenindustrie aber das Rohmaterial gänzlich frei gab. Gleichzeitig mit der in Deutschland entstehenden schutzzölnnerischen Bewegung begann auch Rußland seit 1880 wieder in die frühere Bahn zurückzulenken, indem es vorläufig die der Maschinenindustrie gewährte Vergünstigung aufhob. Mit dem Regierungswechsel von 1881 und der sich daran schließenden reaktionären Umkehr folgte nun die noch dauernde Periode der sich überstürzenden Erhöhung aller Zölle. Ein Befehl vom 16./28. Juni 1874 zufolge sollte der Zoll auf Gußeisen betragen: bis zum März 1885 9 Kop., dann bis März 1886 12 Kop., und von da ab 15 Kopfen Gold. Statt dessen ist durch den Befehl vom 21. April d. J. das Gußeisen mit 25, resp. über die Landgrenze 30 Kop. belastet worden, und zwar abgleich die Regierung im Jahre 1884 den russischen Interessenten ausdrücklich versprochen hatte, daß der Zoll von 15 Kop. Gold auf die Dauer von 15 Jahren, von 1886 bis 1901 unverändert festgehalten werden sollte. Statt 15 Jahre ist das Versprechen also nur ein Jahr in Kraft geblieben. Alle andern Eisenstoffe und Metallfabrikate wurden ebenfalls mehrfachen Zollerhöhungen unterworfen. — Diese Behandlung hat eine Unsicherheit der Produktion zur Folge, welche natürlicher Weise verderblicher wirkt als eine drückende, aber gleichmäßige Behandlung wirken würde. Wie kann eine Industrie aufkommen wenn sie außer Stande ist, auf Jahre, sogar auf Monate voraus die wesentlichen Bedingungen ihrer Arbeit zu berechnen? wenn der Staat von sich aus durch das Gesetz die Schwankungen in den Produk-

tionsbedingungen verdoppelt, welche ohnehin in den Preisen des Rohmaterials, den Arbeitslöhnen, in Kohlenpreisen, in dem Absatzmarkt u. s. w. begründet sind? Die schlimmen Folgen sind denn auch nicht ausgeblieben, bedeutende Kapitalien wurden zerstört und werden weiter verloren werden. In den Ostseeprovinzen ist ein, in Finnland ein anderes Stahl-Eisenwerk bereits geschlossen worden. In Polen haben mehrere Werke infolge der Verordnung vom April ihre Arbeit eingestellt und die andern werden folgen müssen; die polnische Eisenindustrie ist wirklich zerstört worden. Hier lag die Zerstörung klar in der Absicht der Regierung. Aber eben so zerstörend ging sie, ohne die Absicht dazu zu haben, gegen andere Gewerbe vor, indem sie völlig systemlos Zölle bald auf Fabrikat bald auf Rohmaterial legte. Es ist eine jährlich wiederkehrende Erscheinung, daß die russische Regierung einen Einfuhrartikel mit hohem Schutz Zoll belastet, um die Erzeugung dieses Artikels im Lande zu Wege zu bringen; daß sobald der Artikel wirklich im Lande erzeugt wird, er entweder direkt durch eine Fabriksteuer oder indirekt durch Verzollung der für seine Herstellung nothwendigen Materialien so belastet wird, daß er gegen die fremde Konkurrenz erliegt; daß dann diese Konkurrenz wieder soweit mit Zoll-erhöhungen bekämpft wird als nöthig ist, um aufs Neue einen Versuch mit inländischer Erzeugung zu machen, u. s. f. Bei diesem finanziellen Ballspiel gehen aber sehr große Summen einmal des Fabrikunternehmers, das anderemal des den betreffenden Artikel handelnden Kaufmanns verloren; der Staat nimmt in Zehnern an Zöllen ein, während das Volkvermögen in Hunderten verliert, indem bald der Fabrikant, bald der Kaufmann bankerott wird durch einen und denselben systemlos angewandten Schutz Zoll. Statt eines Schutzes für den Industriellen wird aus dieser Art von Zoll und Steuer eine Verleitung zu Unternehmungen, die den Industriellen nicht allein, sondern auch den Kaufmann zuletzt ruiniren, die abwechselnd ihre Kapitalien den betreffenden Artikeln zuwenden. — Hierzu kommt eine oft rücksichtslose Art der Handhabung der Zollgesetze. In einen russischen Ostseehafen z. B. lief ein Schiff mit deutschen Eisenwaaren um einige Stunden vor dem Telegramm ein, welches das örtliche Zollamt von der Zollerhöhung vom 21. April in Kenntniß setzte. Die Zolldifferenz, zu deren Zahlung nun der betreffende Kaufmann genöthigt wurde, betrug etwa 15,000 Rb. Er mußte sich zahlungsunfähig erklären. Warum? Weil die Regierung es nicht der Mühe werth hielt, Verbindlichkeiten zu achten, die sie durch einen Zolltarif ihren eigenen Unterthanen gegenüber stets eingeht. Ein ähnlicher Fall ist folgender: In den russischen Häfen lagerten bisher bedeutende Waarenmengen unverzollt solange als deren Bestimmung noch ungewiß war und die gesetzlich

unverzollt bleiben durften, bis sie etwa als Transitgut weitergingen oder an den Absender zurückgingen. — Plötzlich erscheint ein Gesetz, welches anordnet, daß solche Waaren nur noch 3 Jahre lang unverzollt lagern, dann aber verzollt werden oder wieder den Hafen verlassen müssen. Das Gesetz erscheint im Jahre 1887, ist jedoch zurückdatirt von 1884, so daß die angebliche Frist von 3 Jahren bereits verrechnet ist. Die Kaufleute sind einfach geprellt. — Eine Forderung von Binnenzöllen ging nicht allein von den moskauer Eisenindustriellen, sondern ebenso von der dortigen Textilindustrie aus. Wenn die Regierung nun auch diese Forderung nicht direkt erfüllt hat, so sucht sie doch den Zweck derselben mittelbar durch Zerstörung der nichtrussischen Industrie in Polen zu erreichen, und wenn der Befehl vom 21. April/3. Mai d. J. nur die dortige Eisenindustrie trifft, so liegt kein Grund vor anzunehmen, daß die Webereien vor einem ähnlichen Schicksal gesichert sind. Gegen die polnische Industrie sind außer diesem Ufss noch andere neuere Maßregeln gerichtet: Der erhöhte Kohlenzoll und der Ufss vom 14./26. März d. J., der Kapital und Intelligenz des Auslandes von dem platten Lande Polens und des ganzen westlichen Gebietes ausschließt. Alles zusammen dürfte die junge Blüthe der gesamten polnischen Großindustrie bald knicken. Es ist wieder jener Kreis, in dem sich die russische Finanzwirthschaft fruchtlos dreht: Die fremden Fabrikate werden hoch verzollt um die Fabrikation im Inlande zu beleben; daraufhin entstehen Fabriken im Ural, in Moskau, Tula, in Polen, und vermöge ihrer in Bezug auf die Nähe von Kapital, von geschulten Arbeitern, von billigem Rohmaterial und billiger Kohle, vortheilhaften Lage gewinnen die polnischen Fabriken ein Uebergewicht über die russischen. Nun werden sie durch Behinderungen im Bezuge von Arbeitern, von Material, von Maschinen belastet zu Gunsten der russischen Fabriken, das Rohmaterial wird höher verzollt, die Kohle gleichfalls; die Folge ist, daß die polnische Industrie sinkt, daß viele Millionen verloren gehen, daß die russischen Eisenwerke allein auf dem Platze bleiben; da sie aber nicht im Stande sind, ihre Waare in der für die heutigen Anforderungen passenden Güte zu verfertigen, so ist der Konsument gezwungen, trotz des hohen Zolles wieder zu der ausländischen Waare zurückzukehren. Gezwungen! Denn es ist eben bei einem gewissen Stande des Betriebes, der Ordnung nicht ohne gewaltige Schädigung möglich, von dem Gebrauch einer Vorfig'schen Lokomotive zu dem einer Bräncker überzugehen. Kaum hat der Konsument sich an das fremde Fabrikat gewöhnt, so fällt ein erhöhter Schutz Zoll auf dasselbe herab, und der Kreislauf von Aufblühen und Niedergang der Fabriken beginnt von Neuem. Aber die Millionen verschwinden spurlos, bald durch den Krach der Fabriken, bald durch den

der importirenden Kaufleute. Grade jetzt, wo der auswärtige Handel darniederliegt, hat das unbeschäftigte Kapital auch in den Handelsplätzen der Ostsee sich vielfach der Industrie zugewandt. Die an Schiffen leeren Ostseehäfen haben den dortigen Kaufmann verleitet, sich dem Fabrikwesen zuzuwenden, und mit ungeheuren Verlusten ist dieser Uebergang auf einen neuen Boden des Erwerbs bewerkstelligt oder begonnen worden. Da kommt der Zoll auf Eisen und Stahl, welcher der uralischen Industrie zur Herrschaft verhelfen soll, da kommt auf einmal die Nachricht, daß der Kohlenzoll an der westlichen Landgrenze von  $1\frac{1}{2}$  auf 2 Kop. per Pud (40 Pfr. russisch) und in den baltischen Häfen von  $\frac{1}{2}$  auf 1 Kopeken erhöht wird. Hier soll die englische, dort die schlesische Kohle durch die Donezkohle verdrängt werden. Da der Bezug der letzteren wegen der Entfernung nicht möglich ist, so bedeutet diese Zollerhöhung eine Vertheuerung der Industrie in den westlichen und baltischen Provinzen ohne einen Nutzen für die einheimischen Kohlenwerke. Die Fabriken sind für das schlechtere Eisen, die schlechtere Kohle nicht eingerichtet, oder zu entfernt um die Frachten von Ural und Donez bezahlen zu können. Die Folgen sind große Verluste an Volksvermögen, Herabgehen der Industrie, Förderung der fremden Konkurrenz, also auch hier wieder jener verhängnißvolle und theure Kreislauf, der nur zuletzt die Wirkung hat, daß das unternehmende Kapital schwindet, daß die Unsicherheit in den Grundbedingungen der Industrie das noch vorhandene Kapital verschleucht, die gesammte Kaufkraft des Volkes sinkt und der Konsument selbst nicht mehr die Mittel besitzt um die Fabrikate zu bezahlen.

Das dürfte die Erklärung sein für den im laufenden Jahre begonnenen erheblichen Rückgang der russischen Einfuhr. Bei dem Bestreben in Rußland eine der europäischen gleiche Industrie zu schaffen, und bei der für ein so vielsprachiges Land wie Rußland unheilvollen Vermengung national erobernder Politik mit rein wirthschaftlichen Interessen, ist man endlich dahin gelangt, mit den Schutzzöllen nicht sowohl die eigene Industrie zu verbessern, als vielmehr die schlechte eigene Industrie zu prämiiren, schlechten Fabrikaten den Absatz zu erleichtern. Der Konsument wird genöthigt, Fabrikate zu kaufen weil sie national, nicht weil sie brauchbar sind. Der Werth des Schutzzolles, unter anderen Voraussetzungen von zweifelloser Bedeutung für die Entwicklung der Industrie, wird völlig verfehlt, indem Industrien geschützt werden, die gar nicht die Voraussetzungen einer Entwicklung besitzen, welche nöthig sind um die Kosten solcher Industrien zu decken. Darauf weist schon der Umstand hin, daß den verhältnißmäßig besten Erfolg die Branntwein- und die Zuckerindustrie, also diejenigen Industrien zeigen, welche mit der Landwirtschaft in naher Ver-

bindung stehen, d. h. eben jene Voraussetzungen des Gedeihens in dem vorhandenen Material an Stoffen und Menschen besitzen. Neben dem Branntwein haben in neuerer Zeit der Zucker, das Bier, der Wein eine steigende Bedeutung in der Produktion gewonnen. Aber auch die Leinen-, Baumwollen- und Wollenweberei haben unter starkem Zollschutz sich so gut entwickelt, daß die Moskauer Gewebe, unterstützt von dem vorzüglichen Handelsgeist des Russen, nicht nur nach Ost, sondern auch nach West mit Erfolg gegen die fremden Waaren kämpfen. Die Moskauer Seidenfabriken haben längst den russischen und den vorderasiatischen Markt erobert, allerlei Luxuswaaren in edlem Metall, Lack, Stahl zeigen einen eigenen und guten Geschmack. Und dieser gewerblichen Beschäftigung kommt der russische Volkscharakter günstig entgegen, der mit Lust und Talent das Handwerk und den Handel ergreift, dem mühsamen, langsamen Ackerbau aber widerstrebt. Ohne Zweifel verdient diese gewerbliche Beschäftigung die sorgende Förderung von Seiten des Staates. Aber indem man ohne Wahl Alles was über die Grenze kommt besteuert, indem man völlig systemlos die Zollschraube überall ansetzt und handhabt, ist sehr viel mehr zerstört als erzeugt worden.

Bei einem Ueberblick über die russische Finanzwirthschaft, fällt sofort in die Augen, mit welcher Stetigkeit die stärkste Einnahmequelle des Staates, die Getränkeaccise oder eigentlich die Branntweinsteuer durch Jahrzehnte immer reichlicher geflossen ist. Aber das Zurückgehen nicht sowohl dieser Steuer als des Verbrauchs an Branntwein weist nebst manchen andern Erfahrungen darauf hin, daß die Kaufkraft des Volkes erheblich sinkt. Und wenn man erwägt, daß die Bevölkerung des Reichs bis auf einen geringen Bruchtheil eine ackerbauende ist, daß die künstlich von der Regierung selbst gestützte Institution des Gemeindebesizes an sich der Entwicklung eines Volkes, zumal eines auf der Tiefe der allgemeinen Kultur, die das russische einnimmt, stehenden Volkes, eine fast unüberwindliche Schranke entgegengesetzt; daß die rohe Art des Ackerbaues nur sehr dürftige Erträge zuläßt; daß die überseeische Konkurrenz von Jahr zu Jahr die russische Kornausfuhr mehr zurückdrängt; daß endlich von Seiten des Staates bisher so gut wie nichts für den bedrängten Ackerbau gethan wurde; wenn man das alles zusammenhält, so wird man auch ohne Verweise der Erfahrung annehmen können, daß es mit dem Hauptgewerbe Rußlands schlecht bestellt sein müsse\*).

\*) Wenn ich hier und anderwärts auf Anführung von Zahlen verzichte, so geschieht es meist in der Ueberzeugung, daß die offiziellen statistischen Angaben Rußlands mit Ausnahme etwa derjenigen von Finnland und den Ostseeprovinzen zu geringe Gewähr in der Art ihrer Erhebung und Zusammenstellung bieten, um als beweiskräftig gelten zu können.

In der That befindet sich die Landwirthschaft heute in Rußland (ich rede nur von dem eigentlichen Rußland mit Ausschluß der fremden europäischen und asiatischen Provinzen) in einer schlimmeren Krisis denn damals als noch die bäuerliche Leibeigenschaft bestand und keine Eisenbahnen die Bedingungen der Volkswirthschaft umgestaltet noch die Bedürfnisse des Volkes in andere Wege geleitet hatten. Und war schon im Jahre 1881 ein Rückgang bemerklich, so haben die letzten 5 Jahre einen jähen Niedergang erlebt. Das neue Eisenbahnnetz hatte in den siebenziger Jahren einen leichten Absatz der Erzeugnisse gebracht; hatte man vordem im Innern für den Scheffel Hafer 10 Kop. (30 Pfenn.) bekommen, so erhielt man nun das acht- bis zehnfache; die Ausdehnung der Ackerflächen wuchs darauf hin ins Ungeheure. Aber während man fast überall nur ausdehnte, nicht verbesserte, nur Raubbau nicht Landwirthschaft trieb, sanken die Kornpreise wieder stetig von der Höhe herab, zu der die Bahnen sie emporgehoben hatten. Mit dem seit 1883 eingetretenen Ueberfluß an überseeischer Einfuhr von Getreide nach Europa verbanden sich die in Deutschland und andern Ländern eingeführten Kornzölle. Nach dem heutigen Stand der Valuta zahlt der russische Roggen, der nach Deutschland geht, 3 Mark für den Zollentner, d. h. 31 Kopeken für das Pud (40 Pfund russisch). Dieser Zoll und die überseeische Konkurrenz haben bewirkt, daß im Jahre 1886 z. B. im Gouvernement Tula, also etwa im Centrum Rußlands, das Pud Roggen mit 39 Kopeken bezahlt wurde. Weiter nach Osten hin, in den Kornkammern der Wolga, wie Samara, Penza u. s. w., konnte der Landmann nur 29 Kop. für das Pud Roggen, 24 Kop. für Hafer, d. h. für den Zollentner höchstens 160 Pfennige für Roggen, 140 Pfennige für Hafer erzielen. Bei solchen Preisen wird die Arbeit, soweit sie durch fremde, gemietete Hände gemacht wird, kaum oder gar nicht mehr bezahlt, und natürlich verringert sich das Areal dieses nicht bäuerlichen Acker von Jahr zu Jahr in sehr großem Umfange. Dieser durch Miethlinge bearbeitete Acker nun ist aber in Rußland grade derjenige, welcher die Ueberschüsse an Korn liefert. Der Bauer baut auf seinem Acker theils so viel als er braucht für seinen Lebensunterhalt, theils viel weniger. Vom April, von Ostern, vielfach von Weihnacht und noch von früherem Termin an bis zur neuen Ernte lebt er von gekauftem Brod, das er sich durch Arbeit beim Großbesitzer verdient. Ist das Brod billig, so verdient er sich schneller soviel als er zur Deckung seines Bedarfs nöthig hat, als dann wann das Korn theuer ist; er braucht also bei billigem Korn weniger zu arbeiten, und die Arbeitslöhne pflegen deshalb in Rußland um so höher zu steigen je billiger die Kornpreise sind. Bei den heutigen Kornpreisen befindet sich der Bauer vorläufig wohl, soweit nicht grade hier oder

da eine Hungerstoth eintritt. Denn wenn er auch noch weniger Geld erspart als früher, wenn auch der reichere seine höheren Bedürfnisse einschränken muß, so vermag die Masse ihr Brod doch durch wenig Arbeit zu gewinnen. Der Tagelohn ist also hoch, und derjenige Landwirth, der Korn zum Verkauf baut, muß höhere Löhne bei sinkenden Kornpreisen zahlen. Hierdurch allein schon wäre erklärlich, warum heute hunderttausende von Hektaren, vielleicht Millionen brach liegen, die einst beackert wurden. Aber es kommt hinzu, daß dieser in so unglücklicher Lage befindliche mittlere und große Ackerwirth auch derjenige ist, der das Korn für die Ausfuhr liefert. Kann er wegen des Mißverhältnisses von Löhnen und Kornpreisen seinen Acker nicht mehr bebauen, so muß die Masse des überschüssigen Kornes sich verringern und also der hauptsächlichste Handelsartikel des Landes einschrumpfen; der Kornhandel Rußlands muß sinken, und zwar schneller als in andern Ländern, wo billige Kornpreise billigen Arbeitslohn nach sich ziehen.

Die Ausfuhr ist denn auch seit Jahren stetig herabgegangen. Es werden für die letzten 5 Jahre für den Umfang der russischen Ausfuhr von Nahrungsmitteln, bei denen Getreide weitaus den größten Factor bildet, folgende Ziffern angegeben:

in Millionen Mark	1882	1883	1884	1885	1886
	1176,4	1121,4	992,7	999,9	791,7.

Das macht in 5 Jahren einen Rückgang der Haupteinnahme des Volkes von rund 385 Millionen Mk., was zum Theil aus dem Rückgang der Kornpreise zu erklären ist, zum Theil aber auch einen Niedergang der Produktion anzunehmen nöthigt. Diese, deutschen Aufrechnungen entnommenen Zahlen stimmen nicht mit den in russischen offiziellen Quellen rubrizirten Ziffern überein. Letztere Quellen weisen indessen unter dem Rubrum „Lebensmittel“ eine Ausfuhr auf von rund 319  $\frac{1}{4}$  Mill. Rubeln für 1885, von 252  $\frac{1}{4}$  Mill. für 1886, also ebenfalls einen Rückgang von 66  $\frac{3}{4}$  Mill. Rb. Gegen das Jahr 1883 beträgt der Rückgang sogar 121  $\frac{1}{2}$  Mill. Rubel, und wenn man erwägt, daß die Ueberführung der Märkte mit überseeischem Getreide hauptsächlich seit 1883 begann, so wird man dem Darniederliegen des russischen Kornhandels die fremde Konkurrenz als wesentliche Ursache unterlegen müssen, die nur verstärkt wird durch die in Deutschland eingeführten Zölle. Stellt man sich nun vor, daß Frankreich, Holland, selbst England diesem Beispiele folgen könnten, so wäre Rußland wirtschaftlich unrettbar vernichtet, weil sein Landbau weitaus nicht die Kräfte des Widerstandes, die Hülfquellen besitzt, welche den Konkurrenzländern zu Gebote stehen. Schon die Aussicht auf die geplante Verdoppelung des deutschen Roggenzolls auf 6 Mk. per Zollcentner, d. h. auf 62 Kop.

per Rub hätte zur Folge, daß Rußland dorthin nicht mehr ausführen, also um so viel weniger an Roggen und ebenso an den andern verjollten Getreidearten bauen könnte, als es bisher nach Deutschland schickte. Das betrug nach russischen Angaben im Jahre 1886 für 195,66 Mill. Mark oder 37% des gesammten russischen Getreideexports. Wie stark schon der bisherige deutsche Zoll auf die Getreideeinfuhr von Rußland nach Deutschland gewirkt hat, ist schwer zu entscheiden. Indessen ist diese Ausfuhr, die bis 1884 stetig gestiegen war, von 165,77 Mill. Mark in 1884 auf 130,05 Mill. M. in 1885 herabgegangen und in 1886 weiter um 24,6 Mill. Rub gesunken. Mit der Erhöhung des Zolles auf das Doppelte wäre die russische große Landwirthschaft zum großen Theil der letzten Existenzmittel beraubt.

Trotz der sehr günstigen Bodenbedingungen giebt der Acker bei solchen Preisen wie sie oben angeführt wurden, einen kleinen Gewinn nur dann, wenn der Bauer ihn selbst, ohne baare Kosten bearbeitet, oder wenn eine intensive Kultur ihm mehr als das gewöhnliche, nämlich mehr als das 3., 4., auf dem reichsten und theuersten Boden der Schwarzerde das 6. und 7. Korn durchschnittlich, liefert. Allein nirgend ist der Bauer zu intensiver Kultur fortgeschritten, vielmehr wird der Raubbau von ihm um so freier betrieben als ihn kein Zwang des Leihherrn daran zu hindern vermag. Es ist soweit gekommen, daß die Auswanderung des Bauern nach Osten an den Ural, nach Sibirien, nach den südöstlichen Steppenländern hin jährlich zunimmt. In den schönsten Gegenden des mittleren Rußlands, mehr noch in den ärmeren Gebieten des Nordens findet man heute viele Dörfer, die leer stehen. Innerhalb einer weiten, ebenen Dorfstr., auf der der Pflug kilometerweit ohne Hinderniß die fette Dammerde aufwirft, liegt das Dorf öde da, an 1000 hölzerne Häuser, vernagelt, zerfallend, fensterlos; kein Baum ringsum, außen um das Dorf aber gewaltige Hügel, bis zu 10 Meter hoch, den Dünger enthaltend, der von einem Jahr zum andern seit lange hier herausgefahren wurde um das Dorf von dem Allzweifel zu reinigen. Weshalb aber verließen die Bewohner diesen Ort? Weil sie meinten, der Acker gäbe keine Frucht mehr! Sie thürmten den Dünger draußen zu Hügeln, aber ehe daß sie den Acker damit wieder zu Kräften brachten, zogen sie lieber allesammt fort, ein paar hundert Meilen weiter nach Osten, kauften mit dem letzten Heller dort frisches Land und gruben sich ihre Erdhütten für das neue Dorf. Das alte verkaufen konnten sie nicht, denn es ist ja Gemeineland, dem Staat verschuldet und zuletzt — wer wollte es kaufen?

Es ist schwer, aus dem russischen Budget mit einiger Sicherheit die hrischen Rückstände festzustellen, welche der Bauer dem Staate in den



letzten Jahren einmal an Kopfsteuer, dann an den sogenannten Verkaufszahlungen, d. h. den für den Uebergang des Verstandes aus dem gutherrlichen in das bäuerliche Eigenthum dem Bauern vom Staat gemachten Vorschüssen, schuldet. Man darf indessen annehmen, daß diese Rückstände bedeutend sind und daß sie in letzter Zeit von einem Jahr zum andern größere Ziffern aufweisen. Ein Zeugniß hiefür bietet sich in einer neuerdings von dem Leiter der kaiserlichen Apanagen ausgearbeiteten Denkschrift, in welcher er auf Anlage von Elevatoren anträgt. Darin findet sich die Angabe, daß die in den fruchtbarsten Landstrichen der Gubernien von Samara und Saratow gelegenen Apanagebauern im Jahre 1886 40 Prozent der schuldigen Pachten nicht zahlen konnten. Dazu kommt, daß die Apanagebauern im Verhältniß zu den übrigen Bauern im Reich günstig gestellt sind, so daß man schließen darf, daß wenn, wie die Denkschrift sagt, die Rückstände der Apanagebauern im Reich zwischen 10 und 40 Prozent der Pachten betragen, die Rückstände der übrigen in freiem Gemeindebesitz lebenden Bauern mindestens dieselbe Höhe bereits erreicht haben. Und da das Jahr 1886 ein keineswegs ungünstiges in Rücksicht auf den Ertrag der Ernte war, so hat dieser Rückgang der Zahlungsfähigkeit des Bauern die Bedeutung nicht eines vorübergehenden Ereignisses, sondern eines Sinkens des Volkswohlstandes. Hierauf haben auch wiederholt die Berichte über den Verlauf der großen Messen hingewiesen, welche darüber klagen, daß der Absatz solcher Industriewaaren, wie Kattune, Tuche u. s. w., die der Bauer bereits den Erzeugnissen seiner Hausindustrie vorzuziehen gelernt hatte, wieder einschrumpfe. Ein Steigen des Wohlstandes dürfte nur in den an das Schwarze Meer grenzenden Gebieten, in den südlichen Steppenzändern zu konstatiren sein. Hier entstehen neue Dörfer, hier entwickelt sich bäuerlicher Wohlstand. Das große Binnenland ist nicht vorwärts, sondern zurück gegangen. Der Bauer feiert und betriekt sich, das Weib bestellt den Acker, das Volk verkommt materiell und sittlich; von Schulung ist nicht die Rede, es ist Niemand da, der den nöthigen dauernden Einfluß hätte um das Volk zu leiten seit der Guts herr theils verarmte, theils sein Gut verließ; denn der Geistliche war und ist verachtet, der Beamte ist wohl gefürchtet, hat aber nur zu oft einen entfittlichenden, das Rechtsbewußtsein schädigenden Einfluß. Trostlose Verwüstung der Wälder geht neben der Zerrüttung von großem und kleinem Landbau einher, und man hört vielfach die Meinung aussprechen, daß das nördliche und mittlere Rußland einer allgemeinen Verödung entgegenschreite, noch öfter den Ruf, daß es so wie jetzt unmöglich weiter gehen könne.

Indessen hält sich der Bauer im Ganzen doch noch einigermassen über

Wasser. Er war stets bedürfnislos und hat die Fähigkeit behalten, in der gegenwärtigen schweren Zeit Gewohnheiten, die er vor 10 Jahren angenommen, als die Ausfuhr des Getreides den zehnfachen Gewinn von dem brachte, was er vor zwanzig Jahren ersparte, wieder abzulegen. Er arbeitet schlecht, mit dem Geräth, das er vielleicht vor tausend Jahren kannte; er vertrinkt seinen Verdienst; er hungert vom Januar, wo die Vorräthe der Ernte verzehrt und vertrunken sind, bis zum August, wo die neuen geherbstet werden; er feiert an 100, bis zu 160 Tagen im Jahr; aber er schleppt doch sich und seine elende Wirthschaft durch die Zeit; denn, hat er kein Geld, so kann er auch ohne dasselbe leben. Der Großbesitzer kann das nicht. Er muß Knechte, Tagelöhner bezahlen, muß Geräth und Vieh kaufen, er hat Bedürfnisse, die Geld kosten, er muß vor Allem hohe Zinsen an die Bank, der sein Gut verpfändet ist, und noch höhere, 12, 15, 18 Prozent an andere Gläubiger zahlen. Dabei versteht er meist eben so wenig zu wirthschaften als der Bauer und liebt den Landbau noch weniger als der Bauer. Das Ablösungsgesetz hat ihm eine sehr leichte Art der Wirthschaft genommen und eine rechtlich sehr schwere gegeben. Ist die Ernte gut, so fault sein Korn oft auf dem Felde aus Mangel an Scheunen und Speichern, oder aus demselben Grunde an den Bahnstationen, und der erzielte Preis deckt kaum mehr die Kosten; ist sie schlecht, so wachsen die Schulden. So haben die letzten vier oder fünf Jahre eine erschreckende Verwüstung des Großbesitzes zu Wege gebracht. Von Jahr zu Jahr verlängern sich die Listen der Güter, welche im Januar oder Juli von Seiten der Agrarbanken zur Versteigerung gelangen. Bis vor ein paar Jahren vollzog sich in manchen Gegenden ein Uebergang des Großbesitzes aus den Händen der alten abligen Geschlechter in diejenigen vermögender Kaufleute. Seit aber die Kornpreise so weit sanken, daß auch das scheinbar billig erstandene Gut nicht mehr die Zinsen des Kaufpreises abwarf, schwindet jede Kauflust. Die Banken versteigern die Güter, finden keine Käufer, und um nicht selbst in die Klemme zu gerathen, hören sie oft schon auf die Versteigerung herbeizuführen, stunden die Zahlungen, machen Schulden und hoffen auf einen Umschwung der Dinge, der sie aus einer verzweifeltsten Lage retten soll. In vielen Gegenden ist der Großbesitz bereits durchweg bankrott, zum großen Theil sind die Güter verlassen. In den Gubernien von Petersburg und von Moskau, dem Centrum der russischen Industrie, wo vor zwanzig Jahren man von einem prächtigen Herrnsitz zum andern fuhr, kann man jetzt weit umher reisen, um nur noch verfallende Paläste, verödete Parks, brach liegende Aecker zu sehen. Im Ganzen kann man sagen, daß gut verwaltete, gut rentirende Landgüter seltene Ausnahmen sind. Es

sind meist solche, die sehr reichen Leuten gehören, die von deutschen oder andern fremden Verwaltern bewirthschaftet werden, oder solche, die mit einer Industrie verbunden sind. Wo Brennerci, Zuckersabrikation, große Mühlenindustrie, Bergbau der Landwirthschaft zur Seite stehen, da blüht auch oft die Landwirthschaft. Aber die Zahl solcher Güter ist verschwindend gering, denn die heutige Gesetzgebung erlaubt nur dem großen Kapitalisten diese industriellen Anlagen. — Wenn, wie ich oben sagte, das Steppenland des Pontusbeckens sich günstig von diesen Zuständen des mittleren und nördlichen Rußland unterscheidet, so heißt das nur, daß dort der Ruin noch nicht eingetreten ist, Dank der besonders günstigen natürlichen Bedingungen. Allein die Zukunft ist auch dort sehr düster. Ich führe aus einem neueren Werke über Rußland\*) Folgendes an: „Der forcirte Getreide-, namentlich Weizenbau hat die Felder so heruntergebracht, so verwildert, daß sie oft mehr Unkraut wie Getreide bringen, und wenn die seit einem Dezennium zu Tage getretene Wirthschaft noch ein weiteres Dezennium anbauert, so ist der Süden in wirthschaftlicher Beziehung für Rußland nahezu verloren.“

Was hat nun die Regierung für die Landwirthschaft gethan?

Jene unheilvolle Schwärmerci der sogenannten liberalen Partei, von dem Genius des russischen Bauern Alles, die Wiebergeburt Rußlands zu erwarten und diesem Bauern die übrigen Interessen zu opfern, ist offiziell zum Theil aufgegeben worden. Das heutige Regime ist aristokratisch seit der Zar selbst zu seiner Krönung in Moskau den Bauern verkündete, daß sie nicht mehr auf Kosten des Adels würden bereichert werden. Man hat hie und da in der provinziellen Verwaltung versucht, den Adel wieder hervorzuziehen und ihn sozial und materiell zu heben. Vor allen Dingen hat man zwei große Bankinstitute ins Leben gerufen, eine adlige und eine bäuerliche Agrarbank, die mit staatlichen Mitteln den Niedergang der Landwirthschaft, die Verarmung des Adels aufhalten sollen. Bis zum 1. Mai dieses Jahres waren an Darlehen bereits ertheilt worden von der Adelsbank etwa 111 Millionen, von der Bauernbank etwa 38 Millionen Rubel. Da der Bauer bereits durch die Ablösung von 1861 dem Staate verschuldet ist, der Adel in den älteren Agrarbanken seine Güter verpfändet hat, so bedeuten diese neuen Banken bloß eine Erweiterung oder Verbilligung des Bodenkredits. Nach den bisherigen Erfahrungen hat die Eröffnung der Adelsagrarbank dazu geführt, daß die alten Agrarbanken, um ihren Geschäftskreis zu erhalten, ihren Kredit so erweiterten und verbilligten, daß die Gutsherren es meist vorzogen, von

\*) Fr. Matthäi, Die wirthschaftlichen Hülfquellen Rußlands.

ihnen statt vom Staat neue Darlehen zu nehmen, was den Ruin nur beschleunigen wird. Denn diese Erweiterung des Kredits tritt zu derselben Zeit ein, da der Bodenwerth in schnellem Sinken sich befindet und der Großbesitz schon bankrott ist, oder am Rande des Bankrotts steht. Die alten und neuen Banken werden den Erfolg haben, den Adel hie und da von den drückendsten wucherischen Zinsen zu befreien; aber sie werden nicht im Stande sein der eigentlichen Gutswirthschaft aufzuhelfen. Persönliche Geldverlegenheiten werden augenblicklich durch die neu entliehenen Summen gelindert werden, aber dem Boden, der Landwirthschaft werden diese Summen nicht zu Gute kommen. Einige Wucherer, einige Agrarbanken werden zu ihren Forderungen an Zinsen oder Kapital kommen, aber die Ertragsfähigkeit der adligen Güter wird nicht gesteigert werden.

Für die bäuerliche Wirthschaft dürfte der ihr eröffnete Kredit manchenorts von einiger Wohlthat sein. Der Bauer ist in den Stand gesetzt, von den Gutsherren Land zu freiem Eigenthum zu kaufen; er wird hie und da zum wirklichen Eigenthümer, während er bisher nur Theilhaber am Gemeinlande war. Die vielen Ursachen, welche ihn bisher auf dem Gemeinlande an einer Verbesserung der Wirthschaft hinderten, mögen zum Theil auf dem freien Eigenthum wegfallen und ihn zu rationellerer Arbeit und zu größerem Fleiß anregen\*). Der Anfang möge damit verbunden sein zu einer territorialen Umlegung, Abrundung vieler ablicher und bäuerlicher Ländereien, deren völliger Mangel eines der vielen Uebel ist, welche die unwirthschaftliche Art der Ablösung des Bauerlandes hinterlassen hat. Die weitere Anregung mag in dem Bauern geweckt werden, sich von den Gewohnheiten seines Gemeinbesitzes allmählich abzuwenden und der Einsicht zu nähern, daß nur die Abschaffung dieser hoffnungslos verderblichen Institution ihn emporbringen könne. Wenn in dieser Richtung die Thätigkeit der Bauerbank sich erweitern sollte, so hätte die Regierung mit Schöpfung dieser Anstalt vielleicht ein Werk von großem Segen gethan. Wenn aber das System des Gemeinbesitzes auch ferner wie bisher von der Regierung grundtätlich geschützt wird, so zweifle ich, ob die Bauerbank zu erheblicher und nachhaltiger Bedeutung gelangen werde. Inzwischen hat die in dem betreffenden Bankgesetz vorgesehene Tendenz leider bereits manches Unheil angerichtet. Indem das Gesetz den Landkauf durch bäuerliche Genossenschaften unterstützte, indem den Bauern gestattet wurde, in Gesellschaften von unbegrenzter Anzahl Mitgliedern Darlehen zu nehmen und Land zu kaufen, verleitete man sie, auf den neu erworbenen Ländereien wiederum die gewohnte Gemeinwirth-

\*) Vergl. die Darlegungen Engelhardts im Maiheft der Zeitschrift „Europ. Vöte“, 1887.

schaft, den Gemeinbesitz mit allen seinen Schäden fortzusetzen. Wenn man sich vorstellt, daß 200 russische Bauern gemeinsam und mit fremdem Gelde ein Stück Land kaufen und sich darauf ansiedeln, wie es oft, ja gewöhnlich geschieht, so wird man ermessen, welche rechtliche Verwirrung daraus entstehen und wie roh die Art der Wirtschaft bleiben muß. In dieser Form verausgabt werden die Millionen nur geringen Nutzen der bäuerlichen Wirtschaft bringen außer in Hinsicht auf die Abrundung des Besizes. Und leider wird diese Befürchtung durch die bisherigen Erfahrungen bekräftigt. Aus verschiedenen Gegenden Rußlands sind mir Mittheilungen folgender Art zugegangen: Die Bauern kaufen ein Landgut mit den Vorzüssen der Bauerbank; dann theilen sie es in die üblichen Fluren und Gewanne. Nach Jahresluß zahlen sie weder Zinsen noch Tilgung an die Bank; sie werden verklagt, das Landgut soll versteigert werden; da es inzwischen für den einheitlichen Betrieb ruiniert ist, die Gebäude geplündert oder zerfallen sind, findet sich kein Käufer, und das Ende ist, daß die Bank, d. h. der Staat sein Geld verliert. Kurz der Edelmann wie der Bauer nehmen gern das vom Staat angebotene Geld, aber auf Rückzahlung ist wenig Aussicht vorhanden. Und welches Geld leiht der Staat dar? Papiere, die ihn zwar unmittelbar nichts kosten, deren Vermehrung aber mittelbar dem Staat sehr theuer zu stehen kommt, indem sie die Schuldenlast desselben vergrößert.

Die Neigung Rußlands, sich von Europa abzuwenden ist wieder lebendig geworden zu einer hiefür sehr unglücklichen Zeit. Eben jetzt stürmt so zu sagen der gesammte Erdball heran, um auf dem europäischen Markt sich festzusetzen. Der ungeheure, nur mit dem alten kaiserlichen Rom innerhalb seiner damaligen Welt vergleichbare Mittelpunkt unserer heutigen wirtschaftlichen Welt ist Europa geworden, dessen Kaufkraft bis nach Valparaiso und Yokohama hin herrscht wie die Kapitalisten Roms ehemals alle Märkte vom Indus bis nach Britannien beherrschten. Wer an der Weltkultur theilnehmen will, muß heute als Mitarbeiter auf dem europäischen Markte etwas gelten. Nach langem Widerstande hat selbst China heute erkannt, daß seine Mauer nicht mehr haltbar sei, und sich entschlossen in den europäischen Arbeitskampf einzutreten\*). In dieser Zeit beginnt Rußland eine Politik, die auf Errichtung einer chinesischen Mauer, auf Kostrennung von Europa, auf Unabhängigkeit von dem wirtschaftlichen Centrum der Welt angelegt ist. Während alle Länder ihre Kräfte aufs Aeußerste anspannen, um mit ihren Erzeugnissen in Güte und Billigkeit auf dem europäischen Markte bestehen zu können, erklärt

\*) Ein Entschluß übrigens, den gefördert zu haben ich für ein höchst selbstmörderisches Beginnen Europas halte.

Rußland, sich um den europäischen Markt, d. h. um den Weltmarkt nicht kümmern zu wollen. Es wünscht allerdings, und fast widerwillig, daß Europa seine Erzeugnisse kaufe, aber es macht kaum welche Anstrengungen, um den Forderungen des europäischen Marktes gerecht zu werden, es thut fast nichts, um der gewaltigen Konkurrenz entgegenzutreten zu können. Der Unterschied zwischen der Leistung des Arbeiters in Amerika und in Rußland ist ein solcher, daß er allein die Zukunft Rußlands zu besiegeln scheint. Beide Länder treiben Raubbau, aber das eine in halbem Schlafe, das andere mit Aufbietung aller und der höchsten Kräfte, die unsere Zeit an menschlicher Befähigung, an Kapital, an Werkzeugen der Produktion und des Verkehrs zu bieten vermag.

Rußland ist arm an menschlicher Befähigung zur Arbeit. Der Arbeiter leistet quantitativ vielleicht ein Drittel von der Tagesarbeit des Amerikaners, er arbeitet vielleicht an halb so viel Tagen im Jahr als jener, und es ist bekannt, daß er qualitativ weit schlechter arbeitet. Es ist indessen bisher noch nichts geschehen, um die Arbeit des Russen zu heben. Ja es ist, wenn ich recht unterrichtet bin, neuerdings von der Regierung, speziell von dem durch Herrn Pobedonoszew geleiteten Synod noch eine Reihe von Feiertagen offiziell neu erfunden worden, zum Heile der russischen Arbeit! Der Bauer feiert bis zu 160 Tagen, und er wird aufgefordert noch mehr Tage zu feiern, d. h. sich zu betrinken, besten Falles zu schlafen. Weder zur sittlichen, noch intellektuellen Hebung der Arbeitskraft des Bauern ist bisher irgend Erhebliches geschehen außer der Abschaffung der Leibeigenschaft. Der unglückliche Aberglaube jedoch an den Genius dieses Bauern hat eine Mitschuld daran, daß kein Rechtsbewußtsein sich entwickeln will, daß kein anderer Zwang als der des scharfen Hungers und der großentheils vergiftende Zwang des Beamtenwillens den Bauer und Arbeiter zu stetiger, ruhiger Entwicklung antreibt. Der Arbeiter des eigentlichen Rußland ist ein stets wandernder Tagelöhner, der Bauer des Dorfes ist ein schweifender Miethling geworden, ein Proletarier der Landwirthschaft. Und was die leitenden wirtschaftlichen Klassen betrifft, so sind sie mindestens auf Jahrzehnte hinaus noch außer Stande ohne Hülfe europäischer Kräfte eine Arbeit zu thun, die sich neben diejenige der Kulturstaaten stellen könnte.

In Amerika arbeitet ein gewaltiges Kapital in dem Ackerbau. Der russische Ackerbau bedarf des Kapitals eben so dringend als der Handarbeit und Intelligenz um vorwärts zu kommen. Aber seit Jahren ist der Staat bestrebt, das vorhandene Kapital der Industrie zuzuführen. Eine systemlose industrielle Politik verschlingt Millionen auf Millionen, das Kapital schwindet, der Landbau verfällt und verliert endlich auch den Kredit,

welcher nöthig ist um ihn mit Kapital zu versorgen. Denn jene staatlich ins Leben gerufenen beiden Bankanstalten halten besten Falles nur den Ruin für ein paar Jahre auf ohne positiven Nutzen zu bringen; schaffendes Unternehmerekapital wendet sich dem Landbau nicht mehr zu. Immer neue Zollerhöhungen treiben das Kapital nicht nur, sondern auch die Intelligenz und den Arbeiter der schwankenden Industrie zu. Die Art der Besteuerung von Branntwein, von Bier, von Hopfen, von Tabak und Zucker, welche heute üblich ist oder in Anwendung zu kommen pflegt, verschucht das Kapital auch von der eigentlichen landwirthschaftlichen, d. h. der Landwirthschaft zu Gute kommenden Industrie und fördert die großen monopolisirenden, kaufmännischen Fabriken mit landwirthschaftlichem Rohmaterial, die dem Acker fast nichts zuführen, den Landbau nur wenig unterstützen. Nun kommt ganz zuletzt noch der Fremdenultra vom März d. 3. hinzu, welcher von 22 Provinzen, einem großen Theil Rußlands, das fremde Kapital aus dem Landbau vertreibt. Denn indem der Ausländer das Recht verliert, dort Eigenthümer und Besizer von landlichem Grunde zu werden; indem er das Recht verliert Eigenthum oder Besitz an solchen Grundstücken frei zu vererben, geht die Kreditfähigkeit eines Gebietes von der doppelten Größe der Königreichs Preußen für das fremde Kapital verloren. Zugleich ist die fremde Intelligenz und Arbeitskraft aus diesem Gebiete verbannt worden in dem Grade, daß in 10 polnischen Provinzen auch die Verwaltung von Landgütern dem Ausländer unterjagt worden ist\*). Wenn man die ungeheure Steigerung der Arbeitskräfte an Kapital und Intelligenz dagegen hält, welche die konkurrirenden Staaten gerade jetzt in dem Landbau ins Feld zu führen bemüht sind, so staunt man über die selbstmörderische Kühnheit, mit der hier gewaltsam diese Arbeitskräfte entfernt werden. Während Amerika jährlich Hunderttausende von Einwanderern mit allen Mitteln herbeilockt, vertreibt Rußland dieselben, obwohl es noch eben so unendliche Flächen unbebauten oder kaum bebauten Landes besitzt als die Vereinigten Staaten. Während Amerika dem Fremden den Landlauf anbietet um der Spekulation mit Land, welche die Einwanderung erschwert, zu steuern, verbietet Rußland den Vändererwerb um der Einwanderung zu steuern, thut also grade das Gegentheil von dem was die Vereinigten Staaten thun. Während die Vereinigten Staaten den mittellosen Einwanderer zurückweisen und den intelligenten und bemittelten anziehen, verbannet Rußland den fremden Käufer, den Pächter, den Verwalter, den Fabrikdirektor, und gestattet nur noch dem einfachen Arbeiter herüberzukommen. — Aber dieser Ufaß, der bereits eine Agitation gegen

\*) Bisher thatsächlich freilich nicht in Ausführung gebracht.

die russischen Geldwerthe in Deutschland hervorgerufen hat, muß mit größerem Recht die Einwanderung werbenden, arbeitenden Kapitals, auch nach dem inneren Rußland hemmen. Denn wenn das fremde Kapital in 22 Provinzen für rechtlos erklärt wird, welche Sicherheit läge dann vor, daß nicht bei anderer Gelegenheit auch dem in den übrigen Provinzen des Reichs angesiedelten fremden Kapital das Recht verweigert werden könnte? Man wird in Europa sich fortan hüten müssen, Geld in irgend welcher Form nach Rußland gehen zu lassen. Und doch bedarf Rußland auf allen Arbeitsfeldern desselben eben so sehr als der fremden Arbeiter. — In Amerika ist die Anwendung der Maschine, des verfeinerten Ackergeräthes so verbreitet als nirgend sonst in der Welt. Eine Bevölkerung von höchster Intelligenz hat eine technische Erfindungskraft zur Reife gebracht, die ebenfalls unerreicht dasteht und die amerikanische Maschinenfabrikation auf eine die Bedürfnisse des Landes voll befriedigende Höhe gebracht hat. Eine in der Kultur sehr niedrig stehende Bevölkerung hat in Rußland auf diesem technischen Gebiet bisher nichts geleistet, was den heutigen Anforderungen an Geräthe und Maschinen so weit gerecht würde um damit konkurrenzfähige Erzeugnisse der Landwirtschaft zu liefern. Selbst die Waaren der besten russischen Maschinenfabriken oder Fabriken landwirthschaftlicher Geräthe können trotz der Schutzzölle die fremden Fabrikate nicht ersetzen. Obwohl es sich nun hier um den wichtigsten Erwerbszweig des Landes, um die Konkurrenz auf den Kornmärkten Europa's handelt, sind die landwirthschaftlichen Geräthe und Maschinen im Jahre 1885 einem Eingangszoll von 50 Kop. Gold für das Pud Gewicht ( $\frac{1}{3}$  Zentner) unterworfen worden, der den russischen Landwirth auch in dieser Hinsicht schlechter stellt als den europäischen und amerikanischen indem er ihn zwingt, für sein Geräth um so viel mehr als der amerikanische zu bezahlen als Fracht und Zoll betragen, oder aber mit schlechteren Geräthen als jener zu arbeiten. Die Erhöhung der Eisen- und Kohlenzölle von 1887 haben sofort bewirkt, daß die russischen Maschinenfabriken die Preise für ihre Maschinen um 40 Kop. für das Pud Gewicht (ca.  $2\frac{1}{2}$  M. auf den Zollzentner) steigerten. Es wäre ein Segen für den man Gott danken müßte wie für einen beschnittenen Regen, wenn Schweden, Amerika, Deutschland, einerlei wer, Rußland mit billigen modernen Pflügen überschwemmte. Der fremde Fabrikant, der damit Millionen verdiente, daß er in jedem Dorfe Rußlands seine Pflüge verkaufen ließe, dürfte von staatswegen noch mit Gold und Orden und Gnaden überschwemmt werden, und es bliebe der Vortheil des Landes noch immer ein gewaltiger. Statt dessen wird der eingeführte Pflug besteuert, wird der fremde Fabrikant auf alle Weise zurückgedrängt, und ehe im Lande selbst eine



Fabrikation sich entwickeln kann, die einen Pflug von gleicher Güte und dank dem durch ein Jahrzehnt oder mehr zu führenden Kampf der inneren Konkurrenz, von gleicher Billigkeit als der fremde Pflug, im Lande verbreitet, geht der Ackerbau zurück, werden ungezählte Millionen verloren, geopfert; wem? . . . einem halben Duzend von Fabrikanten mit vielleicht russischen Namen! Etwa 20 Millionen Ackerbauer schleppen mit geringen Ausnahmen ihren elenden Hackenpflug über den Acker hin, ein guter Pflug, gute Eggen, Walzen u. s. w. müßten die Ernte um Vieles erhöhen, d. h. um hunderte von Millionen die Werthe des Landbaus jährlich vermehren: man sollte meinen, daß der Staat allen Grund hätte, durch eine hohe Einfuhrprämie jedes aus dem Auslande hereingebrachte gute Ackergeräth so billig als nur irgend möglich zu machen. Statt dessen wird es bisher von Jahr zu Jahr durch Zölle vertheuert zum Wohle einiger künftigen Fabrikanten!

Dasselbe gilt von den für den landwirthschaftlichen Großbetrieb nützlichen Geräthen. Nur wenige Länder der Welt sind so wie Rußland geeignet für den Ackerbau im Großen, wie er durch die Erfindung von Dampfpflug und Dreschmaschine, von Mäh- und Erntemaschine möglich geworden ist. Wenn in Amerika Ackerflächen bis zur Größe von 100,000 Morgen in einer Hand bewirthschaftet werden, so ist das nur mit Maschinen möglich und in weiten Ebenen wie sie auch Rußland besitzet. Die Fabrikation von Dampfpflügen und Dreschmaschinen mit Dampftrieb erfordert Kapitalien von solcher Größe, industrielle Schulung und Vorarbeit, wie wenig andere Industrien, so daß eben vermöge aller dieser Faktoren das alte Industrieland England bisher noch von keinem andern Lande hat eingeholt werden können\*): der englische Dampfpflug, die englische Dampf-Dreschmaschine beherrschen noch heute den Weltmarkt. Wenn weder Amerika, noch Belgien oder Deutschland hierin die englische Arbeit haben erreichen können — wann wird die russische Industrie dazu im Stande sein? In 10, in 20, in 30 Jahren? Vielleicht! Unterdessen aber wird die fremde Dreschmaschine mit einem Zoll von etwa 50% des Werthes vertheuert\*\*), unterdessen könnten, wenn der Staat statt des Zolles eine Einfuhrprämie dem englischen Fabrikanten anböte in der Höhe von 25 oder 50% des Werthes, hunderte von großen Grundbesitzern sich Maschinen anschaffen, ihr Getreide durch schnelle Reinigung vor der Fäulniß

\*) In neuerer Zeit scheint Nordamerika allerdings England den Rang in Bezug auf die Fabrikation landwirthschaftlicher Maschinen abzulaufen.

\*\*) Der 8pferdige Drescher (Dampfmaschine und Dreschkasten) von Clapton in England würde z. B. in einem baltischen Hafen heute 2345 Rb. kosten, wenn der Rubel pari stände und der Zoll fortfiel. Letzterer beträgt 1100 Rb., die Kursdifferenz 1630 Rb., also kostet der ganze Dreschsaß 5075 Rb. —

auf dem Felde oder an den Bahnen bewahren. Jetzt nimmt der Staat einige Zehntausend Rubel jährlich an Zöllen ein, verursacht damit den jährlichen Verlust von Millionen an Kornwerthen — um in 10 oder 20 Jahren vielleicht einigen Fabrikanten die Herstellung von Dampfdreschmaschinen zu ermöglichen! Denn kein einsichtiger, Gewinn und Verlust genau abwägender Landwirth wird ernstlich erwarten, daß, auf lange hinaus, man mit russischen Dampfdreschmaschinen werde arbeiten, d. h. mit Nutzen arbeiten können. Was Rußland vorerst braucht, sind bloß Werkstätten für die Reparatur der Maschinen. — Gegenwärtig kann nur der sehr große und reiche Gutbesitzer die theuren verzollten Maschinen für Großbetrieb kaufen, so daß die Zölle auch hier wie bei der landwirthschaftlichen Industrie monopolistisch und zu Gunsten einer kaufmännischen Ausnutzung sehr großer Ackerflächen, nicht zu Gunsten einer mittleren und intensiv-rationellen Landwirthschaft wirken.

In Amerika endlich ist die Organisation des Waarenverkehrs auf einer außerordentlichen Höhe. Die Bahnfrachten sind äußerst niedrig, und stehen in unmittelbarer Verbindung mit dem ebenso billigen Seeverkehr. Lagerhäuser und Elevatoren schließen sich diesen Verkehrsmitteln an, welche die Kornmengen sammeln und billig und sicher in einem den europäischen Märkten sich anpassenden Zustande befördern. Diese Anstalten haben der amerikanischen Getreideausfuhr nach Europa eine Sicherheit, Pünktlichkeit, Uebersichtlichkeit, den europäischen Märkten ein Vertrauen in Güte und Zustellung der Waaren verliehen, wie sie bei der Ausfuhr keines anderen Landes beobachtet wird. Rußland hat bis heute nur sehr wenig für den Waarenverkehr auf den Bahnen im Sinne der Sicherheit und Schnelligkeit gethan. Was für die Billigkeit geschehen ist, das ist oft von zweifelhaftem Werth. Am billigsten, fast umsonst arbeiten grade solche Bahnen, die sich in dem schlechtesten Zustande oder in der schlechtesten Verwaltung befinden. Denn es sind das die Bahnen, welche gar nicht daran denken oder denken können, in naher Zeit auf die Verzinsung ihres Anlagekapitals zu kommen. Sie erarbeiten so wenig, daß für die Gläubiger nur so viel am Jahreschluß herauskommt als der Staat an Zuschuß zu den Einnahmen hinzuzufügen kontraktlich verpflichtet ist. Hat der Staat 2% garantirt, so ist es diesen Bahnen völlig einerlei, ob bei einer Herabsetzung der Frachten auf ein Minimum die Kosten der Fortschaffung durch die Zahlung der Absender gedeckt werden oder nicht: je geringer die Einnahmen, um so mehr hat der Staat zu zahlen. Hier wird also auf Staatskosten die Kornausfuhr eines Landstriches, eines Hafens stark gefördert, was zur Folge hat, daß dieser Landstrich oft selbst an Hunger leidet, während die Zone der nächsten Bahn nichts absetzen kann, voll

Getreide liegt, der entsprechende Ausfuhrhafen aber zugleich verödet, und zwar weil die Bahnverwaltung, in der Verpflichtung, möglichst gewissenhaft für Verzinsung zu sorgen, und weil sie nicht auf die staatliche Garantie hin arbeitet, ihre Fracht in einer gewissen Höhe halten muß. Und noch eben zu Anfang Oktober hat der Finanzminister sogar für gut befunden, eine allgemeine Besteuerung der Bahnfrachten dem Reichsrathe vorzuschlagen. Die Logik, welche der Minister in der Motivirung dieses Projekts entwickelt, ist zu ungewöhnlich um übergangen zu werden: einer der wichtigsten Dienste, die der Staat der Bevölkerung leistet, meint der Minister, sei die Beschaffung billiger Bahnfrachten. Es sei daher sehr gerecht, wenn die Regierung angesichts der finanziellen Noth des Staates von der Bevölkerung eine Zahlung für jene Dienste fordere. D. h. also: „ich schenke dir den Rock, dessen du so dringend bedarfst, aber aus Dankbarkeit mußt du ihn mir bezahlen“. Man vertheuert heute noch von Staatswegen die Frachten! Zudem hat in diesen 6 Jahren die Erweiterung des Verkehrsnetzes, soweit es wirtschaftlicher Art ist, gestockt. Es sind große Summen für Bahnbauten verwandt worden, jedoch fast nur für strategische Bahnen.

Für den Bau von Zufuhrwegen wird im Verhältniß zu dem vorhandenen Bedürfniß sehr wenig gethan. Für die Anlage der amerikanischen Lagerhäuser und Elevatoren nichts. Vielmehr hat man sie abgewiesen\*). Vor etwa 4 Jahren erbot sich eine mit großem englischen und amerikanischen Kapital ausgerüstete Gesellschaft unter Führung eines vornehmen Russen, die Anlage dieser Verkehrsmittel zu übernehmen. Es ist möglich, daß diese Gesellschaft vermöge des Uebergewichts ihrer Geldmittel eine monopolisirende Stellung errungen hätte. Allein sofort erhob die „Mosk. Ztg.“ Protest: es dürfe eine so große und gewinnverheißende Unternehmung nicht Ausländern überlassen, sondern müßte von Staatswegen hergestellt werden. Die Regierung trat trotz der schon mit der Gesellschaft eingeleiteten Verhandlungen und trotz ihrer gegebenen Zusagen auf die Seite der Zeitung, und die Gesellschaft zog sich mit einigem Verlust an Geld für Vorarbeiten und an Vertrauen in den Willen der Regierung, eingegangene Verpflichtungen zu erfüllen, zurück. Die Errichtung von Lagerhäusern und Elevatoren aber ist bis heute unterblieben. Also wieder jene alte Erfahrung: um fremdem Kapital und fremden Menschen nicht Arbeit, Einfluß und Gewinn zukommen zu lassen, wird der Gewinn der großen Menge aller russischen Reichsangehörigen um viele Millionen geschmälert! Und es wäre sehr wohl möglich, daß wenn nun doch einmal sich in Ruß-

\*) Ganz neuerdings hat der Verwalter der kaiserlichen Apanagen die Errichtung solcher Anstalten für die Gebiete der Apanagen in Vorschlag gebracht.

land Leute fänden, welche jene Wohlthat, die man von den Amerikanern nicht annehmen wollte, dem Lande erweisen wollten, von ihnen verlangt würde, daß sie nur Elevatoren russischer Fabrikation anwendeten oder aber gewaltige Zölle bezahlten, wodurch sie sehr leicht in die Lage kommen könnten, entweder die Sache ganz aufgeben oder Anlagen machen zu müssen, die ungenügend brauchbar wären. Damit wäre dann natürlich wiederum dem amerikanischen Getreide auf den europäischen Märkten von staatswegen ein Versprung vor dem russischen zugesichert.

## II.

Angeichts des Niederganges der Volkswirtschaft in den letzten acht Jahren hätte jede Finanzverwaltung es schwer gehabt, die Staatsfinanzen in gutem Stande zu erhalten. Doppelt schwer hier, wo die Finanzen schon vor dieser Periode in einer sehr bedenklichen Lage waren. Es dürfte keinen Menschen in der Welt, den russischen Finanzminister nicht ausgenommen, geben, der eine genaue Vorstellung von der gegenwärtigen finanziellen Lage Rußlands hätte. Niemand ist im Stande, aus dem Jahresbudget oder den Abschüssen der Reichskontrolle eine solche Vorstellung zu gewinnen. Wer wollte z. B. aus dem Budget darüber Auskunft sich verschaffen, wie das finanzielle Verhältniß der mittelasiatischen Besitzungen zum Reiche sei? Jedermann ist überzeugt, daß diese Länder dem Reich gewaltige Summen jährlich kosten; aber Niemand vermag zu sagen, wie viel, da alle Ausgaben und Einnahmen in dem großen, wenig spezifizirten Budget des Reichs konzentriert erscheinen. Es ist somit nur möglich, Ursachen und Wirkungen im Großen oder in einigen vereinzelt Gebieten zu beobachten, die grade ein etwas mehr gefondertes finanzielles Dasein führen. Wir wissen, daß ein jährliches Defizit des Staates seit Jahrzehnten die Regel bildet und seit 1881 eine besondere Höhe zu erreichen pflegt; daß das für 1887 aufgestellte Budget ein offenes Defizit von rund  $36\frac{1}{2}$  Millionen und außerdem ein Bedürfniß von  $48\frac{1}{2}$  Millionen veranschlagt, welches aus den regelmäßigen Einnahmen nicht gedeckt werden kann; daß somit für 1887 ein Defizit von rund 85 Millionen bereits in Aussicht hat gestellt werden müssen. Wir wissen weiter, daß die Ausgaben von 585 Mill. in 1877 auf 881 Mill. für 1887 gewachsen sind und für dieses Jahr sicher nicht unter, sondern weit eher über den Anschlag gehen werden. Wir wissen, daß die Staatsschuld innerhalb 30 Jahren von etwa 500 auf etwa 5000 Millionen angewachsen ist, also sich verzehnfacht hat\*). Ferner sehen wir, daß der Staat etwa  $247\frac{3}{4}$  Mill.

\*) Auch hier wissen wir nicht genau, es werden vielmehr auch andere Ziffern ange-

für Heer und Flotte, etwa 278 $\frac{1}{2}$  Mill. aber zur Verzinsung und Tilgung seiner Schulden ausgiebt, was eine, wenigstens unmittelbar, unproduktive Ausgabe von jährlich etwas 526 Mill. darstellt. Matthäi (a. a. O.) berechnet die unproduktiven Ausgaben im russischen Budget sogar auf über 91 Prozent der Gesamtausgaben. Blickt man außerdem auf das Sinken der Ausfuhr und des gesammten Handels hin, so vermag man die schlimme Lage der Finanzen im Ganzen erkennen, mit der die gegenwärtige Regierung von Anfang an zu kämpfen gehabt hat. Und wie in vielen andern Dingen zerstört man grade auf dem wirtschaftlichen Gebiet sehr oft mit der einen Hand das was man mit der andern schafft. Die Schulden der Eisenbahnen an den Staat betragen zum 13. August d. J. 1002,400,000 Rubel. Abgesehen von den Veruntreuungen, die vorkommen, thut die Regierung selbst das Ihrige dazu, um diese Schulden hoffnungslos anzuwachsen zu machen. Hohe Steuer vom Personenverkehr drückt diesen herab, gewaltiges Unterbinden des Außenhandels durch Zölle, Steuern und allerlei Mörgeleien drücken den Waarenverkehr herab; endlich kommen sogar Steuern auf Eisgut, auf sämmtliches Frachtgut, was vorläufig freilich nur Projekt ist, aber wahrscheinlich Gesetz werden wird. Die Folge ist ein Sinken der Einnahmen auf den meisten Bahnen, und da der Staat die Zinsgarantie trägt, so heißt das soviel, als daß der Staat den wachsenden Ausfall zahlen muß, oder daß die Bahnen ihre Schulden vermehren. Der Staat verliert zweifach und sicher.

Von Anfang seiner Regierung an hat Zar Alexander III. darnach gestrebt, die Ausgaben einzuschränken. Der Verschwendung in der Verwaltung, der Veruntreuung der Beamten sollte gesteuert werden. Es ist ihm jedoch nicht gelungen, Wesentliches zu erreichen. Hier und da wurden Abstriche erzwungen, Sinecuren abgeschafft, die Gratifikationen der Beamten wurden gekürzt oder aufgehoben, die Unredlichkeit streng bestraft, dem Luxus am Hof und in der Gesellschaft entgegengetreten, u. dergl. m. — Allein die Verwaltungskosten sind gewachsen und die Unredlichkeit blüht nach wie vor, wenn man auch anerkennen darf, daß in einzelnen Ressorts seit 1881 der Wille zu größerer Sparsamkeit vorhanden ist und wenigstens in der Nähe des zariischen Auges mehr Gewissenhaftigkeit zu finden ist als früher. Der uralte Krebs, der an Rußland frißt, die Allgewalt eines geldgierigen und verderbten Beamtenthums ist eben nicht verschwunden und wird nicht verschwinden solange man sich bemühen wird das Beamtenthum durch Beamte zu verbessern. Welche Summen dem Staat durch diese Beamten jährlich gestohlen werden, darüber werden natürlich, auch nachdem

geben; ich nehme als neuesten Zeugen hiesfür Krüger in „Rußland's Finanzlage“, Berlin 1887, zur Grundlage.

die berüchtigten Prozesse gegen die Lieferanten von 1877 beendet wurden, keine Rechnungen geführt; aber ihre Größe kann man ahnen sobald man näher in die Werkstätte irgend eines Ressorts hineinschaut. Die Regierung hat z. B. aus Gründen der Sparsamkeit viele öffentliche Bauten, die früher an Unternehmer vergeben wurden, in eigene Hand genommen. Was man aber in gelegentlichen Berichten der Presse über die Bahnbauten, Hafen- und Festungsbauten Rußlands liest, das spricht dafür, daß der Staat dabei in dem größten Stil und in rohester Weise betrogen wird. Es handelt sich hierbei um große Summen, denn für 1887 sind z. B. die Ausgaben für Bahn- und Hafenbauten mit rund 48,4 Millionen in Anschlag gebracht. Ungeheure Summen sind für den Bau der zentralasiatischen Eisenbahn verbraucht worden. Man ist daher wieder nahe daran, den staatlichen Bahnbau zu Gunsten des Baues durch Privatgesellschaften abzuschaffen, wobei der Staat natürlich ebenso wie bisher wird bestohlen werden, aber doch Aussicht sein wird, daß mehr Bahnen nicht blos strategischen Zweckes entstehen werden.

Mit großer Verschwendung wird die nationale Politik nach außen, nach den unrußischen Provinzen von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer und bis nach Afghanistan und China hin betrieben. Um einen Deutschen, Polen, Kaukasier, Letten zum Gebrauch der russischen Sprache oder des byzantinischen Gottesdienstes zu nöthigen, werden keine Opfer gescheut. Die für den Fiskus ertragfähigsten, am billigsten zu verwaltenden Provinzen werden mit zerstörender Wuth im Namen des Staatesnationalismus behandelt, der viel kostet und mehr noch mittelbar schadet indem die Entwicklung der natürlichen Kräfte gehemmt wird. In den westlichen Provinzen polnischer und deutscher Zunge werden große Summen jährlich zur Errichtung von russischen Schulen und Kirchen, zur gewaltsamen Besetzung mit russischen Beamten, zur Reform aller Einrichtungen in russischer Gestalt verausgabt, während alle diese Dinge in diesen Provinzen schon in weit besserer Art von den einheimischen Kräften seit lange eingeführt, nur weder russischer Form noch orthodoxen Geistes sind. Im Westen werden Schulen und Kirchen gebaut wo keinerlei Bedarf darnach ist, im fernen Osten, im sibirischen Tomsk wurde mit großen Kosten eine Universität erbaut und eingerichtet, um jahrelang, bis heute nicht eröffnet zu werden, weil — sich keine Studenten dazu fanden. Das stimmt Alles schlecht mit dem unzweifelhaft vorhandenen Willen, zu sparen, gar nicht zu reden von Ausgaben, die für Heer und Flotte oder die für bulgarische Politik aufgewandt werden.

Was durch Einschränkung der Ausgaben nicht erreicht werden konnte, suchte man durch Mehrung der Einkünfte zu erzwingen. Mehrung und

Erhöhung der Zölle, Erfindung neuer Steuern und Erhöhung alter, das ist in diesen sechs Jahren der hauptsächlichste Inhalt der Thätigkeit des Finanzamtes gewesen. Die Einnahmen des Staates betragen 1881 rund 651 $\frac{3}{4}$  Millionen und sind für 1887 auf rund 881 $\frac{1}{2}$  Millionen veranschlagt, wovon indessen fast 85 Millionen zur Deckung des Defizits aus außerordentlichen Quellen fließen sollen. Bei der schlechten Lage der Landwirtschaft, nachdem die seit 1886 fallende Kopfsteuer auf die Grundsteuer überwältigt wurde, und die recht erhebliche Erbschaftsteuer hinzugekommen ist, sind die Immobilien kaum mehr im Stande noch höhere Steuern zu leisten. Mit um so größerem Eifer wird Alles aufgespürt, was eine indirekte Besteuerung irgend verträgt, und ohne eine durchgreifende Reform zu planen beschäftigt sich das Finanzamt in einer bedenklichen Hast mit der Herbeischaffung von Geld, wobei wiederum oft weniger die wirtschaftlichen oder rein finanziellen Gründe allein maßgebend sind, sondern politisch-nationale Motive ihren Antheil haben. Ein Staat wie Rußland muß wahrlich in arger Verlegenheit sich befinden, wenn fast täglich neue Steuerobjekte aufgesucht werden, auch wenn sie, wie z. B. das fremde Gemüse oder Obst, eine Zolleinnahme von nur 20,000 Rb. versprechen. Das sieht nach dem Strohhalme des Ertrinkenden aus. Der Staatskredit ist so sehr gesunken, daß die Noten der Reichsbank gegenwärtig nur noch um 18 Pfennige im Kurse fallen dürfen, um auf 160 Pf., d. h. auf die Hälfte ihres nominalen Wertes von 320 Pf. für den Rubel zu gelangen. Vergeblich hat der Finanzminister Bunge wiederholte Versuche gemacht, um neue Anleihen im Auslande zu erlangen. Obwohl gegen früher ein außerordentlicher Ueberfluß an Geld in den meisten Kulturstaaten vorhanden ist, schreckt dasselbe doch davor zurück, sich in Rußland niederzulassen. Sowohl der staatliche als auch der private Kredit Rußlands sinkt, weil die Arbeit, die wirtschaftliche Kraft, weil die Rechtssicherheit in Rußland sinken, und weil die noch vorhandene staatliche Kraft auf eine unfruchtbare äußere Politik verbraucht wird.

(Schluß folgt.)

# Russische und türkische Heerführer im Kriege 1877—1878.

Eine Anti-Kritik.

Von

**Thilo von Trotha.**

---

Unter dem Titel „Russische und türkische Heerführer im Kriege 1877/78“ ist im September-Fest der „Jahrbücher für Armee und Marine“ ein Aufsatz erschienen, der die Auffassung der von mir in den „Preussischen Jahrbüchern“ veröffentlichten „Rückblicke auf die strategischen Verhältnisse des Krieges 1877/78“ in wesentlichen Punkten als irthümlich und unrichtig darzustellen versucht.

Die Reihenfolge der einzelnen streitigen Punkte behufs besserer Uebersichtlichkeit meiner Entgegnung zum Theil anders ordnend, als es in der Kritik geschehen, beginne ich mit dem mir gemachten Vorwurfe „den Werth des türkischen Heeres ungemein herabgesetzt zu haben.“

Die Kritik sucht den Grund für diese von ihr behaupteten Thatfachen zum Theil in meiner „ungenügenden Kenntniß der türkischen Verhältnisse“.

Bei meinen Studien habe ich es schmerzlich empfunden, daß von türkischer Seite nur ein dürftiges Quellen-Material über die Ereignisse dieses Krieges vorliegt. Was vom türkischen Standpunkte aus an Quellen mir zugänglich geworden ist, habe ich gewissenhaft benutzt; in keiner der mir bekannt gewordenen fremden Arbeiten über den Krieg 1877/78 sind irgend Angaben enthalten, welche vermuthen lassen könnten, daß dem Autor bessere Quellen zu Gebote gestanden hätten als mir; ich darf also annehmen, daß ziemlich alle literarisch zugänglichen Quellen von mir benutzt worden sind\*); auf Grund dieser Quellen, welche zum Theil offiziöse und

\*) Es sind dies:

1) Subdetul Chaleif. — Eine Sammlung offizieller Dokumente, zusammengestellt von einem früheren Beamten in der Kanzlei des Sultans; sie enthält den



offizielle Aktenstücke enthalten, ist mein gänzlich parteiloses Urtheil über die türkische Kriegführung erwachsen.

Daß die im Subdetul Chafeits, in den Akten über den Prozeß Suleiman u. s. w. mitgetheilten Dokumente und Aussagen mithandelnder Persönlichkeiten von den Zuständen auf türkischer Seite ein so wenig schmeichelhaftes Bild entwerfen und verschiedene der handelnden Persönlichkeiten mit schweren Vorwürfen belasten, ist nicht meine Schuld. Ich kann nur urtheilen nach den mir bekannt gewordenen Thatsachen; irgend welches anderweitige Material, welches unbekannt in türkischen Archiven lagert, kann mein Urtheil natürlich vorläufig nicht beeinflussen.

Sieht man ab von einigen sehr niedrig gegriffenen Stärke-Angaben, welche die Kritik ohne weitere Begründung anführt und die ich mir vorläufig zu bezweifeln erlaube, macht die Kritik nirgends den Versuch, mein Urtheil durch Anführung bisher unbekannter Thatsachen zu rektifiziren, sodaß es fast den Anschein gewinnen könnte, daß dem Herrn Kritiker keine anderen Quellen zu Gebote standen als auch mir.

Sollte etwa von berufener, glaubwürdiger Seite neues Material über die Zustände auf türkischer Seite veröffentlicht werden, sollte der Beweis geführt werden, daß die Subdetul Chafeits, im Prozeß Soleimann u. s. w. gemachten Angaben falsch sind — dann würde ich vielleicht im Stande sein, mein Urtheil wesentlich zu modifiziren; solange mein Urtheil auf das bisher bekannte Material angewiesen ist, halte ich es unverändert aufrecht und lasse mich darin durch die gegentheiligen Behauptungen des Kritikers um so weniger beirren, als in demselben mehrfach Spuren einer etwas sehr naiven Auffassung zu finden sind.

Im Einzelnen mögen folgende Punkte der „Kritischen Beleuchtung“ hier kurz „beleuchtet“ werden.

In Bezug auf die Zeit der Kommandoführung Abdul Kerims heißt es:

theils brieflichen, theils telegraphischen Verkehr des Sultans und des Kriegsministeriums mit den einzelnen Heerführern und den der letztern unter einander.

2) Der kriegsgerichtliche Prozeß gegen Suleiman Pascha.

3) Der kriegsgerichtliche Prozeß gegen Fasil Pascha.

4) Der kriegsgerichtliche Prozeß gegen Hadschi Raschid Pascha und die übrigen in die Capitulation von Alabscha Dag verwickelten Generale.

5) Die kriegerischen Ereignisse bei Plewna, dargestellt von Major Taljat (ober Talat), Adjutant Osman Paschas.

6) War in Bulgaria. A narrative of personal experiences by Lieutenant-General Baker Pascha.

7) With the armies of the Balkans in 1877/78 by Lieutenant-Colonel Fife Cookson.

8) Norman, Armenia and the campaign of 1877.

9) Die Vertheidigung des Etropol-Balkan unter Mehmed Ali. — Von einem Augenzeugen.

10) Die türkische Armee unter Mehmed Ali in den Kämpfen am Pom. — Von B. v. Lyßka.

„Was als „schwächliches und schwerfälliges Gegenspiel“ bezeichnet wird, war ein wohlbedachter, den tatsächlichen Verhältnissen entsprechender Plan.“

Hier werden zwei ganz verschiedene Dinge durcheinander geworfen.

Abdul Kerims Plan war — das habe ich selber an mehreren Stellen betont — wahrscheinlich wohlbedacht und zweckentsprechend — aber die Unfähigkeit verschiedener Generale und die von Konstantinopel aus sich geltend machenden zum Theil ganz unvernünftigen Eingriffe ließen diesen Plan eben nicht zur Durchführung kommen; was schließlich geschah, war tatsächlich „ein schwächliches und schwerfälliges Gegenspiel“\*).

Mehmed Ali's langsames und unentschlossenes Handeln während seiner Commandoführung am Vorn wird damit gerechtfertigt, er habe viel Zeit zur Organisation seiner Armee gebraucht. Dies im Allgemeinen zugegeben, so entschuldigt diese Thatsache wohl den späten Beginn seiner Operationen, niemals aber die Schwerfälligkeit und Energielosigkeit, mit der die wirklichen Operationen von Ende August bis Ende September geleitet worden. Wenn Mehmed Ali in dieser Beziehung mehrfach (nicht in der vorliegenden Kritik) mit der Unbotmäßigkeit verschiedener Unterführer entschuldigt wird, so würde dies, wenn richtig, ein Beweis sein: erstens von dem Mangel an Disziplin unter den türkischen Generalen, und zweitens von der Unfähigkeit Mehmed Ali's für seine Stellung als Höchstkommmandirender. Ungehorsamen Untergebenen gegenüber ist eben eine „eiserne Faust“ notwendig, die Mehmed Ali nicht hatte.

Die Behauptung der Kritik: „Die Gesamtstärke seiner (Mehmed Ali's) Armee, die Festungsbesatzungen inbegriffen, kam nie derjenigen der ihm gegenüberstehenden Gegner gleich“ — ist im Hinblick auf offizielle türkische Angaben in dem Prozeß Suleiman einfach nicht richtig\*\*).

\*) Wenn es die sittliche Entrüstung des Kritikers erregt, daß ich Abdul Kerim das Epitheton „groß“ beigelegt habe, so will ich gern erklären, daß etwas Berührendes in dem Ausdruck absolut nicht hat liegen sollen; es war weiter nichts als eine etwas drastische Zusammenfassung der von dem Kritiker selbst gegebenen Charakteristik: „er war allerdings kein Formen-Mensch“. Uebrigens wird jeder unbefangene Leser aus dem ganzen Zusammenhang der Stelle weit eher Anerkennung als Tadel herauslesen.

\*\*\*) Nach den Akten jenes Prozeßes bestand die Armee des ostbulgarischen Festungsbereichs Anfang August aus 121½ Bataillonen. Für September machen die Prozeß-Akten folgende genaue Angaben über die Stärke dieser Armee: 163½ Bataillonen mit 97314 Mann, 5437 Mann reguläre Cavallerie, 5201 Mann Feld-Artillerie mit 45 Batterien, Gesamtsumme 107952 Mann — wobei einige tausend Escherkessen nicht mitgezählt sind.

Russischerseits waren auf der Ost-Front einschließlich des Corps auf der Osmanbazar-Straße verfügbar das ganze 12. und 13. Corps und ein Theil des 11. Corps; dies ergibt eine Gesamtstärke der Infanterie von etwa 50000 Mann. — An Cavallerie waren russischerseits vorhanden die 8., 12., 13. und Theile der 11. Division, zusammen etwa 6000—7000 Pferde; die russische Cavallerie war

Geradezu harmlos ist der Versuch der Kritik, Mehmed Ali gegen den Vorwurf zu verteidigen, daß er keinen Versuch gemacht habe, seine Stellung als Höchstkommandirender den andern Armee-Commandanten, namentlich Suleiman gegenüber, zur Geltung zu bringen: „Da seine Auffassung, er sei zum Oberbefehlshaber der drei Armeen ernannt worden, nicht anerkannt wurde, blieb ihm nichts übrig, als in Ausübung der ihm zugestandenen Befugnisse seine Pflicht zu thun!“

Ernannt zum Höchstkommandirenden war er thatsächlich vom Sultan\*); die Ernennung wurde nicht respektirt von Suleiman, und die oberste Behörde in Constantinopel hatte weder den Willen noch die Macht, Klärung in diese Sache zu bringen — Zustände, welche Mehmed Ali's energielose Schwäche bis zu einem gewissen Grade entschuldigen, aber niemals rechtfertigen können. Eine solche Lammesgeburt und bescheidene Resignation ist in gewissem Sinne bewundernswerth und edel, aber wahrhaftig kein Zeichen von Feldherrn-Begabung.

Mehmed Ali's spätere Aufgabe als Commandirender der Armee von Sofia oder Orhanie war nicht nur sehr schwierig sondern, soweit sie den Entsatz von Plewna in sich schloß, unter den damaligen Umständen in der That wohl unlösbar; daß Mehmed Ali diese Aufgabe nicht erfolgreich durchführen konnte, wird ihm keine verständige Kritik zum Vorwurf machen — wohl aber bleibe ich bei der Behauptung, daß Mehmed Ali's ganzes Verfahren während seiner damaligen Commando-Führung eine Kette von Schwächen und Halbheiten war und den Vorwurf der Unentschlossenheit und Energielosigkeit rechtfertigt.

Zwischen den sich kreuzenden Ansichten verschiedener Untergebener, und den zum Theil unqualifizirbaren Weisungen aus Constantinopel schwankte er, stellenweise sichtlich im Gegensatz zu seiner eigenen, besseren Ueberzeugung haltlos hin und her.

Seine Pflichttreue und persönlicher Muth ist von mir niemals angezweifelt worden.

also durchaus nicht doppelt so stark als die türkische; dagegen ist es richtig, daß die Russen den Türken an Zahl der Geschütze ganz bedeutend überlegen waren.

Rechnet man von der türkischen Gesamt-Stärke die Besatzungen der vier Festungen ab und sogar noch das 10000 bis 12000 Mann starke Dobrubtscha-Corps (da nicht genau ersichtlich ob dieses in der obigen Berechnung mitenthalten ist oder nicht), so bleibt für die Operations-Armee, die zu Mehmed Ali's Verfügung stand, immer noch eine Truppenstärke übrig, welche der gegenüberstehenden russischen Armee mindestens gleich kam.

\*) Depesche aus der Kanzlei des Sultans an Mehmed Ali vom 17. Juli: „Ihnen sind unterstellt Suleiman, Achmed Ejub und Osman“; fernere Depesche derselben Kanzlei an Mehmed Ali vom 21. Juli: Versuchen Sie sofort Suleiman mit Instruktionen über die von ihm auszuführenden Operationen u. s. w. — dies ist doch deutlich!

Die Kritik geht nunmehr auf meine Beurtheilung Osman Paschas über. Was hier zunächst die Stärke-Angaben der Kritik betrifft, so möge beispielsweise eine Angabe näher beleuchtet werden.

Die „Kritik“ berechnet die Stärke der Armee von Plewna für den Tag vom Ober-Dubnjäk (24. Oktober) nicht auf 45,000 Mann, wie ich glaube annehmen zu sollen, sondern nur auf 25,000 Mann. Gegenbeweis: Major Taljat Aga, Adjutant Osman Pascha's, gibt in seinem Werke „die Ereignisse bei Plewna“ dieser Armee für den Tag der Schlußkatastrophe eine Stärke von 37,500 Combattanten (ohne Kranke)\*). Bedenkt man nun, daß die Armee von Plewna seit dem Tage von Ober-Dubnjäk keinen Mann Verstärkung erhielt, daß sie dagegen in der Zeit vom 24. Oktober bis 10. Dezember durch fortgesetzte Gefechte und namentlich durch die von Anstrengung, Hunger und Kälte herbeigeführten Krankheiten sehr bedeutenden Abgang hatte — so ist die Annahme gerechtfertigt, daß die Armee von Plewna am Tage von Ober-Dubnjäk eine weit größere Stärke haben mußte als die Kritik glauben machen will; die Tage von 45000 Mann (anstatt 25000) dürfte hinter der Wahrheit wahrscheinlich noch zurückbleiben. Nach dieser Probe ist die Zuverlässigkeit der Stärke-Angaben der Kritik überhaupt zu beurtheilen.

Nunmehr zu den strategischen und taktischen Controversen über Osmans Thätigkeit übergehend, stelle ich als charakteristisch an die Spitze folgende wahrhaft überraschende Leistung der Kritik:

„Daß Osman's Marsch nach Plewna und sein Ausbarren daselbst „ein auf strategischen Erwägungen beruhender selbstbewußter Akt“ gewesen sei, hat Niemand geglaubt, der die Verhältnisse nur einigermaßen kannte. Derartige Selbständigkeits-Außerungen von Unterbefehlshabern (!) gehören vor ein Kriegsgericht. Er handelte auf Befehl.“

Wer allerdings von den Rechten und Pflichten eines selbstständig kommandirenden Generals eine derartige Auffassung hat, wer ihn in Bezug auf strategisches Urtheil und strategische Verantwortlichkeit geradezu zu einer Marionette machen will — mit dem ist über strategische Fragen eigentlich nicht mehr zu disputiren.

Unzweifelhaft war Osman, der nur dann und wann von Konstantinopel Weisungen empfing, die vielfach auf die wirklichen Verhältnisse gar nicht paßten (Mehmed Ali als Generallissimus ließ überhaupt Nichts von sich hören), weit selbständiger als die Erlauchten Führer der verschiedenen deutschen Armeen 1870/71 — daß diese z. B. die von der Kritik auf-

\*) Die hierauf bezüglichen sehr interessanten Detail-Angaben Taljat Agas können hier als zu viel Raum beanspruchend nicht angeführt werden.

gestellten Anschauungen von der Stellung eines Armee-Commandanten getheilt haben, glaube ich bezweifeln zu dürfen.

Mein abfälliges Urtheil über Osman's Verhalten bei dem Versuch, der Besatzung von Lovtscha zu Hilfe zu kommen, sucht die Kritik unter Hinweis auf die von mir selbst in meiner 1878 erschienenen Arbeit „der Kampf um Plewna“ gegebenen Darstellung zu entkräften. Als ich im Jahre 1878, unmittelbar nach den Ereignissen, die bezüglich Darstellung niederschrieb, lagen mir von türkischer Seite so gut wie gar keine eingehenden Angaben vor; als ich sieben Jahre später von Major Talsat's Werk Kenntniß erhielt und aus ihm die detaillirten Vorgänge auf türkischer Seite ersah, hat sich meine Auffassung über jenes Ereigniß durchgreifend geändert. Grade Talsat's stellenweise sehr harmlose Offenheit läßt Osman's Verhalten als Heerführer bei jener Gelegenheit in wenig günstigem Lichte erscheinen.

Die Angaben der Kritik über die türkischen Verhältnisse am Abend der zweiten Schlacht von Plewna (30. Juli) stehen mit den Angaben Talsat's in direktem Widerspruch; dieser sagt ausdrücklich, daß die anfänglich verlorenen Schanzen nicht am Abend des 30. zurückerobert, sondern daß die Thatfache ihrer Räumung durch die Russen erst am Morgen des 31. bekannt geworden; er führt dabei solche Einzelheiten an, daß seine Darstellungen in diesem Punkt völlig glaubwürdig erscheint. Die von der Kritik als Gegenbeweis angeführte Erzählung des im Hauptquartier des Fürsten Schachowski anwesend gewesenen Berichterstatters der Daily News hat in meinen Augen keine Bedeutung; die in lebhaftem Tone gehaltenen Plaudereien dieses Herrn sind vom Feuilleton-Standpunkt aus recht interessant, aber so oberflächlich und phrasenhaft, daß sie als Quellen ernsthaften Studiums nicht zu brauchen sind. Die positive Behauptung dieses Herrn z. B. von der Rückeroberung der verlorenen Geschütze durch die Türken findet in der Darstellung des Majors Talsat eine ganz positive Widerlegung. Daß die türkische Cavallerie am Abend des 30. eine tadelnswerthe Unthätigkeit an den Tag gelegt, ist auch eine ausdrückliche Behauptung Talsat's, der Kraft seiner Stellung wohl ein Urtheil hierüber haben konnte; er muß an Ort und Stelle eine Verfolgung wohl für möglich gehalten haben.

Wenn die Kritik unter den von mir erwähnten türkischen Generalen den Namen Muktar Paschas vermißt, so liegt dies daran, daß ich die anfangs in den Kreis meiner Betrachtungen hineingezogenen Ereignisse auf dem asiatischen Kriegsschauplatz schließlich mit Rücksicht auf den zu meiner Verfügung stehenden Raum wieder eliminiren mußte — andernfalls würde Muktar Pascha, entschieden einer der besten türkischen Generale, der

in Armenien unter schwierigen Verhältnissen sehr Tüchtiges leistete, mit gebührender Anerkennung genannt sein.

Unter der Zahl der von mir mit besonderer Anerkennung genannten russischen Generale vermißt die Kritik die Namen Swjatopolk-Mirski, Loris-Melikow und Imeretinski. Darauf antworte ich: Mirski ist allerdings nur aus Versehen nicht genannt worden, die beiden andern aber glaube ich — soweit ich ihre Leistungen beurtheilen kann — den hervorragenden Truppenführern nicht zuzählen zu sollen; dieses natürlich rein subjektive Urtheil kann weder durch den Umstand erschüttert werden, daß Loris Melikow Höchstkommandirender auf dem armenischen Kriegsschauplatz war, noch durch den anderen, daß Imeretinski als Generalstabs-Chef Toilebens von diesem sehr gelobt wird.

Nachdem die Kritik darauf hingewiesen, daß ich verschiedenen russischen Führern bei verschiedenen Gelegenheiten grobe Fehler vorgeworfen und nachgewiesen, heißt es weiter:

„Ein Abgrund, der nicht zu überbrücken ist, trennt diese Kritik des Verhaltens der russischen Führer . . . . von ihrer allgemeinen Beurtheilung, welche selbst denen der zweiten Stufe den Vorrang vor den besten türkischen Befehlshabern zuerkennt.“

Diese ganze Phrase ist gegenstandslos; keiner der von mir anerkennend genannten russischen Generale ist bei irgend einem der von mir besprochenen und gerügten Fehlern als Schuldiger betheiligigt — folglich besteht der „nicht zu überbrückende Abgrund“ nur in den Augen der Kritik, nicht aber in Wirklichkeit.

Daß die russische obere Heeresleitung — namentlich für ihre Maßnahmen im ersten Theil des Feldzuges — von der Kritik mehrfach gelobt wird, scheint seinen Grund darin zu haben, daß sie von mir getadelt worden ist; verschiedene Auslassungen der Kritik sind eigentlich nur dann erklärlich, wenn man annimmt, es sei die unbedingte Absicht gewesen, immer das Gegentheil von dem zu behaupten, was ich ausgesprochen.

Eine ganz wunderbare Auffassung strategischer Verhältnisse geht aus der Polemik hervor, welche die Kritik gegen den von mir gemachten Vorschlag eines bei Sistowo anzulegenden Brückentopfes führt. Was ich dabei beabsichtigt habe und allein beabsichtigen konnte, hat die Kritik absolut nicht verstanden.

Die ganze in Bulgarien operirende russische Armee war — namentlich während der ersten Periode der Operationen — für ihre rückwärtigen Verbindungen einzig und allein auf die beiden bei Sistowo hergestellten Brücken angewiesen. Gelang es selbst nur einem schwachen türkischen Corps, vorübergehend bis Sistowo vorzubringen und die Brücken zu zer-

stören, so gerieth die russische Armee in eine sehr bedenkliche Lage. Die Besorgniß vor dieser Möglichkeit mußte naturgemäß die Maßnahmen der russischen Führung beeinflussen und hat dies auch nachweislich bei verschiedenen Gelegenheiten gethan und zwar nicht zum Vortheil der russischen Waffen; so hängt z. B. der verhängnißvolle taktische Fehler Krüdeners, am 30. Juli die Hauptmasse seiner Truppen gegen die Oriviza-Front geführt zu haben, eng zusammen mit dem Gefühl, die von Plewna nach Sistowo führende Straßen-Richtung nicht preisgeben zu dürfen. Das Vorhandensein des von mir vorgeschlagenen Brückenkopfes würde die russischen Führer von derartigen ängstlichen Rücksichten auf ihre Verbindungen entlastet haben.

Wenn im Hinblick auf diesen Brückenkopf — um die Zwecklosigkeit meines Vorschlages zu beweisen — die Kritik sagt:

„eine derartige Anlage sicherte nur, soweit ihre taktische Wirkungssphäre reichte“

so ist dies natürlich richtig und für den von mir gewollten Zweck vollständig ausreichend; wenn aber die Kritik fortfährt:

„jedoch in keiner Weise entfernt von ihr operirende Truppenkörper . . . — Sie ließ ganz Westbulgarien offen u. s. w.“

so ist dieser Satz absolut sinnlos. Wer hat denn behauptet, daß der Brückenkopf „entfernt von ihm operirende Truppenkörper“ und „ganz Westbulgarien sichern“ sollte? Wenn der Kritiker seine Leser glauben machen will — und so muß man fast annehmen — daß ich eine derartige Albernheit ausgesprochen hätte, so muß ich eine solche Unterstellung energisch zurückweisen; in den „Rückblicken“ ist kein Wort darin zu finden, diese ganze Idee ist ein Kind der Phantasie des Herrn Kritikers.

Die Kritik wendet sich nunmehr zu Gurko und Stobelew. In den Augen des Herrn Kritikers sind dies ein Paar recht mittelmäßige Generale, die ihre Erfolge nur dem Zufall und der erdrückenden Uebermacht — ihre Berühmtheit nur den Lobhudeleien blinder Verehrer verdanken.

Die Darstellung, welche die Kritik von dem ersten Balkan-Uebergange Gurkos und den sich daran anschließenden Ereignissen in Rumelien gibt, ist in ihren großen Zügen natürlich richtig, enthält aber im Einzelnen eine Menge thatsächlicher Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten, was ich um so schärfer betonen muß, als die Kritik alle ihre Angaben mit einer souveränen Unfehlbarkeit bringt, die zum Theil recht wenig begründet ist\*).

\*) Hier zur Probe einige Beispiele:

Die Kritik sagt: „Gurko hatte von Haintioi bis Schipla nur ein wirkliches Gefecht zu bestehen, und zwar bei Uflani gegen 3 türkische Bataillone.“ Diese mit der größten Bestimmtheit ausgesprochene Behauptung, welche die Stelle der Rück-

Generell sind von der „Kritik“ zwei Faktoren fast ganz unberücksichtigt gelassen, welche Gurko's Thätigkeit während dieses Zeitabschnitts wesentlich — und zwar durchaus unvorteilhaft — beeinflussen; es ist dies

blicke: „Gurko erreichte unter fortgesetzten siegreichen Gefechten u. s. w.“ zu bemängeln sucht, ist thatsächlich unrichtig; Gurko hatte außerdem am 17. Juli ein siegreiches Gefecht bei Kasanlik, welches für die darin verwickelte türkische Abtheilung sehr ehrenvoll war, schließlich aber mit ihrer völligen Vernichtung endete, wobei 3 Geschütze in die Hände der Russen fielen.

Der Vorwurf der Kritik: Daß Gurkos zahlreiche Cavallerie sich nach keiner Richtung hin irgend welche nennenswerthe Kenntniß zu verschaffen vermocht hätte — ist inhaltlich bis zu einem gewissen Grade richtig, aber es ist falsch, ihn an Gurkos Adresse zu richten. Die von ihm getroffenen Maßnahmen, um durch seine Cavallerie Aufklärung über die Verhältnisse auf feindlicher Seite zu erlangen, waren vollkommen sachgemäß — aber die Leistungen der russischen Cavallerie bei dieser Gelegenheit waren im Allgemeinen herzlich schwach und brachten thatsächlich wenig Nutzen.

Wenn allerdings die Kritik besonders die „zahlreiche“ Cavallerie Gurkos betont und demgegenüber auf türkischer Seite nur 2 reguläre Eskadrons und einige hundert Irreguläre auftreten läßt, so ist diese Gegenüberstellung eine als solche klar erkennbare tendenziöse Verdunkelung der wirklichen Thatsachen. Auf Grund türkischer Quellen (Subbetul Chafelil und Prozeß Suleiman) läßt sich nachweisen, daß gegen Gurko verfügbar waren 4 reguläre Eskadrons, einige hundert anatolische Reiter und gegen Dreitausend Eskorteessen (diese Angabe findet sich in einer Depesche des Kriegsministers); außerdem fällt sehr schwer ins Gewicht der von der Kritik absichtlich gänzlich verschwiegene Umstand, daß im Lundscha- und Marizahthal überall die türkische Bevölkerung unter den Waffen war und sich lebhaft am Kampfe betheiligte. Was nun die Stärke der „zahlreichen“ Reiterei Gurkos betrifft, so hatte er südlich des Karadscha Dag zu seiner Verfügung 12 reguläre Eskadrons und 4 Sotnien Kosaken, wozu erst am 29. Juli (also nur für die Tage der letzten Kämpfe, aber nicht für die Zeit der Aufklärung) noch weitere 4 Sotnien hinzutraten. Obwohl die Cavallerie Gurkos nur ganz unwesentliche Gefechtsverluste aufzuweisen hatte, war dennoch infolge des sehr ruinierten Pferde-Materials (über die hierbei mitwirkenden verschiedenen Gründe kann hier keine weitere Auseinandersetzung erfolgen) die Gefechtsstärke der Eskadrons sehr gering und belief sich Anfang August einschließlich der Chargen auf 60—70 Pferde. Stellt man diese Zahlenverhältnisse mit den oben skizzirten Verhältnissen auf türkischer Seite zusammen, so ergibt sich, daß es nicht logisch ist, mit besonderer Betonung von der „zahlreichen“ Cavallerie Gurkos zu sprechen. — Daß die Leistungen dieser Cavallerie nicht auf der Höhe der Situation standen, wird aber trotzdem ausdrücklich zugegeben.

Wenn bei Besprechung des Treffens von Dschuranli am 31. Juli die Kritik in dem Satz der Rückblicke: „zwei Cavallerie-Regimenter Leuchtenbergs vereinigen sich, die Truppen Reufs durchbrechend, mit Gurko“ den Ausdruck „durchbrechend“ als falsch bezeichnet, so gebe ich die Richtigkeit dieser Correctur sofort zu, bemerke dabei aber folgendes: Die erwähnte Cavallerie umging den linken Flügel Reufs im Bereich eines heftigen Geschütz- und Gewehrfeuers und in der Flanke von feindlicher Cavallerie bedroht, welcher beinahe eines der bei der russischen Cavallerie befindlichen reitenden Geschütze in die Hände gefallen wäre. Der von der Kritik gemachte Zusatz „auf der ganz freien Straße“ soll sichtlich die falsche Anschauung erwecken, die erwähnte Bewegung der russischen Cavallerie habe ganz ungestört stattgefunden.

Uebrigens will ich nicht unterlassen darauf hinzuweisen, daß bei derselben Gelegenheit die Kritik eine positiv falsche Angabe bringt: „Rauch führte von Kidenly die beiden Cavallerie-Regimenter vor“ — dies ist nicht richtig; General Rauch gab den beiden Regimentern den Befehl zum Vorgehen, setzte selbst aber in der entgegengesetzten Richtung seinen Ritt nach Çelti Sagra fort.



erstens die fortgesetzte störende Einwirkung des in seinen Anschauungen haltlos hin und her schwankenden Armee-Ober-Commandos, und

zweitens die große Unklarheit und Unsicherheit der Lage, in welcher sich Gurko's schwaches Corps auf der Südseite des Balkan-Gebirges befand.

Die äußerst inkonsequente Einwirkung des Ober-Commandos konnte in den „Rückblicken“ natürlich nur in allgemeinen Zügen erwähnt werden; eine ziemlich eingehende Darstellung dieser Verhältnisse findet sich in meinem Aufsage: „Gurko's transbalkanischer Feldzug im Juli 1877“ (Jahrbücher für Armee und Marine, Januar/April 1884).

Um die schwierige Lage Gurko's zu verstehen und zu würdigen, muß man allerdings von der nachträglich erlangten genauen Kenntniß aller Einzelheiten auf feindlicher Seite gänzlich absehen. Wenn man die Zahl der am Südfuß des Balkans verfügbaren regulären türkischen Truppen und die Absichten ihrer Führer bis in die kleinsten Einzelheiten kennt — oder doch zu kennen glaubt — und wenn man dabei die zahlreichen Irregulären und die bewaffnete mohamedanische Bevölkerung einfach nicht in Rechnung stellt, so ist es allerdings leicht, das Verfahren Gurko's zu kritisiren.

Auf die Thätigkeit Gurko's am Tage von Ober-Dubnjäk, während des winterlichen Balkan-Ueberganges und während der Operationen auf Philippopol in derselben Art näher einzugehen, wie dies in Bezug auf den ersten Theil seiner Thätigkeit geschehen ist — und auch hier die Urtheile der Kritik über Gurko's Führer-Begabung auf ihre Berechtigung zu prüfen, verbietet der zu meiner Verfügung stehende Raum; nur ein paar Einzelheiten will ich auch hier beispieleweise herausgreifen:

1) Am Tage von Ober-Dubnjäk verfügte Gurko nicht über 52, sondern nur über 36 Bataillone der Garde; die 3. Garde-Infanterie-Division war nicht zugegen.

2) Bei Gelegenheit eines Vergleiches der Uebergangs-Operationen über den Etropol- und über den Schipka-Balkan sagt die Kritik:

„Die Thatfachen, nämlich der von Skobelew und Mireki mit vergleichsweise geringen Schwierigkeiten bewerkstelligte und der von Gurko mit ungeheuren Opfern erkaufte Uebergang dienen als Belag für die Nichtigkeit dieser Anschauung!“

Nun, die „ungeheuren Opfer“, mit denen Gurko den Uebergang über den Etropol-Balkan erkaufte, bestanden — wenn man die Operationen

bis zur Einnahme von Sofia dazurechnet — aus rund 1000 Mann an Todten und Verwundeten, und wenn man selbst die Opfer der Schneesturm-Katastrophe einrechnet, von welcher ein Theil der Truppen Gurko's betroffen wurde, so blieben seine Verluste noch immer unter der Zahl 2000, während der russische Verlust in den dreitägigen Kämpfen, welche den Uebergang über den Schipka-Balkan eröffneten, sich auf rund 5600 Mann an Todten und Verwundeten beliefen — ein interessantes Beispiel für die Unbefangtheit, mit welcher sich die Kritik mit unansechtbaren Zahlen abfindet.

3) Wenn die Kritik dem General Gurko den vom Standpunkt des reinen Doktrinärs aus allerdings erklärlichen Vorwurf macht: nach dem bewerkstelligten Gebirgs-Uebergange mit einem Theil seiner Armee zunächst auf Sofia marschirt zu sein, statt die Besetzung dieser Hauptstadt den anrückenden Serben zu überlassen — so möchte ich zu bedenken geben: erstens, daß die bisherigen Leistungen der Serben kaum eine große Zuversicht auf ihr exaktes Eingreifen in die Operationen hervorrufen konnten; und zweitens, daß wahrscheinlich es russischerseits gerade als politisch nothwendig betrachtet werden mochte, Sofia nicht von den Serben „erobert“ zu lassen. Ausdrücklich ist in den „Rückblicken“ hervorgehoben, daß die russischen Operationen südlich des Balkan mehrfach von politischen Erwägungen beeinflusst worden sind.

Gurkos Verfahren während der verschiedenen Operationen im Kriege 1877/78 ist sicherlich nicht frei von Fehlern; über seine Auffassung der jeweiligen Situation und die von ihm getroffenen Maßregeln läßt sich in manchen Fällen streiten — was ihm aber kein unparteiisches Urtheil absprechen darf, das ist ein weber von kleintlichen Rücksichten beengter noch von unvorhergesehenen Widerwärtigkeiten beirter, stets auf die große Entscheidung gerichteter Blick — dabei kluge Umsicht, welche die beabsichtigten Unternehmungen mit Ausnutzung aller verfügbaren Mittel sorgfältig vorbereitete — Initiative des Willens, die niemals des fremden Ansporns bedurfte und die stets danach rang, dem Gegner das Gesez aufzuzwingen — endlich Energie des Handelns, welche vor keinen wirklichen oder eingebildeten Schwierigkeiten zurückschreckte und welche die Zügel der Befehlsführung so fest und sicher in der Hand behielt, daß kein Untergebener Schwierigkeiten zu machen auch nur versuchte.

Wenn Gurko trotz dieser unleugbar glänzenden Eigenschaften schließlich diejenigen äußeren Resultate nicht ganz erreicht hat, welche er selbst erstrebt und welche man von ihm im Hinblick auf seine hervorragende Tüchtigkeit hätte erwarten können — so lag dies wie schon gesagt theils in lähmenden Einwirkungen der oberen Heerführung, theils in widerwärtigen

Zufälligkeiten, theils in der sehr mangelhaften Unterstützung, die er bei einer Anzahl seiner Unterführer fand.

Nicht die absolute Unfehlbarkeit und nicht der äußere Erfolg jeder einzelnen Maßregel sind das charakteristische Kennzeichen einer wahren Feldherrn-Natur — sondern die Fähigkeit, den eigenen zielbewußten Willen zum Brennpunkt der Ereignisse zu machen.

Diese Fähigkeit hat Gurko unbedingt an den Tag gelegt.

Der Versuch der Kritik meine Beurtheilung Stobelews als gänzlich unzutreffend hinzustellen, ist der unglücklichste Theil des ganzen Aufsatzes.

Als Quelle stützt sich die Kritik hier hauptsächlich auf ein in deutscher Sprache erschienenes Buch: „Michael Dmitrijewitsch Stobelew nach russischen Quellen von Ossip Ossipowitsch“, dessen eingehende kritische Besprechung hier natürlich nicht am Platze ist; über den allgemeinen Werth dieser „Quelle“ werden einige der nachfolgenden Bemerkungen genügender Licht verbreiten.

Die Angriffe der „Kritik“ gegen Stobelew zerfallen in solche gegen seine militärischen Leistungen und in solche gegen seinen Charakter.

Als charakteristisches Beispiel für die erste Kategorie dürfte folgende Behauptung genügen:

„Schon beim dritten Sturm auf Plewna hatte Stobelew einen schlimmen Fehler begangen, welcher das Mißlingen des Sturmes zum Theil, einen unmäßig großen Verlust an Menschen jedenfalls verursacht hat. Er hatte nämlich früher angegriffen, als der allgemeine Angriff befohlen war, und hatte nicht die zwei ursprünglich bezeichneten, sondern ein anderes Fort, das von Krtschn, angegriffen, genommen und bekanntlich nicht halten können.“

Dieser Satz ist so ziemlich lauter Unsinn.

Daß das Gefecht bei Stobelew früher begann, als der allgemeine Angriff befohlen war, hatte seinen Grund einfach darin, daß er gleichzeitig mit dem Angriff der übrigen Heertheile seinen Angriff von einer Stellung aus beginnen sollte, deren er sich erst unter scharfem Gefecht bemächtigen mußte. Die dem General Stobelew gestellte Aufgabe ist in den Rückblicken deutlich angegeben; nähere Details darüber enthält das Buch von Kuropatkin-Krahmer. Es war vollkommen in Stobelews Ermessen gestellt, ob er die Gruppe der Plewna-Redouten oder die Gruppe der Krtschn-Redouten angreifen wollte; beides hatte seine Vor- und seine Nachteile. Er griff nicht die Krtschn-Redoute an — gegen welche nur ein Theil der Kavallerie und reitenden Artillerie demonstirte — sondern er richtete seinen Angriff gegen die beiden Plewna-Redouten; er nahm diese

auch am 11. September nach wüthendem Gefecht, konnte sie aber am 12. nicht behaupten, weil das kopflose Ober-Kommando ihm keine Verstärkungen zuschicken wollte, obwohl es noch über 40 intakte Bataillone verfügte. Von allen diesen Thatsachen hat der unbekannte Gewährsmann der Kritik, dessen Darstellung die Kritik sich zu eigen gemacht hat, anscheinend keine Ahnung.

Der Vorwurf, daß er während der Kämpfe, die mit dem Uebergang über den Schipka-Balkan verbunden waren, den Fürsten Mirski absichtlich nicht rechtzeitig unterstützt habe und zwar aus dem egoistischen Grunde, um sein eigenes Licht nachher desto heller leuchten zu lassen — ist vorläufig nur eine gehässige Behauptung, deren unparteiische Begründung noch aussteht, über deren Werth oder Unwerth ich aber ausdrücklich kein Urtheil abgeben zu können erkläre. Selbst wenn dieser Vorwurf aber berechtigt sein sollte, so würde durch denselben zwar der Ruf Stobelew als Patriot, als Kamerad, überhaupt als anständiger Mensch mit schwerer Wucht getroffen, aber ein Beweis gegen sein — von mir betontes — hervorragendes Führer-Talent ist absolut damit nicht beigebracht, im Gegentheil, es wäre, rein technisch betrachtet, ein Beweis für seine Virtuosität in der Truppenführung, wenn er unter den damaligen schwierigen Umständen die Zügel der Leitung so fest in der Hand hielt und sein Eingreifen so genau zu berechnen verstand, daß alles sich genau nach seinem Plan und Willen abspielen mußte.

Der eben erwähnte Punkt leitet uns zu der zweiten Kategorie von Vorwürfen über, welche die Kritik gegen Stobelew erhebt: zu den Vorwürfen gegen seinen Charakter.

„Er war kein zuverlässiger Mann, konnte Widerspruch nur schwer ertragen, sein Selbstgefühl war ein gesteigertes, sein Ehrgeiz ein maßloser und er nicht wählerisch in den Mitteln, denselben zu befriedigen. Der Krieg war ihm Selbstzweck und höchste Potenz aller Lebenserscheinungen. Er war neidisch und schonte selbst seinen Freund nicht, um sich in den Vordergrund zu stellen; er liebte den Effekt und die Ausstattung u. s. w.“

„Es fehlte Stobelew der sittliche Ernst und die Vornehmheit der Seele; Todleben nennt ihn einen *homme sans foi ni loi*.“ Ferner wird ihm Eigenmächtigkeit und Prahlerei und Aufschneidererei in seinen Berichten und Tagesbefehlen vorgeworfen.

Alle diese Vorwürfe lasse ich — ohne auf Einzelheiten einzugehen — im Großen und Ganzen als vollkommen richtig gelten — aber was beweisen sie gegen Stobelew's Begabung als Truppen- und Heerführer?

Ohne die beiden Persönlichkeiten etwa als gleichwerthige Pendant nebeneinanderstellen zu wollen — gegen welche Unterstellung ich ausdrück-

lich Front mache — so frage ich doch; paßt nicht diese ganze Blumenlese häßlicher Charakterzüge genau auf Napoleon? und fällt es irgend jemand ein, im Hinblick auf diese moralischen Mängel ihn für ein weniger großes Feldherrn-Genie zu erklären?

Daß Skobelew etwa ein edler Mensch, ein guter, einsichtiger Patriot gewesen sei, habe ich nie behauptet; — daß er trotz sittlicher Mängel und politischer Unreife ein hervorragend begabter Heerführer war — diese Behauptung halte ich aufrecht.

---

# Arnold's Pfingstmontag.

Von

Fritz Schultze  
in Hamburg.

---

Im Sommer 1815 waren die Truppen der Verbündeten im Elsaß erst spät erschienen und hatten dem Lande nicht allzu wehe gethan. Straßburg war überhaupt nicht ernstlich angegriffen; nur einige Dörfer in seiner Nachbarschaft, Mundolsheim und Suffelweyersheim, erlitten schwereren Kriegsschaden.

Zu ihrer Unterstützung regte sich die landsmännische Mildthätigkeit in vielerlei Gestalt; eine Beisteuer lieferte auch der Ertrag einer Schrift, deren ungenannter Verfasser im Vorworte die Absicht aussprach, er wolle die elsassischen Mundarten, vorzüglich den Straßburger Dialekt, in dramatischer Belebung darzustellen versuchen.

Je besser ihm der Versuch gelang, je vollkommener das mundartliche Lustspiel seinen engeren Kreis ausfüllte, um so fester stand sein Schicksal, für die große Welt, zumal im Norden Deutschlands, ein fremdsprachliches Buch zu bleiben.

Immerhin drang Kunde von ihm auch über den Rhein und den Main herüber; ja es fand Gnade bei der höchsten richtenden Instanz, die damals zu Weimar am Frauenplan ihren Sitz hatte.

An derselben Stelle, wo Göthe die Erstlinge von Rückert und Platen, von Manzoni und Byron begrüßte, wo er sich für serbische und andere Volksdichtung erwärmte, in seinen Heften über Kunst und Alterthum, widmete er dem Pfingstmontag\*) die liebevollste Nacherzählung und Würdigung.

Was ihn darin anzog, waren nicht dramatische Wirkungen, nicht Reinhold's und Lissel's Herzensgeschichte, sondern Straßburg's Sitte und Sprache, das treue Bild der charaktervollen Stadt, die ihm in empfäng-

---

\*) Handlichste Ausgabe, von F. Spach besorgt, Straßb. 1874 bei Schult & Co. — Prachtausgabe, illustriert von Th. Schuler, Straßb. 1867 bei C. Simon.

licher Jugendzeit so fruchtbare Anregung gegeben, deren Sprache ihm aus Friederikens Liedern, aus der Klangfarbe ihrer Rede unvergessen war.

Wenige Jahre zuvor hatte er das Gedächtnis und Bekenntnis jenes Lebensabschnittes mit besonderer Bewegung niedergeschrieben; jetzt, indem er die Schönheiten des Stückes erörtert, wird er sich wiederum wärmeren Empfindens bewußt; „man verzeihe uns, sagt er, Vorliebe und Vorurteil, und unsere vielleicht durch Erinnerung bestochene Freude an diesem Kunstwerk.“

Augenscheinlich war es nicht in der üblichen Art an ihn herangetreten, um von dem Oberhaupte der europäischen Gelehrtenrepublik einen der geschätzten Dankbriefe zu erzielen, die von schönem Streben und bedeutendem Talent so ermutigend redeten. Vielmehr war auch ihm der ungenannte Dichter anfangs ein unbekannter. Er glaubte, das Stück sei schon in der vorsündfluthlichen Zeit erdacht, deren Zustand es schildert; während in Wirklichkeit Daniel Arnold 1780 geboren war und 89 noch den für seine Jahre schicklichen Rang im Protestantischen Gymnasium bekleidete.

Erst später erfuhr Goethe den Namen des Dichters, und da mag es ihm wieder eingefallen sein, daß er ihn vor Jahren als den Träger einer beachtenswerten Empfehlung bei sich im Hause gesehen hatte. Wir haben noch den Brief, worin ihm, aus Weimar am 9. August 1803, Schiller schrieb: „dem Ueberbringer dieses, Hrn. Arnold aus Straßburg, bitte ich Sie einige Augenblicke zu schenken und ihm ein freundliches Wort zu sagen. Er hängt an dem deutschen Wesen mit Ernst und Liebe; er hat es sich sauer werden lassen, etwas zu lernen und reist mit den besten Vorsätzen zurück, um etwas würdiges zu leisten. Von Göttingen, wo er studiert, und von Straßburg, wo er die schreckliche Revolutionszeit verlebte, kann er Ihnen manches erzählen“.

Zu dem Betrübendsten, was Arnold dem Straßburger „alten Herrn“ damals zu erzählen hatte, gehörte gewiß die Verwüstung der dortigen Universität; dadurch eben war es ihm so sauer gemacht, seine Geschichts- und Rechtsstudien nach Wunsch zu vollenden. Uns aber kann sein fernerer Lebensgang etwas erzählen von dem Wechsel der Zeiten und der Grenzen. Seine Beförderung ging rasch von Statten, und sie knüpfte sich an einen Ortswechsel, wie er damals leider möglich war, wie er heute zum Glück wiederum eine Möglichkeit geworden ist. Sechszwanzigjährig wurde er an der Rechtsschule in Coblenz angestellt, und 1809 versetzte ihn ein kaiserliches Dekret als Professor nach Straßburg, wo er zuerst Geschichte, später Rechtswissenschaft an der Fakultät gelehrt hat.

Man sagt, er habe gesammelt, wo er ging und stand, daheim und auf Reisen, auf dem Markte, im Kaufladen, im Gesellschaftssaal; und was

ihm an Wörtern und Sprüchen und Bräuchen auffiel, sei auf eigens dazu mitgebrachten Zetteln in seine Tasche gewandert. Zu solchen Papierschnitzeln kam wohl noch anderes hinzu, was ihn zum Darsteller heimatlichen Volkslebens befähigte. Als der Sohn eines wohlhabenden Rüstmeisters hatte er selbst sich noch mit den mittleren Schichten berührt; als Gelehrter, der nicht bloß Bücher gewälzt, der Deutschland bis herunter nach Hamburg, der auch Frankreich, England und Italien besucht hatte, stand er hoch genug über seinem Gegenstande, um ihn mit Freiheit zu überschauen.

Zudem war er vom Schicksal an die Grenze zweier feindlicher Zeitalter gestellt. Das sinkende war ihm die goldene Zeit der Knabenjahre, deren Bilder Herz und Gedächtnis mit Treue festhielt; das neue hatte er unter Sturm und Wetter heraufkommen sehen und hatte es mit reisendem Verstande begriffen. Und weil denn seit der Gleichheitskyrannei des Konvents, seit den blendenden Siegen des Imperators im Leben das Alte unwiederbringlich dahin war, regte sich die Kraft der Phantasie, um es in der Dichtung erstehen und dauern zu lassen.

So greift er in die selbsterlebte Vergangenheit zurück und fixiert das altstraßburgische Leben in einem Zeitpunkte dicht vor seiner Grenze, zugleich auf einem Höhepunkte der Daseinsfreude, am Pfingstmontag 1789.

Noch sind in der Stadt Ueberreste freistaatlicher Ordnung erhalten, noch tagt auf der „Pfalz“ die ständische, aus Adel und Zünften hervorgegangene Rathsversammlung. Als Verwaltungskörper ist sie in verschiedene Organe gegliedert: Herr Starkhans selbst, der Vater des lieblichen Rissle, ist großer Rathsherr und sein Geschlecht schon an 400 Jahre in Aemtern eingeweiht. Wenn wir seiner eifernden Gattin glauben, spielt er im Rathhause die wenig geistreiche Rolle eines Jaherrn; doch das hindert nicht, daß er, wie auch sein Vetter Mehlbrüh, der kleine Rathsherr, bei den Häuptern der Stadtbehörde sich entschiedener Gunst erfreuen.

Die hohen Häupter selbst lernen wir persönlich nicht mehr kennen. Am Schluß, wo wir auf Starkhans' Landgute Pfingstmontag und Silberhochzeit und ein Viertelbühend Eheverträge mitfeiern, vernehmen wir nur noch, daß zwei Kutschen heranfahren, deren Erscheinen die ganze Festgesellschaft in Bewegung bringt. Denn die gemeldeten Gäste sind die höchsten Respektspersonen Straßburgs, nicht ein Herr Maire oder Präsekt, auch nicht der Prätor des Königs von Frankreich und Navarra, sondern der Herr Stettmeister und der Anmeister, das ablige und das bürgerliche Haupt der Stadtregierung.

Pfingstmontag 89 wäre aber auch ungefähr das letzte Fest, dessen die beiden sich in Frieden hätten mitfreuen können. Neuerungen in der hohen und



niederer Politik, dort die Pariser Reichsstände, hier die städtischen Fleischwagen, hatten ihnen schon viele Köpfe unruhig gemacht. Kaum war die Meldung von dem Bastillensturm gekommen, da wagte sich der Aufruhr auf die Straßen der Stadt. Am 21. Juli ward die Pfalz gestürmt, das Archiv zerstreut und der Rath gestürzt, derweilen die französische Garnison Gewehr bei Fuß zusah, wie die Massen raubten und plünderten und mit den Akten des Magistrats zugleich das alte Stadtrecht in Fetzen rissen.

Pfingsten 1790 hatte man schon Maire und Municipalität neuen Stils; und am Ostersonntag 93 hatte man gar etwas ganz neues: da arbeitete auf dem Marktplatz zum ersten Male die sinnreich erfundene Volksbeglückungsmaschine, mit der Eulogius Schneider die Verräther der Republik, die Verächter der Assignaten und die Rekrutierungsweigerer blutig unterdrückte.

Betrübte Zeiten hat des Starkhans Vissel nachher an viel Pfingsten gesehen; die von 89 sind noch sonnenhell, nicht durch den Schatten einer Vorahnung getrübt; und ebenso fällt auf das Sittenbild auch nicht ein Schatten politischer Nebenabsicht. Festtagsstimmung ist sein Grundton; protestantischem Familienleben entnimmt es seine Umrisse; im Kreise bürgerlicher Häuslichkeit bewegt sich die Handlung, sie selbst von hausmännischer Einfachheit und nirgends auf den Wildgeschmack des Effekts zugerichtet.

Was kann es hausbackeneres geben, als den Ehestiftungsplan der beiden Rathsherrnfamilien? Hüben blüht ein achtzehnjähriges Töchterchen, drüben trägt ein begabter Sohn seit kurzem den Chorrock. Daraus folgt, die jungen Leute müssen ein Paar werden, zumal die Alten mit eckstraburgischem Diebersinn genau wissen, nicht nur was sie an einander haben, sondern auch, was jeder Partner beim andern zu erwarten hat.

Wiederum was ist gewöhnlicher, im Leben wie im Lustspiel, als daß die folgsame Tochter Vissel in diesem einen Punkte anders will, daß sie vor dem Vetter und Landsmann und Nachmittagsprediger einen Fremden von drüben, den angehenden Arzt Reinhold aus Bremen, bevorzugt? Der Theologe wird dem Mediziner darum die Freundschaft nicht auffagen; denn auch er hat unabhängig von den Eltern bereits gewählt, statt des Vissel das Klärchel, statt der naiven die sentimentale, statt der praktisch erzogenen, wohlversorgten Rathsherrntochter die feingebildete und zart empfindende Tochter der Witwe.

Die Verwicklung wächst, das Interesse steigt, indem sowohl Klärchen als der heilkundige Deutsche von dritter Seite umworben werden. Klärchen brauchte nur Ja zu sagen, so würde sie den braven Gläser aus Kolmar beglücken und zugleich ihrer Mutter die Witwen sorgen erleichtern. Dem

Reinhold aber stellt ein munteres, arglistiges Geschöpf nach, der Piffel Freundin Christinchen, zwar erst 20jährig, aber doch leider schon die älteste unter den Gespielinnen, darum auch bereits etwas beflissen und nicht, wie billig, bekümmert um die Sittenregel: Du sollst nicht begehren Deiner nächsten Freundin Schatz.

Alles würde noch glatt verlaufen, wären nicht auf der Lauer zwei leidige Ränkespinner, die den jugendlichen Helden Reinhold bespinnen und umgarnen. Da spinnst zunächst — nomen omen — die unverehelichte Barbara, eine spitznäsige und spitzzüngige Waise, deren Alter unentschieden, deren Haar aber entschieden von grellster Farbe ist. Wir können das nicht verschweigen, denn diesem Haar hat Reinholds burschikoser Witz kürzlich eine schwere „Affronte“ zugefügt. Neiderinnen haben's ihr wieder gesagt; sie wird sich aber furchtbar rächen, zumal sie bei Billigdenkenden recht gut noch zu den Blondinnen zählen kann.

Mehr grau als blond, sonst aber, wie sie, ledig und schwatzhaft und lagenlieb ist der andere Störenfried, der dritte vom Namen und Geschlechte Mehlbrüh, ein Studierter aus Brants Narrenschiff, geschmückt mit dem Titel licencié, aber darum beileibe nicht mit einem akademischen Theologen zu verwechseln. Von der Höhe seiner 58 Jahre herab richtet er sein Absehen auf das junge Piffelle und haßt in Reinhold einen Nebenbuhler, der mit überlegenen Eigenschaften in den Wettbewerb eintritt.

Aus solchen Wechsel- und Gegenwirkungen geht eine Verwicklung hervor, so arg, daß am Vorabend der silbernen Hochzeit die Familie Starthans mit sich selbst, mit den Gevattern, mit aller Welt uneins wird, und zum ersten Male im Leben das arme Piffelle ohne Abendsegen zu Pette gehn muß. Was ihren Ungehorsam, ihr halbstarriges Festhalten an Reinhold für die Eltern noch empörender macht, ist die fürchterliche Gewißheit, daß der feine Herr, der so gerngefehne Hausfreund ein Schwindler war. Beim Fiskal ist aus Mannheim ein Steckbrief wegen falscher Wechsel eingelaufen. Der Lizentiat, der gerade auf der Polizei war, hat es gleich erfahren und gleich herumgetragen von Haus zu Haus. So ist zwar die äußerste Beschämung noch abgewandt, aber Glück und Friede und der vorbereitete Pfingstschmaus sind gestört.

Doch nicht nur blöde Eifersucht, auch die Freundesliebe ist geschäftig gewesen. Bevor es zur Verhaftung kommt, ermittelt der treue Wolfgang, daß der verfolgte Fälscher gar nicht Reinhold sondern Reinbold heißt, auch nicht aus Bremen sondern aus Barmen stammt, und daß an dem ganzen Mißverständnis Eifersichtigkeit und geographische Unwissenheit schuld ist. Noch ins Gesicht hat ihm der französische Beamte das Vorhandensein eines Ortes Barmen abgestritten.

Eine weitere Falle, die von Barbara gelegt, ist wirklich zugeklappt, aber der darin saß, war nicht Reinhold, sondern der Lizentiat. In einem Schlupfgräbchen haben die gedungenen Kerle ihn überfallen und, bis sie ihn erkannten, poetische Gerechtigkeit an ihm vollzogen. Durch die Angst vor Reinholds Degen wird der schadenfrohe Gerüchtausstreuer auch moralisch windelweich gestimmt und entsagt allen Heiraths- und sonstigen Anschlägen.

Was noch zu thun übrig ist, das thut ein Brief aus Bremen, ein Freierwerb-brief von Reinholds Vater an Herrn Starthans Hochwohlgeboren. Zwar die französische Floskeln des Schreibens versteht der alte Straßburger nicht; daß die Verhältnisse gut sind, sieht er und er sieht mit sonderlicher Genugthuung, daß der doctor iuris und Senator der Freien Stadt Bremen den Strohburjer Rothsherrn und Schiffbauer für Seinesgleichen hält. Das Jawort fällt ihm leicht; er gehorcht damit ebenso dem eigenen Triebe, wie der häuslichen Noth. Denn so, wie gestern, hatte er sein Liffele noch nie gesehen. Als dem Geliebten noch Zuchthaus oder Galeere bevorstand, hatte sie auf alles Zureden und Bedrohen rundweg erklärt: das macht mer nix, do geh i mit.

Die Handlung ist, wie schon die dürftigste Nacherzählung zeigt, von einer Harmlosigkeit, die, abgesehen von gewissen Zankausritten, hinter Bossens Luise nicht weit zurückbleibt. Der geriebene moderne Techniker und Alttschlufvirtuose würde wohl die Achsel zucken; aber auch ein ruhiger Beurtheiler, der an die Grundbedingungen des Dramas denkt, möchte zuweilen den Kopf schütteln. Nicht als ob es an Exposition, an indirekter Charakteristik, an den formalen Einheiten fehlte. Alles trägt sich binnen 24 Stunden zu, am ersten Pfingsttage Vorbereitung und Verwicklung, am Montag Umschwung und Lösung. Wohl aber fehlt ein gradliniger, zielbewußter Fortschritt.

In den ersten drei Akten vollzieht sich das Kommen, Gehen und Verweilen oft ohne innere Wahrscheinlichkeit; und die Sprechenden erzählen sich Dinge, über die sie untereinander längst im Reinen sein müßten. Es geschieht ja zu unsern Gunsten. Wir erfahren die Speisen, die Tänze, die Gesellschaftsspiele, das ganze Programm eines großen Familienfestes sammt der Flora der Pfingstzeit; wir hören von den frommen Gewohnheiten des Bürgerhauses, von der laxeren Moral der französischen Offiziere; wir sehen, wie derzeit eine kunstgerechte Frisur zu Stande kam; wir lernen, welche Münzen Kurs hatten, was die Zwiebeln auf dem Markte und was beim Metzger die Kalbaunen kosteten. Aber die Handlung geht unterdeß mit schneckenhafter Geschwindigkeit vorwärts.

Nachher dann gerade umgekehrt. Die Entwirrung der Steckbrief-

geschichte, die Versöhnung der Eltern, die Aussprache zweier liebender Paare wird im Zwischenakt abgemacht. Eben auf diese Entwicklungen waren wir aber gespannt; wir hätten, um sie zu sehen, vielleicht darauf verzichtet, alle Gespenster, die in Straßburg spuken, kennen zu lernen. Es hilft nichts; der Aberglaube gehört zur Volkscharakteristik, das Hanswurst-theater auch; diesem Zweck muß der Dialog vor allem genügen.

Die geistreiche Darstellung ungezählter Einzelheiten hat keiner mehr bewundert, als Goethe; aber selbst er spricht von epischer Ausführlichkeit in solchen Verweilungen: sie bringen es auch zuwege, daß die ungekürzte Aufführung von 7 bis 12 Uhr dauern würde. Rechnen wir hinzu, daß am Schluß mit überraschender Motivierung sechs Lieder eingelegt sind, so läßt sich nunmehr ganz genau bestimmen, welcher Gattung der Poesie das Stück angehört; es ist nämlich einfach ein Idyll in dramatischer Form, mit zahlreichen epischen Verbreiterungen und volltönendem lyrischem Abschluß.

Fehlt demnach dem Ganzen die Einheit und Reinheit der Kunstform, so ist doch anzuerkennen, daß der Dichter dies Opfer wissend und wollend gebracht hat. Sein Vorbericht sagt es: er will nur eine mannigfaltige Reihe von Gesprächen geben, die sich einem einfach geschlungenen Faden aufreihen. Schon darum kommt es ihm auf lebhaftes dramatisches Interesse weniger an, und er bittet ausdrücklich um freieren Spielraum, entsprechend dem weiten Umfange seines eigentlichen Zweckes.

In diesen Umkreis gehört nun zunächst das altehrwürdige Stadtbild selbst. Wunderschön war die Stadt bekanntlich, vor Errichtung der Universitätspaläste, nicht zu nennen; nisi si patria sit, möchte man doch mit Tacitus hinzufügen. Wie der Römer bei dieser Voraussetzung sich selbst das nebelseuchte Germanenland liebenswerth vorstellen kann, so erscheint auch Herr Starkhans die Vaterstadt in verklärendem Lichte:

glöckelhell, nit finster  
isch's do, in der Midde drin  
steht e brächedi's Münster.  
berri sycht mer rechts un links,  
Madde, Rāwe, Felder,  
un do schieest der Rhyn gar slinks  
bleau durch grüeni Wälder.

Auch für das Volksleben steht das Münster so recht in der Mitte drin. „Boß Herkeß am Münster“ ruft der Straßburger Christ zur Vertheuerung seiner Worte, und schlafen geht der Straßburger Philister, wenn von 10 bis  $\frac{1}{4}$  11 die Lumpenglocke mahnt. Schon damals hatte sie den plebejischen Namen, aber gewiß die gleichen friedevollen Klänge, die noch

jetzt allabendlich über die Stadt und ihr Weichbild hinziehn, die nur einmal vor den Stimmen des Krieges und der Zerstörung verstummt sind.

Als nächsthohes Wahrzeichen der Stadt würden die Störche folgen. Da sie bei Arnold, ich weiß nicht warum, fehlen, steigen wir sofort in die Straßen herunter zu dem Königs- und Ritterbilde, die als der steinerne Mann und der eiserne Mann volks:hümlisch sind. Zumal an dem ys're mann übt sich der Volkswitz noch heute; aber auch er übt ihn selbst aus, wenn er in Blättern und Flugschriften redet und dichtet; und schon die Kinder lieben ihn um seines freundlichen Gesichtes willen.

Wie anders in ihrem altersgrauen Thurme die eiserne Jungfrau, die einst verurtheilten Sündern ihre Arme zu tödtlichem Kusse entgegenbreitete! Noch heute geht es um am „Zumfrefiß“; der Lizentiat würde Nachts für sein Leben nicht dort oder an der Schindbruck vorbeigehn. Wirklich klingen die Namen Schindbruck, Wardersbruck, Rapselhuus und Ketten-turm nicht einladend; aber der Dichter rechnet sie zum Charakterbilde der alten Stadt, so gut wie das Buzzagewehr, eigentlich ponts couverts, wie den Gimbelmarkt, wo die Trödler sitzen, wie die zahllosen Schlupfe, in die weder Sonne noch Mond scheint, oder wie die Straße mit dem seltsamen Namen „wo der Fuchs den Enten predigt“. Wenn behäbige Rathsherren in solchen Stadtgegenden auch nicht wohnen, so haben sie doch mildherzige Töchterchen, die etwa dem armen Volk dort hinten von ihrem Taschengeld den Miethszins schenken.

Dem jungen Goethe ist es aufgefallen, wenigstens spricht der alte zweimal davon, daß die Straßburger leidenschaftliche Spaziergänger seien; und sie hätten auch Recht es zu sein; denn wohin man die Schritte lenke, fänden sich natürliche, wie künstlich angelegte Lustörter. Richtig ist, daß die Straßburger laufen mußten, um der Festungslust zu enttrinnen; richtig ist auch, daß dies Laufen mehr in die Augen fällt, weil es nur 5 bis 6 annehmbare Spaziergänge gab, während z. B. bei einer Stadt wie Weßlar ein bewandter Kenner deren neunzig unterscheiden will.

Die Muße des Pfingstmontags ist einem lebhafteren Hinundher ganz günstig; es verhilft dem Dichter zu den gewünschten Begegnungen und Trennungen auf der Bühne, und uns macht es ohne Zwang auch mit dem, was vor den Thoren ist, bekannt. Da hören wir von den Bierdörfern Schille und Edelse, von den Lustörtern Schnokeloch, Schiefkrain, Spazehäse und Schulzergarten, und wir freuen uns, daß sie noch nicht jardin Lips und jardin Contades heißen.

Was für Goethe den Anblick der lustwandelnden Menge noch erfreulicher machte, war die gemischte Tracht des weiblichen Geschlechts. Die Mittelklasse der Bürgermädchen behielt noch die aufgewundenen, festgesteckten

Zöpfe bei, nicht minder eine gewisse knappe Kleidungsart, woran jede Schleppe ein Mißstand gewesen wäre. Und diese Tracht schnitt nicht mit den Ständen scharf ab; es gab noch wohlhabende, vornehme Häuser, welche den Töchtern nicht erlaubten, sich vom alten Kostüm zu entfernen. Die Uebrigen gingen französisch, und diese Tracht machte jedes Jahr einige Proseljten.

Ob unser Rißel auch unter den Neugläubigen sein wird? Sie klagt wohl einmal: die Zöpfe gfallo mer lang nimmi. Aber die Sehnsucht, die sie damit in den Busen der Freundin ausschüttet, ist nicht auf die franzmännische Tracht gerichtet; sie gilt lebiglich der schneebekabb, jener Haubenform, die bis 1790 der verheiratheten Frau und nur dieser zukam.

Ihr Wunsch, unter diese Haube zu kommen, ist nur zu wohl begründet; denn die Kinderzucht in Altstraburg ist streng, noch nicht durch Definirung von Menschenrechten angekränkt. Rißel beneidet die Mädchen drüben im Deuschland; da müssen nach Reinhold's Berichten die Mammen gar güt sein; sie daile nit so daachtle n'us un schläj und buffer als wie hie. Drüben dürfen die Mädchen auch ins Kummeeidi gehn; wenn sie in Straburg einmal ins Puppenspiel wollen, gleich heißt es: lest ihr lieber im Predigtbuch, ihr Schwindelhirn, und spinnt Euer Hansbärbel!

Solche Kopfwäsche zeigt uns gleich das erste Aufgehen des Vorhanges; und spätere Auftritte der Mutter Starthans mit dem Manne, mit der Base und wieder mit der Tochter offenbaren an ihr einen Willen und einen Wortschatz, der sie als Schwiegermutter wenig begehrenswert erscheinen läßt. Dem Dichter selbst wird es bedenklich, ob nicht die Kunstrichter seine Fraubasengespräche vor die Thür der schönen Litteratur verweisen werden; er tröstet sich mit Theokrit's Idyllen, wo ja auch die Weiber beim Aronistefeste von Puß und Klatsch und von der Querköpfigkeit des Ehemannes plaudern, und Sophrons Mimen waren gar eine Lieblingslektüre des göttlichen Plato.

Sind diese Kraftscenen trotz Plato und Theokrit vielleicht nicht nach jedermanns Geschmack, so kommt doch, wie sich das für Straburg gehört, unstreitig viel Schmachthafes darin vor. Herr Starthans speist gern gut, und, seit er geerbt hat, gehn seine Wünsche oft über Ochsenfleisch hinaus:

o Nierebrädel ball, Feldhüenle' n' e Fasan,  
ball e Dreckbatscherle' n' e Schuepfel, e Welschhan,  
e Lummel, Güllerle, Kiefizle, Haselhüenle,  
ball e Rehschleejel, ball Duchentle' n' un Kappüenle,  
Büejle 'n 'un Quällele, un fra e gspickter Haas,  
Hirschzimmer un Wildschwyn un Birkhän. 's isch, Frau Bas,  
i saa's, 's isch zidder nimm mit demm Mann uszekumme.

Leicht wäre es, zu jedem der dufenden Braten auch eine eigene Marke Elsassweines aus Arnold's Borräthen aufzusetzen; doch war schon die Mittheilung der Speisefarte nicht eigentlich darauf berechnet, die Zunge lüftern zu machen. Es sollte an einer Probe gezeigt werden, wie der Dichter gelegentlich des Guten zu viel thut und Gefahr läuft, durch Stoffhäufungen die Form zu sprengen\*).

Netter und ungezwungener ist die Abrechnung der Hausfrau mit Bryd der Magd, die im Schmuck ihrer Elssasser Kopfschleifen auftritt und die Ausgaben vom letzten Marktgange vorträgt. Es geht bei der Prüfung scharf her. Bryd ist ehrlich, aber gewitz. Die Frau ist geizig, aber sie versteht ihre Wirthschaft. Erstaunlich ist nur, wie gut auch der Dichter sie versteht, dem damals noch keine Hausfrau die Preise vorrechnete.

Wie in Bryd auch der untere Stand seine Vertreterin zu der Gallerie weiblicher Charaktere abordnet, so sind in gleicher Vollzahl die Lebensalter berücksichtigt, auf der Bühne die mannbare Jugend und die Eltern, in Erzählungen auch noch die Großeltern. Wie nach Auflösung aller Verwicklungen der Brautvater im Gefühl des Glückes auch derer gedenkt, die seinem Glück nun fehlen, wie ihm da das Bild seiner verstorbenen Eltern, ihr ehrliches Gesicht, ihre altfränkische Tracht dazu, vor der Seele steht: das ist sogar eine rührende Gedankenverbindung und giebt sich natürlicher, als wenn sonst in mundartlichen Dichtungen Empfindsamkeit sich breit macht.

Hinter der Scene bleibt auch das jüngste Alter. Aber der Dichter hat für seinen Zweck das spielende Kind nicht vergessen; man sollte nicht glauben, daß in Baubans Zwangsgürtel diese Fülle von Jugendfreunden Platz hätte. Und wenn dabei des öfteren von Liffels Brüderchen, dem achtjährigen Danielele, gesprochen wird, der für Drachen und Kreisel mehr als für die Bücher begeistert, sonst aber ein Spizzekrämer, ein gescheiter Kerl, ist und zum Herbst vielleicht doch noch in die Lateinklasse kommt, so schaut da aus bescheidener Ecke heraus des Künstlers eigenes Porträt und will uns bedeuten, daß Daniel Arnold die vaterstädtischen Jungsenspiele und Jungsensstreiche aus bester Quelle kennt.

Durch sie hat er auch dem Maler reichen Stoff zur Illustration geboten. Mit ergötzlichen Zeichnungen hat Theophil Schuler eine spätere Prachtausgabe durchschossen. Er zeichnet die Handlung, da wo die Handlung tableau bildet; er folgt dem Lizentiaten durch all die tragisch-komischen Lagen, die ihm Unstern und Ungeschick und unzeitige Verliebtheit bereitet. Daneben aber, wo nur der Dichter es eingiebt, zeichnet er

\*) Vgl. Lorenz u. Scherer, Geschichte des Elssasses. Bb. 2, S. 219.

Straßburg jung und alt, Straßburg, wie es rastet und hastet, wie es liebt und leidet, Straßburg unterm Christbaum wie unter Trauereschen, Straßburg vom Januar bis December durch alle Monde des Jahres. Lessing stritt ehemals gegen den Grafen Caylus, der den Farbenstein des Malers zu einer Art von Probiertestein für den Dichter machte; hier würde der ästhetische Graf ausnahmsweise Recht behalten, denn hier will der Dichter selbst nicht mehr sein, als ein Genremaler, der von der Poesie die Formen leiht.

Nicht überallhin kann der Zeichner dem Sittenschilderer folgen; so hat ihm die originelle Figur des Rathsherrn Mehlbrüh selten gesehen. Die Sonderbarkeit steckt eben hier nicht so sehr in der äußeren Erscheinung als im Gehirn des Mannes. Mechanikus ist er — und Pffifikus daneben; ein Kopf voller Probleme, der über Sympathie grübelt und auf seine Art Pffifognomik treibt. Manche wollen den Charakter aus den Augen ablesen. Wiederum

im Lavadder nooch soll mör us muul z'erst schau,  
dert, saut dor, sitz't's Gemüet, dass mer's kann fustedick  
begryffe.

Herr Mehlbrüh hält sich an den Theil, den die Natur selbst als den hervorragendsten kennzeichnet, die Nase. Sie hat er studirt, tagirt und klassifizirt. Ja er hat sie gesammelt in Stadt und Land, indem er mit oder ohne Bewilligung der Inhaber sich je ein wächsernes Konterfei fertigte, bis er ein ganzes Kabinett beisammen hatte. Hinter der Charakternase taucht in seinen Neben gar mancher Charakterkopf auf, von der Frau Ammeisterin bis herab zum Stadtpauker selig. Der ursprünglichste bleibt aber der Sammler selbst, dem zugleich ein unerschöpflicher Vorn von bilderreichen Sprichwörtern fließt, von örtlichen wie von gemeindeutschen Sprichwörtern.

Hierbei zeigt sich Art von Art recht deutlich, mit Befriedigung athmen wir die vaterländische Luft, hier und wo sie uns sonst aus dem Werke entgegenweht. Denn, Hand auf's Herz, unser Interesse war nicht so sehr durch ästhetische Erwartungen bestimmt, als durch die nationalen.

Da ist es denn gut, daß uns jede Täuschung erspart, jede Genugthuung gewährt wird, dasern wir nur nicht deutsch freundliche Bekenntnisse verlangen, sondern uns an kleinen Zügen und an dem unausgesprochenen Grundzuge des Ganzen genügen lassen.

Kleinigkeiten sind es, daß Paris kaum einmal erwähnt wird, daß die kostbarsten Geschenke für junge Mädchen den Rhein herauf aus Frankfurt kommen, daß Herr Starkhans seinem Töchterchen, wie ein richtiger Deutscher, schmeichelt: ich wette, es giebt in ganz Sachsen kein Maidel so wie



Du. Frieblich und innig, als wäre der Rhein keine Grenze, ist der Verkehr mit dem Schwarzwaldlande. Wer weiß, ob nicht lediglich, um diesen Zusammenhang beider Ufer zu bezeugen, der Pfarrer aus dem Ortenauischen zu Gaste gebeten ist?

Was der verbitterte und verwöhnte Elsasser um 1872 an den deutschen Brüdern mit Vorliebe aussetzte, war im Großen Vielstaaterei, Feudalzustände, Militarismus, im Einzelnen etwa noch Mangel an Geschmack, Mangel an Wohlstand, dazu die Fremdwörterfucht\*) und Titelsucht. Von ersteren Vorwürfen ist hier überhaupt nichts zu suchen; zu finden ist aber auch von der zweiten Art nichts als ein Kalauer bei dem Fremdwort Mysterium und ein harmloser markgräflich badischer Herr Oberwasserbauamtsrechnungsunterschiedler.

Bielmehr wird deutsches Wesen und deutsche Sprache durchweg mit Achtung und Liebe, theilweise als etwas den örtlichen Zuständen überlegenem behandelt. Pissel nennt das Hochdeutsche eine närrische Sprache, die für „Lieb“ Lyweh, für „Schmutz“ Ruß sage und die Sohnsfrau vom Bindfaden nicht unterscheiden könne; aber sie bedauert damit nur, daß sie deutsche Herren in der Unterhaltung oft mißverstehet; sie beklagt es, daß sie zur Ausbildung in das welsche Nest Sangbiebel geschickt ist und nicht lieber in's Dytschland niwwer, uf Mannem oder Spyr.

Uebrigens hat sie aus St. Dié auch vom Französischen blutwenig mitgebracht. Die heutige Elsasserin meint, wenn sie aufhöre französisch zu sprechen, höre sie auf zu gefallen; Pissel ist des Lesers wie des Dichters Liebling und bekommt den Mann ihrer Wahl; während die Freundin Christinel, die sich auf ihr Französisch etwas einbildete, als kokett und verschmähst dasteht und nur durch die Großmuth des Dichters schließlich einen Provinzbewohner abbekommt.

Noch deutlichere Ungunst erfährt das Welschthum durch die Wahl und Ausstattung seines männlichen Vertreters. Der Lizentiat ist die ausgesuchte und durchgeführte Karikatur. Dazu macht ihn noch nicht sein lediger Stand. Straßburg und die Litteratur kennt ja aus ähnlichem Lebenskreise auch Hagestolze wie den prächtigen Aktuarius Salzmann, den Ältesten des Goethe'schen Mittagstisches. Entschieden verzerrt wird unser Junggeselle erst als Welschling. Seine Reden sind gespickt mit franzö-

\*) In der Straßburger Nikolaikirche wurden in den siebziger Jahren — vielleicht auch jetzt noch — an Winterabenden populärwissenschaftliche Vorträge, sogenannte Konferenzen, gehalten. Beim Beginn einer neuen Reihe eröffnete einmal der Vorsitzende seine Rede mit dem Sage: „unsre Vorträge haben im letzten Winter einen glänzenden Erfolg oder, wie man in Deutschland sagen würde, ein brillantes Resultat gehabt“. Der Redner wußte, daß ein kleiner Ausfall nach dieser Seite die Rachmuskeln seiner elsässischen Zuhörer nicht zu seinen Ungunsten anregte.

siſchen Brocken; aber dieſe ſind die allertrivialſten Wendungen; er ſpricht ſie jämmerlich aus, und ſind ſie glücklich über den Zaun der Zähne, ſo ſchickt er ihnen flugs die Dytſche Ueberſetzung nach: „säwwrä 's iſch wöhr, ſo herzi ha i nonnieh, ſchammäh, ebs gſehn, ſeche di, i ſaa's.“ Seinen ſtraßburgiſchen Schnabel verſpotten Lautgebilde, wie mongsjöhr, pongswahr, parrplö und der wohlklingende Verſ ong nangtang riäng . . pong pong . . mongtong dong ſang ſaſſong. Daß er mit ſolchen Naſalen ſich noch rühmen darf, auf den Kanzleien der ſtärkſte Phonetiker zu ſein, läßt tief blicken. Doch vielleicht iſt es bloß aufgefchnitten; man darf ihn nicht ernſt nehmen. Denn der Mann geht auf Freierfüßen und hält Reden über Kinderzucht; er wirbt um Viſſel und ſchäkert mit der Brüd; er iſt abergläubig und feige, polternd und zänkiſch, dabei ſtets der geſoppte, zuweilen der geprügelte. Daß er mehr Narr iſt als Böfewicht, haben wir bald heraus; und es hebt ihn, daß er zu guter Letzt ein Waiſenkind ausſteuert. Aber er ſelbſt geht ganz leer aus, während ſein deutſcher Nebenbuhler die Braut heimführt.

Reinhold, ſein Widerpart, iſt in jedem Betracht zu ihm das Gegenbild. Reinhold's Geſtalt iſt die ſchönſte, ſeine Sitten ſind die feiſten, ſeine Sprache die edelſte. Ja, ſeine Sprache iſt ſogar von dichterischem Schwunge, nicht nur wo er Lyriſches vorträgt, ſondern ſchon im dialogiſchen Alexandriner. Nehmen wir dazu, daß ſeine Heimath eine freie Reichsſtadt, ſein Vater ein begüterter Rechtsgelehrter iſt, daß er nach Straßburg gekommen iſt, um ſeine Studien zu vollenden und ſich den Doktorhut zu holen, ſo iſt es ſchwer, den Gedanken an ein berühmtes Urbild abzuweiſen, wenngleich den Namen Wolfgang nicht der Hauptheld, ſondern ſein Freund, der feingebildete elſaſſiſche Theologe, bekommen hat.

Reinhold der Norddeutſche und Wolfgang der Geiſtliche ſind die einzigen Perſonen, welche nicht am Dialekt theilnehmen. So giebt es Daſen und Ruhepunkte für den auswärtigen Leſer, im Stücke aber die ergiebigſte Quelle für Mißverſtändniſſe. Daß ſie hochdeutſch ſprechen, liegt in den wirklichen Lebensverhältniſſen ebenſo begründet, wie die Abſtufung der einheimiſchen Mundart je nach dem Beruf und Geſchlecht und Charakter des Sprechenden. Die Feinheit in dieſen Unterſcheidungen hat Goethe betont und das Werk durch den Ehrennamen eines lebendigen Triotikon ausgezeichnet. Das alphabetiſche Wörterbuch giebt ja nur ein trockenes Inventar des Sprachſchatzes; hier aber iſt durch Bild und Beiſpiel gezeigt, in welcher Sphäre ſich das Wort bewegt, welcher Stimmung und Tonart und Bildungshöhe es zukommt; hier erhebt ſich das Triotikon zum Range einer Volkſcharakteriſtik nach der Weiſe Fiſchart's.

An ihn erinnert auch das Aufgebot von Kraftausdrücken. Mit dieſem

Artikel ist die colerische Hausfrau nicht so sparsam, wie mit den „Süh“ und Pfenningen; aber auch der geärgerte Lizentiat, die keisende Jungfer und die Rathsherren in abendlicher Weinlaune haben meine Sammlung vermehrt. Es sind demnach nicht einmal die untersten Stände, die so sprechen. So weit geht der damalige Realismus noch nicht, daß er sich gedrungen gefühlt hätte, auch die spezifische Mundart, besser Maulart des Fischmarktes oder der Waschkähne des Allstroms zu verewigen.

Die Vertreter der dienenden Stände, Orpd das Dorfkind und Claus der Knecht aus dem Kochersberg, haben vielmehr die Aufgabe, ihre ländliche Sprechweise der städtischen an die Seite zu stellen. Und damit die Bedeutung des Werkes noch entschiedener zu einer gesammeltassischen heranwache, ist eigens der Kaufmann Gläser aus Kolmar gereist gekommen. Ist er aber einmal da, so will er auch noch mehr leisten. Von dem Zauber der oberländischen Berge und Wälder, von Hochlandsburg, Dreißbren und Rappoltweiler erzählt er mit bereitem Heimathstolz, und ergänzt dadurch die sonst hereinragenden Landschaftsbilder aus den näheren Vogesen. Wiederum malt die Poesie der Natur nach: ein blaues Gebirge endet im Dufte den Gesichtskreis, hier wie dort.

Durch den Kolmarer erfährt auch eine gewisse Eifersucht der Provinz gegen die Hauptstadt ihren Ausdruck. Wo das großstädtische Selbstgefühl sich ausbläht und den Alleinbesitz der Intelligenz beansprucht, natürlich wieder in der Rolle des dummstolzen Halbstudirten, da bekommt es seinen Dämpfer durch die bezeichnende Frage: „habt ihr denn auch so einen, wie den Pfeffer“?

Am Schluß aber, wo aller Streit in Anmuth sich auflöst, wo Pfingsten das liebliche Fest die Versöhnten und Beglückten zum Schmause vereinigt, geben auch die Mundarten sammt der hochdeutschen Zunge sich noch einen erlesenen Festschmaus. Schon sind die Bündnisse der bevorzugten Paare gestiftet, da erinnert sich Vater Starkhans, wie er selbst und die Gebattern grade noch zu den letzten Alten gehören, die weiland drinnen auf der Herrenstüb gesungen haben. In der That waren 9 Jahre zuvor, in Arnold's Geburtsjahr, die Meistersänger\*) noch einmal versammelt gewesen, um vor andächtigen und, wie es heißt, tiefergriffenen Zuhörern ihre Schule, ihre letzte Schule zu halten. Dann hatte ein Waisenknabe im Namen der St. Marystiftung für alle empfangenen Zuwendungen gedankt; Handschriften und Ausstattungsgegenstände waren an die Stadtbibliothek abgegeben; nicht zwar eine Quelle echter Dichtung, aber ein gut

\*) C. Martin, Die Meistersänger von Straßburg. Ein Vortrag. Straßburg, Schulz 1832.

Stück altstraßburgischer, altdeutscher Geschichte, angeblich von Otto I. begründet, war mit ihnen dahingeschwunden.

Mit solchen Gefühlen, als Vaterlands- und Altertumsfreund, erinnert Arnold an die Meistersinger von Straßburg, indem er die männliche Hälfte seiner Festgesellschaft — etwas plötzlich — in Herren vom Gemerk verwandelt. Der Vorsitzende giebt den Gegenstand auf: von der Liebsten, von der Hochzeit, vom Pfingstmontag, von dem Umbiß im Walde, von der guten Stadt Straßburg wird gesungen; mit blumenreichen deutschen und noch besseren dutschen Strophen verdient sich einer nach dem anderen die Meisterschaft. Der Französling freilich hat auf Krieger kaltblütiger, auf geschrieen Bestien gereimt; ihn kann die löbliche Zunft höchstens als Altgefellen, vielleicht nur als Lehrling oder Hausknecht verwerten.

So geben im letzten Akte mit den Mundarten zugleich Wit und Laune und Muthwille sich noch ein Stellbischein; unerwartet aber hat sich auch ein Zug von empfindsamer Wehmuth eingestellt. Bekannt ist er uns schon an Herrn Starthans, der inmitten der höchsten Freude sich auf den Tod und die Toten besann; hier erneuert er sich in zweien der Lieder, deren eines ganz Schwermuth ist, das andere doch elegisch ausklingt, in Klagen über das Vergängliche aller Erdenlust.

Auch im Charakter des Dichters sollen sich Melancholie und witzfrohe Heiterkeit nahe berührt, zu Zeiten im Sarkasmus sich vermischt haben. Er ist gestorben, ehe er die Fünfzig erreicht hatte, und nachdem er nur sechs Jahre sich des Eheglückes erfreut hatte.

Schriftstellerischer Ruhm war ihm früh gekommen, wohl gleichzeitig mit dem Eingeständnis der Vaterschaft. Zuvor erst manche Empfindlichkeit über vermeinte Porträtirung, auch Fraubasenkritik über seine Fraubasenscenen. Als das Orakel zu Weimar gesprochen hatte, verstummte jeder örtliche Widerspruch, und mit der Freude über die Verklärung der Vaterstadt verband sich Dankbarkeit für seinen treuen und seinen Heimathssinn.

Freilich für eine volle Wirkung und Anerkennung war in der Folgezeit die politische Lage so wenig günstig, wie die Umgestaltung des sprachlichen Zustandes. Die öffentliche Schaubühne blieb dem Pfingstmontag verschlossen; das straßburger Theater hatte andere Aufgaben. Familienkreise haben ihn oft stückweise aufgeführt, und er verträgt das, da seine Vorzüge nicht im Aufbau des Ganzen sondern in der Ausarbeitung der Einzelscene liegen. Verhängnißvoll für ihn war es, daß in den beteiligten Schichten der Gesellschaft die Mundart immer mehr an Achtung verlor.

So schildert es auch der Prolog\*) zu einer Wohlthätigkeitsvorstellung im Jahre 1835:

Den letzten Glanz von Straßburgs alten Sitten  
hat uns der Arnold lieblich aufbewahrt;  
seit jener Zeit geht's mit gewalt'gen Schritten  
stets weiter weg von unsrer Väter Art.  
Der Welschen Ton und Sprach' und ihre Mode  
hat nach und nach den Bürgerfinn verdrängt,  
die gut alt Zeit, sie ruht bei frommen Loten,  
so daß man kaum ihr Bild heut noch erkennt.

Doch haben sich bis 1865 siebenmal zu Gunsten milder Zwecke Liebhaber vereinigt, um das ganze Drama in öffentlichen Räumen vorzuführen, meist dann mit 3 bis 10maligen Wiederholungen. Die französischen Präfekten konnten es ruhig geschehen lassen; sie konnten gelegentlich selbst den Saal dazu herleihen, um in Prologen die schwungvolle Versicherung zu hören:

Das Deutschland lieben wir gar so sehr,  
doch vom Frankreich lassen wir nimmermehr.

Politische Gefahren brachte das Hervorsuchen der Reliquie in seinem Zeitpunkte; höchstens kann man es bemerkenswert finden, daß die Ungefahrlichkeit so gesüßentlich, als wäre sie doch nicht über allen Verdacht erhaben, betont wird. So in dem öfters nachgesprochenen Prologe von 1835:

de letzte Sohn hen unsri Alde gäwe  
for d' Freyheit zerst un dnoh for's Vatterland.  
was recht viel kost, zell het der Mensch halt ewe  
recht lieb, un's Bluet es webt e haili Band;  
un diss isch was, truz Sproch, Gemuet un Sitte,  
uns ysemässi fest an Frankreich bind,  
un alewyl in unsrer Burjer Mitte  
for's Vatterland beraiti Opfer find.

Diesen und ähnliche Prologe hat der General von Werder unbrauchbar gemacht. Wie ein neuer aussehen sollte, nach dem langen Jahrhundert der Verwelschung, nach dem banger Monat der Beschließung, ist schwer zu sagen. Bedarf und Nachfrage ist einstweilen nicht gewesen. Die deutsche Einwanderung hat dem Pfingstmontag neue Leser und Forscher zugeführt; der frühere Freundeskreis ist ohne Zweifel noch verengert. Hoffentlich doch nur vorläufig. Der Wiederanschluß des Landes wird nicht immer bloß der „eisenmäßig feste“ bleiben, dessen wir uns jetzt freuen und mit dem wir uns für jetzt zu trösten wissen.

\*) Urtext mundartlich.

Das Blut gemeinsamer Schlachten, von dem der Prolog sprach, ist gewiß ein ganz besonderer Saft, aber er ist nicht kostbarer, als das lebendige Blut der Stammverwandtschaft, das eben in Sprache, Gemüth und Sitte noch immer pulst, das in Kunst und Litteratur zahllose Unterpfänder der Gemeinschaft erzeugt hat.

Arnold's Pfingstmontag ist eins dieser Unterpfänder; sein Verfasser ist ein Blutsverwandter; aus der Vergangenheit hat er ein Band für die Zukunft gewebt. Was in Goethes Leben Bruchstück blieb, ergänzt seine Dichtung, indem sie den deutschen Helden mit der Elsasserin für's Leben verbindet. Einst hatten die Straßburger ihr Ergößen daran, wie die beiden auf der Bühne sich mißverstehen und doch verstehen. Die Zeit wird wohl einmal wiederkommen, wo ihnen dieser Gedankengang des Pfingstmontag keine Beklemmung mehr verursacht, wo dann Reinhold und Lissel nicht nur ein Vorbild werden für Nachahmer und Nachahmerinnen, sondern zugleich ein Sinnbild für den Bund des Reiches mit dem Elsaß.

---

## Politische Correspondenz.

### Kolonialpolitik.

Südwestafrika.

Ende Oktober.

Die Lage der Dinge im Deutsch Nama- und Damaraland ist seit dem Erscheinen des kolonialpolitischen Briefes im Junihefte einigermaßen verändert. Zwar die Unthätigkeit der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika ist dieselbe geblieben und die Einfälle der Hottentotten dauern nach wie vor fort. Auch ist der deutsche Reichskommissar in der Hauptsache noch immer genöthigt unthätig dem Gange der Ereignisse zuzuschauen; aber eine Reihe von Ereignissen beginnt eine Aenderung in den Verhältnissen mit zwingender Gewalt langsam aber sicher herbeizuführen.

Was zunächst die oben genannte Kolonialgesellschaft, die Rechtsnachfolgerin des Herrn Lüderig betrifft, so wird man es ihr allerdings nicht verübeln können, daß sie bisher die Ertheilung eines kaiserlichen Schutzbriefes, welcher ihr die Ausübung von Hoheitsrechten zur Pflicht machen würde, nicht beantragt hat. Die Kosten der Staatsverwaltung würden weit über die Kräfte der Gesellschaft hinausgehen und das Bedürfniß danach ist jetzt, wo so wenige Unternehmen erst in diesem Lande bestehen, kein unabweisliches. Immerhin stehen die öffentlichen Rechte im Schutzgebiete, wie es auch der Reichskanzler anerkannt hat, von Rechtswegen der Gesellschaft zu, und wird ihr die Ausübung derselben ebenso wie die Erhebung der Zölle seiner Zeit vom Reiche überlassen werden. Auch daß noch keine Schritte geschehen sind, geregelte Rechtspflege in der Kolonie zu schaffen, wird keine ernsten Bedenken erregen. Das Reichsgesetz betreffend die Rechtsverhältnisse der Schutzgebiete hat sich ja in vieler Hinsicht als ungeeignet erwiesen und insbesondere würde die Einführung des preussischen Bergrechts im Lüderigland eine Ausbeutung der Mineralschätze fast unmöglich machen. Zu beklagen ist nur, daß die zahlreichen einflussreichen Mitglieder der Kolonialgesellschaft so gar nichts thun, um tüchtige Unternehmer auf das Gebiet hinzuweisen und zur Ausbeutung desselben anzuregen. Die Mehrzahl derselben, in andern Unternehmungen engagirt, betrachtet das gezahlte Geld als eine aus Rücksicht auf den Reichskanzler gezahlte milde Spende und kümmert sich nicht weiter um das große so wenig bekannte Schutzgebiet. Seit der Entsendung des

Geologen Staff ist selbst für Erforschung der Kolonie nichts mehr geschehen. Was werden soll, wenn das noch verfügbare Vermögen der Gesellschaft, welches zur Zeit noch 274000 Mark beträgt, aufgebraucht sein wird, daran scheint man ernstlich gar nicht zu denken.

Die Eingebornen leben und handeln inzwischen in der Kolonie, als ob von dem Schutzverhältniß zu einer fremden Macht gar keine Rede wäre. Die Hottentotten unter der Führung des sich als inspirirt ausgebenden Häuptlings Hendrik Witboi fallen ein über das andere Mal im Hererolande ein und rauben das Vieh. Im Sommer dieses Jahres fielen sogar die Pferde des Reichskommissars diesen Plünderern zeitweilig zur Beute. Die Hereros unternehmen zur Rache gewöhnlich einen Kriegszug ins Namaland und morden nun ihrerseits nicht weniger schonungslos. Dieser kleine Krieg dauert bereits das ganze verlossene Jahr und erschwert natürlich den Aufenthalt im Lande für Europäer in hohem Maße. Der Oberhäuptling der Hereros steht mit großer Unzufriedenheit, daß ihm seitens der Deutschen nicht mehr thatsächlicher Schutz gewährt wird. Wenn die englischen Blätter der Kapkolonie nicht lügen, hat er sogar eine feierliche Erklärung im Juni des Jahres erlassen, worin er jeden Vertragschluß mit Deutschland in Abrede stellt. Die unzweifelhaft echten Verträge des Maharero mit der deutschen Regierung liegen indessen längst vor, so daß die Erklärung des Häuptlings in dieser Richtung ohne Bedeutung ist. In jedem Falle ist dieselbe aber ein Beweis, welche Stimmung in ihm der gegenwärtige Gang der Dinge erzeugt hat, und daß die englischen Hezer wieder Einfluß gewinnen.

Fortgesetzt petitioniren die Deutschen im Schutzgebiete um Entsendung einer kleinen deutschen Truppenmacht. Dazu ist indessen vor der Hand gar keine Aussicht, die Kosten würden nicht im Verhältniß zu den in Betracht kommenden deutschen Interessen stehen. Doch hat sich das Auswärtige Amt wenigstens entschlossen zu besserer Bewaffnung seiner Schutzbefehlten beizutragen, indem es vor Kurzem einige hundert gute Gewehre nach Südwestafrika geschickt hat.

Trotz der ungünstigen politischen Verhältnisse fährt die im Herbst 1886 gegründete und seit Anfang dieses Jahres mit großer Reclame arbeitende westafrikanische Kompagnie mit ihren Versuchen in dem Schutzgebiete festen Fuß zu fassen fort. Sie hat von der Kolonialgesellschaft den Wagenpark und einige kleine Landstreden gekauft und beabsichtigt zunächst eine Schlächterei und eine Fischguanofabrik anzulegen. Zu diesem Zweck ist Anfang März eine Expedition, an deren Spitze zwei ehemalige Lieutenants stehen, nach Lüderitzland entsandt worden. Als Sachverständiger war ihnen der berüchtigte sogenannte Weltreisende August Einwald beigelegt. Schon in Kapstadt zerfiel indessen der letztere mit den Lieutenants in dem Maße, daß er die Gerichte gegen sie anrief. Die Expedition ist daher ohne ihn nach Walvischbai abgereist und von da zum Maharero und ins Innere gelangt. Gegen genügende Bezahlung hat sich der Hererohäuptling auch zum Abschluß eines Vertrages mit der Kompagnie bereit finden lassen, wonach derselben das Recht zustehen soll, in seinem ganzen Lande



unbeschränkt Handel und Viehzucht zu treiben, sowie Weideplätze und Ansiedlungen an geeigneten Plätzen anzulegen. Einen Theil dieser Rechte hat der Häuptling freilich schon früher an die Kolonialgesellschaft abgetreten. — Seit Abreise dieser ersten Expedition ist es den die Kompagnie leitenden Herren Zehlide und Brückner gelungen, in den Besitz eines kleinen Segelschiffes zu kommen und Mittel zu einer zweiten Expedition zusammenzubringen. Einzelne Firmen haben transportable Häuser und Maschinen geliefert, dazu sind seitens verschiedener Geschäftsleute Waaren jeder Art, die allerdings nicht alle für Afrika passen sollen, in Kommission gegeben worden. Diese zweite Expedition ist unter Führung des Kapitein Vosshard, eines früheren Offiziers, der schon in Ostafrika, am Kongo und in Bulgarien Abenteuer gesucht hat, Anfang September von Hamburg abgefahren. Im Allgemeinen sind die Schritte der Gesellschaft nicht geeignet, unbedenkliche Anerkennung zu finden. Die wiederholt von derselben veröffentlichten Rentabilitätsberechnungen fordern sogar eine scharfe Kritik heraus. So berechnet z. B. die Correspondenz der Kompagnie vom 15. April d. J. die Kosten einer Kindviehschlächtereier für 1500 Stück Vieh Summa Summarum auf 98000 Mark, alle Betriebsausgaben eingeschlossen. Der Ertrag derselben wird brutto auf 332750, der Reingewinn auf 220000 Mark fürs Jahr veranschlagt! Und das Bedenklichste ist, daß die Kompagnie besonders danach strebt, kleine und kleinste Kapitalisten zu fördern, da ihre Versuche Finanzgrößen zu auch nur nomineller Theilnehmung an dem Unternehmen zu gewinnen bisher wenig Erfolg gezeigt haben. Es ist in hohem Maße zu bedauern, daß nicht wirkliche kapitalkräftige Geschäftsleute es unternehmen, Südwestafrika für Deutschland ernstlich nutzbringend zu machen. Für den Augenblick ist der einzige ernsthaft zu nehmende Interessent für dieses Land der oft genannte Elberfelder Großkaufmann Ludwig von Lilienthal, der seit Jahren die Entwicklungsfähigkeit Südwestafrikas erkannt und keine Kosten gescheut hat, sich über dieselbe genau zu unterrichten. Die verschiedenen aus seinen Mitteln ausgerüsteten Expeditionen, die Erzvunde und Beobachtungen der Herren Beckwél-Löfche und Lindner haben ihn in seiner Ueberzeugung nur bestärkt und veranlaßt, sein Ziel trotz aller Schwierigkeiten zu verfolgen. Sein erster vor wenigen Monaten erreichter Erfolg ist der Ausgleich und die Verschmelzung seiner Rechte mit der deutschen Kolonialgesellschaft. Jetzt handelt es sich für ihn darum, Kapitalisten zusammenzubringen, welche sich entschließen können, zunächst eine systematische Durchforschung der Kolonie in Angriff zu nehmen und dann zur wirtschaftlichen Verwerthung derselben zu schreiten. Denn die Kräfte eines Einzelnen, mag er auch noch so reich sein, werden dennoch nie für ein solches Unternehmen ausreichen. Bei der außerordentlichen Energie des Herrn von Lilienthal ist ein Erfolg für seine Thätigkeit ziemlich sicher anzunehmen. Aufgehalten werden seine Bemühungen aber unter allen Umständen durch Unternehmungen, deren unsichere Grundlage einen Fehlschlag nicht ausgeschlossen erscheinen läßt. Fällt doch das Odium dann immer vorzugsweise auf die Kolonie zurück. Zur Zeit fehlt es über Anbaufähigkeit und selbst über den Metallreich-

thum des Schutzgebietes noch an völlig zuverlässigen Nachrichten. Doch versichern Kenner, daß z. B. die für die Metallindustrie sehr werthvollen Wolfram-erze an gewissen Punkten reichlich offen zu Tage lägen und ein Abbau derselben sicher lohnen würde. Daß Gold und Diamanten hier ebenso wie im benachbarten Transvaal und Betschuanaland vorhanden sind, wird ziemlich allseitig angenommen.

### Ostafrika.

Von außerordentlicher Bedeutung waren die letztverflossenen Monate für die deutsche Kolonisation in Ostafrika. Der Londoner Vertrag hatte das deutsche Schutzgebiet auf das Innere beschränkt, die Küste und Hafenplätze aber dem Sultanate Sansibar überlassen und von diesem nur die Verpachtung zweier Häfen an die ostafrikanische Gesellschaft ausbedungen. Alle Kenner dortiger Verhältnisse waren darüber einig, daß unter solchen Umständen eine gedeihliche Entwicklung der Kolonie nicht zu erwarten stehe. England, welches unter denselben Bedingungen wie Deutschland sein Gebiet bis zum Tana erhalten hatte, war von der gleichen Ueberzeugung durchdrungen, entschloß sich aber sofort einen Ausweg zu suchen. Das Haus Madenzie in Sansibar schlug dem Sultan vor, einer englischen Gesellschaft seinen vor der englischen Interessenssphäre gelegenen Küstenbesitz zu verpachten. Seyd Bargasch ging darauf ein. Als diese Abmachung zu Ohren der Deutschen kam, saßten sie den Gedanken, ein gleiches Abkommen zu treffen. So unwahrscheinlich der Erfolg danken konnte, der Versuch glückte. Der Sultan schloß einen Präliminarvertrag mit Dr. Peters ab, wonach die ostafrikanische Gesellschaft gegen Zahlung einer entsprechenden Pachtsumme die Verfügung über die gesammten Küstenstreifen von der Lunghibucht im Süden bis zur Mündung des Wangaflusses im Norden erhalten soll. Der Vertrag ist zunächst den Hamburger Sansibarhäusern Hansing und Oswald zur Begutachtung vorgelegt worden, der Direktionrath der ostafrikanischen Gesellschaft hat in gleicher Weise die weittragende Angelegenheit eingehend berathen. Doch wird das Resultat der verschiedenen Erwägungen noch geheimgehalten. Sicher ist, daß die Beschaffung der großen Geldmittel für Zahlung der Pacht bei dem geringen Vermögen der Gesellschaft ziemlich Schwierigkeiten machen dürfte und daß der Vertrag wohl nur perfekt gemacht werden kann, wenn erhebliche Kapitalien dem Unternehmen neu zufließen. Im Interesse der deutschen überseeischen Politik ist das dringend zu wünschen, denn der Besitz der Küste verbürgt der Kolonie eine erspriessliche Entwickelung.

Die politischen Sorgen absorbirten wie begreiflich bisher die Hauptkraft der ostafrikanischen Gesellschaft, und der Organisation und Verwerthung des Schutzgebietes ist daher noch nicht die nothwendige Aufmerksamkeit gewidmet worden. Doch sind Vorbereitungen zum Tabak- und Baumwollenbau getroffen, für letzteren auch Arbeiter aus Aegypten beschafft. Ueberties durchziehen mehrere Expeditionen das Land. Von großem Interesse ist es, daß es jetzt zum ersten Male einem Deutschen gelungen ist, den Schneegipfel des Kilimanfcharo zu

ersteigen. Der glückliche Bergsteiger ist der Sohn des Besitzers des bibliographischen Instituts Dr. Hans Meyer, der seit Jahren die Welt zu seinem Vergnügen durchstreift und sich jetzt seit einigen Monaten in Ostafrika aufhält.

Bereits seit 1½ Jahren ist der Kolonialverein im Besitz des von den Gebrüdern Denhardt erworbenen an der Mündung des Ohi gelegenen kleinen Küstengebietes im Suahelilande, das auf ½ Million veranschlagte Kapital zur Ausbeutung desselben ist im wesentlichen beisammen, aber noch immer ist die Witugeseellschaft nicht konstituiert! In dem großen unabhängigen Gebiete des Suahelireiches haben die Verhältnisse keine wesentliche Aenderung erlitten. Der Sultan hat noch immer mit Einfällen der räuberischen Somalis zu kämpfen. Anfang August kündigten dieselben einen neuen Raubzug an und Ende jenes Monats brach in der That eine Horde desselben im Sultanate ein. Dieselbe wurde indessen von dem Gallas zurückgeschlagen. Versuche mit den Somalis Frieden zu schließen, sind bisher erfolglos gewesen. Von großer Wichtigkeit für die Zukunft des Suahelireiches ist der Versuch, Bölle an seinen Küstenplätzen zu erheben und so den Handel von Lamu nach dem Festlande hin abzulenken. Sultan Achmed kann nur auf diese Weise die Mittel erhalten, seinen Staat zu organisiren und nach außen zu vertheidigen. Bei den Arabern von Lamu, welche durch die Maßregel ihren Handelsgewinn ernstlich in Frage gestellt sehen, erregt der Schritt des Sultans natürlich große Aufregung und die Ermordung eines Untertanen Achmeds vor Denhardt's Thür dürfte eine Folge der Zollerhebung sein. Vor Kurzem verbreite sich sogar in Folge eines verstümmelten Telegramms das glücklicherweise unbestätigt gebliebene Gerücht, daß Gustav Denhardt ermordert sei. Nach den neuesten Nachrichten ist derselbe aber ziemlich schwer erkrankt und vielleicht schon auf der Heimreise nach Europa begriffen. Das Klima des eigentlichen Suahelireiches dürfte daran wenig Schuld tragen, denn dieses ist nach allen Beobachtungen ziemlich gesund. Schon jetzt leben gegen 6 deutsche Kolonisten im Reiche des Sultans Achmed, welche Ackerbau treiben und sich recht wohl befinden. 3 weitere An siedlungslustige haben mit der letzten Post Deutschland verlassen, um bei Witu eine neue Heimath sich zu begründen.

Eine unabweisbare Bedingung für das Aufblühen der deutschen An siedlungen in jenen Küstenländern ist die Errichtung einer besondern deutschen Dampferlinie. Bisher ist aller Handel und Verkehr auf die elenden subventionirten englischen Dampfer angewiesen, welche monatlich einmal so langsam wie möglich von Aden nach Sansibar fahren. Die Passage auf diesen Schiffen ist ebenso theuer wie schlecht, Verspätungen sind sehr häufig. Zwar giebt es fast gar keinen Anhalt für die Größe des Handels an der Ostküste Afrika's, aber ein Versuch mit einer deutschen subventionirten Dampferlinie erscheint doch, je mehr die Interessen Deutschlands in Sansibar wachsen, auf die Länge der Zeit unvermeidlich.

## Kamerun.

Die für das Kamerungebiet in Aussicht genommene wissenschaftliche Station ist nunmehr wirklich errichtet worden. Der Platz derselben ist das etwa 50 Meilen südlich von dem Sitze des Gouverneurs gelegene Batanga. Der Leiter der Station Premierlieutenant Kund hat sich bereits im August auf die Reise begeben, um zunächst in Monrovia die nöthigen zahlreichen Arbeiter und Träger zu engagiren. Am 1. September sind ihm auf dem Woermannsdampfer von Hamburg aus die weiteren Mitglieder der Expedition gefolgt und zwar Lieutenant Tappenbeck, welcher zum technischen Beirath der Station auserkoren ist und die Vertretung Kund's im Nothfalle übernehmen soll, sowie der Jenenser Zoologe Dr. Weissenborn, ein Schüler Häckels, und der Botaniker Braun, ein Sohn des berühmten verstorbenen Directors des Berliner Botanischen Gartens. Die Herren sind in vorzüglichster Weise unter Benutzung aller gemachten Erfahrungen ausgerüstet. Zur Zeit dürften sie bereits am Bestimmungsorte eingetroffen und mit Vorbereitungen für den dreijährigen Aufenthalt beschäftigt sein. Für die sofortige Verwerthung der von ihnen anzulegenden Sammlungen und ihrer Beobachtungen ist in ausgiebigem Maße Sorge getragen, auch soll beabsichtigt sein die Berichte der Station in einer besondern Zeitschrift periodisch zu veröffentlichen, damit auch weiteren Kreisen Gelegenheit gegeben wird die Verhältnisse der Kamerunkolonie näher kennen zu lernen. Der Arzt der Station wird, wie früher beschlossen seinen Sitz am Aufenthaltsorte des Gouverneurs nehmen. Neben dieser rein wissenschaftlichen ist vor kurzem noch eine zweite Expedition nach Kamerun entsandt worden, welcher in erster Reihe die geographische Erschließung des Binnenlandes zur Aufgabe gestellt worden ist. Der Leiter dieser Abordnung ist Dr. Zintgraff, der junge Forscher, welcher ein Jahr lang im Auftrage des Gouverneurs Freiherrn von Soden die Flußläufe der Kolonie befahren und erforscht hat. Zur Hilfe ist ihm ein badischer Premierlieutenant Zeuner beigegeben. Der erste Niederlassungspunkt dieser Expedition wird der im Norden des Kamerungebirges gelegene Elefantensee sein. Von da aus wollen sie versuchen weiter ins Innere vorzudringen und insbesondere die einst vergeblich von Plegel angestrebte Verbindung der Kolonie mit dem Vennengebiet herzustellen. Der Gouverneur von Kamerun Freiherr von Soden, welcher einige Monate lang sich in Deutschland von den durch das Tropenklima zugezogenen Leiden erholt hat, dürfte demnächst auf seinen Posten, den er in ebenso geschickter wie erfolgreicher Weise ausfüllt, zurückkehren. Als Kanzler und Vertreter hat er den bayrischen Kantgerichtsrath Zimmerer erhalten, während der bisher in jener Stellung befindlich gewesene Referendar von Puttkamer nach Togo versetzt worden ist, um dort an Stelle des aus dem auswärtigen Dienste geschiedenen Assessor Falkenthal das Reichskommissariat auszuüben. Die politischen Verhältnisse der Kolonie haben sich gegen die Vorjahre ganz zweifellos erheblich gebessert. Die Schwarzen haben sich an die deutsche Herrschaft gewöhnt und beginnen sich auch der europäischen Civilisation zugänglicher zu zeigen. Doch ist eine un-

bedingte Unterwerfung der Häuptlinge noch immer nicht erzielt und Unbotmäßigkeiten derselben gehören nicht gerade zu den Ausnahmen. Insbesondere besteht das viel beklagte und angefeindete Handelsmonopol der Küstenstämme noch immer fort und an eine gründliche Durchbrechung desselben ist noch gar nicht zu denken. Die Häuptlinge von Abo und Wuri, welche überhaupt immer sich als widerspännig erwiesen haben, haben vor kurzem sogar ein militärisches Einschreiten nöthig gemacht. Sie hatten den Wurißuß in Folge verschiedener Zänkereien dem Handel gesperrt, Kanoes beschlagnahmt und verschiedene Eingeborene getödtet. Da sie der Forderung des Gouverneurs Genugthuung und Schadenersatz zu leisten, Widerstand entgegensetzten, wurde ein Matrosenkommando den Fluß hinaufgeschickt. Allerdings gelang es, wie stets in solchen Fällen, den Deutschen nicht, der in den Busch geflohenen Uebelthäter habhaft zu werden, aber die Niederbrennung ihrer Dörfer übte doch einen so heilsamen Einfluß auf sie aus, daß sie alsbald dem Gouverneur sich unterwarfen.

In der wirthschaftlichen Ausnützung dieses Kolonialgebietes ist ein großer Fortschritt zu bezeichnen. Die im Frühjahr 1885 gegründete Plantagengesellschaft Boermann, Thormählen & Co. ist aus dem Stadium der Versuche zu wirklich ernstlichem Anbau von Nupfplanzen fortgeschritten. Leiter des Unternehmens ist der früher am Kongo beschäftigte Gärtner Teusz. Vermöge seiner Thätigkeit sind bereits große als geeignet sich zeigende Strecken am Meeresufer mit Kakaobäumchen und Tabak bepflanzt worden. Die ersteren gedeihen vortrefflich, während auf den Geschmack des Tabaks die Nähe des Meers ungünstig einwirkt. Es sind daher Vorbereitungen getroffen worden mit Tabakpflanzungen mehr im Innern, im Hinterlande von Batanga zu beginnen. Nach den vorliegenden Berichten sind die Aussichten dieser Unternehmungen vortrefflich, insbesondere wenn die Versuche, die Eingebornen zur Arbeit heranzuziehen, auch in Zukunft von Erfolg begleitet sind.

Während so eine rege Thätigkeit in und für diese erste deutsche Kolonie entfaltet wird, ist der Mann, dessen Thatkraft und Ausdauer in erster Reihe die Erwerbung dieses Erdenwinkels zu danken ist, schon beinahe vergessen. Man hat die Gebeine Nachtigals am Kap Palmas in der Negerrepublik Liberia bestatet und sich um ihr weiteres Schicksal nicht mehr gekümmert! Ein deutscher Reisender, der voll Pietät seine letzte Ruhestätte besuchen wollte, war entsetzt über den unwürdigen Zustand derselben. Erst seinen Reisebriefen ist es zu danken, daß eine Beseitigung dieser Verhältnisse gefordert wird. Es ist jetzt der sehr ansprechende Gedanke aufgetaucht die sterblichen Reste dieses verdienstvollen Mannes nach Kamerun zu schaffen und das Denkmal, für welches seit Jahren gesammelt wird, ihm dort zu errichten. Man hat vorgeschlagen auf seinem Grab einen Leuchtthurm zu bauen und so sein Streben zu versteinbildlichen. Zu bedauern ist nur, daß noch immer keine ersten Schritte zur Ausführung dieser Gedanken geschehen sind. Noch immer ruht Nachtigal in der Nähe des von den Liberianern errichteten Aborts. Es ist eine Ehrenpflicht Deutschlands, die Gebeine des Mannes, der in seinem Dienste sein Leben

gelassen hat, so schleunig als möglich aus jener unwürdigen Umgebung zu retten und an einer seiner Bedeutung angemessenen Stelle zu betten.' Wie eben bekannt wird, hat das Auswärtige Amt sich entschlossen die Ueberführung der Leiche nach Kamerun anzuordnen und dürfte die Ausgrabung derselben bereits in nächster Zeit vor sich gehen. Ω.

Französische, russische Politik. — Crispi in Friedrichsruh und in Turin. — England.

Berlin, Ende Oktober 1887.

Wie es scheint, wird die Bewegung der europäischen Politik von Monat zu Monat stärker und mannigfaltiger. Man hat den Eindruck von einem großen Crescendo, in welches immer weitere Orchestermassen eintreten, anfangs widerstrebend, zuletzt aber freiwillig oder unfreiwillig fortgezogen. Zur Zeit wissen wir allerdings noch nicht, ob der Componist dieser Symphonie das Crescendo in eine lange ungelöste Dissonanz führen oder den Widerstand der entgegenstrebenden Kräfte durch ein gebietendes Thema zur Harmonie zwingen wird. —

In der letzten Correspondenz erwähnten wir nur kurz den Vorfall an der Vogesengrenze, wobei der Treiber einer französischen Jagdgesellschaft durch einen deutschen Soldaten getödtet und ein Theilnehmer derselben verwundet worden. Die Spannung auf den Ausgang dieses Vorfalls war überall in Europa eine große. Unsere russischen Freunde predigten in allen ihren Blättern, wenn Frankreich nun nicht den Rachekrieg beginne, so müsse es der russischen Hochachtung für gänzlich unwürdig erklärt werden. Aber auch verständige Leute, wie sie außerhalb Rußland zu finden sind, befanden sich in lebhafter Befernis. Denn man sagte sich: wenn der deutsche Soldat im Recht gewesen ist, weil die französische Jagdgesellschaft sich eine Grenzverletzung zu Schulden kommen ließ, so kann die deutsche Regierung ihren Organen nicht Unrecht geben und dann wird ein neuer Stachel in die französische Empfindlichkeit gesenkt sein, der das Revanchefieber sogleich zum Ausbruch bringen kann. Aber das Genie des deutschen Kanzlers fand eine seiner glücklichsten Auskünfte. Er erklärte sich zur Entschädigung an die Hinterbliebenen des Getödteten bereit, ohne das Ergebniß der eingeleiteten Untersuchung abzuwarten. Diese Entschädigung wurde in reichlichem Maße dem französischen Minister des Auswärtigen durch den deutschen Botschafter behändigt und von einem Schreiben begleitet, welches nicht nur das Bedauern der deutschen Regierung ausdrückte, sondern auch anerkannte, daß der Verunglückte zwar nicht durch den bösen Willen irgend eines deutschen Beamten, aber in Folge der deutschen Institutionen gefallen sei. Es wurde hinzugefügt, daß dem deutschen Reich die moralische Verpflichtung obliege, für die durch seine Organe und seine Geseze angerichtete Beschädigung französischer Privatinteressen einzutreten.

Man bemerkte die außerordentliche Feinheit dieser Motivirung. Die Frage, wodurch die deutschen Vorschriften über die Grenzbewachung veranlaßt werden, wird ganz aus dem Spiel gelassen, dagegen bekennt sich Deutschland zu der Forderung der Moral, daß Privatpersonen nicht unschuldig unter den Maßregeln allgemeiner Sicherheit, wie begründet dieselben sein mögen, leiden dürfen. Der getödtete Treiber war jedenfalls unschuldig, wenn es auch vielleicht die nicht waren, denen er diente. Aber diese Frage bleibt aus dem Spiel. Der Schritt der deutschen Regierung stellt sich sonach ganz als eine Handlung der Großmuth und Verfühlichkeit dar, wie man sie gegen einen Nachbar übt, mit dem man entweder im besten Verhältniß lebt oder dessen feindliche Gefühle man entschlossen ist, nicht zu erwidern, es sei denn im Fall des vollendeten Zwanges.

Dieses Verfahren hat denn auch des Eindrucks auf Frankreich nicht verfehlt, dessen Volk von jeher so empfänglich gewesen ist für die Vereinigung von Großmuth und Takt. Denn allerdings kann es ja auch eine beleidigende Großmuth geben und Rochefort, der Virtuose des Wuthgeheuls, suchte die Handlungsweise der deutschen Regierung so darzustellen. Aber diesmal blieb das französische Feingefühl, welches durch alle Heterereien noch nicht hat getödtet werden können, Sieger. Denn Deutschland hatte nicht nur die Entschädigung gewährt, sondern auch das einem Unschuldigen widerfahrne Unglück auf seine Institutionen genommen. Hier zeigte sich der unvergleichliche Takt des Fürsten Bismarck, und wenn es auch nicht laut geworden, so glauben wir doch darin nicht zu irren, daß ein Gefühl durch das französische Volk gegangen, daß man mit einem solchen Gegner sich einmal durch eine wohlthätige, die Welt überraschende Wendung als Freund finden könne. Jedenfalls ist der dem französischen Volk eingerebete Glaube, daß Deutschland nur auf eine Gelegenheit zum neuen Angriff warte, stark erschüttert worden.

Aber Frankreich hatte keine Zeit, sich dem Nachdenken über diesen Vorfall und seine Beendigung auch nur einige Tage hinzugeben. Denn es wurde sofort durch den Tsar überrascht, den ein russischer Großfürst, der auf einem französischen Dampfer von südlichen Inseln in einem französischen Hafen ans Land gestiegen, um sich nach Paris zu begeben, beim Verlassen des Dampfers von sich gegeben. Der Großfürst sagte: Frankreich thue wohl, seine Revanche vorzubereiten, nur möge es sich mit dem Angriff nicht übereilen, weil die deutschfreundlichen Beamten in Rußland, welche dem Krieg gegen Deutschland widerstreben, noch nicht alle aus ihren zum Theil einflußreichen Stellen entfernt seien. Aber man arbeite eifrig daran und werde bald fertig sein; dann könne das Werk beginnen und er, der Großfürst und viele andere Russen würden in die Reihen der französischen Armee eilen und unter der französischen Fahne sechten.

Das war doch entzückend. Freilich die Abläugnungen folgten auf dem Fuße, erst eine schwache Salve durch die Agentur Havas, dann eine starke durch dieselbe Agentur, zuletzt eine volle durch das Journal de St. Petersbourg.

Indes es giebt keinen Menschen in Europa, der nicht überzeugt wäre, daß die Worte genau so gesprochen worden sind. Die französischen Behörden mußten sich natürlich bemühen, der russischen Ablängnung zu Hülfe, sogar zuzuvorkommen. Dabei begegnete das Mißgeschick, daß man den Kapitän des französischen Dampfers veranlaßte, die großfürstlichen Worte in Abrede zu stellen, worauf sich aber alsbald ergab, daß dieser Kapitän es gewesen, von dem der Bericht-erflatter, welcher sie veröffentlichte, die Worte empfangen hatte. Man kann immerhin annehmen, daß der Champagner dem Redner die Zunge gelöst hatte, aber in vino veritas. Für uns Deutsche war die Sache sammt ihrer Ablängnung ein erheiternder Strahl des Komischen in allzu ernster Zeit. Nebenbei fehlt auch dieser Komik nicht der Nutzen der Belehrung. Wir haben nun ein unverwerfliches Zeugniß, wie diese blasirte, verblendete, in ihrem übersättigten Müßiggang nach Aufregung durstige Gesellschaft die Dinge ansieht. Die besonnenen Männer im russischen Staat, welche den Sturz in die Katastrophe aufhalten, werden von den im Rausch sich langweilenden Hofkavalieren für offene oder verkappte Deutsche gehalten. Das nächste ist also, diese Männer zu beseitigen. Glück zu! sagen wir in Deutschland. Ein Beweis für die gute Disciplin der Franzosen, wenigstens auf kurze Zeit in gewissen Dingen, ist der Umstand, daß man einen so sympathischen Redner mit Ovationen verschont und ihn incognito hat den Pariser Zerstreuungen nachgehen lassen. Darum hatte er jedenfalls gebeten. Im übrigen sind ihm von Petersburg die Freuden des Pariser Aufenthaltes nicht abgefürzt worden. Er hat sie genießen dürfen und genießt sie muthmaßlich noch, bis er einstweilen davon genug hat.

Diesen Großfürsten, der unter und mit den Parisern lebte, zu vergessen, half den Franzosen ein Ereigniß ihres eigenen Lebens, kein angenehmes, sondern ein solches, das Staub der bössartigsten Beschaffenheit aufwirbelte: der Fall Andlau — Caffarel — Boulanger — Wilson — Grévy. Man erinnert sich der ersten Meldungen von dem Fall. General Caffarel, Unterchef des Generalstabs im Kriegsministerium, sollte, des Handels mit Orden der Ehrenlegion verdächtig, in eine Falle geleckt worden sein. Man habe einen angeblichen Provinzialen zu einer Vermittlerin dieses Handels geschickt, diese habe dem Ordenswürdigen eine Zusammenkunft mit Caffarel versprochen; dieser sei wirklich bei der Zusammenkunft erschienen und habe, von dem als Geheimpolizisten entpuppten Großhändler aus der Provinz überführt, dem Kriegsminister ein Geständniß abgelegt; dann habe man bei der Vermittlerin Haussuchung gehalten und Briefe der halben regierenden Republik entdeckt, vor allem des General Boulanger. Der Senator, General a. D. Graf Andlau war, ähnlicher Dinge beschuldigt, sogleich flüchtig geworden.

Hier halten wir erst einmal inne, um den Charakter des Vorfalles einigermaßen festzustellen. Zunächst kommt die Bevorzugung von Günstlingen bei Orden wohl überall vor. Daß man sie verkauft, ist wohl nur noch bei Frankreichs bestem Freund der Fall. Dafür giebt es in England und Rußland, was die Anstellung unwürdiger Personen, was das Benehmen der amtlichen Per-



sonen anlangt, sehr viel schlimmere Dinge. Was aber allerdings den Amtspersonen in Frankreich eigenthümlich ist, wenn dieselbe Sache nicht etwa bei den russischen Freunden Mode, das ist, daß Kupplerinnen den Ankauf von Orden und Staatsstellen vermitteln. Es scheint, daß das Gewerbe zur Pflege einflußreicher Bekanntschaften führt, denen jene Damen Gelegenheit geben, gegen hohe Provision sich einen Theil der sonst durch ihre Veranlassung gemachten Ausgaben zurückzuerwerben. Wie dem nun sei, die Sache scheint bei alledem des Lärms nicht werth gewesen zu sein, den sie zuerst erregte. Ein reudiges Schaf macht keine franke Heerde; was Caffarel gethan, thun deshalb noch nicht alle Offizianten, und was die beschlagnahmten Briefe, durch welche die halbe Republik kompromittirt sein sollte, betrifft, so ergibt sich, daß es meist Abweisungen zutringlicher Anschreiben der bewußtesten Damen waren. Man muß also fragen: wer hat den Lärm verursacht, wer hat die übertriebenen Gerüchte in Umlauf gesetzt? Man schiebt jetzt plötzlich alle Schuld auf die Polizei, welche den Blättern Mittheilungen gemacht habe, bevor sie die Staatsanwaltschaft auch nur in Kenntniß gesetzt. Von wem aber die Polizei die ersten Winke, Aufträge, Befehle erhalten, ist noch nicht klargestellt worden. So müssen wir uns denn einer Vermuthung zuwenden, welche in dem ganzen Lärm eines jener, in der französischen Geschichte so häufigen, ebenso verwegenen als ruchlosen Parteimanöver sieht. Man erinnert sich, wem Schuld gegeben wird, die Majorität gegen das Kabinet Goblet zusammengebracht zu haben, wem die Schuld, alles aufgeboten zu haben, um den Eintritt des General Boulanger in irgend eine neue Kabinettsbildung zu verhindern. Es ist Wilson, der Schwiegersohn des Präsidenten der Republik, Hausgenosse seines Schwiegervaters im Palast des Elysee. Dieser Mann ist konservativer Republikaner, vielleicht durch den Instinkt seines Geschäftes, er ist Banquier, vielleicht auch durch allgemeine Bildung und Anlage. Er soll seine Stellung in der Familie des Präsidenten rücksichtslos mißbrauchen. Das kann leicht gelegen sein, aber in keinem Lande schlagen solche Gerüchte so bequem und so fest Wurzel, wie in Frankreich. Wir erinnern uns indeß, daß Wilson schon dem Ministerium Ferry Hindernisse bereitet haben soll, als dieses eine Revision der Verfassung in Scene setzte, die doch lediglich auf eine Abspießung, keineswegs auf die Befriedigung der Radikalen abzielte. Die Republikane française, damals das ergebenste Blatt des Ministeriums Ferry, hielt es für angezeigt, den hemmenden Einfluß des Herrn Wilson einmal vor das Ohr der öffentlichen Meinung zu bringen. Wenn der Vorwurf begründet war, so zeigte er auf Seite dieses Herrn geringen Scharfblick und geringe Personenkenntniß. Wenn derselbe dagegen in dem General Boulanger einen Schaden Frankreichs gesehen und ihn von dem Wiedereintritt in die Regierung abgehalten, so hat er das richtige Urtheil gehabt. Das aber verzeihen die Radikalen Herrn Wilson nicht, ebensowenig wie sie dem General Ferron verzeihen, daß er Boulangers Platz eingenommen. Man sagt nun also, es hätten die Radikalen und die Boulangisten das ihnen bekannte Treiben des General Caffarel denunzirt, um den Kriegsminister anzuklagen, daß er dem

Treiben zusehen, und zugleich, um Herrn Wilson durch gefälschte Briefe oder durch falsche Aussagen der Kupplerinnen zu beschuldigen, daß er Theilnehmer des Treibens von Caffarel gewesen. In Wilson habe man auch zugleich den Präsidenten Grévy verderben und zur Niederlegung der Präsidentschaft zwingen wollen, um den Radikalen endlich die Bahn zur Beherrschung der Republik frei zu machen.

Diese Vermuthung ist durchaus nicht unwahrscheinlich und wird es auch nicht dadurch, daß das Mandat von seinem andern beinahe zerstört worden wäre, als von Boulanger. Dieser Durchgänger und Harlequin konnte es nicht erwarten, bis seine Stunde gekommen, und mußte, noch ehe die Mine sich gegen Ferron und Wilson entladen, nach der Märtyrerkrone des unschuldig verfolgten Lammes greifen, indem er aller Welt erzählte, die Verfolgung Caffarels sei gegen ihn gemünzt, aber er habe reine Hände, obwohl man bei der Kupplerin vier seiner Briefe gefunden, die allerdings gleichgültigen Inhalts waren. Diese an den Haaren herbeigezogene Beschuldigung seines Vorgesetzten, des Kriegsministers, war nun allerdings eine so starke Insubordination, daß Boulanger, nachdem er, um die Aechtheit seiner Aeußerungen vom Kriegsminister befragt, ungezogene Ausflüchte versucht hatte, auf dreißig Tage in strengen Arrest geschickt wurde. Man war nun einen Augenblick sehr gespannt, ob er nach Ablauf des Arrestes als gebesserter Offizier oder als Revolutionär auftreten werde, sei es in der Armee, sei es außer ihr. Aber Frankreich hat heute nicht Zeit, sich Spannungen hinzugeben, die dreißig Tage dauern. Denn nun hat sich die Mine gegen Wilson entladen. Freilich hat man nicht das Geringste gefunden, was die Anklagen gegen den Mann rechtfertigt. Allein der ganze Unwille Frankreichs über sich selbst will dieses Opfer haben. Man duldet die schamlose, den Staat ganz zerrüttende Patronage von 500 Deputirten. Aber der oberste Beamte des Staats, König oder Präsident, soll über den kleinsten Verdacht der Patronage erhaben sein. Das verlangen die Radikalen, das verlangen die Monarchisten. Die Wuth der letzteren gegen Wilson ist wohl hauptsächlich dadurch zu erklären, daß sie in diesem den Beförderer der ihnen einzig gefährlichen, weil einzig haltbaren Republik, der konservativen Republik sehen. Oder vielmehr, sie sehen diesen Beförderer in Grévy und wollen diesen durch seinen Schwiegersohn stützen, auf welchen der Angriff leichter ist, weil die öffentliche Meinung in ihrem blinden Suchen nach einem Opfer Wilson bereits erkoren hat. Fast alle Kreise schämen sich bereits des ohne rechten Gegenstand begonnenen Lärms, aber das Opfer Wilson will man nicht loslassen. Wenn nun der Präsident hartnäckig an seinem Schwiegersohn festhält, so kann dies kritisch für Grévy, kritisch für das Ministerium Rouvier werden, welches unter so schwierigen Umständen vor die eben wieder versammelten Kammern treten muß. Die Hand der Radikalen, welche Ferron, Wilson und Grévy schlagen wollte, muß, wenn dieser Schlag zunächst nicht zum Ziele führt, nach dem Ministerium schlagen.

Das Ministerium konnte sich nur behaupten durch die Unterstützung der

Rechten. Nun hat seit dem Manifest des Grafen von Paris die orleanistische Rechte zwar erklärt, dem Ministerium ihre Unterstützung nicht entziehen zu wollen, aber das Manifest hat es dem Ministerium fast unmöglich gemacht, diese Unterstützung anzunehmen, wenigstens unmöglich gemacht, sich auf eine Majorität zu berufen, von der die Orleanisten einen wesentlichen Bestandtheil bilden. Die Bonapartisten ihrerseits stürmen mit den Radikalen um die Wette auf das Ministerium los. Bereits hat ein bonapartistischer Deputirter den Antrag auf Einsetzung einer Kommission zur Untersuchung des Ordenshandels eingebracht und durchgesetzt; obwohl der Ministerpräsident bemerkte, daß eine solche Kommission nur die Thätigkeit der Gerichte stören könne. Es entsteht nun die Frage, ob unter solchen Umständen das Ministerium Rouvier bald wird zu Fall gebracht werden. Man sieht in der That nicht ein, wie es sich behaupten soll. Denn eine Auflösung der Kammer würde jetzt schwerlich eine Majorität der gemäßigten Republikaner bringen, sondern wahrscheinlich eine Verstärkung der Radikalen einerseits, der Monarchisten andererseits; die Wahl gemäßigter Republikaner vielen Wählern zu verleiden, ist den Radikalen durch den neuesten Skandal geglückt. Aber was nach dem Sturz des Ministeriums Rouvier? Man muß erwarten, daß die Radikalen, wenn der Präsident sie nicht in das Ministerium ruft, eine Revolution versuchen. Diese aber würde, wenn sie auf einen Tag gelänge, eine orleanistische Gegenrevolution hervorzurufen, zu deren Vorbereitung der Graf von Paris seine Anhänger wahrscheinlich jetzt in Dordrecht versammelt. Wir können diese Dinge abwarten. Die Regierung des Radikalismus bedeutet den sofortigen Krieg. Ohne den Krieg kann der Radikalismus sich gar nicht behaupten. Boulanger als Friedensnapoleon würde sofort unter Hohn und Gelächter zusammenbrechen. Der Orleanismus könnte sich als Friedensregierung einführen; ob auch behaupten, ist sehr ungewiß. So ist das jetzige Frankreich beschaffen, während das Jubiläum der Revolution vor der Thür steht. Welch ein Frankreich wird dieses Jubiläum feiern? In wenig über einem Jahr werden wir es sehen.

\* \* \*

Die russischen Freunde hatten im Juli einen Vertrag mit Afghanistan geschlossen, d. h. mit England, wodurch sie dem Emir die Landstriche abtraten, die sie als Brückenköpfe über den Oxus auf dessen linkem Ufer eingenommen. Dafür bedangen sie für ihre Turkmene die längst beanspruchten Weideplätze in der Mitte des nördlichen Afghanistan bei Meruschak. Durch einen der ihrigen ließen sie in der Wiener Politischen Korrespondenz ausposaunen, daß sie in kurzem vor dem erstaunten Europa Arm in Arm mit England erscheinen würden. Das bedeutete, daß man in Petersburg darauf rechnete, England werde in Constantinopel aller geheimen Ermunterung der Bulgaren durch die Pforte ein Ende und die letztere sogar willfährig machen, sich zum Werkzeug der russischen Unterjochung Bulgariens herzugeben. Demnach stellte Rußland in Constantinopel das schon erwähnte Verlangen, die Pforte solle einen russischen Statthalter in Bulgarien legitimiren und zur Legitimation einen übrigens dem

Statthalter folgjamen türkischen Kommissar mitschicken. Die Pforte streckte die Hände nach dem Fürsten Bismarck und bat ihn, zwischen den russischen Ansprüchen und dem muthmaßlich diesen Ansprüchen keineswegs geneigten Willen anderer Mächte den richtigen Mittelweg zu finden. Der Fürst antwortete, wie wir bereits im vorigen Monat wußten, die Pforte möge ihm vor allem sagen, was sie selber wolle. Nachdem sie lange mit sich zu Rathe gegangen, wendete sich die Pforte nun wieder nach Petersburg mit folgenden Vorschlägen: der türkische und russische Kommissar sollten gleichen Rang und gleiche Rechte haben, um gemeinsam den ihnen ertheilten Auftrag auszuführen; sie sollten zwar die jetzige bulgarische Regierung entfernen, aber die neue provisorische Regierung nicht einseitig aus russischen Parteigängern zusammensetzen; die neuzuwählende Sobranje solle einen Fürsten wählen aus drei von den Mächten vereinbarten Kandidaten; das ganze Geschäft der Kommissare solle in drei Monaten beendet sein.

Darauf antwortete nun wieder Rußland: Es beharre auf der Ueberordnung seines Kommissars, wie auf dem Statthalter- und Fürstenrang desselben; es verlange vier Monate für ihn; über die Modalität der Fürstenwahl müsse man sich überhaupt erst mit den Mächten einigen. Nach der Ablehnung ihrer Vorschläge hält sich nun die Pforte an dieselben nicht mehr gebunden und die Verhandlungen sind abgebrochen. Aus diesem sehr vorsichtigen und passiven Widerstand der Pforte hört man in Petersburg den englischen Rath heraus und hat sofort beschlossen, die Waffenruhe in Afghanistan aufzuheben. Der Kubel hat dem bis dahin in Teheran auf englische Kosten verwahrten Prätendenten Ejub Khan, dem zweiten Sohn des einstigen Emirs Schir Ali, die Thore der Gefangenschaft geöffnet. Ejub weilt im östlichen Afghanistan bei den anführerischen Ghilzais. Dreihundert als Kaufleute verkleidete Russen sind in Herat eingetroffen. Bald wird man wohl von der Entthronung Abdur Rhamans hören und Ejub wird die Russen in das Land rufen. England wird keine Miene verziehen, es wartet auf den europäischen Krieg, der seinem asiatischen Gegner genug Beschäftigung im Westen bieten soll.

Während die asiatische Abtheilung des auswärtigen Amtes in Petersburg Afghanistan unterwühlt, weilt Kaiser Alexander im Schooße der Familie zu Kopenhagen, um sich von der Angst des nihilistischen Gespenstes zu erholen. Die Leitung des auswärtigen Amtes in Petersburg mag es doch sehr unbequem finden, daß Deutschland, der ewigen Insulten der russischen Presse müde, sich in der bulgarischen Frage für neutral erklärt hat. Was diesen Herren aber am unbequemsten, das ist, das sie ihr Geldbedürfnis nicht mehr auf dem deutschen Markt befriedigen sollen, daß man nicht nur Miene macht, ihnen diesen Markt zu verschließen, sondern ihnen die aufgenommenen Papiere desselben, wenn selbst mit Verlust, zurückzuschicken. Da sind nun den klugen Herren die Masern mit ihrem Ausbruch bei den kaiserlichen Kindern in Kopenhagen zu Hilfe gekommen. Als unser Kaiser in Stettin weilte, bedurfte es nur einer Spazierfahrt von Kopenhagen, um ihn an dem ersten Ort zu be-

grüßen. Aber die Furcht vor den Panflavisten ließ den Zaren nicht reisen. Nun haben ihn die Masern solange in Kopenhagen aufgehalten, daß er nicht zur See nach Hause zurückkehren kann. Um den bethnischen Meerbusen herum durch Schweden und Finnland zu fahren, ist auch höchst beschwerlich. Also macht man die Spazierfahrt bis Warnemünde und reist auf deutschen Eisenbahnen zur russischen Grenze. Bei dem jetzigen Verhältniß zwischen Deutschland und Rußland, wie es von russischer Seite gewaltsam herbeigeführt worden, wird kein politisch denkender Mensch den Besuch des Zaren in Berlin erwarten und niemand wird in dem Unterlassen dieses Besuches auch nur den geringsten Mangel an Höflichkeit entdecken. Aber die schlauen Herren im auswärtigen Amt zu Petersburg, die etwas klüger als ihre Panflavisten sind, weil sie etwas von der Noth der Geschäfte erleben, rechnen sich aus, daß ein Besuch des Zaren in Berlin den Kurs der russischen Papiere gewaltig heben würde. Und dieser so erlangte Kursgewinn würde ihnen bei den Panflavisten gar nichts schaden; denn diesen können sie jetzt sagen: die Reise über Deutschland war durch die Jahreszeit unvermeidlich und mit dieser Reise der Besuch in Berlin. Bereits haben die Herren diese Gründe den Panflavisten durch die dänische Presse aufstischen lassen. Darauf hat ein Berliner Blatt, die Post, mit Recht bemerkt, daß ein mit solchen Kommentaren eingeleiteter Besuch eine Beleidigung des deutschen Volkes sei. Aber der Russe denkt wie jener alte Philosoph, der bemerkte: um einen Fisch zu fangen, dürfe man einen Tropfen Wasser nicht scheuen. Wir müssen uns auf einen Besuch des Zaren in Berlin gefaßt machen. Ob das Manöver mit der Kurssteigerung der russischen Papiere aber gelingt, wollen wir abwarten. Wenn der Zar kommen will, kann man ihm die Thüre nicht verschließen. Aber das deutsche Reich ist denn doch nicht gleich dem Mann, den sein Gebieter, der ihn am Abend prügeln lassen will, am Mittag mit einem gnädigen Gruße beehrt und sich dafür noch das Geld des Mannes leiht. Der russische Besuch wird, unter solchen Umständen ausgeführt, wie sie ihn jetzt begleiten, das Gefühl verletzter Würde in ganz Deutschland wach rufen und allen Gefälligkeiten gegen Rußland, sei es auf dem politischen Markt, sei es auf dem Geldmarkt, ein Ende machen.

Am Abend des 1. Oktober erschien zur Ueberraschung von ganz Europa der italienische Ministerpräsident, Herr Francesco Crispi, in Friedrichsruh. Am Morgen des 3. Oktober war er bereits auf der Heimreise. Es bedurfte nicht langer Ueberlegung, um wieder einen der Meisterzüge des Fürsten Bismarck zu erkennen. Die im Frühjahr 1884, sechs Monate vor der Kaiserzusammenkunft in Skierniewice getroffene Verabredung der drei Kaiserreiche, europäische Fragen nur nach dem vorausgegangenen Versuch einer gegenseitigen Verständigung zu behandeln, war im März dieses Jahres zu Ende gegangen, ohne erneuert zu werden. Die deutsche Politik setzte ihr freundliches Verhalten gegen Rußland zwar fort und zeigte sich vor wie nach zu jeder diplomatischen

Unterstützung der russischen Wünsche bereit. Aber was waren diese Wünsche? Die russische Presse gab sie kund mit nie zu übertreffender Naivität. Sie erklärte, Rußland dürfe in Bulgarien nicht einschreiten, weil es seine Kraft gegen Deutschland im Fall des französisch-deutschen Krieges gesammelt halten müsse. Aber Fürst Bismarck müsse das Oidium von ganz Europa auf sich nehmen, sogar das stille Oidium der französischen Kreise, indem er verpflichtet sei, Bulgarien in Rußlands Hände zu liefern. Da man diese Zumuthung in Berlin allzustark fand, so wurde die Mißstimmung gegen Rußland auch auf deutscher Seite nicht mehr verhehlt. In diesem Augenblick erschien Herr Crispi auf die Einladung des Kanzlers in Friedrichsruh, damit Europa begreife, daß Deutschland einen dritten im Bunde neben dem Bündnis mit Oesterreich besitze. Es war längst bekannt, daß die Allianz mit Italien schon im Frühjahr erneuert wurde. Es scheint aber über eine Erweiterung derselben während des Sommers unterhandelt worden und unter diese Erweiterung scheint in Friedrichsruh das Siegel gedrückt worden zu sein. War doch auch der österreichisch-ungarische Ministerpräsident, Graf Kalnoky, zuver in Friedrichsruh erschienen. Der Besuch des italienischen Ministerpräsidenten fiel aber auch in die Zeit, wo der Vorfall an der deutsch-französischen Grenze einen Konflikt mit Frankreich heraufzubeschwören schien. Wir haben gesehen, wie Fürst Bismarck den Anlaß dazu selbst zur Befriedigung des französischen Gefühls aus dem Wege geräumt hat. Aber die Bestätigung der Tripleallianz durch den Nachfolger des Grafen Robilant, welcher die Erneuerung derselben bewirkt hatte, verminderte erheblich die Neigung der kriegslustigen Kreise Frankreichs, an den Vorfall bei der Bogesengrenze die Revanche zu schließen.

Es hat sich aber in Friedrichsruh um weit mehr gehandelt, als um die Bestätigung der im März erneuerten Tripleallianz durch den Nachfolger des Grafen Robilant. Das erfahren wir aus der Rede, welche der italienische Ministerpräsident am 25. Oktober bei einem Bankett in Turin gehalten, auf welches die Aufmerksamkeit Italiens, da man es angekündigt hatte, schon lange gerichtet war. Wir erwähnen nur den einen Satz aus Crispi's Rede: „er möchte der Erinnerung aller Anwesenden einprägen, daß Italien niemals eine so innige und völlige Allianz eingegangen und daß nie Italiens Würde so geachtet, Italiens Rechte und Interessen so sicher gestellt waren.“ Diese Worte scheinen allerdings darauf zu deuten, daß zu der gegenseitigen Verbürgung des Bestandes, welche der bisherige Zweck der Tripleallianz war, Verabredungen gekommen sind über die Maßregeln im Fall der Bedrohung einer der verbundenen Mächte und Verabredungen über die zu erstrebenden Kriegsziele, nachdem der Angriff von anderer Seite gekommen. So erst, durch die Verabredung daß man den etwaigen Friedensstörer nicht bloß gemeinsam abwehren, sondern gemeinsam strafen will und daß man die Abwehr gleich bei der ersten Bedrohung nach einem gemeinsamen Plane vollzieht, dadurch erst ist die Tripleallianz eine starke Bürgschaft des allgemeinen Friedens geworden. Denn da, wo man den heutigen Zustand Europas alle Tage für unerträglich erklärt, wird man

ungeachtet des Geheimnisses, welches die Vereinbarungen von Friedrichshub umgiebt, eine Ahnung bekommen, daß ein muthwillig heraufbeschworener Krieg einen Zustand schaffen könnte, den man ertragen müßte, ob wohl er noch weit unannehmbarer erschiene.

\* \* \*

In der vorigen Korrespondenz haben wir des Abkommens über den Suezkanal gedacht, welches der französische Botschafter in London, Herr Waddington, nach langen eifrigen Verhandlungen mit dem Marquis von Salisbury vorläufig zu Stande gebracht hatte. Dies war im September; inzwischen war der Marquis von Salisbury zur Herstellung seiner Gesundheit für einen längeren Aufenthalt nach den normännischen Inseln gereist. Es scheint aber, daß auch dort die Verhandlungen nicht geruht haben, denn das Abkommen, von welchem man annahm, daß die englische Regierung den Abschluß hinauszögern werde, ist jetzt nach der Rückkehr des Marquis von Salisbury unterzeichnet worden. Die Hauptbestimmungen sind, daß der Kanal im Kriege offen bleibt auch für Kriegsschiffe, daß aber keine Feindseligkeiten weder in den Zugängen noch auf den Ufern vorgenommen werden dürfen, daß die kriegsführenden Mächte im Kanal und in den Eingangshäfen Truppen und Kriegsmaterial nicht aus-schiffen dürfen. Die wichtigste Frage war von je, wie die Sicherheit des Kanals zu schützen sei. Darüber bestimmt nun die Konvention, daß im Fall der Gefahr die Vertreter der Mächte in Egypten sich auf Einladung ihres ältesten Mitgliedes versammeln und von der erkannten Gefahr den Khedive in Kenntniß setzen, welcher die nöthigen Maßregeln zu treffen hat. Außerdem versammeln sich die Vertreter einmal jährlich, um sich zu überzeugen, daß nichts gegen die Sicherheit des Kanals vorbereitet und ins Werk gesetzt werden. Falls die ägyptische Regierung sich überzeugt, daß ihre Mittel für die Sicherung des Kanals nicht ausreichen, hat sie sich an die Pforte zu wenden, welche dann mit den Signaturmächten der Londoner Erklärung vom 17. März 1855 — welche die ägyptischen Finanzen betraf — die nöthigen Maßregeln anordnen soll. Der Sultan und der Khedive sollen, abgesehen von den durch die Neutralität des Kanals bedingten Schranken, in ihren Maßregeln der Sicherung Egyptens nicht behindert sein.

Mit diesem den Suezkanal betreffenden Vertrag geht ein anderer parallel, durch welchen Frankreich sich verpflichtet, von den neuen Hebriden seine Militärposten zurückzuziehen; allein Frankreich wie England behalten das Recht, für die Sicherheit ihrer Unterthanen auf diesen Inseln nöthigenfalls durch Kriegsschiffe zu sorgen.

Nun hat diesseits wie jenseits des Kanals ein Streit begonnen, wer bei diesen Conventionen der verlierende Theil sei. Wie gewöhnlich tadelt haben wie drüben die Opposition ihre Regierung, daß sie die Interessen des Landes nicht hinlänglich wahrgenommen habe. Auch das Urtheil der deutschen Zeitungen ist getheilt. Wir aber glauben deutlich zu erkennen, daß diesmal Frankreich der Sieger ist. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur an die

Convention zu denken, welche im Juni England mit der Pforte über Egypten geschlossen hatte, welche aber schließlich der Sultan auf Andrang Frankreichs und Rußlands nicht ratificirte, jene Convention, in welcher zwar ein Termin für die englische Räumung Egyptens festgesetzt war, aber auch der Ausschluß jeder andern Macht von Egypten und das Zugeständniß des Rechtes für England, jeder Zeit nach Egypten zurückzukehren, wenn innere oder äußere Gefahren das Land bedrohen. Die Konferenz in Paris von 1885 über den Suezkanal scheiterte bekanntlich daran, daß England alle Ueberwachungsrechte nur der ägyptischen Regierung, d. h. sich selbst übertragen lassen wollte. Aus dem jetzt unterzeichneten Abkommen ist nun allerdings der bedenkliche Punkt verschwunden, den Frankreich noch im September verlangt hatte, die Bildung eines gemischten Truppenkorps von 2000 Mann zum Schutz des Kanals. Dagegen hat Frankreich die internationale Ueberwachungskommission endlich durchgesetzt, eine Kommission, in welcher nicht die Pforte, sondern das älteste Mitglied der Diplomatie in Kairo präsidiert. Diese Kommission kann außerordentliche Anstalten des Khedive zur Sicherung des Kanals fordern und kann den Khedive veranlassen, sich an die Pforte und die Mächte zu wenden. Wenn man diesen Weg etwa zu umständlich und daher unwirksam finden wollte, so möge man bedenken, daß bei Säumnigkeit des Khedive oder des Sultans jede Macht das Recht des Einschreitens in Anspruch nehmen könnte und daß die geforderten Maßregeln solche aller Mächte sind, daß England also gar kein Vorzugsrecht behalten hat. Man hat in England längst erkannt, daß der Suezkanal allen Werth für die Vertheidigung Indiens verliert, wenn man nicht im Frieden mit Frankreich ist. Den Gedanken, das Mittelmeer allein, nöthigenfalls gegen Frankreich zu beherrschen, hat man in England längst aufgegeben. Wir dürfen daher das jetzige Abkommen wohl als einen Schritt betrachten, die Empfindlichkeit Frankreichs wegen der Ausschließung aus Egypten durch Wiederzulassung desselben zu beseitigen. Bereits hat England abermals eine Verminderung seiner Besatzung in Egypten vorgenommen und es ist nicht unwahrscheinlich, daß demnächst die letzten englischen Truppen Egypten verlassen. Wenn einige französische Zeitungen freilich bereits von der Wiederherstellung der einst so gepriesenen entente cordiale träumen, so heißt dies die Umstände gewaltig verkennen. England fühlt sich zu keiner einzigen großen Aktion mehr fähig, kaum im Bunde mit andern Mächten, geschweige denn allein. Darum und nur darum beeilt man sich, die Faust wegzunehmen, mit der man Egypten schon gegriffen hatte. Dieses Gefühl der Ohnmacht entspringt aus der irischen Frage, noch mehr aber aus der Erkenntniß, daß aus der Herrschaft des Parlaments keine Regierung mehr hervorgehen kann, die ihrer Stütze im Parlament und daher ihrer politischen Schritte sicher ist. Die Demokratisirung des Parlaments hat die Herrschaft der alten regierungsfähigen Parteien gebrochen und zugleich die Bildung eines Ersatzes unmöglich gemacht. Aber der Prozeß dieser Demokratisirung scheint ohne Aufenthalt bis zu den äußersten Konsequenzen geführt zu werden. Das zeigen die erstaunlichen Reden Gladstones in Nottingham,



deren Besprechung wir uns vorbehalten, ebenso wie die Besprechung der angeblichen Fehler, welche das Ministerium in der Benutzung des irischen Strafrechtsgesetzes, wie es in der letzten Parlamentssession beschlossen worden, immerfort begeben soll. Die Wahrheit ist, daß man mit englischer Justiz, gehandhabt von irischen Richtern auch bei einem Ausnahmegesetz Irland nicht zur Ruhe bringen könnte, wenn man es überhaupt noch durch Maßregeln der Repression zur Ruhe bringen könnte.

w.

### Die gegenwärtige Bewegung im deutschen Buchhandel.

Der Beschluß, den der Börsenverein der deutschen Buchhändler in seiner außerordentlichen Hauptversammlung am 25. September zu Frankfurt a. M. gefaßt hat, daß nämlich fortan in keinem Fall mehr als 5% Kundenrabatt auf die von dem Verleger angelegten Ladenpreise gewährt werden darf, und daß jeder Buchhändler, der diese Bestimmung übertritt, aus dem Verbande auszuschließen und als „Schleuderer“ zu brandmarken ist, hat in sonst angesehenen politischen Tageszeitungen und Wochenschriften vielfach eine unglaublich schiefe Beurtheilung erfahren. Es sei deshalb in den nachfolgenden Zeilen der Versuch gemacht, die Bestrebungen des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu schildern und die Verächtlung derselben darzutun.

Ein Hauptirrtum, der schon viel Verwirrung angerichtet hat, ist der, daß man meint, der Buchhandel würde nach den Prinzipien des allgemeinen Waarenhandels betrieben, oder könnte wenigstens so betrieben werden. Dies ist aber ganz und gar nicht der Fall, denn das Buch ist keine Waare, wenigstens nicht in dem landläufigen Sinne dieses Wortes. Waare ist das Buch nur so viel, als es jede patentirte Erfindung ist; mit den Patenten steht es rechtlich und industriell dicht zusammen. Die Waare im engeren Sinne darf von jedermann hergestellt werden. In Folge dessen wird sie auch von hundert Seiten offerirt. Der eine macht sie ein wenig besser und berechnet sie theurer; der andere macht sie schlechter und schlägt billig los. Das Buch hingegen wird nur von einem, dem Verleger, offerirt; denn der Verleger allein darf es herstellen. Da wir glücklicherweise seit nun 20 Jahren ein fest geregeltes Recht über das litterarische Eigenthum besitzen, so darf niemand ein Buch, das noch nicht Allgemeingut ist, nachdrucken, und bis zum 30. Jahre nach dem Tode des Verfassers ist der

\*) Um falschen Deutungen vorzubeugen, sei bemerkt, daß die Bezeichnung „Schleuderei“, „Schleuderer“ hier, wie überhaupt bei der ganzen Behandlung dieser Angelegenheit, nicht im Sinne der allgemeinen, sondern lediglich im Sinne des buchhändlerischen Sprachgebrauches zu verstehen ist. Nach ersterem versteht man darunter eine kreditunwürdige Persönlichkeit, nach letzterem dagegen einen Sortimenter, welcher gegen die eingangs genannten für den Verkehr des Sortimenters mit dem Publikum festgesetzten, von der Majorität des deutschen Buchhandels anerkannten Grundzüge verstoßt. Hiernach wird durch die Bezeichnung „Schleuderei“, „Schleuderer“ im buchhändlerischen Sinn weder die Ehre noch die Kreditfähigkeit eines Sortimenters irgendwie in Zweifel gezogen. — B. Bl. 1886. S. 2197.

Originalverleger Monopol-Produzent des Buches, wenn man so sagen darf. Während der Kaufmann die Waare beziehen darf wo er will, ist jeder, der ein Buch weiter verkaufen will, gezwungen, dasselbe von dem Monopol-Produzenten, dem Verleger, zu entnehmen. Auf diesem Verhältniß zwischen Bücher-Verkäufer (Sortimentsbuchhändler oder kurz Sortimentler) und Bücher-Produzent (Verlagsbuchhändler oder kurz Verleger) ist der ganze deutsche Buchhandel basirt und darauf beruht zum Theil der Unterschied zwischen Buchhandel und Waarenhandel. Ein anderer und zwar der hauptsächlichste Unterschied liegt jedoch in den Objecten des Handels, in der Sonder-Art des Artikels „Buch“. Der Werth einer Waare ist ganz abgesehen von Angebot und Nachfrage, die nur Schwankungen im Preise hervorrufen können, thatsächlich vorhanden; der Werth eines Buches aber ist ganz illusorisch. Ein Kilogramm Kaffee hat auch auf dem Lager seinen Werth; ein dreibändiger Roman von Gregor Samarow oder Georg Ebers, der ebenso schwer ist, hat auf dem Lager nicht mehr Werth als gleichviel Makulatur. Erst durch den geschehenen Verkauf erhält das Buch seinen Werth. Es liegt demnach im Interesse des Verlegers, den Verkauf von möglichst vielen Exemplaren eines Werkes perfekt zu machen.

In England, wo der Buchhandel mehr nach allgemein kaufmännischen Gesichtspunkten betrieben wird als bei uns in Deutschland, erreicht der Verleger den Verkauf seiner Vorräthe dadurch, daß er, sobald das Buch den Reiz der Neuheit verloren hat, — bei dem einen also nach ein par Monaten, bei dem anderen nach ein par Jahren, — den Rest im Ganzen oder in Partien meistbietend, d. h. immer noch sehr billig losschlägt. Das Buch ist dann aus dem regulären Buchhandel verschwunden und wird nur noch antiquarisch gehandelt. Daher entspringt der Eindruck des Trüdel- und Hausirerhaften, den der englische Buchhandel auf ein an deutsche Ordnung gewöhntes Auge macht. Wer zuweilen in die Lage kommt Bücher zu gebrauchen, die erst vor kurzer Zeit in England erschienen sind, wird gewiß schon von seinem Sortimentler die Antwort bekommen haben, das Buch sei „out of print“. Das heißt aber nicht, wie es in schiefer Uebersetzung meist gegeben wird, daß das Buch „vergriffen“ sei; ganz und gar nicht: es können noch Hunderte von dem Werk im Handel sein, nur der Originalverleger hat das Werk nicht mehr auf Lager, und der Antiquar, durch den es jetzt zu beziehen ist, hat nicht gleich ermittelt werden können.

Bei uns in Deutschland ist diese Art des Geschäftsbetriebes erst in letzter Zeit ein wenig in Aufnahme gekommen, meistens durch jüngere Geschäfte, denen vielleicht daran liegt, ihr nicht allzugroßes Betriebskapital flüssig zu erhalten. Die alten angesehenen Verlagsgeschäfte aber würden sich zu einem solchen „Veramschen“ ihrer Artikel nie entschließen können, da sie einen derartigen Verkauf als das Ansehen ihrer Firma schädigend betrachten würden. Bei uns besteht vielmehr der allhergebrachte Gebrauch, daß der Verleger seine Vorräthe auf Lager behält, bis sie nach Jahren vielleicht gänzlich abgesetzt oder aber ganz veraltet sind. Diesem Umstande ist es zu danken, daß Bücher, die vor vielen, vielen Jahren erschienen sind, immer noch durch den Verleger bezogen werden

können, vorausgesetzt natürlich, daß dessen Geschäft noch besteht. Und dies ist für den Gelehrten sowohl als für den Sortimenter von nicht zu unterschätzender Bedeutung, da hierdurch viele Schreiberei und viele Zeit gespart wird.

Der Handelsverkehr des Verlegers mit dem Sortimenter hat wenig Kaufmännisches. In den ersten Jahrzehnten nach der Erfindung der Buchdruckerkunst kannte man unseren Sortimenter überhaupt nicht. Der Verleger, der meist auch der Drucker war, vertrieb seine Werke selbst direkt an das Publikum. Doch dies Verhältniß konnte nur dauern so lange die Produktion eine verhältnißmäßig geringe war; als dann die Zahl der Lesenden immer mehr wuchs und die Anzahl der litterarischen Erscheinungen größer wurde, war der Einzelne nicht mehr im Stande, Jahrmärkte und Messen zu besuchen und hier seine Artikel feilzubieten, sondern mußte die Hilfe von Mittelpersonen in Anspruch nehmen, die meistens für seine Rechnung, zuweilen jedoch auch auf eigenes Risiko, die Bücher dem Publikum persönlich zum Kauf boten. Mit der Zeit trennten sich diese zwei Faktoren, Drucker-Verleger und Buchführer, immer mehr und besonders in den großen Handels- und Gelehrtenstädten gab es im 16. Jahrhundert manche Sortimentsbuchhandlung, die alle Erzeugnisse ihrer Zeit ständig auf Lager hielt, z. B. ist zu erwähnen die große Handlung von Georg Willer in Augsburg, welcher der sogenannte Frankfurter Meskatalog seine Entstehung verdankt; die Kompletirung des Lagers wurde auf den Michaelis-, Neujahrs- und ganz besonders Ostermessen zu Frankfurt a. M., dem derzeitigen Mittelpunkt des Weltbuchhandels, vorgenommen. Als dann im 17. Jahrhundert die Münzverhältnisse immer schlechter wurden und die Unsicherheit des Verkehrs zunahm, wurden die Sortimenter gezwungen, sich vielfach wieder Verlag zuzulegen, um die zu erhandelnden Bücher nicht bar bezahlen zu müssen, sondern um ein Tauschobjekt mit anderen Buchhändlern zu besitzen. Man nannte jenes Tauschen „verflechen“, gab Bogen für Bogen, oder auch, je nach dem Werth oder Unwerth des Buches, mehrere für einen und schaffte sich auf diesem Wege seinen Bedarf für die zwischen den Messen liegende Zeit. (Kapp, Geschichte des deutschen Buchhandels.) Aus diesem Tauschhandel hat sich dann im Laufe der Jahre eine andere Art der Geschäftsverbindung ausgebildet, die dem deutschen Buchhandel ganz eigenthümlich ist und welcher er das Ansehen des am besten geordneten, am vorzüglichsten organisirten Buchhandels der ganzen Welt verdankt; aus diesem Tauschhandel entwickelte sich das Konditions-Geschäft, um welches wir von allen anderen Nationen beneidet werden. Das Eigenthümliche dieses Konditions-Geschäftes liegt darin, daß der Verleger dem Sortimenter seine Artikel auf dessen Wunsch in Kommission sendet, das heißt, ihm das Recht einräumt, alles, was er von den im Laufe des Jahres konditionsweise erhaltenen Büchern nicht verkauft, zur Ostermesse des nächsten Jahres zurücksenden zu dürfen, ihn aber verpflichtet, das Verkaufte dann zu bezahlen. Dieser althergebrachte Geschäftsgebrauch hat noch jetzt die segensreichsten Wirkungen, wenn er auch von manchen Seiten als „längst veraltete und eingerostete“ Institution verschrien wird.

Das Konditions-Geschäft ist, wie die litterarischen Verhältnisse bei uns einmal liegen, gar nicht mehr zu entbehren; denn dies Konditions-Geschäft allein ist es, welches den Sortimenter in den Stand setzt, seinen Kunden die erschienenen Neuigkeiten „zur Ansicht“ zuzusenden. „Das litterarische Verieselungssystem, dessen wir uns insolge der politischen Decentralisation und einer gleichmäßigen Schulbildung im ganzen Reiche zu erfreuen haben, sagt Dr. D. von Hase in seinem Vortrag über die Entwicklung des Buchgewerbes in Leipzig<sup>\*)</sup>, muß beibehalten werden; das verlangt die deutsche Geistesentwicklung, sowie das geschäftliche Wohl des Buchhandels.“ Gesezt aber den Fall, das Konditions-Geschäft, das, wie zugegeben werden muß, mit vielen Spesen verknüpft ist, hörte auf, und der Sortimenter wäre gezwungen alle diejenigen Bücher, welche seine Kunden zu sehen wünschen, in feste Rechnung oder gegen bare Zahlung zu beziehen, so würde er in kurzer Zeit ein großes Lager von unverkauften Büchern erhalten, für die er den Marktpreis zahlen muß, die aber in seinem Laden keinen anderen als Makulaturwerth haben. Es würde ein riesenhaftes Betriebskapital dazu gehören, ein nur einigermaßen reichhaltiges aber immer noch nichts weniger als vollständiges Lager von Neuigkeiten zu halten; unsere Sortimenter verfügen aber in den seltensten Fällen über große Vermögen und halten sich schon für einen kleinen Rothschild, wenn sie einige Zehntausend besitzen. Und doch ist das Auf-Lager-Halten und Zur-Ansicht-Versenden der Neuigkeiten absolut nothwendig im Interesse des Publikums wie der Verleger. Was würden unsere Hauptbücherkäufer, die Gelehrten aller Art und die Bibliotheksverwaltungen dazu sagen, wenn diese für sie so angenehmen und kaum zu entbehrenden Ansichtsendungen unterbleiben müßten! Aber mehr noch würden sich die Autoren wissenschaftlicher Werke entsetzen, wenn sie durch ihren Verleger erführen, daß jetzt noch weniger Exemplare ihrer Bücher abgesetzt würden als früher, da das Konditions-Geschäft noch blühte. Denn es ist keine Frage, daß durch das „zur Ansicht“ versenden einem großen Theil der erscheinenden Werke der Weg zum Publikum gebahnt wird, daß viele Werke niemals würden gekauft werden, wenn der Buchhändler sie nicht „zur Ansicht“ vorlegte. Es geschieht sogar jetzt bei der Blüthe des Konditions-Geschäftes und der Ansichtsendungen, daß ein gutes Werk eines noch unbekanntem Verfassers überssehen wird und erst nach längerer Zeit sich Anerkenner und Käufer erwirbt; in ungleich größerem Maßstabe aber würde dies der Fall sein, wenn der deutsche Verleger seine besten Mitarbeiter, die Sortimenter in den kleinen Städten, für welche das Konditions-Geschäft eine Lebensfrage ist, verloren hätte.

Es ist freilich wahr, daß dies Konditions-Geschäft für beide, Verleger und Sortimenter, viele Kosten an Porto-, Fracht-, Emballage- und Kommissions-Spesen verursacht und daß ein Sortimenter, der nur solche konditionsweis erhaltene Bücher vertriebe, nicht würde existieren können, da höchstens 33 $\frac{1}{2}$  % der Novitäten einen Käufer finden und die übrigen 66 $\frac{2}{3}$  % wieder zurückgesandt

\*) Vergl. Börs. Blatt f. d. deutsch. Buchhandel 1887. S. 5102.

werden; aber trotzdem ist der Verleger gezwungen, die Sortimenten zugleich in ihrem eigenen Interesse zu veranlassen, seine Neuigkeiten konditionsweis auf Lager zu nehmen, da er einen Selbstmord beginge, sich selbst die Lebensadern unterbände, wollte er hiervon absehen. In Deutschland, dem relativ armen Lande, erscheinen jährlich mehr litterarische Erzeugnisse, als in England und Frankreich, diesen Geldländern der Neuzeit, zusammengenommen; und wenn der deutsche Verlag auch viel für den Export arbeitet, so ist das Land bei allem litterarischen Bedürfnis, das in der That vorhanden ist, doch nicht imstande, alle neuen Erzeugnisse zu verdauen und zu kaufen, wenn sie ihm nicht angeboten, nicht vorgelegt werden. Es ist leider nicht möglich, auch nur mit einer Spur von Genauigkeit statistisch festzustellen, wie groß das litterarische Bedürfnis bei uns in Deutschland ist, weil von den über Tausend deutschen Verlegern und den zahlreichen Importeuren keine Zahlen über die Höhe des thatsächlichen Umsatzes im Laufe des Jahres erhalten werden können; um so interessanter ist es da, was wir über Australien erfahren (Export-Journal I. S. 9), das zum überwiegend größten Theile in litterarischer Beziehung durch England versorgt wird. Es betrug nämlich im Jahre 1885 die Einfuhr an Büchern, Papier und Schreibmaterialien für die 7 englischen Kolonien 1,941,037, was bei einer Einwohnerzahl von 3,400,000 einer durchschnittlichen Jahresausgabe für obige Artikel von 11 Mark pro Kopf oder 45 Mark pro Familie (zu 4 Personen) gleichkommt. Dabei sind die im Lande selbst gedruckten Werke und etwa 700 Zeitungen (1 auf je 5000 Seelen) nicht mit gerechnet. Nach meiner Schätzung ist das litterarische Bedürfnis bei uns höchstens um 40—50% höher; aber man weiß ja, welcher Werth Schätzungen beizulegen ist, denen jede sichere Unterlage fehlt.

Doch wieder zurück zu unserem Konditions-Geschäft. Seit kurzem hat sich nun eine neue Art des Büchervertriebes herausgebildet, eben jene „Schleuderei“, die durch den Eingangs zitierten Beschluß des Börsenvereins der deutschen Buchhändler an den Pranger gestellt worden ist. Die Praxis dieser Geschäfte ist kurz folgende. Da der Vertrieb von Neuigkeiten nicht lohnend genug ist, so widmen sie sich demselben gar nicht. Dagegen halten sie ein großes und wohlgeordnetes Lager von gangbaren, alt bewährten Büchern, wo sie sicher sein können, daß der Verkauf glatt vor sich gehen wird. Diese „Brotartikel“ des Sortimentes, standard books nennt sie der Engländer, werden nun in großen Partien angekauft; und der Verleger, froh eine große Anzahl seines Werkes auf einmal abgesetzt zu haben, gewährt ihnen sehr günstige Bedingungen, so daß er den Rabatt, der im Allgemeinen nur 25% beträgt, auf 40%, ja auf 50% erhöht. Und nun kommt die Hauptsache: damit der Umsatz der Partien möglichst schnell von Statten gehe, bieten sie die Werke 20 oder 25% unter dem Ladenpreise aus. Dieser Verkauf unter dem Ladenpreise ist freilich nichts ganz neues; schon vom 15. Jahrhundert an hatte man über denselben zu klagen. Aber die Raffinirtheit, mit der dies Geschäft nach Einführung der Gewerbefreiheit und der so großen Erleichterung des Postverkehrs durch niedrige ein-

heitliche Portofäge von einzelnen Firmen namentlich Berlins und Leipzig betrieben wurde, diese Raffinirtheit ist neu, ganz modern möchte ich sagen. Aber in der systematischen Preisunterbietung liegt ein Angriff auf das Renomme des ganzen Buchhandels. „Zunächst halfen sich die Provinzialhändler im einzelnen Falle durch Zugestehen der gleichen Rabatte, durch Mitschleudern; allmählich aber wurde der Terrorismus der Schleuderer so übermächtig, daß der Bestand des deutschen Sortimentshandels der Provinz ernstlich gefährdet erschien. Auf Anregung der großen Schulbuchhandlung V. O. Teubner verbot nunmehr im Jahre 1880 die Hauptzahl der deutschen Verleger die öffentliche Ankündigung ihrer Verlagwerke unterm Ladenpreise.“ (v. Hase a. a. D.) Als die Verleger diesen wichtigen und entscheidenden Schritt thaten, waren sie sich bewußt, daß sie ihn thun mußten, wenn sie nicht die kleineren Sortimentshandlungen der Provinz aufgeben wollten, die doch ihre treuesten Bundesgenossen sind; anderseits aber waren sie überzeugt, daß der Absatz, den die Schleuderfirmen erzielten, in keinem Verhältniß zu dem Schaden stand, den sie anrichteten.

Einfach lächerlich ist es nun, wenn in der Korrespondenz eines schlesischen Blattes gesagt war: „Ich gebe eher dreimal einen Thaler aus, als einmal drei Thaler.“ Absolut betrachtet ist die These jedenfalls nicht anzufechten; aber im Zusammenhange mit der Rabattfrage ist sie eine gräßliche Täuschung. Der Verfasser will da seine Leser durch den Popanz ängstigen, die Bücher würden nun dreimal so theuer werden, als sie bisher waren. Wenn dies das Punctum saliens der Anti-Rabattbewegung wäre, so müßte man selbstredend dagegen Front machen, aber es handelt sich nicht um drei Thaler sondern um drei Groschen — ein kleiner Unterschied. Diese drei Groschen, welche das Publikum thatsächlich mehr bezahlen soll als früher, darf man jedoch in einseitiger Hervorhebung des Standpunktes der Käufer nicht ansehen als einen Raub, durch den sich die habgütigen Händler bereichern wollen, oder als eine „Bildungssteuer“, wie ein Liebhaber von Kraftworten sich ausdrückt; — diese drei Groschen sind nur eine Lesegebühr, wenn ich so sagen darf, für alle diejenigen Bücher, welche der Buchhändler seinen Kunden zur Ansicht übersendet und nach erfolgter Durchsicht zurückhält. Ich möchte den Privatgelehrten sehen, der auf die Ansichtsendungen seines Buchhändlers gern verzichtet!\*) Besonders diejenigen Herren, welche in der Provinz leben, in den größeren und ganz besonders in den kleineren Städten, und hier keine öffentliche Bibliothek zur Hand haben, aus welcher sie die für sie nötigen Bücher entleihen können, sind auf die Ansichtsendungen geradezu angewiesen. Denn wie oft kommt es vor, daß sie in einem Werke nur eine Bemerkung, eine Beweisführung, eine Ansicht nachschlagen möchten, und das Werk nicht besitzen. Der einen Bemerkung wegen können sie sich das Buch doch unmöglich anschaffen. Da tritt der Sortimentsbuchhändler ein und ver-

\*) Bgl. was Dziatko gegen die Ansichtsendungen ins Feld führt. (Preuß. Jahrb. Bd. 52 S. 531.) Es gehört gewiß nicht zur Regel, daß diese so planlos ausgeführt werden, als in dem zitierten Artikel angegeben ist.

mittelt durch die Einrichtung des Konbitions-Geschäftes die leihweise Ueberlassung des Buches. Und für diese Mühewaltung des Sortimenters zahlt der Bücherkäufer bei der nächsten festen Bestellung ein paar Groschen mehr. Kein anderes Land als Deutschland kennt den nicht hoch genug zu schätzenden Vortheil, daß in jeder kleinen Provinzialstadt ein oder gar mehrere gebildete Buchhändler zu finden sind, die die Erscheinungen auf dem Büchermarkt aufmerksam verfolgen und, das litterarische Bedürfnis ihres Kundenkreises genau übersehend, dafür Sorge tragen, daß die neuen Erscheinungen in ihrem Laden zu finden sind und ihren ständigen Kunden auch bekannt werden. In England und Frankreich kennt man einen Buchhandel wie wir ihn bei uns überall finden, nur in den Kapitalen und den allergrößten Städten; der Verlagsbuchhandel aber ist fast ausschließlich in der Hauptstadt konzentriert. Bei uns ist über das ganze Land hin ein tüchtiges und thatkräftiges Sortiment verbreitet und der Verlag ist nur zu einem geringen Theil an die Reichshauptstadt geknüpft. Wenn man den schon einige Jahre hinter uns liegenden statistischen Erhebungen noch jetzt glauben darf, die von der Handelskammer in Leipzig angestellt worden sind, so trägt Berlin nur den fünften Teil zu den Erscheinungen des deutschen Verlagsbuchhandels bei, und in diesem Fünftel ist überdies viel geringwertige, leichte Waare; auf Leipzig entfällt auch ein Fünftel; der Schwerpunkt des deutschen wissenschaftlichen Verlages liegt in den Provinzen. „In Deutschland ist der Name „Buchhändler“ ein gemeinsamer Ehrenname, welcher Verleger, Sortimenter und Kommissionäre, dazu die Kunst-, Landkarten- und Musikalienhändler in allen Schattierungen umfaßt, auch die Verleger und Kommissionäre gehen zumeist aus der gleichen Fachschulung des deutschen Buchladens, des Sortimentes, hervor und schauen nicht mit dem Selbstgeföhle der französischen „éditeurs“ auf die „boutiquiers“ herab.“ (v. Hase a. a. D.)

Doch wieder zurück zu unseren Schleuberern, den „Großkaufleuten“ oder „Großfisten“, wie sie sich gern nennen hören. Wie nimmt sich ihr Argument, daß durch den hohen Rabatt die Kaufkraft des Publikums erhöht werde, im Lichte der Thatfachen aus? Was sagen die Zahlen dazu, die berecktesten Beweismittel der Neuzeit? Auf Grund der Bücher eines alten und sehr bedeutenden Verlagsgeschäftes der Provinz habe ich nach dieser Richtung hin genaue statistische Untersuchungen angestellt, und ich muß gestehen, daß mich die Resultate freudig überrascht haben, denn sie zeigten deutlicher, als ich je zu hoffen gewagt hatte, die ganze Hohlheit der Phrase. Berlin, wo ja die Schleuberer, gegen die die ganze Reformbewegung des Buchhandels gerichtet ist, ihren Sitz haben, Berlin konsumirte an wissenschaftlicher Litteratur (mit Ausnahme von Schulbüchern, Kompendien und belletristischen Werken, die meist gegen Baarzahlung dorthin geliefert werden) durchschnittlich jährlich für 4100 Mark und hiervon entfielen auf die Haupt schleuberfirma 690 Mark oder 16 $\frac{2}{3}$  % des gesammten Berliner Absatzes. Als nun vor ca. 2 Jahren von ungefähr 600 deutschen Verlegern mit dieser Firma aller Verkehr abgebrochen wurde, hörte auch das Verlagsgeschäft, dem wir unsere Zahlen entnehmen, auf, an dies Ge-

schäft zu liefern. Nach den Behauptungen der Schleuderer hätte nun der Absatz in Berlin um jene 690 Mark geringer werden müssen; aber es trat gerade das Gegentheil ein: der Absatz ist um mehr als 400 Mark gestiegen. Berlin hat also bei den soliden Sortimentern von diesem einen Verlage allein um viele Hundert Mark mehr Bücher gekauft, als in früheren Jahren. Nun ist freilich nicht ausgeschlossen, daß die in Rede stehende Spleuder-Firma sich auch fernerhin die Verlagswerke des von uns benutzten Geschäftes wenigstens zum Theil durch gute Freunde, getreue Nachbarn und dergleichen, sogen. Strohmannen, aus zweiter Hand zu verschaffen gewußt hat; da aber durch diesen indirekten Bezug die Spesen bedeutend erhöht worden sind und die Arbeit wächst, so dürfte dieselbe sich nicht sehr bemüht haben den für sie nicht mehr recht lohnenden Vertrieb der Verlagsartikel unseres Geschäftes zu erforschen.

Mit der „Erhöhung der Kaufkraft des Publikums“ ist es also nicht; denn ich bin fest überzeugt, daß statistische Erhebungen in anderen großen Geschäften dieselben Resultate ergeben würden und damit ist das Hauptargument der Vertheiger des Schleudererwesens vernichtet. Mit einem anderen Schlagworte sind die Herren nicht glücklicher gewesen. Sie sagen: „es muß jedem Sortimenter frei stehen ein Buch so billig oder so theuer verkaufen zu dürfen als es ihm beliebt; das ist sein gutes Recht nach den allgemeinen Grundsätzen der Reichs-Gewerbe-Ordnung und des Handels-Gesetzbuches.“ Wir haben in der Einleitung bereits darauf hingewiesen, daß man bei der Sonderung, die das Buch in der Reihe der Produkte und Waaren einnimmt, nicht ohne weiteres die Grundsätze des Waarenhandels auf den Buchhandel anwenden darf, wenn man nicht zu schiefen Urtheilen und falschen Resultaten kommen will. Wenn ein Pfund Kaffee in Berlin billiger ist als in Wollenkuckuckheim, so kommt das daher, weil der Wollenkuckuckheimer Krämer seine Waare, die sich qualitativ vielleicht neben der des Berliner Kollegen kaum sehen lassen kann, erst aus vierter Hand bezieht, während der Berliner Großkaufmann sie direkt vom Seeschiff erhält; im Buchhandel aber bezieht der Berliner Schleuderer aus ganz derselben Quelle wie der Wollenkuckuckheimer Sortimenter, nämlich direkt vom Original-Verleger; ein Differenz der Preise ist also durch Zwischenhändler nicht motiviert. Die Laden-Preise und der gewährte Rabatt sind von den Verlegern schon so eingerichtet, daß allen Buchhändlern im Reiche möglich ist, zu denselben zu liefern, aber der Verdienst ist doch immerhin so niedrig, daß kein Sortimenter recht auf einen grünen Zweig kommt, wovon die vielen, ich möchte sagen erschreckend vielen Konkurse von großen, altangesehenen Sortimentgeschäften ein recht trübes Zeugniß ablegen\*).

Zum Schluß kommen wir noch auf einen Punkt, der mit dem Rabatt-unwesen in einem Kaufverhältnis steht und dazu beigetragen hat die Frage

\*) Daß die Lage des Sortimentes in den letzten Jahren immer schlechter geworden ist, geht wohl am besten aus der Thatfache hervor, „daß die Zahl der Konkurse unter den Sortimentgeschäften selbst zur Zeit des Krachs und in den Jahren allgemeinen geschäftlichen Niedergangs eine verhältnißmäßig geringe war“ (Dziakto a. a. D. S. 517), während jetzt die Verhältnisse so liegen, wie wir angeben.



so sehr aufzubauschen, — zu den „sprichwörtlich gewordenen hohen Bücherpreisen“ in Deutschland\*).

Und doch sind diese sprichwörtlich gewordenen hohen Bücherpreise ein Irrtum; doch schlägt dies neuste „Sprichwort“ den Tatsachen gerade so ins Gesicht, wie manches ältere, wie zum Beispiel das berühmteste: Einmal ist einmal. Alle wissenschaftlichen und künstlerischen Publikationen sind in England und Frankreich bei weitem teurer als bei uns; nur die Volkslitteratur und die Belletristik sind anderswo wohlfeiler als in Deutschland. Die ganz natürliche Folge davon ist, daß aus Deutschland fast nur wissenschaftliche Litteratur und Gegenstände des Kunsthandels (Radierungen, Stiche, Photographieen, reich illustrierte Prachtwerke) exportiert werden, während der Import größtenteils in Belletristik und Reisebeschreibungen besteht. Wie vorherrschend aber das Uebergewicht der deutschen Wissenschaft und des deutschen Kunsthandels ist, kann man aus folgender Notiz ersehen: Im Verkehr Deutschlands mit Frankreich betrug im Jahre 1885 für Papier, Pappe, Bücher und Stiche die

Einfuhr nach Deutschland M. 3,063,676  
die Ausfuhr nach Frankreich „ 11,575,848,

während Frankreich insgesamt an diesen Artikeln M. 25,360,000 einfuhrte und 35,840,000 ausfuhrte. Die Gesamteinfuhr in Deutschland an Gegenständen der Litteratur und bildenden Kunst betrug im Jahre 1886 in Deutschland M. 23,976,000, die Gesamtausfuhr aus Deutschland in derselben Zeit dagegen M. 62,102,000.“ (v. Hase a. a. D.) Diese Zahlen schlagen die Anschuldigungen, welche von Seiten der „Schleuterer“ gegen den deutschen Verlagsbuchhandel erhoben werden (vergl. „Nation“ No. 50) glänzend und siegreich zu Boden. Auch auf dem Gebiete der billigen Volkslitteratur ist deutscher Unternehmungsgeist thätig den übrigen Nationen den Rang abzulaufen. Die Kollektionen, in denen das Bändchen oder die Nummer, 10, 20, 25, 50 Pfennig und 1 Mark kosten, sind ja in der letzten Zeit wie die Pilze bei Regenwetter aus der Erde geschossen. Solche billigen Ausgaben sind aber nur dann denkbar, wenn ein Massenabjaß des Buches vorauszusehen ist. Ein Buch, das aller Wahrscheinlichkeit nach seines Inhalts wegen im ganzen Reiche nur 500 oder 700 Interessenten finden wird, kann doch unmöglich ebenso billig sein als ein anderes, von dem voraussichtlich 5000 Exemplare werden abgesetzt werden! Wenigstens ist die Kunst der Welschschneiderei bei uns noch nicht zu der Höhe gekommen, wie im gelobten Lande des Nachdrucks fremdländischer Autoren in Amerika, wo bei den Büchern, die in riesenhaften Auflagen herauskommen nur der Autor und der Verleger das Fett abschöpfen, das Publikum aber theure Preise bezahlen muß. Ein Beispiel aus der jüngsten Vergangenheit macht es klar. Die Memoiren des jetzt verstorbenen General Grant, welchen noch ehe sie geschrieben waren, ein kollossaler Erfolg sicher war, und die dann auch in kürzester Zeit in 350,000 Exemplaren abgesetzt wurden, hatten den immerhin recht respektablen Preis von 36 Mark.

\*) Vergl. hierzu Dziaklo a. a. D. S. 532.

Preussische Jahrbücher. Bd. LX. Heft 5.

während Freytags „Soll und Haben“, das vielleicht das gleiche Volum und eine auf deutsche Verhältnisse freilich reduzirte ähnliche Absatzfähigkeit besitzt, nur 6 Mark 75 Pfennige kostet. Die Wittve des Generals aber erhielt für das eine Werk eine Abschlagszahlung auf das Honorar von 2 Millionen Mark, und Gustav Freytag hat vielleicht mit all seinen Werken nicht eine halbe Million verdient.

Wenn ich hier eine Lanze für die Preise der deutschen Bücher breche, so geschieht dies für das Verhältniß von Werth und Preis, welches bei unseren wissenschaftlichen Publikationen wenigstens ein durchaus normales und billiges zu nennen ist. Und unsere wissenschaftliche Produktion ist doch wenn auch nicht numerisch so doch qualitativ die Hauptsache in unserer Verlagsthätigkeit. Die wissenschaftlichen Bücher sind bei uns so billig wie nirgend anders. Dagegen gebe ich gern zu, daß unsere Geschenklitteratur (Romane, Gedichte und ganz besonders Dramen), unsere Jugendschriften und unsere Schulbücher über den Spahn theuer sind und daß bei den relativ geringen Herstellungskosten gerade dieser Werke bei einiger Umsicht im Vertriebe der Preis erheblich niedriger kalkulirt werden könnte, als es jetzt alten Traditionen folgend noch geschieht. — Ich habe dem Leser schon so viel mit Zahlen zu thun gemacht, daß ich ihn um Verzeihung bitten muß, wenn ich ihm jetzt noch eine Berechnung vorführe; doch aus der einfachen Tabelle wird er eine klare Einsicht in das Werden der Bücher-Preise erhalten. Auf die Gefahr hin, daß meine Angaben von Seiten mancher Buchhändler für indiskret werden angesehen werden, da sie das innere Getriebe der Verlegerthätigkeit in Bezug auf Preisfalkulation bloß legen, den Verleger gleichsam im geschäftlichen Neulige zeigen, will ich in der nachstehenden Tabelle darthun, welches unter den verschiedenen Bedingungen der Werth eines Buches ist und zu welchem Preise es verkauft werden kann.

Nehmen wir einmal an wir hätten 1. eine streng wissenschaftliche Monographie mit beschränktem Leserkreis — Auflage 500 Exemplare; 2. ein wissenschaftliches Werk von allgemeinerem Interesse — Auflage 1000 Exemplare; 3. einen Roman oder eine Novellen-Sammlung — Auflage 1500 Exemplare 4. ein Schulbuch — Auflage 5000. Der Autor sei in allen Fällen ein nicht ganz unbekannter Mann, der litterarische Werth stehe ein wenig über Mittelgut und der Umfang betrage ungefähr 20 Bogen = 320 Seiten in Oktavformat. Alsdann stellt sich die Rechnung ungefähr wie folgt:

G e g e n s t a n d.		1. 500 Ex.	2. 1000 Ex.	3. 1500 Ex.	4. 5000 Ex.
I.	Satz und Druck für 20 Bogen . . . .	700,00	700,00	800,00	1100,00
II.	Papier für alle Exemplare . . . . .	165,00	330,00	495,00	1650,00
III.	Honorar für eine Auflage des Werkes .	500,00	500,00	500,00	600,00
IV.	Unvorhergesehene Kosten . . . . .	135,00	170,00	105,00	150,00
	Sa.	1500,00	1700,00	1900,00	3500,00
	Daraus Herstellungskosten à Expl.	3,00	1,70	1,25	0,70
	Dazu Unternehmungsgewinn . . . . .	2,00	1,50	1,00	0,70
	Ergiebt als Preis für Wiederverkäufer . . . . .	5,00	3,20	2,25	1,40
	Also ist der Ladenpreis . . . . .	6,65	4,30	3,00	1,90

Aus dieser Tabelle, die selbstredend durch Zufälligkeiten und besondere Verhältnisse irgend welcher Art in ihren einzelnen Zahlen tausendfach variiert und modifizirt werden kann, giebt im Allgemeinen ein ziemlich klares Bild von dem Werthe, den eine litterarische Erscheinung hat, und demonstirt überzeugend, daß Bücher der verschiedensten Arten nicht nach derselben Elle gemessen werden können. Sie zeigt gleichzeitig, wo bei der Theuerkeit der deutschen Bücher der Hase im Pfeffer liegt, bei der Belletristik und den Schulbüchern. Hierin wird von Seiten der Verleger noch viel gesündigt und es dürfte lange dauern, ehe dieser Uebelstand grundsätzlich abgestellt wäre. Dieser Umstand, daß die Schulbücher relativ theuer sind, denn sie kosten ja oft das Doppelte und mehr als in unserer Tabelle ausgerechnet ist, hat es auch nur herbeigeführt, daß ein so nüchternes Blatt wie die „Kölnische Zeitung“ es hat über das Herz bringen können, den Vorschlag einer Centralisation und Verstaatlichung der Schulbücher zu machen. Diese Neugestaltung würde neben der einen guten Seite, der größern Wohlfeilheit der Bücher, doch sehr viele Schattenseiten haben. Auf lokale Verhältnisse könnte keine Rücksicht genommen werden; pedantische Verkünderung würde voraussichtlich in kurzem die Signatur der Thätigkeit der Schulbücherkommission sein und es würde noch mehr, als es jetzt schon der Fall ist, auf den Schulen alles über einen Kamm geschoren und alle eigenartige Entwidlung der Schüler schon im Keime erstickt werden. Außerdem wäre aller litterarischer Wettbewerb ausgeschlossen und gute neue Arbeiten müßten nur des bösen Mannions wegen verborgen bleiben in den Tiefen des Schreibpultes, während das vielleicht minterwerthige Erzeugniß der Schulbücher-Kommission die Schüler versorgte. Die Idee der „Kölnischen Zeitung“ war wohl nur ein Meteor, das seinen kurzen Lichtschein im Verbeifliegen auf diesen wunden Punkt lenken wollte, und war nicht ernsthaft zu nehmen. Aber die Verleger von Schulbüchern mögen den Wink beherzigen. Die deutschen Verleger, die schon so oft klingende Beweise der idealen Auffassung ihres Berufes gegeben haben, werden auch auf diesem Felde nicht zurückbleiben. G. 3.

## Notizen.

---

Marquardsen, Handbuch des öffentlichen Rechts. Freiburg und Tübingen. Mohr. 1883—87.

Was vereinigte Kräfte bei einem wissenschaftlichen Unternehmen zu leisten vermögen, hat das von dem langjährigen Reichstags- und bairischen Landtags-abgeordneten Professor Marquardsen herausgegebene, das öffentliche Recht der ganzen gestifteten Staatenwelt umfassende Sammelwerk noch glänzender als die ihm vorangegangenen ähnlichen Unternehmungen auf dem Gebiet der Rechts- und Staatswissenschaft gezeigt. Binnen vier Jahren ist der ursprünglich in Aussicht gestellte Inhalt zum weitaus größerem Theile geliefert worden, obwohl von den veranschlagten vier Lexiconbänden engsten Drucks die beiden letzten bereits in ebenso starke Halbbände sich gespalten haben. Die Ankündigung des Unternehmens umfaßte eine „Entwicklung der das Gebiet beherrschenden allgemeinen Lehren“ und eine „anschauliche auf der vollständigen Einzelkenntniß beruhende Darstellung der öffentlich-rechtlichen Verhältnisse der heutigen Staatenwelt.“ Um dieser Anforderung der Einzelkenntniß zu entsprechen sind die Bearbeiter der einzelnen Staatsrechte, so weit sie nicht wie Laband für das Deutsche Reich und H. Schulze für Preußen, durch ihre ausführlicheren Werke über denselben Gegenstand, oder wie Prof. v. Holtz für die Vereinigten Staaten und der Herausgeber für Großbritannien und Irland durch andere wissenschaftliche Arbeiten auf dem besondern Gebiete berufen waren, überall aus Angehörigen den betreffenden Staaten gewählt. — Der die „allgemeinen Lehren“ (allgemeines Staatsrecht von Gareis, Verwaltungsrecht von Sarwey Staat und Kirche von Hinschius, Völkerrecht von Vulmerincq) umfassende erste Band liegt abgeschlossen vor, nachdem die ursprünglich für denselben noch in Aussicht genommene Bearbeitung der „Politik“ durch den Herausgeber nunmehr einem für „die Disciplinen der allgemeinen Staats- und Verwaltungslehre und die leitenden Grundsätze der politischen Oekonomie bestimmten Einleitungs- und Ergänzungsbande“ vorbehalten ist. Von der den zweiten und dritten Band einnehmenden Gruppe der deutschen Staatsrechte ist nur das bairische noch unvollendet. Von dem vierten Bande, welcher alle außerdeutschen Staatsrechte umfassen soll, liegen bis jetzt vor die Darstellungen über die Vereinigten

Staaten, Oesterreich-Ungarn (Ulbrich), Schweiz (Drelli), Niederlande (de Hartog), Frankreich (Lebon), Schweden und Norwegen (Aschehoug).

Die Bedeutung des Wertes bedarf jedenfalls in dem weit überwiegenden Bestandtheile der Darstellung positiven allgemeinen Rechts keiner Ausführung. Wenn sich diejenigen, für welche dasselbe nach der Ankündigung bestimmt ist „sowol die Juristen als auch die am politischen Leben beteiligten allgemeinen Kreise“ die ihnen so handlich gebotene Belehrung zu Nutze machen, so müßte sich in den Erörterungen der Tagesblätter und politischen Flugschriften wie der Parlamente bald der Unterschied bemerklich machen, daß statt verschwimmender Vorstellungen von „constitutionellen Rechten“ von dem geredet würde, was wirkliches Verfassungsrecht in der gesitteten Welt ist. Freilich erforderte die Gediegenheit der Belehrung schon für die Anlage der Sammlung einen Umfang, welcher ihr den Zugang in Privatbibliotheken stark verlegt, und dieser Umfang ist namentlich in der Bearbeitung einiger deutschen Staatsrechte unverhältnißmäßig überschritten worden. Wenn das württembergische Staatsrecht 307 Seiten in Anspruch nimmt und das bairische auf 176 Seiten noch nicht mit den Pflichten und Rechten der Untertanen zu Ende gekommen ist, während das Reich mit 214 und Preußen mit 165 Seiten auskommen, so zeigt sich darin eine anachronistische Ueberschätzung der constitutionellen Bedeutung von Mittelstaaten, von welcher sich glücklicherweise die Arbeiten über Sachsen und Baden freigehalten haben.

Zu dem geltenden Rechte und nicht zu den „allgemeinen Lehren“ zu welchen es gestellt ist, gehört auch das Völkerrecht; und an keiner Stelle wäre, wie die tägliche Behandlung völkerrechtlicher Fragen zeigt, eine Scheidung des wirklichen Rechtes von unklaren Vorstellungen über dasselbe nothwendiger. Die vorliegende Bearbeitung aber läßt wie in der Grundanschauung so in der Ausführung die Klarheit über den geschichtlich-positiven Charakter des Gegenstandes vermissen. Das Völkerrecht soll „seiner Bezeichnung und Tendenz nach ein allgemeines sein“; ein besonderes Völkerrecht „als das nur eines Volkes“ wäre „begriffswidrig“; das allgemeine könne „zunächst“ nur „das mehrerer oder vieler Völker“ sein, habe aber die „Aufgabe, das aller zu sein und zu werden (!)“. Das „moderne“ Völkerrecht wird zwar „seinem Ursprunge nach“ als „ein europäisches“ anerkannt, seit der Verbreitung desselben nach Amerika und dem „Vordringen in andere Welttheile“ soll diese Bezeichnung „nicht mehr genügend“ sein. Aber das römische Recht hat dadurch daß es sich nach andern Völkern verbreitete, weder seinen Namen verwirkt noch seinen Charakter als besonderes, positives Recht eingebüßt. Wenn sich in mehreren Gruppen von je mehreren Staaten verschiedene Völkerrechte ausbilden, wie die europäischen christlichen und die muhamedanischen neben einander gethan haben, so ist jedes von diesen „zunächst“ ein besonderes, es kann aber unmöglich jedes von ihnen die „Aufgabe“ haben, das allgemeine zu werden, und überhaupt hat die wirkliche oder vermeintliche „Aufgabe“ eines Rechtes, das allgemeine zu werden, mit seiner Erfassung als eines positiven nichts zu thun. Das europäische

Völkerrecht hat geschichtlich die Kraft bewiesen, sich allen Staaten aufzulegen, welche mit der europäischen Staatenwelt in Verührung gekommen sind, und diese Kraft mag ihm hinterher als seine Aufgabe angerechnet werden; aber von dieser Allgemeinheit der Geltung zum Begriff eines allgemeinen, den Charakter der geschichtlichen Besonderheit vermissenden Rechts ist ein Gedankensprung, den der Verfasser ahnungslos macht. Wer sich auf die Anerkennung des Völkerrechts in den Documenten europäischer Staatencongresse beruft, dürfte nicht übersehen, daß noch der Pariser Vertrag von 1856 dieses Recht als das „europäische öffentliche Recht“ bezeichnet. Diesen Namen führt es nicht allein wegen seiner Geltung unter den europäischen Staaten, sondern auch und vielmehr weil es, aus der geschichtlich besondern Rechtsanschauung der europäischen Völker erwachsen ist. Wenn nun in dieses Recht die amerikanischen Staaten mit ihrer Ablösung von den europäischen hineingewachsen sind, die Türkei durch den Pariser Vertrag ausdrücklich in dasselbe aufgenommen ist, Persien, China, Japan im Verkehr mit den europäischen Staaten dasselbe angenommen haben, so haben doch diese neuen Glieder der europäischen Rechtsgemeinschaft um so weniger einen Anspruch, daß sie ihretwegen ihren geschichtlichen Namen aufgeben, als jene nur genau in dem Maße an der Fortbildung dieses Rechts Theil zu nehmen fähig sind, wie sie mit europäischer Rechtsanschauung sich durchdrungen haben. — Der gleiche Mangel an logischer Schärfe und realer Greifbarkeit der Begriffe ist durch die ganze Darstellung zu verfolgen: wir müssen uns mit dem einen Beispiel der Unterscheidung zwischen Retorsion und Repressalie begnügen, welches zugleich die schiefen Folgerungen anschaulich macht, zu welchen diese Unklarheit und Unsicherheit führt. Retorsion soll „die eine Unbilligkeit mit einer gleichen und ähnlichen erwidern“, Repressalie „jede die Rechtswidrigkeit eines Staates vergeltende eigenmächtige Handlungsweise des verletzten Staates“ bedeuten. In der That ist die Retorsion gegen eine an sich berechnigte, aber den andern Staat oder dessen Angehörige schädigende oder belästigende Handlung gerichtet und besteht selbst in einer eben solchen Handlung, die Repressalie ist die Erwidern einer rechtswidrigen Handlung durch eine Handlung, die ohne diesen berechtigenden Anlaß ebenso rechtswidrig sein würde. Ist die Handlung, welche zur Retorsion dienen soll, an sich berechnigt, so ist sie eben auch an keine anderen rechtlichen Bedingungen gebunden, insbesondere nicht, wie Vulmerincq meint, daran, daß die Angehörigen des die Retorsion übenden Staates gegen andere „zurückgestellt“ waren, auch nicht daran, daß eine gütliche Verhandlung vorausgegangen sein mußte, denn kein Staat ist verbunden über Handlungen, zu denen er berechnigt ist, anderen Rede zu stehen; ebenso wenig ist es richtig, daß die Retorsion rechtlich „aufzuhören hat“, wenn die Beschwerde abgestellt ist, gegen welche sie gerichtet war. Ein Staat kann lediglich um seine Einnahmen zu vermehren oder seine Angehörigen zu schützen Bölle auflegen, die ohne die mindeste Absicht, Angehörige eines Staates gegen die eines andern zurückzustellen, gleichwohl einen Staat vorwiegend oder ausschließlich treffen und dann liegt

eine Retorsion, welche eben nur diesen Erfolg abzuwehren bestimmt ist, ganz in dem Ermessen des betroffenen Staates; aber auch ebenso, ob er den ursprünglich nur zur Retorsion eingeführten Zoll aus anderen zollpolitischen Rücksichten beibehalten will, auch wenn der Anlaß zur Retorsion nicht mehr besteht. Ebenso willkürlich ist die Beschränkung, daß die Retorsion nur „gleich schwer“ mit der veranlassenden Handlung sein dürfe, und daß ihr Mißerfolg nicht zur „Steigerung des Maßes oder der Art“ berechtige. Ist die Retorsionshandlung an sich berechtigt, so wird in der Regel auch jede Steigerung derselben im Rechte und demnach im freien Ermessen des die Retorsion anwendenden Staates liegen. Alles aber was Vulmerincq fälschlich von der Retorsion sagt, gilt in der That von der Repressalie: sie wird erst zulässig, wenn durch fruchtlose gütliche Vorstellung die Absicht der Rechtswidrigkeit festgestellt ist, sie soll dem Maß und der Art nach nicht schwerer sein als die veranlassende Rechtswidrigkeit, sie soll aufhören, wenn jene abgestellt und Genußthuung dafür gegeben ist.

Der Werth des allgemeinen Theils der Sammlung dürfte von vornherein so zweifelhaft erscheinen wie sein Verhältniß zu den Einzeldarstellungen unklar ist. Je gedrängter der positive Rechtsstoff zusammengefaßt werden soll, desto notwendiger wird es, denselben in die Ordnung des Gedankens einzuspannen und nach allgemeinen staatsrechtlichen „Grundsätzen“ d. h. Grundanschauungen über Staat und Recht zu gliedern. Gäbe es nun in der That „allgemeine Lehren“, welche das Gebiet des öffentlichen Rechts ohne Widerspruch beherrschen, so wäre es gewiß eine mehr als ermüdende Wiederholung, dieselben an der Spitze und im Verlauf einer jeden von einigen vierzig Darstellungen anzutreffen. Die Arbeit, diese Lehren einleitungsweise so erschöpfend und übersichtlich zu behandeln, daß jede Einzeldarstellung ohne Weiteres davon ausgehen könnte, wäre, wenn ausführbar, eine höchst verdienstliche Leistung gewesen, auch wenn sie auf Selbständigkeit bei einem ohnehin feststehenden Lehrstoffe keinen Anspruch gemacht hätte. Aber wenn schon eine solche Glaubenseinheit in der deutschen Wissenschaft unerhört ist, so wird es vollens undenkbar, daß die ausländischen Bearbeitungen der ausländischen Staatsrechte, deren Werth doch eben darin liegt, daß jeder die in seiner Heimath herrschende Anschauung des öffentlichen Rechts zum Ausdruck bringt, sich derselben fügen. So haben sich denn auch die Verfasser jeder einzelnen Darstellung auf eigene Hand und ohne erkennbare Fühlung mit den „allgemeinen Lehren“ auf die Grundsätze des Staatsrechts eingelassen, wie es jeder zur Lösung seiner besondern Aufgabe dienlich und zugänglich fand. Immerhin sind die übersichtlichen Auszüge, welche Finschius und Sarwey von ihren größeren Werken über dieselben Gegenstände zu dem Handbuche beigeuert haben, dem Leser desselben keine unwillkommene Beigabe. Aber ganz neben das Ziel desselben scheint uns zu fallen, daß ein so fragwürdiger Gegenstand wie das „allgemeine Staatsrecht“ nach vielen andern von Gareis noch einmal behandelt worden ist.

Seit Savigny gehört es zu den Anfangsgründen der Rechtswissenschaft, daß es kein „allgemeines Privatrecht“ gibt, sondern jedes Volk geschichtlich sein

positives Recht erzeugt. Freilich gibt es von dem Positiven als solchem keine Wissenschaft: erst die geschichtliche Ableitung und die vergleichende Betrachtung führen zu wahrhafter Erkenntniß des Gewordenen, welche unter lebendigen Begriffen das Gleichartige verbindet und das Ungleichartige scheidet. Dies ist die Aufgabe einer allgemeinen Rechtslehre, welche nur für das Privatrecht bisher im Banne des römischen Rechts geblieben ist, dessen Begriffe auch die historische Rechtsschule ganz ungeschichtlich als die allgemeingültigen behandelt hat. Wie nun die für das heutige Privatrecht zureichenden Begriffe nur dann zu erlangen sind, wenn die Rechtslehre sich der Erkenntniß des realen Inhalts dieses Rechts zuwendet, den die heutige Wirthschaft und Gesellschaft darbieten, so läßt die entsprechende Behandlung des Staatsrechts sich nicht von der Erkenntniß dessen trennen, was der Staat in der geschichtlichen Wirklichkeit ist. Die allgemeine Staatsrechtslehre, von der nach geschichtlicher Anschauung allein gesprochen werden kann, geht also in die allgemeine Staatslehre auf, die eben zu zeigen hat, an welchen Stellen nothwendig das Recht in den realen Aufbau des Staates eingreift. Diese Staatslehre nun haben wir nicht erst zu suchen, sie ist auf dem Wege, den Niebuhr und Dahlmann gebrochen haben, gefunden und in unserem Menschenalter von den entgegengesetzten Ausgangspunkten des Rechts und der Geschichte her durch Gneist und Treitschke ausgebaut. Auf den Schultern dieser Männer wäre es eine leichte und freudige Arbeit gewesen, eine Uebersicht derjenigen Lehren zu geben, welche, wenn noch nicht das Gebiet beherrschen, doch kraft der Fülle und Tiefe deutscher Gedanken zu beherrschen bestimmt sind. Wen es aber auf dieser Höhe der Anschauung schwindelte, konnte immer noch eine gewisse Lücke damit füllen, daß er die Art von *communis opinio* zusammenstellte, welche sich durch die deutsche Staatsrechtslehre hindurchzieht, und an diesen Leitfäden gereicht die Abweichungen verschiedener Richtungen und die Gegensätze gegen die außerdeutschen Auffassungen anschaulich machte. Gareis hat weder das eine unternommen noch mit dem andern sich begnügt. Er borgt von Ihering den Begriff des „geschützten Interesses“ und von anderen die „Norm“ als „Imperativ“, um dieselben für das Staatsrecht „systematisch“ zu verwerthen. Er führt so in ein Gebiet, auf welchem seit Jahrzehnten lebenskräftige Gestalten erwachsen waren, die Gespensterwelt einer Rechtsphilosophie ohne Philosophie ein, die während derselben Zeit in Privat- und Strafrecht sich in ödem Kreise gedreht hat. Daß diese schattenshaften Begriffsspaltungen und Klitterungen merkwürdigen Schaden anrichten, fürchte ich nicht; die Tagesdiatribe verlangt handfestere Kost; sie zu kennzeichnen konnten wir bei Besprechung eines im Ganzen so anerkennenswerthen Unternehmens nicht vermeiden.

An einer Stelle trifft übrigens Gareis ganz mit einer „herrschenden“ Richtung des deutschen Staatsrechts zusammen, die auch in den größeren Einzeldarstellungen mehr oder minder stark hervortritt: in jener Sublimirung des abstrakten Staatsbegriffs, bei welcher die reale geschichtliche Obrigkeit sich ganz verflüchtigt. Der letzte Ausdruck dieser Richtung ist die „Construction“ des



Staaes als „juristische Person“. Auch ein so tief denkender Mann wie Gierke glaubt das Höchste vom Staat gesagt zu haben, wenn er ihm „Persönlichkeit“ zuschreibt. In seiner nächsten Heimath, dem römischen Recht, ist die „Person“ der schlichten Wortbedeutung nach nichts als die Rolle, die einer im Rechtsleben spielt. Man könnte es für einen sinnlichen Ausdruck der Gleichheit vor dem Rechte nehmen, daß in demselben der Höchste wie der Niedrigste nur eine „Rolle“ ist, während es freilich im menschlichen Umgange nur als das Gegentheil einer Schmeichelei empfunden wird, nur eine „Person“ genannt zu werden. Den Staat nun als eine Rolle neben die anderen zu stellen, steht ganz dem Geschnacke an, mit welchem Gaxeis das Gemeinwohl nur als „öffentliches Interesse“ neben andere Interessen stellt und den „Schutz“ dieses Interesses wie jedes andern als „subjectives Recht des Staaes“ auf dem Fuße anderer subjectiver Rechte behandelt. Mit Vermeidung dieser Verirrung, aber mit arglosem Eingeständniß des Gedankencirkels sagt Gaupp im Württembergischen Staatsrecht: „Subject der Staatsgewalt ist der Staat selbst als die rechtliche Ordnung des Volkes“ — also eine rechtliche Ordnung „Subject“ einer Gewalt, die erst durch sie rechtlich geordnet werden soll. Für die geschichtliche Anschauung, welche mit Treitschke alles Recht nur als Ordnung einer natürlich gegebenen Macht erkennt, ist die Staatsgewalt nur die durch eine lebendige Obriigkeit zusammengefaßte Macht des Volkes. Ein lehrreiches Beispiel dafür, wie diese verschiedenen Grundanschauungen sich in der Anwendung auf die Wirklichkeit bewähren, geben die Versuche der staatsrechtlichen Construction des Deutschen Reichs, welche wir in dem vorliegenden Sammelwerke finden.

Wenn der Staat selbst als Rechtsordnung Subject der Staatsgewalt ist, der wird uns schwer zu der Vorstellung kommen, daß Staaten „Mitglieder“ eines umfassenderen Staaes wie das Deutsche Reich seien und Antheil an dieser höheren Staatsgewalt haben. Wunderlicher Weise aber ist es gerade Gaupp, welcher das Verhältniß der Einzelstaaten zum Reich auf den treffendsten Ausdruck bringt; „Als Glied des Deutschen Reichs ist der Staat Württemberg der einen und untheilbaren Souveränität des Reichs untergeordnet, wogegen der König von Württemberg als Inhaber der Württembergischen Staatsgewalt an der Souveränität des Reichs über das gesammte Reichsgebiet und an der Ausübung der Reichsgewalt Theil nimmt“. In der That sind die Einzelstaaten Glieder des Reichs, wie auch die der Staatsgewalt schlechthin unterworfenen Provinzen Glieder des Staats heißen, insofern ihnen bestimmte staatliche Verrichtungen überlassen sind, welche sie in einem eigenen öffentlichen Leben erfüllen. Der große Unterschied in dem Umfang dieser Verrichtung zwischen Provinz des Staaes und Gliedstaat des Reichs bewirkt keinen Wesensunterschied der staatsrechtlichen Stellung, da alle Selbständigkeit, welche den Einzelstaaten nach ihrem Landesrecht belassen ist, der höheren Ordnung des Reichsrechts unterliegt, dessen Ausdehnung auf jeden Zweig jener Selbständigkeit verfassungsmäßig, wenn auch mit starken Erschwerungen, bei der Reichsgewalt steht, alle Kraft des Landesrechts also in letzter Reihe darauf zurückgeht, daß es in

die Rechtsordnung des Reichs aufgenommen ist. Aber Laband läßt die Einzelstaaten als „Mitglieder“ des Reichs an der Reichsgewalt berechtigt sein, und darin stimmen ihm die Bearbeiter des preussischen, des bairischen, des sächsischen Staatsrechts u. a. wörtlich bei. Es wird also hier arglos der Widerspruch Rousseaus wiederholt, welcher seinem aus den einzelnen Köpfen zusammengesetzten „Souverän“ eben diese Köpfe zu Unterthanen gibt. Der Widerspruch würde nicht gehoben durch die Bezugnahme auf Art. 6 der R.-V. wenn diese zutreffend wäre, da kein Gesetz einen logischen Fehler heilen kann. Aber wenn hier gesagt ist, „der Bundesrath besteht aus den Vertretern der Mitglieder des Bundes“ und dann scheinbar als diese „Mitglieder“ Preußen, Bayern u. s. w. genannt sind, so ist dies, wie zweifellos in dem vorbildlichen Art. 6 der Bundesacte von 1815, nur die abgekürzte Bezeichnung der im Eingang der Verfassung als den „Bund schließend“ aufgeführten Könige von Preußen, Bayern u. s. w. und der in der Norddeutschen Verfassung weiter genannten Fürsten und „Senate der freien Städte“. Auch kennt die Staatsprache des Deutschen Reichs nur „verbündete Regierungen“, nicht verbündete Staaten, und alle „Vertreter der Mitglieder“, werden nur von diesen Regierungen, auch die der Hansestädte von den Senaten bestellt und instruirt. Nur durch die Regierungen endlich steht das Reich mit den Einzelstaaten in Beziehung. Selbstverständlich sind die Regierungen nur als solche d. h. als „Inhaber“ oder „Träger“ der Staatsgewalt in ihren Staaten verbündet, aber die Beschränkungen, welche ihnen nach dieser Seite durch das Landesrecht gesetzt sind, bilden keinen Theil des Reichsverfassungsrechts, als welchen sie Laband anscheinend vorträgt. Ob eine Regierung ihre Stimmabgabe im Bundesrathe nach den Wünschen ihres Landtags einrichtet, kommt rechtlich für das Reich so wenig in Betracht, als wenn sie dabei dem Einflusse der römischen Curie oder einer fremden Macht gefolgt wäre; und ist die Stimme abgegeben, so wird daran durch irgend welche nachfolgende Verantwortlichkeit für das Reich nichts geändert, so wenig als wenn ein Minister deswegen hinterher bei seinem Fürsten in Ungnade fiel. Das Reich würde folgerichtig einen Streit innerhalb des Einzelstaats über die Führung seiner Stimme im Bundesrath gar nicht als Verfassungsstreitigkeit im Sinne des Art. 76 der R.-V. gelten lassen. — Wie die verbündeten Regierungen der Einzelstaaten zur einheitlichen Regierung des „Kaisers im Bundesrathe“, so sind die Völker der Einzelstaaten zum einen deutschen Volke verschmolzen, so daß Gaupp in der That treffend nur von „dem in Württemberg lebenden Theile des deutschen Volkes“ spricht. Nur die Einheit der verbündeten Regierungen bildet die Reichsgewalt, und nur der Reichstag als Vertretung des einen deutschen Volkes steht dieser Reichsgewalt beschränkend zur Seite; es ist nicht erstfindlich, wo hier eine Stelle für den „Antheil“ der Einzelstaaten an der Reichsgewalt bleiben soll. Das Reich ist keine politische Actiengesellschaft, es ist innerhalb seiner Zuständigkeit Staat schlechthin, die bundesrechtlichen Bestandtheile seiner Verfassung beschränken sich ausschließlich auf die Antheile der verbündeten Regierungen an der Reichsgewalt, und ganz zutreffend hat die

Verfassung nur da, wo diese Antheile in Betracht kommen, das Wort „Bund“ gebraucht. In der That sind auch nur die deutschen Landesregierungen die geschichtlichen Mächte, an welche die deutsche Reichsgewalt auseinandergegangen war, und durch deren Vereinigung sie erneuert worden ist, während ihre Staaten von erster bis zu letzter Stunde künstliche Gebilde waren, die nur im Fürstenhaufe ihre geschichtliche Einheit fanden.

Ganz verfehlt ist der Ausdruck von Schulze, daß der preussische Staat als „eminenter bevorzugter Staat“ Mitglied des Reichs sei, indem die wichtigsten Rechte der Reichsgewalt unauslösllich mit der preussischen Staatsgewalt verbunden seien. Zur Richtigerstellung genügt der Hinweis, daß die preussische Staatsgewalt der Ausübung nach in den wichtigsten Beziehungen an die Zustimmung des Landtags gebunden, die Rechte des Königs von Preußen als Deutschen Kaisers aber von jeder Mitwirkung des Landtags frei sind; nur mit der Stimmgabe im Bundesrath verhält es sich wie in den anderen Staaten und auch nur in dieser Beziehung ist die preussische Staatsregierung als solche an der Reichsgewalt betheilig. Die Präsidialrechte des Königs von Preußen sind also auch nicht, wie Laband sie bezeichnet, „Sonderrechte“ des Staates Preußen. In Art. 78 Abs. 2 der N.-B., der allein von „bestimmten Rechten einzelner Staaten in deren Verhältniß zur Gesamtheit“ spricht, kann nicht an Preußen gedacht sein, da diese Bestimmung für Preußen ganz überflüssig wäre, welches mit seinen 17 Stimmen im Bundesrathe ohnehin jede Verfassungsänderung hindern kann. Sonst findet sich in der Bestimmung die leichte Ungenauigkeit, daß unter den „Rechten einzelner Bundesstaaten“ neben den sog. Reservatrechten, die in der That den „Staaten“ zustehen, weil sie Ausnahmen von ihrer Unterwerfung unter die Reichsgewalt sind, die wenigen Vorrechte mitbegriffen werden, welche den Königen von Bayern, Württemberg und Sachsen zustehen. Aber das Präsidium des Bundes steht nach Art. 11 dem „Könige von Preußen“ als Deutschem Kaiser zu, und die Stimme des „Präsidiums“ gibt im Bundesrathe bei Stimmgleichheit und in den Fällen der Art. 5 Abs. 2 und Art. 37 den Ausschlag. — Wie wenig aber auch die anderen Staaten mit ihren Reservatrechten als „Mitglieder“ des Reichs in Betracht kommen, ergibt sich daraus, daß auch die Aufhebung von Sonderrechten nach Art. 78 durch Stimmgabe im Bundesrathe sich vollzieht, und die Gältigkeit dieser so wenig wie einer andern Abstimmung im Bundesrathe von einer Zustimmung der Landtage abhängt.

Jena.

Klöppel.

Lebensbilder aus der Geschichte der Kirche und des Vaterlandes von W. Baur. Bremen und Leipzig, C. E. Müller, 1887. VIII und 447 S. 8°.

Der treffliche Verfasser der oft aufgelegten „Lebensbilder aus den Befreiungskriegen“ bietet uns ein neues Buch mit biographischen Darstellungen,

deren Gegenstände sehr verschiedenen Perioden entnommen, die aber alle von demselben patriotischen und christlichen Geiste getragen sind. Eine Parallele zwischen Walthar von der Vogelweide und Max von Schenkendorf als den beiden Kaiserherolden, Studien über Elisabeth, die Gemahlin des Kurfürsten Joachims I. von Brandenburg, die evangelische Bekennerin, und über Heinrich IV. von Frankreich und seinen Uebertritt zur römischen Kirche, über Friedrich Spee und Paul Gerhardt, den katholischen und den evangelischen Sängern geistlicher Lieder, führen uns in weit entlegene Zeiten. Andere über die Königin Luise, über E. W. Arndt's Aussagen vom Freiherrn vom Stein und über sein Verhältniß zum Christenthum schließen sich an; hier befindet sich der Verfasser auf seinem eigentlichen Gebiete, und er bewegt sich auf demselben mit der Innigkeit der Gesinnung und der Anmuth der Darstellung, die man an ihm gewohnt ist. Indessen von dem Buche an dieser Stelle Notiz zu nehmen, bewegt uns nicht sowohl das bisher Angeführte, als vielmehr die vier letzten unter diesen Lebensbildern, in denen uns der Verfasser vier Landsleute aus seiner engeren heffischen Heimath auf Grund eigener persönlicher Erinnerungen verführt: Rudolf Deser, den unter dem Namen Otto Glaubrecht bekannten Volkschriftsteller, den Professor der Theologie Hundeshagen und die beiden jungverstorbenen heffischen Offiziere Julius Königer und W. v. Plönnies. Das Interesse, das diese vier Persönlichkeiten einflößen, wird dadurch gesteigert, daß ein Stück deutschen Lebens um die Mitte dieses Jahrhunderts sich gewissermaßen typisch in ihnen darstellt. Es ist der Aufschwung zugleich des nationalen Geistes und der religiösen Gesinnung, der diese Männer getragen hat und ihr inneres Leben mehr noch als ihre äußere Wirksamkeit vorbildlich macht. Denn im Vordergrund hat keiner von ihnen gestanden, und es sind doch nur engere Kreise, die ihre unmittelbare Einwirkung empfunden haben. Gleichwohl werden sie anziehend durch den menschlichen Inhalt, der sie beseelt, und durch den tapferen Muth, mit dem sie für ihres Herzens Kleinodien, für Glauben und Vaterland, mitten in sehr verschiedenen gestimmter Umgebung eingetreten sind. Deser, der bescheidene Pfarrer von Lindheim, war ein wirklicher Volkschriftsteller von Gottes Gnaden, und seine von der—theuesten Herzenswärme für deutsches Volksthum beseelten Erzählungen gehören zu den Perlen unter der gleichartigen Litteratur. In Hundeshagen, dem Universitätsprofessor in Bern, Heidelberg und Bonn, lebte der Geist der Burschenschaften in seiner edelsten Gestalt: patriotischer Freisinn und nationale Begeisterung auf Grund positiv christlicher Ueberzeugung, das Streben nach einer echten Volkskirche und nach religiöser Verklärung des Volkslebens. Geradezu von erschütterter Tragik ist das Schicksal des edlen Julius Königer, des heffischen Hauptmanns, der, mitten im großdeutschen Lager ein Vertheidiger des preussischen Verfaß für Deutschland, 1866 von einer preussischen Kugel fiel, ein zugleich frommer und freisinniger Mann, kenntnißreich und unermüdet, von dem treffliche Arbeiten auch in diesen Jahrbüchern veröffentlicht worden sind. Ihm an Gesinnung und Wesen verwandt ist Wilhelm von Plönnies, von dem das letzte dieser Lebensbilder handelt. Dichterisch hoch begabt, mit reichlich

strömender satirischer Ader, ein sorgfamer Sammler volksthümlicher Märchen und Sagen, in der mittelhochdeutschen Litteratur wohl bewandert, ist er weiteren Kreisen durch seine Uebersetzung des Kudrun-Liedes bekannt geworden. Früh wurde seine reiche Kraft durch Krankheit gebrochen; aber die Vielseitigkeit seiner Begabung gestattete ihm noch auf vieljährigem Krankenlager eine reiche Produktivität in der Dichtung wie in der Kriegswissenschaft. Es war ihm vergönnt, das glorreiche Ende des französischen Krieges noch zu erleben und die Auferstehung des deutschen Reiches in Liedern zu preisen, und noch kurz vor seinem Tode sein Buch über die Feuerwaffen der Infanterie zu beendigen, das ihm in der deutschen Armee ein dauerndes Andenken sichert. Was der Verfasser über diese Gruppe von trefflichen Männern aus vertrautem Umgange mittheilt, bildet eine schöne Bereicherung unserer biographischen Litteratur und einen schätzenswerthen Beitrag zu der Geschichte deutschen Lebens in Jahrzehnten, die für die Wendung unserer nationalen Geschichte von entscheidender Bedeutung geworden sind. Mögen viele an diesen Lebensbildern eine Quelle der Erhebung und der vaterländischen Begeisterung lieb gewinnen. L.

---

Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Nagmer. Allen deutschen Patrioten gewidmet von Oeomar Ernst von Nagmer. Aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. I. Theil 1820 bis 1832. Gotha, Perthes, 1887. 311. S.

Das Buch ist die Fortsetzung einer Biographie des Generals von Nagmer, die 1876 bei Mittler erschienen ist. Da es aber schwer wurde, wie der Verfasser sagt, „die Einheit der Darstellung mit der Zeit und den Fortschritten der Geschichtskunde in Einklang zu erhalten“, so hat die Fortsetzung den obigen veränderten Titel erhalten, dem man nicht absprechen kann, daß er für die Composition des Buches in jeder Beziehung durchaus charakteristisch ist.

General von Nagmer spielte als Flügel-Adjutant des Königs eine Rolle in den geheimen Verhandlungen mit Rußland im Winter 1813, die an die York'sche Convention von Tauroggen anknüpfen, und hat auch eine Stellung in der inneren Geschichte der preussischen Armee während der nachfolgenden Friedenszeit. Von höchstem und allgemeinem Interesse in dem vorliegenden Buch sind aber die Parteen, welche seine Freundschaft mit dem damaligen Prinzen Wilhelm, dem jetzigen Kaiser, behandeln. Obgleich, wie die Einleitung sagt, die wichtigsten Briefe des Prinzen noch zurückbehalten worden sind, so sind doch die abgedruckten Stücke schon Geschichtszeugnisse ersten Ranges. Wir wollen einen dieser Briefe, vom 31. März 1824 hier wiedergeben. Es heißt in ihm: „Was die äußere Lage unseres Staates betrifft, so muß ich leider ganz Ihrer Ansicht beitreten: hätte die Nation Anno 1813 gewußt, daß nach elf Jahren von einer damals zu erlangenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben würde, wer hätte damals wohl alles aufgeopfert solchen Resultats

halber? Es ist dies eine gewichtige, aber schmerzlich zu beantwortende Frage. Sie wissen aus unseren Unterredungen, wem ich die Schuld unseres Rückschritts in allen Staatsverhältnissen beilegen muß; geholfen haben freilich viele, aber wenn die Gehülfen kräftige Naturen und Geister waren, so würden sie es nicht dahin haben kommen lassen.

„Die einzige Aufstellung jener Frage verpflichtet auf das Heiligste, einem Volk von 11 Millionen den Platz zu erhalten und zu vergewissern, den es durch Aufopferung erlangt, die weder früher noch später gesehen wurden, noch werden gesehen werden. Aber hieran will man nicht mehr denken; im Gegentheil man muß hören, daß es lächerlich sei, mit 11 Millionen eine Rolle zwischen Nationen von 40 Millionen spielen zu wollen! Man vergißt aber dabei, daß drei Millionen jene Ereignisse begründeten und sich, im Verband mit einer sehr geschwächten allirten Armee, dem lang gefürchteten Coloss entgegenstellten. Und was damals bei drei Millionen der Enthusiasmus that, muß jetzt bei elf Millionen die geweckte und beförderte Intelligenz thun.

„Wenn man das lächerlich findet, schwindet selbst den Tüchtigsten und Kühnsten der Muth! Auch Allirte wird in Bedürfnissfällen eine Nation nicht mehr finden, die freiwillig ihren Rang aufgibt und daher den Auswärtigen ein Rival weniger ist, für dessen Wiederaufleben keine Partei Interesse hat und fühlt.

„Und wenn man nichts sein will, warum noch etwas scheinen wollen und deshalb mit ungeheuren Kosten eine Armee halten?“

Schon drei Jahre früher (25. Decbr. 1821) hatte der Prinz geschrieben: „gewiß ist uns nichts gefährlicher als ein langer Frieden. Man sehe unseren politischen Standpunkt an: unsere körperliche Schwäche ist erschreckend, wenn man die Nachbarstaaten dagegen betrachtet.“

Leider ist aus den bisher veröffentlichten Briefen noch nicht zu erkennen, wer es ist, dem der Prinz „die Schuld des Rückschritts in allen Staatsverhältnissen“ beilegt und wer es in seinen Kreisen „lächerlich“ gefunden hat, daß Preußen eine Großmacht sein wolle. D.

## Der Pfeifer von Niklashausen.

Ein Vorspiel der Reformationszeit.

Von

Albrecht Thoma.

---

In jüngster Zeit ist die Aufmerksamkeit mit Recht mehr und mehr auf die Jahrzehnte vor dem Reformationszeitalter gerichtet worden, welche wie alle Zeiten des Uebergangs eigentlich die geschichtlich interessantesten sind. Freilich die romanistische Geschichtsklitterung versucht das ausgehende Mittelalter als die „Blüthe deutscher Kunst und Wissenschaft“, und „auch der Volkswirtschaft“ und einen der Welt sonst unbekanntem vermittelnden Theologen, Nicolaus von Cues, als eigentlichen „kirchlichen Reformator“ darzustellen, dagegen die Wende des 15. Jahrhunderts als eine Zeit des allseitigen Zerfalls, der auflösenden Tendenzen und zerlegenden Faktoren, welche dann zu der kirchlichen und sozialen Revolution zusammenwirken, als deren Träger dann derjenige erscheint, welcher sonst von der Welt Reformator genannt wird\*). Eine unbefangene und verständnißvolle Auffassung der Erscheinungen dieses Jahrhunderts vor der Reformation beweist aber, daß das Mittelalter mit seinen Kulturfactoren eine absterbende, überlebte Zeit war und die Reformation eine wenn auch vielfach zerstörende, doch durch den Geist des Fortschritts in der Geschichte hervorgebrachte Nothwendigkeit und eine fruchtbare Neuschöpfung, also das war, was ihr Name besagen will. Die Anzeichen für beides finden sich schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, in welchem überhaupt die Ergebnisse der mittelalterlichen Kulturentwicklung zu Tage treten, in den Reformkonzilien, welche die Gebildeten und Mächtigen beschäftigten und in der ganz Deutschland nicht nur materiell, sondern auch geistig tief erregenden hussitischen Bewegung; um die Wende des neuen Jahrhunderts aber zeit\*

\*) Janssen, Gesch. d. d. Volks (6. A.). I. S. 267, 3 ff. u. a. D. Vgl. Delbrü dieser Zeitschr. Bd. 53, S. 535 ff.

Breussische Jahrbücher. Bd. LX. Heft 6.

sich dies in einer ganzen Reihe von kirchlichreligiösen und sozialpolitischen Volksbewegungen, von Wallfahrten und Aufständen, in denen das Mißbehagen der ungebildeten und niederen Stände mit den bestehenden Verhältnissen sich Luft macht.

Eine solche Vorläuferin der Reformation und des Bauernkrieges ist die Wallfahrt nach Nillshausen im Taubertal im Jahre 1476\*). Sie ist besonders merkwürdig wegen ihres engen Zusammenhangs von religiösen und sozialen Momenten und auch deshalb, weil in ihr die Gedanken und Stimmungen der großen Volksmassen zu Tage treten, während wir sonst von dem Denken und Fühlen dessen, was wir das Volk nennen, aus den Zeiten vor der Reformation wenig wissen. Aber auch der Urheber und Wortführer dieser Wallfahrt ist interessant um seiner Persönlichkeit und seines tragischen Schicksals willen: er ist nicht wie die sonst sogenannten Reformatoren vor der Reformation, für welche die früheren Geschichtschreiber und besonders die theologischen Historiker vorwiegend oder allein ein tieferes Interesse und Verständniß bezeugten, er ist nicht wie ein Wessel und Wessel, wie Willeff, Hus und Savonarola, wie auch Luther und seine Gehülfen ein hochgebildeter Geistlicher und Gelehrter, sondern ein echtes Kind des Volkes: ein Hirte und Spielmann aus bäuerlichen Kreisen. Seine Geschichte ließt sich fast wie ein episch-lyrisches Gedicht, wie eine Novelle oder auch wie eine der jetzt so beliebten romantischen Erzählungen in Reimen und hat doch bei aller idyllischen Einfachheit einen bedeutsamen historischen Hintergrund\*\*). Sie verdient eine möglichst eingehende Darstellung und Untersuchung: sie gewährt nicht nur einen Rückblick in die kulturgeschichtlichen Resultate des Mittelalters, sondern auch ein Verständniß der Forderungen und Zielpunkte der anbrechenden neuen Zeit\*\*\*).

\*) Diese Nillshausener Wallfahrt ist behandelt von Ullmann, (Ref. vor der Ref.), von Parac, (Archiv des histor. Vereins von Unterfranken XIV, 3, vgl. X. 2. 3.), Böllner, Vorgesch. d. Bauernk. S. 76 ff., Vochem, Fr. Keisers Reform. des R. Sigmund S. 120 ff., Gotthein, Polit. u. rel. Volksbewegungen, Kolde, Luther I. — Im Folgenden sind die Urkunden und Chroniken eingehender und wie mir dünkt auch kritischer berücksichtigt und der Zusammenhang mit den Zeitverhältnissen, sowie die religiöse und politische Bedeutung des Ereignisses historischer als es z. B. bei dem Theologen Ullmann einerseits und dem Rationalökonom Gotthein andererseits geschieht, gewürdigt. Auch die Persönlichkeit des Urhebers tritt in ein helleres und glücklicheres Licht als bei den meisten bisherigen Darstellungen.

\*\*\*) So hat R. Weitbrecht sie neuerdings verarbeitet in der Novelle „Der Bauernpfeifer“.

\*\*\*\*) Quellen für diese Darstellung sind die fast vollständig bei Parac u. a. D. abgedruckten Urkunden, zu denen auch das gleichzeitige Lied (Arch. d. hist. Ver. z. Würzb. X, 2. 3. Filienron histor. Volksf. II, 148) gehört; dann die Chroniken von Stoffe, Raufferus, Mutius, Trithemius (Sponheimer und Hirsauner Chr.) vor. Fries, Seb. Franck, Otto, Krenzer, Müllner, Falkenstein; weniger die Städtechroniken.



Der Taubergrund, in welchem Niklashausen liegt, ist heutzutage ein entlegener Winkel in Deutschland, in den Baden, Bayern und Württemberg nur mit einem Grenzpfeil ihres Gebietes hereinreichen. Kaum eine andere Gegend macht so wenig von sich zu reden als dieses stille idyllische Thal mit seinen heitern Gründen und reben- und waldbedeckten Höhen, seinen freundlichen Fluren und üppigen Wiesen, durch welche der tiefdunkelgrüne Tauberfluß sich schlängelt. Und doch ist dieser Taubergrund der Schauplatz der größten deutschen Volksbewegung und der Endkatastrophe des großen Bauernkriegs von 1525, der blutigen Bauernschlacht von Königshofen. Die Bewohner der Taubergegend wie die Ostfranken überhaupt galten von jeher für tief religiös; dabei zeigen sie einerseits eine altfränkische Solidität verbunden mit einem grübelnden Gemüth, ein poetisches Sinnen und Dichten und andererseits eine lebhaftere Phantasie und einen regen Freiheits Sinn und bilden so einen Uebergang von ihren Nachbarn den Schwaben und Thüringern zu ihren Stammverwandten am Rhein. Ihr freier religiöser Geist zeigte sich schon früh in der Wirksamkeit der Waldenser und Gottesfreunde in diesen Gegenden, zeigte sich in den Sympathien für Hus, so daß der Markgraf Friedrich I. von Brandenburg in seinen Kriegen gegen die Hussiten darum nichts ausrichtete, weil besonders seine fränkischen Krieger mit ihrem Herzen auf Seiten der Gegner standen; hier haben die Franziskaner besonderen Anklang gefunden mit ihrer Opposition gegen die päpstliche Allgewalt und gegen deren Stütze, die Dominikaner, gewissermaßen die Jesuiten des Mittelalters; und die Begharden, sozusagen die Pietisten des Katholizismus haben hier frühzeitig und aufregend gegen die offizielle Kirchenpraxis gepredigt und hier noch ihre Zuflucht gefunden zur Zeit, da sie als Buecker und Ketzer in Verruf gekommen waren. Und später im Bauernkrieg fanden Meßler und Rohrbach in dieser Gegend die eifrigsten Gläubigen und hartnäckigsten Verteidiger ihrer sozialpolitischen Ideen. So ist das Aufflackern des Volksgeistes in solchen kirchlichen und sozialen Bewegungen in diesen Gegenden vor allem erklärlich.

Im untern Theile des Taubergrundes etwa zwei Stunden von Wertheim, der Mündungsstadt am Main, und sechs Stunden von Würzburg liegt Niklashausen, fast das kleinste und ärmste Dorf im ganzen Thal. Es lehnt sich rechts an eine steile Halde, da wo die bewaldeten Berge sich eng zusammendrängen; gleich unten weitet sich das Thal aus zu einem Wiesengrund und drüben auf der andern Seite, dem linken Ufer, wird das alte reichsunmittelbare Schloß Gamburg auf einem Bergvorsprung sichtbar. In dem Dorfe war eine kleine Wallfahrtskirche mit einem wunderthätigen Marienbilde, für welches in der Zeit des babylonischen Exils

aus dem reichen Füllhorn päpstlicher Ablässe auch ein Ablassbrevé auf den unbekanntenen Flecken Erde im Taubertal gefallen war. Aber die Wallfahrt war ganz in Abgang gekommen, der Ablassbrief vergessen, bis auf einmal hundert Jahre später, in den Märztagen des Jahres 1476 dieses Kirchlein der Sammelpunkt wurde für Hunderttausende von Pilgern.

Halbwegs zwischen Niklashausen und Würzburg liegt der stattliche würzburgische Flecken Helmstadt. Darin lebte damals ein junger Hirte „Henselin Böhme“ oder Johannes Böhm, der am Werttag das Vieh weidete, an Sonn- und Feiertagen aber auf den Dörfern der Umgegend umherzog um den Bauern auf seiner Pfeife und kleinen Pauke aufzuspielen und Lieder zu singen: daher hieß er auch der „Pfeiferhänkle“ oder der „Paukerle“. In der Fastenzeit nun, wo das Volk Bußpredigten gewohnt war und solche, in den Städten wenigstens, auch zu hören bekam, und zwar an Mittfasten (am 24. Februar) des genannten Jahres erschien nun dieser Hans Böhm in Niklashausen, wahrscheinlich als eben die Gemeinde zum Kirchgang sich versammelte, vor der Kirche, zündete ein Feuer an und warf seine Spielmannswerkzeuge hinein; dann trat er vor der erstaunten Menge auf und predigte. Eines Samstags Nachts in der Fasten, erzählte er, als er das Vieh auf dem Felde hütete, sei ihm die heilige Jungfrau im weißen Gewande erschienen und habe ihm geboten, von seinem sündlichen Treiben abzustehen, seine Pfeife und Pauke zu verbrennen und ohne Scheu aufzutreten, um dem Volke statt seiner losen Lieder und Schwänke das heilige Gotteswort zu verkünden, um zu weissagen, was jetzt und in Zukunft geschehen solle und alle Welt einzuladen zu der Gnadenstätte der hl. Jungfrau in Niklashausen. Wieder und wieder sei ihm die Gottesmutter erschienen und habe ihn aufgefordert, bis er ihrer Stimme gehorcht habe. Das Volk glaubte dieser Rede und der Pfarrer von Niklashausen zeigte sich einverstanden. Die Menge strömte zu und an jedem Sonn- und Feiertag trat der Jüngling auf, stellte sich auf eine umgestürzte Kufe, oder bestieg einen Baum oder eine Anhöhe, oder auch von den Fenstern eines Bauernhauses herab hielt er seine aufregenden Predigten vor der Volksmasse, die immer mehr anchwoll. Denn schnell „erscholl das Gerücht von dem neuen Propheten in die entferntesten Gegenden“ und allerwärts wurden „die Liedlein und Kantilene, vom Pauker gebicht“ gesungen.

Und was war der Inhalt seiner Predigten?

Zunächst Buße; Gottes Zorn sei entbrannt wider das menschliche Geschlecht, sonderlich aber wider die Priesterschaft. Die unheilige Welt wollte er heimsuchen mit seinem Strafgericht, gleichwie neulich schon ein Hagelwetter der Saat und den Reben gedroht habe und nur durch seine Für-

bitte abgewendet worden sei. Darum sollten die Menschen abstecken von ihren Sünden und ihrem weltlichen Treiben, sollten abthun allen eitlen Puz und Tand: die Halsbänder und Brusttücher, die seidenen Schnüre und spitziigen Schuhe und kurzen Kleider, denn das mißbehage der Mutter Gottes sehr und Gott wolle die Welt darum strafen. Aber Maria wolle ihre Fürbitte einlegen für die Bußfertigen und wolle ihnen Vergebung und vollkommenen Ablass verschaffen, wenn man sich an sie wende und hierher komme an ihre Gnadenstätte; auch wer nicht in die Kirche selbst könne, weil sie so klein sei, erlange nichts destoweniger die Gnade der Gottesmutter, denn hier wolle sie geehrt und gnädig sein mehr denn irgendwo; ja mit allem Ablass in der Christenheit sei es zu Ende. Im Taubertal sei mehr Gnade als in Rom und sonst in aller Welt, wer hierher komme und beichte, der sei seiner Sünden frei und wer es nicht vermöge, habe dennoch Absolution. Wer hier sterbe, komme „von Mund an“\*) in Himmel, denn mit dem Fegefeuer sei's nichts. Bringe er, Böhmb, durch seine Lehre eine Seele in die Hölle, so wolle er sie mit seiner Hand wieder herausführen.

Dann richtete der Prophet seine Strafpredigten gegen die Geistlichkeit. „Gehe hin“, habe ihm die Gottesmutter geboten, „gehe hin und verkündige meinem gläubigen Volke, daß mein Sohn die Habsucht, die Hoffart und die Wollust der Priester nicht länger mehr dulden kann noch will; wenn sie nicht alsbald sich bessern, so wird die ganze Welt um ihrer Sünden willen Noth leiden müssen“, weil sie durch ihr ärgerliches, schändliches und gotteslästerliches Leben Gott beleidigten. Freilich sie wollten sich nicht bekehren und der Prophet mußte klagen: Lieber wolle er zehn Juden bessern als einen einzigen Priester und „Schriftreichen“; und wenn ihm auch manchmal einer Glauben schenke, und er komme wieder heim zu seinen Genossen, so machen sich zwei oder drei über ihn und verkleben ihm die Ohren, sodaß es mit ihm ärger werde als zuvor. Ja sie schalten ihn einen Ketzer und drohten mit dem Scheiterhaufen; er aber rief: „Ihren Bann achte ich nicht. Wüßten sie, was ein Ketzer ist, sie würden sich selbst als Ketzer erkennen, nicht mich. Verbrennen sie mich aber; wehe ihnen! sie werden inne werden was sie gethan: zu Haufen werden sie erschlagen werden, es wird dahin kommen, daß der Priester gerne seine Platte mit der Hand zudecken möchte, um nicht erkannt zu werden“, daß er ein Geschorner sei. Wer dreißig Priester erschlagen haben werde, dem würde es dann zum Verdienst gerechnet\*\*). Ja es werde aus

\*) D. h. so wie die Seele aus dem Munde schwebt (nicht: von Stund an).

\*\*) Von allen Reden des Pfeifers gegen die Geistlichkeit zitiert Zanssen nur diesen einen Satz!

mit ihnen sein: sie hätten keine Macht mehr von Gott und man finde bald keinen Priester mehr, weder weltlich noch geistlich, noch irgend einen Orden.

Endlich aber wandte sich der schwärmerische Prophet gegen alle Ordnung und Obrigkeit und verkündete das sozialistische Evangelium der Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit. Die geistliche und weltliche Herrschaft, predigte er, sei verdorben: die geistlichen Herren seien üppig und hochmützig und hätten zu viele Pfründen in einer Hand; die geistliche Gerichtsbarkeit solle man nicht leiden und um die Gebote und Sprüche der Priester sich nichts kümmern\*). Die weltlichen Herren aber seien grausame und hartherzige Bedrücker des Volkes und darum Gottverhasste. „Sage allem Volk“, habe ihm die heilige Jungfrau geoffenbart: „mein Sohn will und gebietet, daß Zins, Geld, Vesthaupt, Handlohn, Zoll, Steuer, Beth, Zehnt, Weggelder, Frohnden und alle Lasten der „Armen“ kurz alle Leistungen an Prälaten, Fürsten und Edle, abgeschafft werden.“ Das Volk solle sie einfach nicht mehr leisten. Ferner: der Fisch im Wasser und das Wild des Feldes sollten gemeinsam sein, wie es in alten Zeiten der geltenden Markrechte war. Das Holz und das Wasser, Bäume und Weiden sollten frei sein für alle gläubigen Christen, für arm und reich, für Fürst und Volk, für Bischof und Bauer. Endlich die Fürsten weltlich und geistlich, auch Grafen und Ritter sollten so viel haben als die Gemeinen; überhaupt alle dürften nur gleich viel haben, dann hätten alle genug. So solle auch jeder gleich arbeiten, auch Fürsten und Herren um ihr täglich Brot („um Taglohn“) schaffen. Und das werde und müsse geschehen. Gott trage zu dieser Zeit eine Unlust und einen Greuel wider den Adel, er wolle ihre Tyrannei austreuten und ihr ein Ende machen. „Der Kaiser ist ein Bösewicht“, rief Böhlm, „und mit dem Papst ist es nichts! Der Kaiser giebt den Fürsten, Grafen und Rittersn Zoll und Auflage über das gemeine Volk: ach weh ihr armen Teufel!“ Der Papst aber und seine Priester scheiden die Ehe, was niemand könne denn Gott allein, und lehren das Fegfeuer, mit dem es nichts ist, um die Christen zu schrecken und Geld zu erpressen. Bald aber werde kein Kaiser und Papst, kein Fürst und Bischof mehr sein, sondern alle — Brüder.

\*) Von dem weltlichen römischen Recht ist in den Predigten Böhms keine Rede, so wenig wie in vielen andern Bauernartikeln. Dagegen ist bei allen Volksaufständen gerade die Tyrannei des kanonischen Rechts in erster Linie angegriffen. Ja nissen, welcher mit so großem Eifer den Schaden des weltlichen römischen Rechts hervorhebt, hätte einen Theil seiner großen Erbitterung auf das geistliche römische Recht übertragen sollen, welches ja die erste in Deutschland eingeführte römische Justiz war und am ersten und meisten bei dem Volke verhaßt; wie das weltliche römische Recht leibeigen, so machte das geistliche, das deutsche Volk „seleigen“, wie es in dem anonymen Aufruf „an die Versammlung gemayner Bauerschaft“ im Jahre 1525 heißt. (Strobel Beiträge zur Litter. II, 40 ff.)

Das sind sehr abgerissene Bruchstücke aus den Predigten des Niklas-hauser Propheten, wie sie von feindlichen Spähern und Lauschern aufgeschrieben oder im Verhör von seinen Gegnern protokolliert worden sind oder von geistlichen Chronisten und Pamphletenschreibern aufgezeichnet. Es sind natürlich nur die herbsten Härten und Spitzen seiner Aufstellungen und keineswegs alle zuverlässig. Außer diesen Schlagwörtern wissen wir nichts von den zahlreichen und zusammenhängenden Reden Böhm oder wie Sebastian Franck sagt, von den „Sermonen, welche der Trummenschläger und Kuhhirt an das Volk wider die geistlichen Gerichte that“. Auch die Reihenfolge seiner Aufstellungen ist nicht nachweisbar. Aber soviel können wir doch aus diesen Fragmenten ersehen: es sind drei Elemente in der Predigt des jungen Propheten. Zuerst das religiöse: Buße und Marienverehrung, dann das kirchliche: Opposition gegen die entartete Kirche und Geistlichkeit; endlich der soziale Umschwung aller Dinge, und möglicherweise folgten die verschiedenen Bestandtheile im allgemeinen in dieser Reihenfolge zeitlich aufeinander. Wir dürfen sagen, auch in der Reformation treten deutlich diese drei Elemente zu tage: zuerst predigt Luther gegen den Ablass, die falsche Buße und tritt für die wahre Buße und den Glauben ein; dann — besonders in seinen Disputationen — wendet er sich gegen die kirchliche Verfassung und Geistlichkeit; endlich ruft er in seiner gewaltigen Schrift „an den christlichen Adel“ die deutsche Nation zu „des christlichen Standes-Besserung“, das heißt also zu einer allseitigen sittlich-sozialen Reformation aller Zustände in der christlichen Welt auf.

Aber freilich, während diese Gedanken und Forderungen bei Luther reif und abgeklärt, als Ideale, und darum besonnen und maßvoll erscheinen, mußten sie in dem unklaren, gährenden Geiste des unreifen Jünglings auch phantastische Gestalt annehmen und sich in der Form apokalyptischer Drohungen und Verheißungen offenbaren: der Prophet mußte zum Schwärmer werden. Die Buße faßte der jugendliche Hirte zum Theil in dem mönchischen Sinn der Entäußerung von weltlichem Tand und Luxus, wie der Bußprediger Kapistrano, der zwanzig Jahre früher in Süddeutschland mit ähnlichen Predigten aufgetreten war. In dem Mittelpunkt seines religiösen Gedankenkreises stand nicht Christus, der überhaupt dem christlichen Mittelalter ganz fern getreten und fremd geworden und höchstens als Weltenrichter gefürchtet war, sondern vielmehr die Gestalt der hl. Jungfrau, welche ja als Gnadenmutter und Fürbitterin noch heute im Gemüthe des katholischen Volkes durchaus die Stelle einnimmt, welche im Herzen der protestantischen Gemeinde der Mittler und Erlöser Christus hat. Und wieder äußert sich die Hingebung an die Gottesmutter in einer

äußeren Handlung: einer Wallfahrt zu ihrem Heiligthum. Die Opposition gegen das entartete Kirchenthum machte sich leichtbegreiflich in einem verbitterten Eifer gegen die Vertreter der Kirche, die unwürdigen Träger des religiösen Lebens geltend. Und die sozialpolitische Reform wird zum radikalen Ansturm wider die bestehenden Ordnungen und zur kindlichen Träumerei von einem demnächstigen paradiesischen Zustand der Welt.

Bei aller Überspanntheit dieser Anschauungen des Hirtenjünglings fragen wir aber verwundert: Woher kam ihm das alles? woher hatte der junge bäuerliche Schäfer und Spielmann diese hochgreifenden Gedanken und Vorstellungen? Freilich das Tiefste in einem außerordentlichen Geiste — und als solchen werden wir doch den Propheten anerkennen — das Eigenthümliche, das Geniale bleibt immer unerklärlich: aber zur Erklärung seines Auftretens läßt sich doch manches sagen.

Böhms Name und viele seiner Lehren scheinen auf hussitischen Einfluß zu weisen: auch der Hussitismus war vor allem gegen die Übergriffe der Hierarchie, gegen die Schäden in Kirche und Gesellschaft gerichtet, auch er förderte sozialistische und kommunistische Bestrebungen zu tage und brachte es zu einer Loslösung von Papst und Kaiser, zu einer demokratischen Gestaltung des kirchlichen und bürgerlichen Lebens. Und so ist die Niklashäuser Wallfahrt, wie sie auch der Zeit nach zwischen beiden mitten inne liegt, ein Bindeglied zwischen den hussitischen Bewegungen und denen der ersten Reformationszeit: ein Nachspiel des Hussitismus und ein Vorspiel der Reformation und des Bauernkriegs. Auch die Chroniken sagen verschiedentlich, daß es hussitisches Gift gewesen sei, was Böhme gepredigt habe, und Seb. Franck von Werb schreibt: Im Jahr 1476 machte ein Trummenschläger und Hirt im Frankenland die Wallfahrt nach Niklashausen und bracht's mit Schelten der Pfaffen und Geistlichen, wie die Hussiten ihre Religion in Böhmen, zu wagen und verbiß dem Volk Freiheit von diesem Joch der Pfaffen. Eine Urkunde schreibt sogar von einem Begharden aus Böhmen, der des Propheten Helfer gewesen sei. Aber trotz des Namens Böhme ist nirgends die Rede von böhmisch-hussitischer Abstammung des Niklashäuser Propheten \*) und ein direkter Einfluß böhmischer Lehren auf ihn ist nicht nachgewiesen, außer dem allgemeinen, der überhaupt im östlichen Frankenland seit Hussens Durchzug auf seiner Kostnizer Reise hervorgetreten ist. So bleiben wir für die Erklärung der Niklashäuser Bewegung angewiesen auf die Persönlichkeit des Propheten und die allgemeinen Verhältnisse seiner Zeit. Ein helles Auge und ein kluger Kopf konnte wohl merken, was das Volk seiner Zeit

\*) Außer von Müllner, welcher aber Böhme auch einen Wiedertäufer nennt! Vgl. Kreuzer Nürnberg. Chr. (Waldau, Beitr. III, 416).

Bewegte und zu solchen Beobachtungen der Lage und Stimmung seiner Standes- und Leidensgenossen, des „mühseligen Bauernvolkes“, wie es in den alten Chroniken heißt, hatte der Spielmann bei seinen Umzügen auf den Dörfern eben besondere Gelegenheit; als Hirte hatte er dann die Muße nachzugrübeln; und als fahrender Sänger mußte ihm auch mehr als andern das Wort zu gebote stehen, während der eigentliche Bauer zwar auch sinnt, aber schweigt. Von der Unbildung und Unsittlichkeit der Geistlichen kursornten mehr als genug Schwänke und lose Lieder im Volk, und diese konnten einem Spielmann am wenigsten unbekannt sein. Das Leben der Mönche konnte er aus eigener Anschauung aus den Klöstern Holzkirchen bei Helmstadt und Bronnbach bei Niklashausen kennen. Das Hochstift Würzburg, wo der Bischof mit dem Titel eines „Herzogs von Franken“ in ständigem Streit mit den Stadtbürgern und seinen Nachbarn lebte\*) und der Sitz des tiefverhaßten und verachteten Deutschmeisterthums Mergentheim — diese beiden Städte waren in der Nähe. Das Basler Conzil war noch nicht vergessen und die Forderungen und Errungenschaften des Hussitenthums standen dem deutschen Volk in so lebhafter Erinnerung, wie die der französischen Revolutionen in der Neuzeit. Gerade in diesem Jahre 1476, wohl nicht vor, aber möglicherweise während der Niklashäuser Wallfahrt, erschien im Druck die schon früher verfaßte sog. „Reformation Kaiser Sigmunds“, eine Schrift deutsch-hussitischen Ursprungs, welche ganz ähnliche Forderungen stellte wie Böhmen und welche später in den 12 Artikeln der fränkischen Bauern wieder auflebte. Auch sie klagt über geistliche und weltliche Häupter, über die Krankheit des kirchlichen Rechts und das „Unrecht des Kaiserthums“; sie geht davon aus, daß zur Zeit nichts in

\*) Ein altes Gedicht, welches schon vor die Hussitenzeit fällt, schildert die Stimmung der Würzburger Bürger gegen die Geistlichen, und auch gegen den Adel, aus dem sich die höhere Geistlichkeit in den fränkischen Bisthümern fast ausschließlich rekrutirte.

Da schwur ein Metzger, der hieß Kraus;  
 Ob nimmer Meß gesungen wurd,  
 Das war mir gar ein leichte Burd.  
 Ich wollt nit einen Heller geben  
 Um all das Singen und Lesen,  
 Das in dreißig Jahren mag sein gewesen. —

— Der Pfaffen wollen wir sein entladen  
 Denn die Mönch und Pfaffen  
 Gaben ja sonst nichts zu schaffen  
 Als mit Weiben.  
 Wir wollen sie aus den Klöstern treiben  
 Und daraus nehmen all ihr Gut,  
 So mögen wir werden wolgemut.

Der Edlen wollen wir sein entladen,  
 Des Krieges müssen sie unterliegen  
 Wir wollen sie sehen alle,  
 So leben wir mit freiem Schalle.

seiner rechten Ordnung steht, weshalb uns Gott seine Gnade versagt, und fordert nun Besserung aller Zustände zugunsten der Kleinen und Armen. Ein Jahr vorher, 1475 zur Zeit des großen Ablass-Jubiläums, wo alle Welt nach Rom geladen war und halb Deutschland dahin wallfahrte, hatte eine Art Wallfahrts-epidemie in Mittel- und Norddeutschland die Volksmenge ergriffen, insbesondere auch junge Leute und Kinder, welche in großen Scharen nach einem unbekanntem märktischen Dörfchen Wiltsnat zu einer blutenden Hostie zogen. Die Geister waren also erregt genug in diesen Jahren.

Wenn Böhmen den Kaiser einen Bösewicht nennt und vom Papst sagte, es wäre nichts mit ihm, so hätte er sich vielleicht besser umgekehrt ausgebrüht; denn das weltliche und geistliche Oberhaupt der Christenheit waren in diesem Jahrhundert die personifizierte Schwäche und das förmliche Heidenthum. Aber auch so ist seine Behauptung nicht unwahr. Denke man nur daran, wie Friedrich III. das Reich sich nicht nur selbst d. h. der Rechtlosigkeit, der Fehde, dem Raub überließ, sondern die Fürsten widereinander hetzte, unter andern Fritz von der Pfalz mit seinem ohnmächtigen Haß verfolgte und die Nachbarfürsten ihm auf den Hals schickte, welche durch die Bauern bei Seckenheim geschlagen wurden, wie die Streicher in der Schweiz; wie er als päpstlicher Pfaffenknecht Deutschland um die Früchte des Basler Konzils brachte; wie er Deutschland verstümmeln, von Osten den Erbfeind raubend, mordend, sengend in die Grenzmarken einfallen ließ und im Westen selber „die Schinder und Leutplager“ wie sie sich selbst nannten, die Armagnaken ins Reich rief, so daß ihn das Volkslied anreden konnte:

Bist Du ein König von Oesterreich?  
 Du solltest mehrten das römisch Reich,  
 So willst Du es zerstören?  
 Du hast die Mörder hergeladen  
 Land und Städte zu ihrem Schaden —  
 Scham Dich der großen Uehren!

Auf dem päpstlichen Stuhle aber saß Sixtus IV., von dem die Geschichte nichts Besseres zu sagen weiß als: „er verschönerte Rom, verkaufte die Kirche und erfüllte Italien mit Blutvergießen, um seinen Nepoten oder Söhnen Fürstenthümer zu gewinnen“ (Hase). Was aber der Hirte von Helmstadt proklamirte, für Deutschland oder die ganze Christenheit, ein kaiser- und papstloses Land, war keine Utopie: Böhmen war besser daran ohne Seine apostolische Majestät in Wien und Seine Heiligkeit in Rom.

Endlich ist nicht zu vergessen, daß die siebziger Jahre dieses 15. Jahrhunderts mit einer großen Aufregung des Volkes erfüllt waren über Karl



den Kühnen von Burgund, dessen Thaten und Schicksale, Pläne und Reden in Dugenden von Volksliedern gesungen und gesagt wurden.

Er wurde halb bewundert, halb gefürchtet als der zweite Westeroberer Alexander; man nannte ihn den „Türken im Occident“, ja das Volk blickte zu ihm auf mit einer Art behaglichen Grauen; es ging von ihm die Rede um: drei Herren nur könne die Welt ertragen, Gott im Himmel, Lucifer in der Hölle und der Dritte auf Erden wolle er sein. Das Volk hielt ihn für den Antichrist, der gekommen sei, die Großen der Welt zu züchtigen, alle Verhältnisse umzulehren, um dann selber unterzugehen. Dann aber, hoffte es, werde vielleicht die Zeit eines ewigen Friedens und Glückes anbrechen. Und gerade in den Frühlingstagen 1476, als die Wallfahrt nach Niklashausen in Gang kam, unternahm Karl seine zwei Züge gegen die Schweiz und wurde zweimal von den Schweizerbauern geschlagen! Und damit war das bäuerliche Selbstgefühl, welches durch den Verfall des alten Kriegswesens mit dem Untergang des Ritterthums und dem Aufkommen der bäuerlichen Feldheere der Landsknechte schon bedeutend gehoben war, auf das Höchste gespannt. „Frei zu sein wie die Schweizer und auch in geistlichen Sachen mitzuregieren wie die Hussiten“, war überhaupt das Ideal des Volkes\*).

Alle diese Dinge konnte dem Hirten von Helmstadt nicht verborgen bleiben; auch die geschichtlichen Vorgänge draußen in der Welt nicht; denn der Buchdruck sorgte schon einigermaßen für die Deffentlichkeit und fahrende Säger brachten noch immer neue Zeitung, wie z. B. Veit Weber von Freiburg i. Br., der mit in der Murtner Burgunderschlacht gekämpft hat und den Streit von Murten in einem Liede besang.

Welchen Erfolg aber hatte der Prophet in Niklashausen mit seinen Predigten? der Eindruck seines Auftretens war ein ganz wunderbarer, der Zulauf des Volkes ein ungeheurer. „Kein Mann war so alt, der solch ein Wunder je gesehen; das will ich auf meine Wahrheit jehen“, sagt ein gleichzeitiges Lied davon. Zuerst aus dem benachbarten Tauberthal und Schöpfergrund, bald aus dem Odenwald und Mainthal, dann vom Neckar und Kocher, aus dem ganzen östlichen Franken, aus Schwaben und Bayern, aus Elsaß und den Rheingegenden, aus Hessen und der Wetterau, aus Thüringen, Sachsen und Meissen, überall wohin das Landgeschrei erscholl, kamen sie: Männer und Weiber, Kinder und Gefinde, Bürger und Bauern, Menschen jedes Geschlechts und Alters, sogar Greise und Wöchnerinnen, junge Knaben und Jungfrauen: zu Hunderten, Tausenden, Zehntausenden. Die Bauernknechte ließen vom Pfluge fort mit der

\*) So sagte ein Bauer jener Zeit zu dem Abt Trithemius. Janssen II, 399.

Geißel in der Hand, die Mägde von der Wiese mit der Sichel im Arm, die Handwerksgefelln aus der Werkstatt ohne Urlaub und Abschied, der Steinmetz kam mit seiner Pickel, der Schmied mit seinen Hammer, die Frauen mit aufgelöstem Haar. Mit ihren Werkzeugen und in den Kleidern, worin der unwiderstehliche Wandertrieb sie erfaßt, wallten sie weiter. Die wenigsten hatten Zehrung; aber wo sie einkehrten, erhielten sie Speise und Herberge; der Gruß war nicht anders als „Bruder“ und „Schwester“. So zeigte sich schon erfüllt, was der Prophet als Ideal der Zukunft geweißsagt und was in der urchristlichen Gemeinde Wirklichkeit gewesen war. In zerstreuten Haufen, aber auch in geordneten Zügen als Processionen mit Bannern und Fahnen, zogen sie durch Dörfer und Städte unter Gefängen und Gebeten zum Taubertthale, und führten großmächtige Lichter und Wachskerzen mit sich, so groß, daß drei und vier Männer daran zu tragen hatten. Auch Kranke und Krüppel stellten sich ein, um an der Gnadenstätte Heilung zu suchen; natürlich fehlte es auch nicht an Bettlern und Schwindlern; Wirthe, Köche und Krämer schlugen ihre Buden auf und verkauften Speisen und Getränke, „Zeichen“ und anderes. Tag und Nacht hörte der Zulauf nicht auf; am größten war er natürlich an „hochzeitlichen“ Tagen, an Sonn- und Feiertagen: zehn-, zwanzig-, vierzig-, ja einmal sogar siebenzigtausend Menschen sollen an einzelnen Tagen zusammen gekommen sein. Das Gedränge war lebensgefährlich in dem engen Thal. Die Volksmengen lagerten sich im Freien in den Feldern und Wiesen, den Wäldern und Weinbergen um das Dorf herum und das Taubertthal im Niklashausen hatte, sagen die Chronisten, das Aussehen, wie ein großes gewaltiges Kriegs- und Feldlager.

Die Waller opferten Wachs und Geld, Gold und Silber, Kleinodien und Kleider und die Mädchen ließen sich ihre Zöpfe abschneiden, um sich der hl. Jungfrau zu weihen. Sie beteten, beichteten, hörten Messe, welche auf tragbaren Altären von Priestern gelesen wurde. Vor allem aber drängten sie sich um den jungen Propheten, um seinen Predigten zu lauschen. Alle wollten ihn sehen, hören, anrühren, seinen Segen empfangen. Oft war er so umlagert, daß er nicht essen und schlafen konnte, ja daß er in Gefahr war erdrückt zu werden. Sie nannten ihn den „heiligen Jüngling“, sie fielen vor ihm nieder und riefen: „Du Mann Gottes, erbarme dich unser!“ „heiliger Jüngling, bitt für uns!“ Sie knieten vor ihm hin, bis er das heilige Kreuz über sie schlug, dann glaubten sie sich entzühnt und absolvirt; wer ihn gar anrühren konnte, dünkte sich heilig und selig. Sie rissen und schnitten ihm die Kleider vom Leibe, um Reliquien von dem lebendigen Heiligen zu haben, so daß er sich fast täglich neu bekleiden mußte, und wer gar einen Fetzen von

seiner zottigen Kappe erhaschen konnte, der „dünkte sich glücklich, als ob er Heu aus der Krippe von Bethlehern erlangt hätte“. Natürlich fehlte es nicht an den Wundern, die bei jeder religiösen Erregung eintreten: man erzählte von Heilungen an Lahmen, Blinden, Tauben, ja von Todtenerweckungen; und auch die Wunderquelle, welche bei Wallfahrten und Marienerscheinungen auch heute noch üblich ist, wie z. B. in Lourdes, stellte sich ein.

Allerlei Leute schlossen sich an den Propheten an als seine Gehülfen, seine Beschützer und vielleicht auch Leiter und Anstifter. Vor allem der Pfarrer von Niklashausen, dem natürlich die Wallfahrt zu seiner Kirche höchst erwünscht sein mußte. Zu ihm als dem bestallten Priester wies wenigstens Anfangs der Laienprediger die Fußbegierigen zur Absolution, und dieser Pfarrer proklamirte bis zuletzt mit großem Eifer die Wunder, welche bekannt wurden. Auch sonstige Priester hörten Beichte und lasen Messe in der Kirche und im Freien. Doch auch solche stellten sich ein, welche mit dem Propheten disputirten; und der ungelehrte Jüngling hielt ihnen Widerpart und wich nicht von seiner Aussage, denn sie sei „Gottes Lehre“. Ferner erscheint ein geheimnißvoller Beghardbruder, von dem die Sage ging, daß er Jahre lang im Innern des Berg gehaust habe und von der fränkisch-böhmischen Grenze stamme. Auch ein Bettelmönch, wohl ein Franziskaner, spielte eine bedeutende Rolle in der Umgebung des Propheten. Wanderprediger zogen endlich aus in alle Lande, um die Predigten und Lieder und Wunderzeichen des Propheten zu verbreiten und zur Wallfahrt einzuladen. Auch edle Herren der Umgegend schlossen sich der Bewegung und spielten die Beschützer der Wallfahrt und des Propheten. Desgleichen sah der Graf von Wertheim der Sache nicht ohne Gefallen zu, denn die Wallfahrt ging durch und in sein Gebiet und brachte Geld ins Land, besonders auch da eine kaiserliche Geleitsstraße hindurchführte. Von Würzburg kamen Krämer und hatten offenen Markt im Taubenthal und von den durchziehenden Wallern fiel eine schöne Einnahme an Brückengeld. Und die Würzburger und Bürgerinnen selbst wallfahrteten nach Niklashausen oder schickten wenigstens Geschenke dahin. So hat ein Bürger zweimal aus Auftrag von Jungfrauen und Frauen auf den Gassen und Wallwegen — in den Häusern war's verboten — Geld gesammelt zu zwei Kerzen; eine Frau, die das verstand, goß die Kerzen, von dem überschüssigen Gelde wurde eine Fahne gekauft, und ein Künstler malte darauf zwei gekreuzte Schlüssel für Unsrer Liebe Frau in Niklashausen \*).

\*) Eine andere Geschichte lustiger Art wird erzählt, welche den Wunderschwindel bei Wallfahrten charakterisirt: Im Bischöcker Thal sei ein Sauschneider gewesen mit

Das entgegengesetzte Interesse wie die Würzburger hatten die Nürnberger: der hochweise Rath der Reichsstadt, welche praktisch und nüchtern wie alle Reichsstädte auf bürgerliche Ordnung sah, verbot bei Geldstrafe in ihrem Gebiet das Wallen, weil es die ordentliche Arbeit störte und unnütz Geld aus dem Lande trug. Auch der Eichstättler Bischof und der Herzog von Bayern verbot allmählich die Wallfahrt, der letztere auf Gutachten der theologischen und juristischen Fakultäten der Universität Ingolstadt.

Etwa ein Vierteljahr hatte die Wallfahrt gedauert, die unerhörten Vorgänge in Nillashausen und die vergrößerten Gerüchte darüber hatten in aller Welt Aufsehen und Bewunderung erregt. „Ein gar schnelle Wallfahrt, welche von Tag zu Tage sehr übertreffentliche und ferner denn Menschen Betrachtung sein mag, in Mehrung tritt“, heißt es in einem Bericht des Grafen von Wertheim an Dieter von Mainz. Diese Ereignisse konnten nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der geistlichen und weltlichen Obrigkeit der Gegend auf sich zu ziehen. Nillashausen gehörte zum wertheimischen Gebiete, war aber Mainzer Diözese; und der Pfeifer als Helmstädter Bürger war würzburgischer Untertan. Die Herren, welche die Sache also anging, waren der Graf von Wertheim, der Würzburger Bischof und der Erzbischof von Mainz; dies war Dietrich von Isenburg, welcher erst vor 14 Jahren mit Acht und Bann belegt worden, weil er dem Papst die willkürlich ums doppelte erhöhte Passiumgelder zu zahlen sich geweigert hatte und dadurch den berühmten Kriegszug der benachbarten geistlichen und weltlichen Fürsten gegen seinen Beschützer, den Pfälzer „bösen Fritz“, Friedrich den Siegreichen, veranlaßt hatte und endlich nach 13 Jahren eben 1475 in sein Erzbisthum eingesetzt war. Dem Grafen Johann von Wertheim scheint die Sache auf die Länge nicht geheuer gewesen zu sein, er fürchtete die geistliche Rüge oder war schon irgendwie des Einverständnisses mit der Wallfahrt bezichtigt. Darum richtete er, anfangs Juni an den Erzbischof von Mainz, welcher sich damals in Eltville und Lahnsstein

seinem Weibe, die den Wein gern hatten. Da nahm der Mann sein Weib, band es mit einer Handwehle hinter sich aufs Pferd und zog so nach Nillashausen. Vor der Kirche hieß er das Volk schweigen. Als jedermann zutief, erzählte er: kein Weib, das hinter ihm säße, wär seit Jahr und Tag lahm an Händen und Füßen und kein Arzt könnte helfen. Da sei ihm bei Nacht vorgekommen, sie sollt nach Nillashausen so viel Wachs verheissen als sie schwer wäre, so würde sie gerade. „Nun liebe Hausfrau, ist nun ein solch Geheiß von Gott und hat dir die Gottesmutter geholfen, so spring herab vom Pferd, gang in die Kirche und sag ihr Dank!“ Damit zog er die Schlingen an dem Handtuch auf, das Weib sprang vom Ross und lief in die Kirche. Der Mann aber zog seinen Hut ab, setzte sich auf den Kirchhof und bat, die Leut möchten ihm steuern, das gelobte Wachs zu kaufen, denn er wär ein armer Gesell, ohne Hilff frommer Menschen könne er sein Gelöb nicht leisten. Da warf jedermann Gold zu, bis der Hut voll ward; damit zog er dann samt seinem Weibe nach Haus.

aufhielt, ein Schreiben, daß dieser, „als der geistliche Richter“ auf die Wallfahrt ein Aufsehen habe, wenn etwas anders denn christlich wäre, fürgenommen werde; dieweil dies seines des Grafen Amtes nicht wäre; daß er nicht eher berichtet, wolle damit entschuldigt werden, daß er etliche Zeit nicht anheim gewesen.“ Die geistlichen Herren nahmen dann auch die Sache sofort in die Hand. Der Erzbischof ersuchte den Würzburger Nachbar unterm 13. Juni, derselbe möge als Oberherr des Jünglings gegen diesen einschreiten, ihn an seinem usurpirten Predigen, welches den Gesetzen der katholischen rechtgläubigen Kirche zuwider und dem geistlichen Stand verderblich sei, hindern und bevollmächtigte den Fürstbischof, „den Zündstoff solcher Irrlehre aufzusuchen und aus dem Pseudopropheten und seinen Genossen, Gehülfen und Anhängern auszurotten, überhaupt alles Predigen und Messelesen, auch von Geistlichen, auf freiem Felde zu verbieten und alle Auffässigen und vermessenen Widersacher der kanonischen Disziplin, des christlichen Glaubens und der kirchlichen Ordnung zu ergreifen und mit ihnen Rechtens zu verfahren. Sonst dürfte man aus wahrer Andacht die Niklashausen Kirche besuchen und zu ihrer Unterhaltung Handreichung thun, nur daß solche Wallfahrten nichts mit den Böhmischen Irrlehren zu thun habe.“

Dem Würzburger Bischof Rudolf von Scherenberg scheint es aber nicht sonderlich geeilt zu haben, diesen heiklen Auftrag auszuführen, er dachte nur an seine Sicherheit. Er gab am 19. Juni dem Stadtrath den Auftrag, ein getreues Augenmerk auf die Wallfahrt zu haben. Es ziehe so viel fremdes Volk durch die Stadt, so daß sich leicht, da das Hochstift in mehrere Fehden verwickelt sei, Feinde in die Stadt einschleichen könnten. In dieser Rathssitzung wurde auch vorgebracht, „daß ein groß schwere Rede und Murneln unter den Leuten sei, die Pfaffen zu slaen.“ Der Stadtrath wagte aber nicht den Würzburger Bürgern das Wallen und Opfer sammeln für Niklashausen zu verbieten oder den fremden Wallern die Stadt zu verschließen; den armen Wallern wurde sogar der freie Uebergang über die Mainbrücke nicht versagt. Nur wurde den Viertelsmeistern aufgetragen, gegen etwaige Brandstiftung Wasserlufen in den Straßen aufzustellen und alles böse Gerede zu verhindern. Zehn Tage darauf, am 29. Juni wurden abermals in der Rathssitzung „die schweren Lewisse, die vorhanden sind der Wallfahrt halber und wie viel seltsam Volk durchziehe“ beraten und befohlen, Thürme und Thore in Vertheidigungsstand zu setzen und alle Einwohner zu ermahnen, Harnisch und Wehr zu mustern und bereit zu halten.

Endlich wurde Ausgangs Juni von Mainzischen und Würzburgischen Räten zu Nischaffenburg eine Tagfahrt „die Wallfahr Niklashausen be-

rührend“ gehalten. Da wurde folgender Receß und Abschied gefaßt: Zum ersten: daß der Pauker Johann Böhlm genannt, gefangen und herab gen Aschaffenburg geführt werde und darnach, wie sich gebührt, verhört und seine Artikel verdammt werden. Item: ob man Böhlm nicht greifen möchte, daß man in dieser Woche durch die Biethümer zu allen Pfarrern Proceß aus laß gehen und bei dem Bann verbiet, daß niemand mit dem obgenannten Böhlm mit Essen, Trinken oder in einigerlei Weis und Gestalt Gemeinschaft habe, noch sein Predig und Lehre höre oder glaube. Item daß man auf U. L. Fr. Tag Visitationis Notarien und Zeugen gen Nidelshausen schick, die da hören die Predig des obgemeldten Johann Behaim und solchs beschreiben und bezeugen, und solchs in einer geheime und vorsorglich geschehe. Item daß unser gnädiger Herr von Mainz etlichen Prälaten und andern ehrbarn Leuten befehle, alle Opfer und Geld zu bewahren, das gen Niklashausen geopfert wurdet und fällt. Item daß man einen Predigermönch, der zu Niklashausen predigt und Johann Böhlm seine Irrthümer bestätigt, greife und herabbringe. Item daß man verbiete bei den Pönen wie bevor, daß niemand die Liedlein und Kantilene, von dem Pauker gedicht', singe bei Pön obgemeldt.

Jetzt ging aber auch der jugendliche Prophet, wie es scheint, gereizt durch den Bann und die Drohungen der Bischöfe, weiter. Am Sonntag nach dieser Tagfahrt, den 7. Juli soll er den Wallern verkündigt haben: Sie sollten am kommenden Sonntag, dem Margaretenfeste, wo also zwei Feiertage nacheinander waren und sie unverhinderter und zahlreicher kommen konnten, wieder erscheinen, diesmal aber Weiber und Kinder daheim lassen und ihre Wehren mitbringen: er habe ihnen auf Befehl der Jungfrau Maria drei Worte zu sagen. Gewiß ist diese Rede nicht — sie wurde erst drei Wochen später von dem Würzburger Bischof an den fernern Herzog von Sachsen berichtet, um ihn zum Einschreiten gegen die Waller zu veranlassen, während in allen früheren Berichten und an die benachbarten Fürsten davon keine Rede ist. Aber begreiflich ist, daß der Prophet oder seine adeligen Beschützer jetzt Maßregeln zu ergreifen suchten, um ihn wenigstens gegen einen gewaltthätigen Ueberfall zu schützen. Thatsächlich gingen jetzt auch Waller mit Bannern und Waffen durch die Würzburger Gegend; gerade jetzt war die Aufregung am größten, das Laufen am heftigsten: „über die Maß eine große Menge zog mit Panieren täglich dahin und die Wunderzeichen mehrten sich in allen Landen.“

In Anbetracht, daß, wenn man den Propheten länger in Niklashausen sein und predigen ließe, merklicher Unrath daraus erwachsen möchte, schritt nunmehr der Bischof Rubelf auch wirklich mit raschem Handschlag ein. Am Freitag vor Margreten schickte er einen reisigen Zug von vierund-

dreißig Reitern nach Nissachhausen. Die drangen Nachts in das Haus, worin der Prophet schlief, rissen ihn aus dem Bett, banden ihn auf ein Pferd und jagten mit ihm davon. Zu spät wurden die Waller, deren schon viertausend anwesend waren, und die Anhänger des Propheten den Raub inne. Sie eilten den Reitern auf der steilen Steige nach; ein Bauer holte sie auch ein und brachte dem Pferde eines Reissigen eine Verwundung bei. Aber vergeblich: der Jüngling war nicht mehr zu retten; die Reiter brachten ihn nach Würzburg auf die Feste Marienberg, wo er in einen Thurm eingekerkert wurde. Die Bischöflichen rühmten sich ihres klugen Anschlags: aber man kann kaum die Vermuthung unterdrücken, daß hier Verrath im Spiel gewesen sein müsse; andrerseits möchte man die Sorglosigkeit des Jünglings für ein Zeugniß seines guten Gewissens und seiner umkriegerischen Pläne zu halten haben.

Als am andern Tage die Waller in hellen Haufen erschienen — es sollen ihrer gegen vierzigtausend zusammengelommen sein — und sahen, daß der Prophet nicht mehr da war, waren sie überrascht, verwirrt, wußten nicht, was thun, und allmählich verzog sich die Menge bis zur Hälfte und lehrte heim; denn sie waren meist ferne her und Fremde, die den Propheten noch nie gesehen hatten. Die andern aber, namentlich die aus der Umgegend von der Tauber, aus dem Wertheimischen und Würzburgischen wollten den Jüngling wieder haben „oder darüber sterben“. Als so bis Abend berathen wurde, trat ein Bauer auf und erklärte, die heilige Dreifaltigkeit sei ihm erschienen und habe ihm geboten, den Brüdern zu sagen, daß sie mit ihren Kerzen und Wehren vor das Schloß Würzburg ziehen und den heiligen Jüngling erledigen sollten, denn das Schloß werde vor ihnen aufgehen. Die Waller drangen nun in die Kirche und nahmen vierhundert große Kerzen herans. Fünf Edelleute aus dem Würzburgischen: Konz und Michel von Thunfeld, Vater und Sohn, einer von Bestenberg, zwei von Stetten, ordneten die Haufen und nun zogen sie Nachts mit brennenden Kerzen und aufgerichteten Panieren processionsweise nach Würzburg, geführt von dem neuen Propheten und den Rittern. „Waffen hatten sie keine“, heißt's wiederholt, oder doch nur sehr vereinzelt und schlechte; auch waren nicht bloß Männer, sondern Weiber und Kinder dabei. Sie werden stets sogar vom Bischof als Waller und als Bittende bezeichnet. Dem Bischof war der Anzug der Bauern noch Nachts von ausgespikten Spähern gemeldet, er hatte eiligst Stadt und Schloß in Vertheidigungsstand setzen lassen und sich selbst in die Festung zurückgezogen. Er durfte den Bürgern von Würzburg nicht trauen; denn „es war ein groß Murren in der Stadt auf die Priesterschaft und sprachen den Priestern gar übel von der Sache halben“; und nicht

wenige sprachen es aus, wenn die Waller kämen, wollten sie sich zu ihnen schlagen.

Sonntag Morgens um 5 Uhr langte der Zug der Bauern in der Nähe der Festung an mit brennenden Kerzen und fliegenden Fahnen. Nach ihrer Meinung war es „unmöglich, daß die heilige Jungfrau den Jüngling in solcher Noth der Gefangenschaft verlassen könnte, mit welchem sie so freundlich, ja so vertraut verkehrt habe“. Die in der Festung erschrafen über die große Menge, welche auf 16000 geschätzt wurde, und wurden sehr aufgeregt. Aber als sie merkten, daß die Anziehenden ohne Waffen und Geschütze waren, rieth man, die wehrlosen Haufen durch Kanonenschüsse zu zerstreuen. Der Bischof aber wollte das nicht und schickte seinen Hofmarschall Georg von Gebfattel hinaus, der traf sie vor dem Steinbruch am Frauenberg und fragte, warum sie also in des Bischofs Land und vor sein Schloß gekommen wären, was sie wollten? Den heiligen Jüngling wollten sie heraus haben; um ihn los zu bitten seten sie gekommen: wollte ihnen der Bischof den gültich geben, wohl und gut; wonicht, so wären sie dergestalt da, daß sie ihn doch bekommen wollten. Der Hofmarschall wandte sich an die Edelleute mit den schroffen Worten: „Ihr solltet euch billig schämen, daß ihr bittet für einen solchen Menschen, der nicht einmal Paternoster und Glauben kann und solche Kezerei ange richtet hat. Steht ab von eurem thörichten Beginnen und zieht weg; ihr erhaltet ihn nicht.“ Sie sollten sich hüten näher zum Schloß zu ziehen, sonst werde der Bischof unter sie schießen lassen und sie möchten großen Schaden erleiden. Diese Worte erbitterte die Menge so, daß sie sich nach Steinen bückten, um den Hofmarschall zu werfen, so daß dieser schleunigst abzog. Als der Bischof von der Festung aus diesen Auftritt bemerkte, ließ er einige Büchsen in die Schießscharten hinausziehen; die Ritter scheinen aber den Gesandten vor Mißhandlung bewahrt zu haben. Die Bauern rückten nun gegen die Festungswälle mit dem Geschrei: „Gebt uns den Jüngling! Gebt uns den Jüngling, den heiligen, den unschuldigen; sonst zerstören wir Burg und Stadt!“ Noch einmal schickte der Fürstbischof einen Abgesandten heraus, den edeln Herrn Konrad von Hutten, einen freundlichen beliebten Mann, mit ein paar Reitern. Der fragte die Haufen in aller Güte, was um Gotteswillen sie eigentlich beehrten. Sie erklärten wiederum: „Von der heiligen Mutter Gottes in Niklashausen kommen wir, und ihren Diener, den Jüngling wollen wir haben. Wenn ihr ihn uns nicht gebt, so ziehen wir nicht ab, bis wir ihn befreit und die Festung zerstört haben.“ Der Abgesandte redete ihnen ein: „Gute Freunde, der Bischof hat da den armen Menschen gefangen, den will er verhören; wird er dann im Verhör gerecht erfunden, so



wird er euch wieder werden.“ Sie redeten aber von des Jünglings, ihres Händleins, Unschuld und Heiligkeit und darauf setzten sie ihre Hoffnung, ihn zu erledigen. Der Ritter, verwundert über ihre wahnsinnige Zuversicht, setzte ihnen auseinander, wie thöricht und gefährlich ihr Unternehmen sei, ohne Waffen und ohne Geschütze und Belagerungszeug die starke Festung stürmen zu wollen. Aber alles Einreden half nichts. Sie wollten den Jüngling haben und sollten sie drum erschlagen werden, meinten die einen; die andern aber hofften ihn durch ein Wunder zu retten; vielleicht wiesen auch manche auf ihre große Zahl und ihre Waffen; oder sie hofften auf den Beistand der Städter oder die enbliche Nachgiebigkeit des Bischofs. Da war der Ritter Rath's den Hansen zu theilen und wandte sich an die würzburgischen Untertanen und ermahnte sie bei ihren Gelübden, Eiden und Pflichten, abzutreten von den andern und heimzuziehen; sonst müßten sie schlimmer Strafe gewärtig sein. Da erboten sich zweitausend abzuziehen, wenn ihnen freier schadloser Abzug versprochen werde; das geschah und sie schwentten ab. Die andern aber blieben hartnäckig stehen. Da ließ der Bischof einige Geschütze über die Köpfe der Menge abfeuern, um sie zu erschrecken. Dies hatte aber den entgegengesetzten Erfolg: die aufgeregten Bauern glaubten in der That, der heilige Jüngling habe die Kugeln durch seine Wundermacht abgewendet. Sie stürmten auf die Festung los, insbesondere den Thurm, wo der Prophet gefangen lag, indem sie den Namen des Jünglings als Feldgeschrei brauchten in der Meinung, vor diesem heiligen Ruf würden die Mauern der Burg einfallen, wie die von Jericho. Da ließ der Fürstbischof in die dichten Haufen schießen und die Schwärmer stürzten reihenweise todt und verwundet zu Boden. Die andern stoben ernüchtert auseinander und retteten sich in die Wälder und Berge. Der Bischof schickte seine Reiter nach, um die Räubersführer festzunehmen. „Da unterstundten sich die Waller, sich gegen sie zu wehren und darüber nahmen etliche Schaden an ihrem Leben.“ Insbesondere trafen sie einen Haufen bei dem Dorfe Büttelbrunn, der warf sich in den festen Kirchhof des Ortes und wehrte sich mit Steinwürfen, mußte aber, als auch Würzburger Bürger gegen sie vorrückten, sich schließlich ergeben. Ueber hundert Bauern und Bürger — auch ein Nürnberger war darunter — wurden gefangen, während die vom Adel entrannen. Die Gefangenen kamen in den festen Thurm, worin der Jüngling zuvor gelegen war; dieser wurde jetzt in ein anderes Gefängniß abgeführt, während sie, wie es in einem Liede heißt, „kamen gebunden und gefangen gar mit schwerem Herzen gegangen“.

Gleichzeitig mit diesen Vorgängen wurde der Pfarrer von Nillashausen eingezogen und noch vorher der Beghardbruder, während der

Franziskaner verschwand. Beide sagten aus, daß die Mirakel, welche der Pfarrer „unversehens“ proklamirt habe, zum Theil erdichtet worden seien, wie manche Heilungen und Todtnerweckungen, oder auf Betrug angelegt, wie die Wunderquelle, welche durch einen besondern Kanal hergestellt, und Lichterscheinungen, welche auf dem Berge durch angeklebte Kerzen hervorgebracht worden waren. Was aus diesen Gefangenen wurde, weiß man nicht. Anderswo wurden Bettler und Schwindler bestraft, welche zum Theil bandenweis Heilungen vorgegeben hatten, um Almosen zu sammeln.

Die Wallfahrt wurde jetzt durch Anschlag an den Kirchenthüren und Verlesung von den Kanzeln seitens des Würzburger Bischofs in seinen Landen bei Strafe an Leib und Gut aufs ernstlichste untersagt, auch geboten, daß jeder Kind und Gesinde davon abhalte, etwaige Waller nicht ein und durchlasse, nicht haufe und herberge, äße und tränke, und alle unnützen und unziemlichen Gefänge, so etliche der Wallfahrt wegen gepflegt, fürder vermeide bei Strafe an Leib und Gut. Auch alle benachbarten Fürsten, geistliche und weltliche Stände wurden in gleichlautenden Schreiben dringlichst angegangen, die Wallfahrt und das Singen und Sagen davon zu verbieten und die Waller aufzuhalten.

Mittlerweile begann die Untersuchung gegen die in Würzburg gefangenen Bauern. Gegen keinen konnte man eine Strafe erkennen. Auch nach ihren Anstiftern gefragt, die sie zu dem Zuge verleitet hätten, konnten oder wollten sie keine nennen. Als einziger solcher konnte derjenige angesehen werden, welcher vorgegeben, daß ihm die heilige Dreifaltigkeit geboten habe, den Jüngling zu befreien und der auch sonst wie der Prophet „viele unchristliche Dinge wider die Ordnungen der heiligen Kirche geredet haben“ sollte. Dieser Mann wurde dann auch als Aufrührer verurtheilt; das gleiche geschah demjenigen, der bei Niklashausen dem bischöflichen Reiter das Pferd verwundet hatte. Dem Propheten wurde der Proceß gemacht auf Ketzerei, Zauberei und Aufruhr. Seine Richter waren das geistliche Kollegium des Bisthums. Dabei wurde das Gutachten eines Doctors der Universität Heidelberg über die schon früher eingesandten Artikel benutzt. Als der Jüngling, wohl erschöpft und niedergebeugt durch sein unseliges Geschick, dem Bischof zum erstenmal zu Gesicht kam, war dieser ganz außer sich darüber, daß „von einem solchen Unmann solch eine große Sache sich erhoben haben sollte“. Andererseits hatte man doch auch Angst vor dem unheimlichen Menschen und wollte ihn nicht antühren aus Furcht vor seiner Zauber Macht. Vorgehalten wurde ihm, daß er sich als Laie zu predigen unterstanden und wider die christliche Ordnung, die gemeine christliche Kirche, auch wider die obersten Häupter der Christenheit,

nebenbei auch alle Fürsten, Geistlichkeit und gemeinen Adel gepredigt habe, wie er dadurch das gemeine Volk an sich gezogen, ihnen mancherlei eingespochen und also durch seine Betrüglichkeit und Einsprechung des bösen Geistes ihm zu gehorchen bewegt habe; und wie solcher böse Same seiner Predigt aufgegangen sei in dem Zuge der Waller gegen Würzburg. Viele der ihm schuldgegebenen Reden leugnete er, etliche Artikel unterstand er sich zu defendiren. Daß er selbst Wunder gethan oder sich dessen gerühmt habe, wurde ihm weder vorgeworfen noch nachgewiesen; dagegen lagen Zeichen und wunderbare Dinge vor, die man weder als Täuschung nachweisen noch leugnen konnte, wie es auf Aussage des Niklashäuser Pfarrers und des Begharden mit andern geschah. Es wurde lange verhandelt. Die Richter scheinen nicht ganz einig in ihrem Urtheil gewesen zu sein, namentlich die zugezogenen weltlichen Rechtsgelehrten waren scheint's bedenklich. „Aber der Bischof und sein Clerus waren der Meinung, daß durch Bosheit schlimmer Geister Trug und List geschehen wäre und gaben den Spruch ab, daß Händlein nicht ein Mann Gottes, sondern ein Werkzeug des Teufels sei, ein Ketzer, der den allerheiligsten rechtgläubigen christkatholischen Glauben zu beflecken und zerstören versucht und eine Anzahl falscher Artikel als Glaubenssätze aufgestellt habe.“

Dem Bischof war bei all diesem Vorgehen doch nicht recht wohl zu Muthe. Die Vorgänge am letzten Sonntage mit den Wallern wurden vielfach sehr unglimpflich für den Bischof besprochen. In der Stadt fielen gegen „die gnädige Herrschaft und ihre Geistlichkeit manche schwere, unheimliche, unzünftige und grausamliche Worte“; die Männer zeigten sich auffässig und die Frauen sagten: „Der Bischof und seine Priesterschaft sind eitel Bösewicht, daß sie den frommen Menschen, den Jüngling also ins Gefängniß genommen und Unserer Lieben Frauen ihre Wallfahrt zerstört haben.“ Solche Reden dünkten dem bischöflichen Hofe um so bedenklicher, als es überhaupt nicht wenige gab, welche dem Stifte feind und geschäftig waren, und als die Sage ging, die Schweizer wollten kommen. Der Bischof hatte mit den Bürgermeistern und Rätthen dieser Auffässigkeit wegen schon mannichfaltig verhandelt. Am Donnerstage nach dem Zuge vor Würzburg schickte nun der Bischof eine feierliche Abordnung von Domherrn und Edelleuten in die Rathsverammlung der Stadt, zu der auch die Viertel- und Rechenmeister geladen waren. Ihr Redner, der Domherr Georg von Viech brachte im Namen des Bischofs Klage vor wegen der bösen Stimmung und Reden in der Stadt, gab in vertuschender Weise eine Darstellung der Vorgänge vom Sonntag, berief sich darauf, daß die Nachbarfürsten die Wallfahrt auch untersagt hätten oder es thun wollten. Er behauptet von den gefangenen Bauern, man habe bei ihnen

im Verhör gefunden, daß sie keine guten Absichten gehabt. Männiglich möchte wohl den bösen Ursprung dieser Wallfahrt abnehmen: man solle nur ansehen, wie es mit der „erberblichkeit“ des Herkommens, Wesens und der Bildung der Person sei, von der sie ausging, die nichts anders als ein Fauler und Lotter gewesen sei. Auch sei zu beachten, wenn die Sache von Gott wäre, so bekenne er sich zu der Rede und Sache, die er vor viel tausend Menschen getrieben hat, während er aus Furcht seines Lebens halb alles leugnet; das haben aber die lieben Zwölfboten und andere heilige Märtyrer nicht gethan; was sie gesagt, haben sie nicht widersprochen und sind darum gestorben. Und wenn die Zeichen alle wahr wären, die zu Niklashausen geschehen sein sollen, wie man sagt, so wären dort mehr Zeichen geschehen, denn unser Herrgott und all seine Heiligen, da sie auf Erden gewesen, je gethan haben; es sei aber eitel erdichtet und unwahre Büberlei, wie denn die gnädige Herrschaft eine Schrift vom Eichstetter Bischof habe, wonach einer in Heerieden gefangen genommen, bekannt habe, es hätten ihrer sechszehn zusammen geschworen, sich stumm zu stellen, nach Niklashausen zu gehen und redend zu werden, um Geld zu bekommen.

Demgemäß ersuche der bischöfliche Hof den Rath von Würzburg, wenn unziemliche Rede und Unglimpf irgend gehört werde, solches zur Verantwortung zu ziehen. Auch war an den Grafen von Wertheim, der unter dem Stift Würzburg stand, das Ersuchen gestellt, sich in Bereitschaft zu halten und wenn ein wiederholter Zug nach Würzburg stattfinde, dem Viehthum mit Rossen so stark als möglich zu Hilfe zu ziehen. Aber alle diese Maßregeln, wie auch die Verbote der Wallfahrt und des Durchzugs in allen Nachbarstaaten konnten dem Bischof keine Beruhigung geben, solange nicht der Zunder des bösen Vornehmens ausgetilgt war. Der gefaugene Prophet auf dem Frauenberg war ein zu gefährliches Pfand der Ruhe; es blieb dem Bischof nichts übrig, als diesen Grund steter Verlegenheit aus der Welt zu schaffen, und seine Begleiter dazu, welche eine lebendige Anklage und Verurtheilung für das Verfahren des Bischofs gegen die Waller waren, wenn diese Hauptschuldigen, welche nach des Bischofs Worten „seiner Predigt und Handels auch verwandt waren“, am Leben blieben, während andere um viel weniger Schuld das Leben eingebüßt hatten. Um also, wie der Bischof sich selbst in einem spätern Schreiben ausdrückt, „des Geschreies des Buben halber abzukommen“, und wie ein Chronist sagt, „um die andern von solcher Kezerei, die davon kommen mochte, abzuschrecken“, wurde das Todes-Urtheil über den Jüngling und seine beiden Genossen gefällt.

Um aber ein Geständniß zu erpressen, wie man's zu einer Hinrich-

tung nöthig hatte, wurde, wie es scheint, vom Donnerstag auf den Freitag auch die Folter gegen den Jüngling angewendet. Ob und was er da gestanden, sagen keine Urkunden; der Bischof selbst schweigt darüber in seinen Schreiben, in denen es ihm doch darauf ankommt, den Propheten als gefährlichen und betrüglischen Menschen hinzustellen. Aber wenn der Arme auch, wie einige geistliche Chronikschreiber berichten, bekant hatte, daß sein Vorgehen eitel Trug und Täuscherei gewesen, das ihm ein Bettelmönch eingegeben: so wüßten wir doch, was von einer solchen Aussage auf der Folter zu halten ist; und lächerlich erscheint, wenn einer dieser Chronikisten berichtet, der Jüngling habe das „freiwillig“ auf der Folter eingestanden. Auch wurde der Jüngling vom Henker körperlich untersucht, ob nicht an ihm das Zeichen der Zauberei vorhanden sei, das Wahrzeichen des Teufels, welches der Satan, wie man glaubte, seinen Dienern einprägte; und ein solches scheint auch gefunden worden zu sein, nachdem man ihm alle Haare abgeschnitten hatte.

Auf den andern Tag, Freitag den 19. Juli, wurde nun die Hinrichtung der drei Verurtheilten anberaumt, während gleichzeitig an diesem Tage die übrigen Gefangenen auf geschworne Urfehde hin freigelassen wurden. Früh morgens wurden die drei armen Sünder an einem Strick zusammengebunden die Festung hinunter auf den Schottenanger hinter dem St. Jacobskloster geführt. Dort bei dem Ausfäyigenhaus war das Schaffot errichtet. Fast alle Bürger wohnten in Waffen der Hinrichtung bei, außerdem eine Menge Neugieriger, Geistliche und Weltliche, Anhänger und Gegner des Propheten. Die einen, darunter die bischöflichen Cleriker fürchteten, durch Teufels- oder Zauberkraft könne der Jüngling nicht verbrannt werden und hatten darum durch den Henker Vorsichtsmaßregeln treffen lassen; die andern aber, welche an einen göttlichen Ursprung der Sache glaubten, und darunter viele Würzburger Bürger und Frauen, hielten den Propheten für unverbrennlich oder meinten, wenn Gott seinen Tod doch zulasse, so werde des Himmels Rache eintreten, das Feuer zerstreut werden und die Umstehenden verzehren; daher scheuten sie sich nahe zu kommen. Gebunden saß der Unglückselige da, ohne sein schreckliches Geschick ganz zu kennen, denn „er sah entweder den Holzstoß nicht oder wußte nicht, was es wäre“. Vor seinen Augen wurden zuerst seine beiden Gefährten enthauptet. Jetzt nahte sich der Henker ihm. „Wirst Du mir auch also thun?“ fragte ihn der Jüngling. „Nein; dir ist ein anderes Bad zugerichtet“, rief der Henker roh, schleppte ihn zum Scheiterhaufen und band ihn an den entseßlichen Pfahl. Da stimmte der Jüngling mit lauter Stimme einen Lobgesang auf die heilige Jungfrau an und sang, bis die Flammen seine Stimme erstickten; dann schrie er noch dreimal mit schmerz-

licher Stimme: „O weh! o weh! o weh!“ Darauf sank er stumm darnieder, und ein bemitleidenswerthes junges Leben hatte geendet. Als die Gluth erloschen war, streute der Henker die Asche in den Main, damit die Anhänger des Propheten keine Reliquien von ihm hätten.

Aber sie gruben die Erde von der Brandstätte aus und bewahrten sie als ein Heiligthum auf. Das Laufen nach Niklashausen hörte nicht auf; ja von ferneher hub es erst recht an. Einzelne und Processionen wallten auf der kaiserlichen Geleitstraße, die durch das Wertheimische ging, und noch mehr auf Nebenwegen, und die Krämer zogen wieder von Würzburg und Wertheim nach Niklashausen, richteten ihre Buden wieder auf und hatten nach wie vor einen guten Markt. Die Waller sangen noch immer die gefürchteten Liedlein und verbotenen Cantilene; so den bösen Processionsreim:

Wir wollen's Gott im Himmel klagen —

Kyrie eleis!

Daß wir die Pfaffen nit soll'n tot schlagen —

Kyrie eleis!

Die bösen Worte gegen die Unterdrücker der Wallfahrt wurden noch immer laut und das Gerücht ging, die Bauern wollten mit ihren Rärsten kommen und die Würzburger Weinberge ausreuten. Auf's neue werden nun strenge Verbote der Wallfahrt abgeschickt und dringende Gesuche an die Fürsten um Unterdrückung derselben. Und ein Würzburger Geistlicher mußte ein langes Gedicht von fünfhundert Versen, halb im Dänfelsänger-, halb im Predigton anfertigen, um den Propheten und seine Anhänger als Ketzer und Aufrührer, Betrüger und Betrogene zu schmähen und den Bischof und die Geistlichen vor übler Nachrede der Grausamkeit und Ungerechtigkeit zu vertheidigen; das Gedicht wurde gedruckt und verbreitet — ob freilich so eifrig gehört wie die kurzen drastischen Liedlein des Pfeifers, ist die Frage. Auch der Papst wurde gegen die Wallfahrt in Bewegung gesetzt; ein Würzburger Domprobst erwirkte bei der Curie gelegentlich seiner Anwesenheit in Rom ein Breve, welches den Rath von Nürnberg wegen seines verständigen und frommen Eifers bei der Niklashausen Wallfahrt belobt und zu weiterer Ergebenheit und Verehrung gegen den heiligen Stuhl und zur ferneren Unterdrückung aller von der heiligen Mutter Kirche und ihren ordentlichen Dienern nicht approbirter Lehren, Bräuche und Wallfahrten ermahnt.

Der eine von den entflohenen Rittern, Kunz von Thunfeld, der ein Lehnsman des Würzburger Bischofs war, mußte sich von Weib und Kind und Verwandten thun und mehrere Monate flüchtig werden; endlich stellte er sich nach Verhandlung seiner Verwandten mit dem Bischof auf

Schloß Frauenberg und mußte seine freien Güter an das Bisthum zu Lehen abtreten. Die andern Adelligen aber wurden dem Bischof feind, und thaten ihm Schaden in seinem Lande, suchten auch die Wallfahrt ferner zu fördern. Der Graf von Wertheim, welcher vielfach darum angegangen wurde, ließ die Wallfahrt weiter gewähren, wenigstens in der Weise, daß er's „jedem auf sein Abenteuer und Wagniß stellte“, also ohne ihnen Geleit auf der Reichsstraße zuzusichern; weshalb ihm die beiden geistlichen Nachbarn von Mainz und Würzburg ernstlich Vorhalt machten und sogar den Vorwurf erhoben, er setze sich dem Verdacht aus, daß er der Ursächer der erneuten Wallfahrt sei. Darüber war der Graf sehr aufgebracht. Er setzte den Bischöfen auseinander, daß Niklashausen eine alte vom Papst und vielen Bischöfen mit Ablass ausgestattete Gnadenstätte wäre und betonte namentlich, daß ihm die Pfarrei als Lehen angehöre. Die Erbitterung des Grafen von Wertheim gegen die beiden Bischöfe war begreiflich. Denn er hatte zwar von Anfang an den beiden Prälaten als geistlichen Richtern die Beurtheilung der ganzen Wallfahrt als ihre Sache anheimgestellt, aber doch als Lehnsherr der Pfarrei beantragt, daß — freilich mit Rath, Wissen und Willen des Erzbischofs — über die Opfer der Wallfahrt durch ihn, die Ganerben und die Gemeinde von Niklashausen verfügt werde, um dieselben aufzubewahren und „wieder anzulegen im Namen und zu Lobe Mariä der Himmelskönigin, damit unterdes Niemand beargwöhnt werde es zu gefährden oder zu eignem Nutzen zu verwenden.“ Dies hatte der Graf schon zur Zeit des Höhepunktes der Wallfahrt geschrieben. Nach der Gefangennahme des Laienpredigers hatte er dann den Opferschatz mit Beschlag gelegt. Aber die zwei Bischöfe zwangen ihn, die reiche Beute mit ihnen zu theilen. Der Mainzer Erzbischof verwandte seinen Antheil zur Erbauung der Martinsburg in seiner Residenz. Aber kaum stand sie fertig da, so brach Feuer aus und sie ging vollständig in Flammen auf, wie das Volk sagte: zur Rache für die der heiligen Jungfrau entwendeten Opfer.

Da das Laufen nach Niklashausen anhielt, so wurde die Kirche geschlossen und als es dennoch nicht aufhörte, wurde sie vom Erzbischof mit dem Interdikt belegt und jeder mit Bann und Fluch bestraft, wer dahin walle. Als auch das nichts half, als „weder durch vernünftige Maßregel noch durch die Länge der Zeit der so große und wahnsinnige Irrthum des Volkes erlahmte“, sondern die Bischöfe sehen mußten, wie er sich von Tag zu Tag mehrte, so griff man zur strengsten Maßregel: die Kirche wurde auf Befehl des Erzbischofs als „eine Pflanz- und Zufluchtstätte der Irrlehre“ eingerissen und dem Boden gleich gemacht und das Dorf Niklashausen in das benachbarte Gamburg eingepfarrt. Aber noch auf den

Trümmern versammelten sich nächtlicher Weile die Anhänger des Propheten über vierzig Jahre lang bis in die Reformationszeit hinein. Im Jahre 1518 wurde von dem Erzbischof und Kurfürsten Cardinal Albrecht von Mainz, dem bekannten Gegner Luthers, wie er in dem Erlasse sagt, „auf Ersuchen der Gemeinde und vieler Andächtigen, welche dorthin zu Ehren der heiligen Gottesmutter wallen und ihren glühenden Andachtskeiser zu stillen pflegten“, die Erlaubniß gegeben, die Kirche, welche schon längst durch ihr wunderthätiges Marienbild berühmt, aber, wie der Erzbischof meinte, durch Alter gleichsam wüste und öde geworden war, wieder aufzubauen und dazu milde Gaben zu sammeln. Dies Kirchlein erstand wieder, aber ohne Thurm, wie das Volk glaubte zur strafenden Erinnerung an den leserischen Propheten; erst in unserer Zeit in den fünfziger Jahren erhielt die altberühmte kleine gothische Kirche ihren Thurm, als Zeichen der vollständigen Sühne dessen, was hier vor 400 Jahren geirrt und gesündigt worden ist.

Das ist das Ende der Niklashäuser Wallfahrt. Wir fragen nun: was ist an der Person und Sache des Propheten von Niklashausen gewesen und was ist davon zu halten? was haben die Zeitgenossen davon geglaubt und gesagt, und wie müssen wir diese merkwürdige Erscheinung beurtheilen?

Wir haben die mannichfaltigsten Aeußerungen über die Niklashäuser Fahrt in urkundlichen Schreiben und Chroniken, in Gerüchten und Sagen, in Liedern und Bildern; und Leute aus allerlei Ständen kommen zum Wort: Geistliche und Weltliche, Fürsten und Volk, hohe Herren und gemeine Bürger, adelige Ritter und gelehrte Schriftsteller, Politiker und Parteil männer — vor allem freilich diejenigen, die zu jener Zeit das Wort und die Feder führten und die Geister leiteten und beeinflussten, die die Macht und das Ansehen hatten, die Säulen der Kirche und Stützen der sozialen Ordnung im Mittelalter, die Kleriker. Weil nun aber gerade gegen diese die Wirksamkeit des Propheten von Niklashausen und die Wallfahrt des Volks gerichtet war, so läßt sich von vornherein denken, in welchem Lichte der Prediger und seine Anhänger hier erscheinen. Die Aeußerungen der Zeitgenossen und ihre Stellung zu dieser die tiefsten Fragen des kirchlichen und bürgerlichen Lebens aufrührenden Volksbewegung, und namentlich auch der tonangebenden Geistlichkeit, sind aber äußerst wichtig und merkwürdig für das Verständniß der Verhältnisse an der Schwelle der neuen Zeit, unmittelbar vor der Reformation und dem Bauernkrieg.

Aus all diesen mannichfaltigen Schriften geht ein Gegensatz zwischen der Geistlichkeit und der Laienwelt hervor, der uns heutzutage, trotz der



noch bestehenden und neuerdings so schroff geltend gemachten Ansprüche des katholischen Clerus, doch gar fremdartig und seltsam berührt. Zunächst fällt das hochgeschraubte Standesbewußtsein der Geistlichen auf und zwar aller ohne Ausnahme vom Erzbischof bis zum Vikar herab, einer Ueberhebung, die einerseits ans Gotteslästerliche, andererseits ans Väterliche grenzt.

In allen Aktenstücken und Chroniken wird die hierarchische Ordnung, das kirchliche Gesetz, die priesterliche Würde, die klerikalen Privilegien und Freiheiten, die geistliche Gerichtsbarkeit als unantastbare, ewige und göttliche Einrichtungen aufs schroffste betont. „Die Kirche“, die „apostolischen Gesetze“, der „geistliche Stand“, die „kanonische Disciplin“, die „kirchlichen Waffen und Strafen“ sind je das dritte Wort in diesen Erlassen. Die dem Widerstrebenden sind „trogige Rebellen“, „vermessene Widersacher“. Die geistliche Gerichtsbarkeit ist „Gottesgericht“, „die Prophetengeißel“; sie kann bannen, ächten, gefangen nehmen, enthaupten und verbrennen, und wenn sie das thut, ist sie „von Gott erleuchtet und dürstet nach Gnade“, ja „Gott vom Himmel soll ihm danken“, dem Bischof von Würzburg und Herzog von Franken nämlich, meint gar der Hofpoet desselben in seiner Kapuzinade. Die Kirche hat allein das Recht zu mahnen, zu strafen, zu kämpfen in sittlicher und religiöser Beziehung: das Lehr- und Predigtamt ist alleiniges Vorrecht der Geistlichen; eine Frechheit, Usurpation ist es, wenn „sich dessen laiiſche Personen unterstehen, welche zu predigen und zu lehren keine Gewalt zu haben vermögen“; ein solcher Laienprediger ist ein „Säemann von Unkraut, Irrthum und nichtswürdiger Kezerei.“ Blasphemie ist es, wenn einer wie der Prophet von Nittlshausen „sich zum Kritiker der Sittlichkeit aufwirft und die Diener der Kirche und Weltliche mit frecher Zunge und beißendem Zahn angreift, um Irrthümer und die alte Giftsaat des Neides auszustreuen.“ Die Inhaber „des erhabenen Stuhles des heiligen Petrus und seiner geheiligten Autorität haben die Stellvertretung Christi erhalten und besitzen nach der Schrift die Schlüsselgewalt zu binden und zu lösen und ohne sie kann nie Jemand durch die Pforte des Himmelreichs eintreten“. „Nicht einmal der gebenedeiten Jungfrau Maria, der Mutter dessen, der Himmel und Erde gegründet hat, steht die Schlüsselgewalt der Absolution zu!“

So der Erzbischof von Mainz. Trithemius, der wegen seiner Gelehrsamkeit so berühmte Abt von Spenheim, 1506 dort von seinen Mönchen vertrieben\*) und durch Vermittlung des Würzburger Bischofs mit der

\*) Das übergeht natürlich Zanssen in seinem Panegyrikus auf diesen gepriesenen Mann.

Abtei des Schottenklosters St. Jakob bei Würzburg betraut, bei dem der Prophet von Niklashausen hingerichtet wurde, hat in seinen beiden Chroniken, der von Sponheim und der von Hirsau auch sich eingehend mit der Niklashäuser Wallfahrt beschäftigt. Der Abt spricht mit der höchsten Erbitterung und selbstgefälligen Hoffarth von dieser Bewegung gegen „die Privilegien und Freiheiten, Einkünfte und Herrschaft“ des Clerus, die Erträgnisse und Servituten des Altars, Pfründen- und Zehntengenuss der Geistlichkeit! Als müßte es von Gotteswegen so sein und wäre eine andre Ordnung die verkehrte Welt, redet er von dieser Wallfahrt, die „nicht von Gott gewesen sei“ und von „dem Narren“, welcher dem Volk als Gebot Gottes die Befreiung von Zehnten und Frohnden, ja die Gleichberechtigung der Laien mit dem Clerus und den Fürsten gepredigt und wohl gar versucht habe, das bisherige Verhältniß umzukehren und den Laien Freiheit, dem Clerus aber die Knechtschaft aufzuerlegen. Ueber den Versuch, die drückenden Herrschaftsklasten zu erleichtern, ist der Abt von Sponheim ganz außer sich; er ruft aus: „Wunderbarer Wahnsinn der Thoren!“ So sagt auch der geistliche Bänkelsänger von Würzburg: „Das wär sehr wenig recht, daß über den Herren wär der Knecht, daß die Stühle auf die Bänke steigen. Wie, ihr wollt spielen auf eurer Gelgen? das wird euch gar wenig frommen: es wird euch Gott wohl unterkommen.“ Daß sich die Bauern nach Steinen bücken, als ihnen ein bischöflicher Abgesandter hohnspricht, darüber ist er entsetzt als über ein Majestätsverbrechen und die Verwundung eines bischöflichen Pferdes kostet einem Menschen das Haupt. Wenn die Waller den Räubern des Propheten nachfolgen, so meint der bischöfliche Hospoet unter frommem Seufzer: „Damit haben sie erzeigt, daß sie dem Pauer mehr geneigt als zu der Himmelsmagd. Das sei Gott im Himmel geklagt!“ Und wenn sie die Kerzen zur Wallfahrt nach Würzburg anzünden, so entsetzt sich der Anonymus und schlägt wie der Kapuziner die Hände überm Kopf zusammen in frommer Entrüstung: „Ist das gewesen eine Ehre Gottes? Die Kerzen sein um Gottes willen kommen und in des Pauer's Namen verbronnen. Also mag man wohl sagen, um weswillen sie gewallet haben. Sie haben ihren Glauben versiegelt da: sie glaubten an den Satan und nicht in ecclesiam catholicam.“ —

Als die Rehrseite dieses hierarchischen Selbstgefühls zeigt sich eine großartige Verachtung des Laienstandes, auf welchen die hohen und niedern Priester mit unendlicher Geringschätzung, ja mit Hohn herunterschauen. Das „gemeine“ Volk ist gegenüber den Dienern und geheiligten Männern Gottes die einfältige, unerfahrene kopflose Menge; der Laienprediger wird als „Bube“, als „Lotter“, „leichtfertige Person“ bezeichnet, welche schon

„von Jugend an Tänzen und Ausschweifung ergeben mit seiner Pause Dorfbubenspäße und weibliche Verführungskünste hervorgerufen“ habe. Seine „Heiligkeit“ ist eine vorgebliche, seine Frömmigkeit Täuschung, sein ganzes Wirken Trug, Verführung, Wahnsinn, Dittnergift, Teufelswerk, und die Andacht des Volkes ist eine „gottlose, unvernünftige“. Der Bischof selber fährt die Gefangenen hoch erzürnt an und bricht in Schimpfworten gegen sie aus und den Laienprediger.

Dieser geistliche Ständestolz geht vielfach über in den geistigen Bildungsdünkel dieser Gelehrten gegenüber der unwissenden Menge, für die es doch weniger ein Vorwurf sein konnte als für die Geistlichen, die von Gott gesegneten Hirten und Lehrer, wenn selbst geistig so gewedete Menschen, wie der Helmstädter Pfeifer nicht einmal das Vaterunser und den Glauben gelehrt waren. Das aber heben alle Schriften hervor von ihm; der Mainzer Erzbischof bemerkt sogar in fast komischer Weise, daß der „bäuerliche Mensch in Wissenschaft und Moral ungelehrt“ gewesen. Die „rohen und leichtgläubigen“ Menschen, „die Thoren“, „die einfältige und unerfahrene (das soll wohl heißen ungebildete) Menge“ oder kräftig deutsch: „der tolle Pöbel“ ist die ständige Bezeichnung für das Laienvolk, dem allerdings jede religiöse Unterweisung durch Schuld seiner geistlichen Oberen abging. „Der ungebildete Pöbel, welcher das Gesetz nicht kennt“, sagen die Schriftgelehrten und Geistlichen mit denselben Worten, mit denen der jüdische Hohepriester auf das „verfluchte Am-ha-Arez, das Bauernvolk, welches das Gesetz nicht kennt“, heruntersieht (Ev. Joh. 7, 49). Mit welcher lächerlichen Verachtung gar der gelehrte Abt auf die „Thoren“ und besonders den „Narren“ und „Bioten“, den ungelehrten Menschen herabsieht, das läßt sich kaum beschreiben. Häncklein ist ihm ein blöder, einfältiger, alberner Mensch, denn er kann „nicht zusammenhängend reden und logisch über ein Thema denken“ d. h. er hat seinen Cicero und Aristoteles nicht studirt!

Mit diesem Ständesgefühl und der Geringschätzung des Laienvolkes hängt eine allumfassende Bevormundung und eine völlige Unterdrückung jeder geistigen Selbstständigkeit und religiösen Initiative des Laienvolkes zusammen, welche sich in ihrer Versteiegenheit als unwillkürliche Komik in dem Abschied des Aschaffenburgers Tages ausdrückt, wo nicht nur das Anhören, sondern sogar auch das Glauben an die Predigt des Propheten verboten werden soll! Der Pfarrvikar Konrad Stolle von Erfurt vermerkt es in seiner Chronik sehr übel, daß die Wallfahrer ohne Urlaub der Pfarrer und Prälaten gingen, und findet es für recht und natürlich, daß die Laien „gehorsam dem Bischof und dem Pfarrer wären und glaubeten nicht also leichtlich den Sachen; denn es gehörte der geistlichen Aht“

(Gerichtsbareit). Der poetische Geistliche von Würzburg giebt aber in seinen Knüttelversen Anleitung, wie man wallen solle:

Von deinem Pfarrer Urlaub bitt' und geh ohn' guten Vorsatz nit,  
Nach der Kirchen Ordnung und mit guter Regierung.

Er meint weiterhin: „Wir sollen tragen der Oberen Lehr; denn unsere Bürden tragen sie auf sich; wahrlich es bringt ihnen kein Gewinn, weisen sie uns nicht auf den rechten Pfad, der zum ewigen Leben geht“. Auch die weltlichen Herren wie der Pfalzgraf, finden es selbstverständlich, daß sie die Entscheidungen der geistlichen Gerichtsbareit einfach anzunehmen und auszuführen haben ohne eigene Prüfung, allein auf Unterrichtung derer, denen darin zuzusehen gebührt. Der Herzog von Bayern verbietet die Wallfahrt, weil der Laien-Prediger sie angefangen, der doch nach Ordnung der Kirchen keine Kirchen keine Gewalt dazu hat und viele Menschen unbedacht und ohne Erlaubnis, Wissen und Vergönnen ihrer geistlichen Oberen dahin laufen.“

Die geistliche Macht dient aber nicht bloß dazu, das Laienvolk zu gängeln, sondern es auszufaugen: daher mit Recht der Laienprophet im Namen der Himmelskönigin dem Clerus neben der Hoffarth auch Habsucht vorwirft. Das Vergehen eines Ritters gegen das Stift benutzt der Bischof, um ihn zum Lebensmanu zu zwingen. Zunächst duldet der Bischof die Wallfahrt, weil sie seiner Stadt Geld einbringt und der Mainzer wollte sie und die Opferspende in seine Diöcese Niklashausen gerne noch ferner leiden, wenn sie nur nicht mit der Person und Lehre Böhms zusammenhänge. Dann aber ist es eines ihrer ersten Anliegen das reiche Kirchenopfer in Niklashausen mit Verschlag zu legen und schließlich unter sich zu vertheilen während sogar der weltliche Graf von Wertheim vorgeschlagen hatte, den Schatz aufzuheben und wieder anzulegen „im Namen und zu Lobe der Himmelskönigin“.

Der zelotische Abt von Sponheim bringt es aber gar fertig, diesen Kirchenraub noch zu benutzen, um seinen Hohn auszugießen über diejenigen, welche in thörichter Andacht eiferten, so viele Opfer zu spenden, die doch weder zur Ehre Gottes noch für eine Kirche verwendet wurden: „denn nach der Wallfahrt kamen sie in die Hände des Erzbischofs, welcher sie zum Bau einer Burg verwendete“!

Was den Erzbischof an der Wallfahrt nach Niklashausen ganz besonders empörte und ihn ganz vorzüglich auch zum Interdikt veranlaßte, war, daß der Prophet das Fegefeuer leugnete, welches doch dazu geeignet war, die Geldquelle stets flüssig zu halten, welche in den Säckel der Kirche floß. Vorzüglich auch war er erbittert, daß das Volk schon durch die Worte des Bauernpredigers, ja durch die Wallfahrt nach der Kirche der

hl. Jungfrau Sündenvergebung und Ablass zu erhalten glaubte, ja, daß er gar predigte, mit „allem Ablass sonst in der Christenheit sei's zu Ende“; denn wo sollten da die Beicht- und Ablassgelder, diese „Früchte des Alters“ bleiben? Gar begreiflich ist darum auch, daß der Papst die Unterdrückung einer solchen Wallfahrt lobte und für alle Zukunft empfahl: denn durch diesen unentgeltlichen Ablass der hl. Gottesmutter wurde dem heiligen Vater das Geschäft des Ablasshandels verdorben, der gerade in diesen Jahrzehnten so schwunghaft und einträglich betrieben wurde; die Wallfahrt nach Niklashausen war eine zu gefährliche Concurrnz der Wallfahrt nach Rom in den Jubiläumzeiten.

Wenn man all die vielen die Niklashausener Wallfahrt betreffenden Erlasse der Kirchenfürsten durchliest, ist man erstaunt über den fast gänzlichen Mangel an religiösen Momenten darin. Nur in den lateinisch überlieferten, zur Verkündigung in den Kirchen bestimmten Altentücken an die Gemeinden ist die Phrase des kirchlichen Kurialstils zu finden: es wird mit Bibelstellen operirt und in biblischen Ausdrücken geredet; aber der Inhalt ist nichts anders als die Betonung der kirchlichen Gewalt, geistlichen Privilegien und der Gottlosigkeit der Auflehnung dagegen. Im übrigen merkt man mit keinem Wort und keiner Wendung, daß es Kirchenfürsten sind, die hier reden: eher zeigen noch die weltlichen Fürsten Sinn und Rücksicht für die religiöse Stimmung und Bedürfnisse des Volkes. Ja bei allem Aberglauben, den die humanistisch angehauchten hohen und niederen Geistlichen mit dem Volke theilen, was den Teufelsglauben angeht\*), zeigen die Geistlichen einen Rationalismus und Criticismus in religiösen Dingen, der mit dem Katholizismus sich keineswegs verträgt. Die Wunder, die sonst gerne approbirt werden, wo es der Kirche paßt, werden hier einfach geleugnet, oder wo man das nicht ganz kann, auf teuflischen Trug zurückgeführt, weil daraus „Unrath erwachsen“ möchte. Es wird in dem Interdiktserlaß, als ungereimt und sinnlos hingestellt, daß der Prophet, „um die Leute an sich zu locken“, den Wallfahrern nach der Kirche Ablass verspricht, als ob die Macht und das Recht der Sündenvergebung Holz und Stein, nicht den Dienern Gottes und den geheiligten Männern zugesagt sei“, während doch die Ablassbulle des Papstes fast wörtlich dasselbe von der Niklashausener Kapelle sagt, wie der Pfeser und nach katholischer Vorstellung die Heiligkeit thatsächlich an Heilighümern haftet, wie denn auch der Nachfolger des Erzbischofs Dietrich in seinem Wiederherstellungsbedikt mit Genugthuung meldet, daß „das Muttergottes-

\*) Ein Vertreter des Aberglaubens unter den Aufgeklärten ist Erithemius; über all diesen Aberglauben schweigt sich Zanßen aus.

bild in Niklashausen schon längst durch nicht geringe Wunder sich hervorgethan“ und derenhalben die Menge dahin eifrig gewallfahrt sei.

Aus dieser unreligiösen humanistischen Richtung heraus erklärt es sich, daß die offiziellen Vertreter der Religion kein Verständniß zeigen für die tiefen und starken religiösen Kräfte, die mit elementarer Spontanität in dem Volke selber erwachen und mit Naturgewalt sich geltend machen, die prophetische Begeisterung des Einzelnen und die schwärmerische Aufregung der Massen. Daher auch und nicht bloß aus bösem Willen versuchen es die geistlichen Beamten und Chronisten, die Visionen des Propheten als mönchischen oder teuflischen Betrug, seine Prophezeiungen als satanische Eingebung, seine packenden Predigten als Einflüsterungen von selbstfüchtigen oder lehrerischen Geistlichen zu bezeichnen, ja sein ganzes Auftreten auf Anstiftung durch habgierige oder dem Würzburger Bisthum feindselige Edelleute zurückzuführen. Die gesammte Aufregung des Volkes suchen sie durch unreligiöse Lüsterheit nach weltlichen Freiheiten und Erleichterungen zu begründen oder wenigstens durch abergläubischen Unverstand. So sagt auch der Würzburger Bischof in einem Schreiben an den Wertheimer Grafen, keineswegs im Sinne der sonstigen katholischen Praxis, welche so viele Feiertage aufgebracht hat und heutzutage z. B. in der Erntezeit das Wallfahren in eine Niklashausen nahe gelegenen Kirche zu Walldüren begünstigt — der Bischof schreibt: das Wallen nach Niklashausen sei zu verbieten, da „auch zu dieser Zeit die Arbeit der Ernte, davon sich ein jeglicher Mensch erhalten, sich und seine Kinder nähren soll, vorhanden ist; daß sie also daheim bleiben und ihrer Arbeit warten.“ Die weltlichen Fürsten und die Städte werden gegen die Wallfahrt eingenommen durch die im Munde eines katholischen Prälaten sehr merkwürdige Hinweisung, daß es der gemeine und ihr eigener Nutzen und Nothdurft erfordert, welche durch die Wallfahrt geschädigt würden; und die Nürnberger, die nur dies im Auge hatten bezw. die, wie die Reichsstädte und Fürsten überhaupt gegen alle Störung der herkömmlichen Ordnung und Gewohnheit waren, werden dafür von Bischof und Papst „hochgepreist“. Der Mainzer Erzbischof und der Würzburger Pfarrpoet beweisen aber dem Volke sehr salbungsvoll, wenn auch sehr unkatholisch, daß Prophezeiungen und Marienerscheinungen gar nicht möglich seien: Gott habe Zeit und Stunde der Erscheinung des Gottesreichs zu erforschen verboten und wolle niemand in seinen Rath hineinschauen und hineinreden lassen, nicht einmal seine auserwählten Heiligen; es sei also sehr gottlos, Gottes Heimlichkeiten verkünden zu wollen.“ Und die Himmelskönigin kann gar nicht auf Erden erscheinen, das habe Salomo geschrieben im Hohelied (!): „Sie ist erhöht über alle Ehre der Engel. Und da bleibt sie immer in Ewigkeit.“

Neben dieser hochmüthigen Verachtung und Ausfaugung der Laien geht aber doch die Furcht einher vor dem Volk, das durch alle Gewaltmittel geistiger Knechtung sich schließlich doch nicht völlig bändigen ließ, das sich doch gegen diesen unerträglichem Gewissens- und Geisteszwang aufbäumen mußte. Denn alle angedrohten und theilweise auch ausgeführten Strafen und Bönen an Leib und Gut, mit Bann und Interdikt, alle Abschreckung durch Henker, Beil und Scheiterhaufen half nichts. „Sie lassen nicht nach, die Niklashäuser Kirche zu besuchen“, schreibt der Mainzer Erzbischof, „obwohl sie von Uns mit dem Interdikt belegt ist und alle die dahin wallen mit dem Kirchenbann“. Ja sie wagten es, die angehefteten Bannbriefe von den Kirchthüren herunterzureißen, so daß der Erzbischof auch dieses mit dem Bann bedrohen mußte. „Das Volk fragete nichts danach, sie ließen gleich sehre“, klagt der Erfurter Pfarrer. Der Primas der deutschen Kirche aber hält den predigenden Hirtenknaben für eine so gefährliche Verletzung und Bedrohung der Kirche, daß sie darüber hinsiechen oder zuscheitern gehen könnte. „Denn was verwirrt und bewegt das Schifflein Petri mehr als solche Stürme, welche ein Pseudoprophet und das vermessen angemaste Lehramt erregt, wodurch, wenn man nicht mit den heilsamen Mahnungen, Waffen und Strafen der Kirche entgegenwirkt, unausrottbare Irrthümer gesät werden und eine gewaltige unheilbare Waunde ihr beigebracht wird?“ Der philosophisch und politisch angehauchte Chronist von Hirsau, welcher selbst aus niedern Kreisen zum Abt emporgekommen, aber äußerst hierarchisch gesinnt ist, kennt die Gesinnung des Volkes und ruft angesichts der Niklashäuser Wallfahrt aus: „Was kann dem Laien erwünschter kommen, als wenn er den Klerus und Priester aller Privilegien und Freiheiten, der Zehnten und Gölten und der Einkünfte des Altars beraubt sieht? Denn das Volk ist von Natur zu Neuerungen geneigt und immer begierig das Joch seines Beherrschers abzuschütteln!“ Wer diesen Gedanken und Neigungen des Volkes zum Worte verhilft, vielleicht sie gar in eine That umzusetzen sucht, der ist der Pseudoprophet, welcher „die Schenßlichkeiten einer alten Ketzerei vorbringt“ und „als giftige Natter mit der Sichel des Propheten zerstückt werden muß“, — wie Sus.

Alle weltliche Fürsten und weltlichen Leidenschaften werden gegen ein solch Unterfangen aufgeboten. Gehässige Nachrede, sogar die offene Lüge wird hier nicht gescheut. Und diese Verleumdungen vergrößern und vergrößern sich immer mehr, je weiter der Bericht von Ort und Zeit der Thatfachen sich entfernt. Es wird allerlei vertuscht und anderes grell ausgemalt oder geradezu erfunden. Der Pfeifer wird nur als „Pauker“ bezeichnet, aus dem „Schäfer“, als welcher er noch auf dem fliegenden

Blatt des Würzburger Poeten erscheint, wird, um ihn verächtlich zu machen, ein „Sauhirt“, aus dem halb unehrlichen Stande, dem ein Spielmann und Hirte angehört, wird gefolgert, daß er „eine leichtfertige Person“, ein „Lotter“ und „Bube“ gewesen, dessen Schlechtigkeit man sich wohl denken könne; zur Rache dafür, daß der Laienprediger es wagte das skandalöse, schändliche Leben des Alerus öffentlich bloßzustellen, werden ihm von seinen geistlichen Widersachern — freilich nur in allegemeinen Ausdrücken — wie schon ausgeführt, alle Schlechtigkeiten angedichtet, die mit seinem Beruf als Spielmann zusammenhängen. Was daran ist, kann man daraus ersehen, daß von dem Erfurter Chronisten gesagt wird, als er gefangen genommen wurde, „sei er nackt in der Taberne gessen und hätte große Wunderwerke gepredigt!“\*)

Alle Urkunden und Chroniken berichten von dem unbegreiflichen Eindruck, den der Jüngling auf seine Umgebung gemacht, und sogar seinen Feinden muß er als genialer Mensch imponirt haben, wenn sie ihn zwar nicht für einen Gottbegnadeten, aber für einen vom Teufel Beeinflussten fürchteten. Verschiedentlich wird auch gemeldet, daß er dem Volke durch die Keiuhheit und Heiligkeit seines Lebens Eindruck gemacht habe und daß viele ihn auch nach seinem Tode für einen unschuldigen Menschen gehalten hätten. Natürlich muß dieses heilige Wesen ein geheucheltes gewesen sein. Aus der Bemerkung, daß der Knabe nicht „zusammenhängend reden“ konnte, wird die Behauptung, welche sogar in der Würzburger Chronik zur Verstärkung im Bilde dargestellt wird, daß ihm der Mönch oder Pfarrer eingeblasen habe. Aus der Rede, daß er nicht kunstgerecht habe denken können, ergibt sich das Gerücht, er sei „halb unweise“ gewesen oder ein ganzer Narr. Und doch hat er mit Geistlichen disputirt und ist ihnen nicht gewichen und hat sogar vor Doktoren im Gericht seine Artikel zu defendiren sich unterfangen! Um den Herzog von Sachsen-Koburg zum Einschreiten gegen die Wallfahrt zu bestimmen, wird ihm vom Bischof vierzehn Tage nach der Hinrichtung geschrieben, der Prophet habe zum bewaffneten Widerstand aufgefodert, wovon der Domdechant Gied in der Würzburger Rathsverammlung noch nichts zu sagen weiß. Während damals der Prophet angeklagt wird, daß er „alles“ gelegnet habe, so wird er später in den Chroniken beschuldigt, daß er „alles“ als eitel Trug und Bosheit eingestanden habe.

Den Bauern wird mit immer dreisterer Behauptung nachgesagt, daß sie Gewalt gegen den Bischof und sein Schloß hätten anwenden und die Festung stürmen wollen, und doch wird daneben berichtet, sie seien „gänzlich

\*) Natürlich zitiert Zausen diese offenbare Verleumdung als Thatsache (II, 400).



waffenlos“ gewesen; und der Bischof wußte keine todeswürdigere Missethat der angeblichen Auführer zu bestrafen, als die Verwundung eines bischöflichen Pferdes! Auch der Prophet, dem die Anstiftung zu solcher Empörung immer bestimmter schuldgegeben wird, wurde doch, so viel wir sehen, nicht als Auführer, sondern als Ketzer und Zauberer verurtheilt und darum verbrannt. Den geistlichen, namentlich aber den adeligen Beschützern der Wallfahrt wird nachgesagt, sie hätten sie um Geldeswillen aufgebracht, den Jüngling aufgestiftet und die Opferspenden erhalten — und doch haben die beiden Bischöfe den Kirchenschatz noch vorgefunden! Diese Verleumdung scheint dazu ausgestreut, um den Gedanken von dem Kirchenraub der Kirchenfürsten abzulenken. Daß man aber gerade auf diese allergrößte Erklärung der Wallfahrtsbewegung kam, rührt davon her, daß die Kirchenfürsten selber keine andern Beweggründe kirchlicher Erregung kannten als das Geldinteresse: sie suchten andere hinter dem Ofen, weil sie selber dahinter geseßen. Dem Jüngling wird nachgesagt, daß er sich durch einen Mönch habe betrügen lassen, der ihm in einem weißen Kleide erschienen sei; nachher ist der Mönch nicht zu finden, und es muß schließlich der „große Unbekannte“, der Teufel, gewesen sein.

Wie der Wallfahrt und ihrem Urheber aufrührerische Bestrebungen, ja offene Empörung zugeschrieben wurde, so blieb natürlich auch der Vorwurf nicht aus, es sei allerlei sündliche Handlung dabei vorgefallen; der Sponheimer Abt sagt, es kam bei dem Zusammenlagern der Menschenmenge im Taubertthale „viel Unsauberes“ vor. Diese an sich mögliche Thatsachen sind aber doch bloß erschlossen. Derselbe Abt berichtet zum Jahre 1500 in seiner Chronik auch: „In diesem Jahr geschah ein großer Zulauf des Volkes nach der römischen Kurie wegen des Jubiläums-Ablasses und wurde viel Geld nach Rom gebracht. Es liefen Männer und Weiber, Witwen und Jungfrauen, Jünglinge und Greise, Mönche und Nonnen vermischt und durcheinander. Die Sache war einem weisen Manne der Verwunderung werth. O, daß manches junge Mädchen und solch, die unter Obedienz waren, daheim geblieben wären!“

Ueberblickt man alle diese Erscheinungen, wie sie bei Gelegenheit der Wallfahrt nach Niklashausen zu Tage treten, so ergeben sich gar merkwürdige Zeichen der Zeit für den Vorabend der Reformation. Aus allem geht insbesondere eine tiefe Kluft zwischen Laien und Geistlichen hervor; aber auch ein allmählich erwachender Gegensatz zwischen Gebildeten und dem unteren Volke macht sich bemerklich. Die verschiedenen Stände verstehen einander nicht mehr und treten sich feindselig gegenüber. Die geistlichen Fürsten haben keinen Sinn mehr für religiöse Bewegungen, wissen sie nicht zu deuten und noch weniger in kirchlichem Sinne zu leiten:

sie fühlen sie gegen sich gerichtet und schreiten darum allein gegen sie ein und wissen sie nur mit weltlichen Mitteln zu unterdrücken: daß sie sich so fürchtete und mit so barbarischen Mitteln eingriff, zeigt, wie schwach und schuldig sich die Kirche fühlte; daß sie keine Kritik mehr ertragen konnte, wie wohl in andern Zeiten, wo sie sich eins fühlte mit dem Volk, beweist, daß sie ein böses Gewissen hatte.

Im Volke aber regte sich der instinktive Drang sich loszulösen von der Gebundenheit in den kirchlichen und sozialen Schranken des Mittelalters; und die in ihm lebende Unruhe machte sich in allerlei Bewegungen, zunächst in solchen der gewohnten kirchlichen Art geltend. Von einem trüben Ernst, von einem heiligen Heimweh, „von einer Art krankhafter Schwermuth“, wie ein Chronist mit Bezug auf die Niklashäuser Fahrt sagt\*), „ergriffen wurden die Menschen zu dieser großen Fahrt fortgerissen und konnten durch kein göttliches Zureden, durch keine Abschreckung und Drohung davon gefallen werden“.

Daß aber das Volk in solchen hellen Haufen zu dem Propheten einer neuen Zeit strömte, daß es sich nicht abhalten ließ durch Mahnung und Drohung der Geistlichen, durch weltliche und geistliche Strafen, durch Bann und Gefängnis, durch Fönen an Gut und Blut: das beweist eben das tiefe, ungestillte religiöse Bedürfnis des Volkes, beweist seine Unzufriedenheit mit den kirchlichen und sozialen Zuständen, beweist die Unerträglichkeit derselben selbst für den sonst so geduldrigen Bauernstand, beweist aber auch den starken Willen das Joch abzuschütteln und eine Reformation zu erzwingen, wenn diesem blinden Willen nur das helle Auge und die feste Hand geliehen wurde, die rechte Einsicht und Leitung kam. Kam diese dem Volke in einem religiösen Reformator und sozialen Führer, so war eine neue Epoche der Kirche und der Gesellschaft angebrochen. Aber ob zwei so große epochemachende Geister zugleich auftreten konnten oder beide welterschütternde Aufgaben in das Herz eines einzigen gelegt sein konnten? Das blieb freilich die Frage; und wir müssen sagen, daß der Durcharbeitung zweier solcher gewaltigen Werke eine Nation und eine Zeit auch nicht gewachsen gewesen wäre, so daß wir Gott für den Angriff des einen neuen Werkes schon danken müssen.

Der Prophet von Niklashausen war freilich nicht der berufene Mann dazu trotz aller Begabung und Begeisterung, trotz all der Heiligkeit und Liebenswürdigkeit des knabenhaften Jünglings; und die Menge, die da zusammenströmte, war auch nicht diejenige, welche den echten Geist und Kern der Nation repräsentirte und damit der Träger einer reformatorischen

\*) Otto, Chron., Waldsassen. bei Oefelins Boic. Sor. I, 78.

Bewegung sein konnte. Was in den Predigten von dem Jüngling geboten und von den Wallfahrern im Taubertal gesucht war, konnte keineswegs den Inhalt bieten für eine Erneuerung der Zeiten und des Zeitgeistes. Die Wallfahrt nach Niklashausen ist, wie ihr Anstifter in seiner unerfahrenen Jugend und seinem fast idyllenhaften Auftreten in jeder Hinsicht eine ungeriefte, verfrühte Fehlgeburt, und darum ihr tragischer Ausgang eine historische und gerechte Nothwendigkeit. Wir mögen mit einem guten Theile seiner Zeitgenossen das tragische Gefühl des Mitleids für den unglücklichen Jüngling theilen, wir mögen mit ihnen auch unsere Bewunderung für den Propheten und den Widerwillen wider seine Gegner, wider ihren Mißverstand, ihre Verläumdungen, ihre Härte ihnen nachempfinden: begreifen werden wir diese Stellungnahme der geistlichen Mächte. Wir mögen sogar glauben, daß derjenige, welcher am meisten beim Volk sich verhaßt machte, der Würzburger Bischof, wie seine Chronisten versichern und sein Bildnis aus früheren Jahren verspricht, persönlich ein milder Herr gewesen sei\*). Aber diese Stellung und Stimmung in den verschiedenen Factoren jener Zeit beweist eben die Verfaahrenheit und Verderbtheit der kirchlichen und sozialen Zustände in Deutschland. Und wenn wir die aufkommenden scharfen Satiren an der Wende des 15. Jahrhunderts lesen: das „Narrenschiff“, worin der sonst so gesunde, lebensfrohe und gutkatholische Seb. Brandt sogar die Ankunft des „Endekrist“ prophezeit, und weiterhin den „Reinecke Vos“ und Murners „Narrenbeschwörung“, so werden wir zugestehen, daß die Predigten des Niklashäuser Propheten keine Uebertreibungen, seine apokalyptischen Visionen keine wesenlosen Schwärmereien sind, daß die damaligen Zustände in Kirche und Gesellschaft wirklich einer Katastrophe entgegengingen.

Ist aber die Niklashäuser Wallfahrt nur ein drohendes und mahnendes Meteor gewesen vor dem großen Kampf der Reformation und des Bauernkrieges und ist es sonst wirkungslos dahingegangen ohne Einfluß auf den Gang der Geschichte, ohne andere Nachwirkungen in den Herzen der Menschen, als diejenigen, welche als gehässige Berichte, als trockne Notizen oder als seltsame Curiositäten in den Büchern der Chronisten einen Niederschlag gefunden haben?

Es ist doch nicht so, die Spuren der Niklashäuser Fahrt und die Nachklänge der merkwürdigen Predigten kann man erkennen in manchen der nachfolgenden Ereignisse, im Bauernkrieg und in der Reformation; das Bewußtsein von diesem Zusammenhang sprechen schon die Chronisten aus: „Wenn gleich unterdrückt“, sagt einer, „so blieb doch das heimliche

\*) Vgl. über ihn Archiv für Unterfr. XIV, S. 215 ff.

Gift in den Herzen und Gemüthern der Bauern. Die flösten es ihren Kindern ein, bis es endlich ausbrach.“ Die Punkte, welche Johannes Böhm zum ersten Male als soziale Reformartikel aufgestellt hat, sie kehren wieder in den Forderungen aller folgenden Bauernaufstände, wie sie bald in den neunziger Jahren, namentlich aber mit dem neuen Jahrhundert fast jährlich da und dort in Süddeutschland aufflammten; aber, sie erscheinen da immer geklärt und darum maßvoller, immer bestimmter und praktischer; und die Artikel der süddeutschen Bauerschaft, welche ein auffälliges Verständniß für die kirchlichen, sozialen und politischen Fragen zeigen und sehr diskutirbare Forderungen enthielten, die in einer spätern Zeit auch sich verwirklicht haben, sie sind gleichsam die reifen Früchte der noch ungerreifen Ideen Böhm's. Das böse Processionslied der Niklashäuser Waller gegen die Geistlichen klingt dreißig Jahre später 1502/5 in dem Losungsreim nach, mit dem die Verschworenen des Speierer Bundschuh als Parole und Losung sich begrüßten und zu erkennen gaben: „Lose, was ist nun für ein Wesen?“ „Wir mögen vor den Pfaffen nit genesen!“ Aber nicht nur diese erbitterte Stimmung gegen die Kirche und Geistlichen, auch die Forderungen dieses Bundschuhs, welcher nur die Artikel Böhm's mildernd wiederholt, die Klöster aufzuheben, die geistliche Gerichtsbarkeit zu beschränken und den Unfug der Pfründenhäufung aufzuheben, sind reformatorische.

Aber noch bestimmter als in diesen allgemeinen Erscheinungen läßt sich die Nachwirkung der Predigt des Propheten auf dem nächsten Boden seiner Wirksamkeit erkennen. Ganz augenfällig ist nach einem halben Jahrhundert die rege Theilnahme gerade der Tauberbauern am großen Bauernkrieg, der ja wieder hier im Tauberthal und vor Würzburg zu seinem kühnsten Ansturm sich zuspitzte; aber auch die „Ordnung und Reformation“, welche die fränkischen Bauern im großen Kriege als kirchlich-sozial-politisches Programm vorbrachten\*), das klarste und reifste unter allen in jener Zeit, zeigt, daß das Sinnen über solche Dinge seit der Niklashäuser Wallfahrt in diesen Gegenden Fortschritte gemacht hatte. Es ist auch nicht ohne Grund gewesen, daß unter allen Fürsten Deutschlands die Werthheim'schen Grafen in ihrem Gebiete zuerst die Reformation einführten: schon 1523, und daß die Bischöfe von Würzburg und Mainz blutige Gewalt anwenden mußten, um in verschiedenen Ortschaften der Taubergegend den protestantischen Gottesdienst wieder auszurotten.

Heutzutage freilich sind diese ehemals mainzischen und würzburgischen Dörfer und Städte des Taubergaues so gut katholisch wie die werthheim'schen

\*) Bei Dechöle, Beiträge zur Gesch. des Bauernkriegs. S. 283 ff. Vgl. oben S. 543.

gut protestantisch sind; und eigenthümlich ist, daß die Heimath des Pfeifers, das bairische Helmstadt der alten Kirche angehört, der Schauplatz seiner Predigten aber, das bairische Niklashausen, der lutherisch-reformirten. Die Protestanten des Taubergrundes hängen jetzt fest an Luther, wie die Katholiken am heiligen Vater. Von dem heiligen Jüngling und der Wallfahrt nach Niklashausen sind kaum noch dunkle Erinnerungen und verwerrere Vorstellungen im Volke vorhanden. Das katholische Volk wallfahret jetzt zum heiligen Blut nach Wallbürn und statt des „heiligen Jünglings“ verehrt es den Heiligen Würzburg's, St. Kilian, nach welchem auch noch protestantische Kinder getauft werden; wie auch das böhmische Volk seinen Nationalheiligen und Märtyrer Johannes Hus vergessen und verwechselt hat mit dem ihm von der Gegenreformation untergeschobenen klerikalen Brückenheiligen, dem Märtyrer der Hierarchie: Johannes Nepomuk.

---

## Rußland von 1881—1887\*).

(Schluß.)

### III.

Wenden wir auf die staatliche Arbeit dieser sechs Jahre zurück, so muß unser Urtheil lauten, daß nur sehr wenig positiv Förderndes, Schaffendes geschehen ist. Es sind für die innere Entwicklung des Landes höchst unfruchtbare Jahre gewesen. Nach dem Uebereifer, mit welchem unter Alexander II. reformirt wurde, mag auch darin ein Segen liegen, daß aus der inneren Verwaltung zum Theil die Unruhe gewichen ist, welche ein übermäßiges Reformiren zum Schaden jeden gesunden Volkslebens hervorbringt. Allein auf einem großen Gebiet, dem wirtschaftlichen, ist die Reformsucht und die dadurch erzeugte Unsicherheit um so größer gewesen. Auf einem eben so wichtigen Gebiet, dem der Rechtspflege ist ein Niedergang zu verzeichnen, der in höchst bedenklicher Weise das ohnehin so schwache Rechtsbewußtsein des Volkes herabdrückt. Seit dem 13. März 1881 ist im Innern die Haupt Sorge der Regierung darauf gerichtet gewesen, den Nihilismus zu bekämpfen. Als Mittel dazu wurde die Stärkung der Autorität von Staat und Kirche erkannt. In Rußland aber bedeutet das nothwendig eine Stärkung der bureaukratischen Gewalt, was wiederum eine Mehrung des Beamtenheeres und der Beamtenwillkür in sich schließt. Denn seit das Moskauer Reich besteht, hat der Staat niemals die Kraft besessen, um zu verhindern, daß mit der Gewalt der Beamten auch ihre Willkür wuchs. Von der früheren Regierung hatte die jetzige eine liberale Rechtsordnung überkommen, die mit ihren Geschwornengerichten sich nicht als ausreichend erwiesen hatte, um dem Nihilismus den Prozeß zu machen. Ohne sie gesetzlich zu ändern wurde nun die administrative Macht so weit gestärkt als nöthig schien zur Bekämpfung des Nihilismus. Bald galt

\*) Im I. Abschnitt dieses Aufsatzes hat sich folgendes Versehen eingeschlichen: Wo vom deutschen Roggenzell die Rede ist (S. 452, 453) muß statt 3 und 6 Mt. „per Zollentner“ 3 und 6 Mt. „für 100 Kilogramm“ stehen.

kein Recht noch Gesetz mehr, sobald es sich irgend um eine Sache handelte, die wie eine Drohung gegen die staatliche Autorität oder gar gegen den Monarchen aussah, und der harte Polizeistaat war wiederhergestellt, wie er vor Alexander II. bestand. Diese Art, die Autorität zu stärken, dehnte sich natürlich schnell auch auf Gebiete aus, die nichts mit dem Nihilismus zu thun haben. Die Gerichte verloren ihre Selbständigkeit, nachdem in den Kollegien den Präsidenten, über die Geschwornengerichte dem Justizminister freie Gewalt verliehen worden war. Zugleich wurde die Justizpflege immer mehr von Elementen durchsetzt, die, wenn nicht selbst Nihilisten, doch von einer nach dieser Richtung hinstrebenden Gesinnung waren. Will man nach Gründen hiefür forschen, so mögen sie theils in der dem Juristen eigenen Vorbildung, in dem Fache selbst, welches die Selbständigkeit der Rechtsanschauung fördert, theils in den dieses Ressort leitenden Personen zu finden sein. Die Frucht dieser Verhältnisse ist eine Verwilderung der Rechtspflege, eine Rechtsunsicherheit, die sich nicht nur auf die unrußischen Grenzgebiete, von denen ich hier nicht rede, sondern auch auf das eigentliche Rußland erstrecken.

Der neue Polizeistaat vertrug eben so wenig selbständige Gerichte, als unabhängige Organe der Selbstverwaltung. Diese mit so großen Hoffnungen vor dreizehn Jahren eingeführten Organe, die Landschafts-Institutionen, sind heute abgestorbene, dürre Pflanzen. Die Bürokratie hat sie immer fester umspinnen, Trägheit und Unwissen der Stände ließen den Pulsschlag allmählich erlahmen, und heute sind sie meist todte Formen: die Stände versammeln sich gewöhnlich gar nicht, und wo es doch noch geschieht, sind diese Versammlungen ohne Bedeutung.

Was der wieder errichtete Polizeistaat erreichte, war eine längere Ruhepause in den Angriffen des Nihilismus. Die Generäle Tscherewin und Greßer befestigten wieder die persönliche Sicherheit des Monarchen und eine besser als früher organisirte Verfolgung, verbunden mit einem abgekürzten Verfahren brachte den nihilistischen Verbindungen große Niederlagen bei. Es dauerte einige Jahre ehe sie sich davon soweit erholten, um wieder ans Werk zu gehen da, wo es 1881 war unterbrochen worden. An demselben Monatstage des Jahres 1887 sollte Alexander III. in gleicher Weise wie sein Vater beseitigt werden. Der Anschlag wurde entdeckt und vereitelt. Von den am 19. April/1. Mai in einer besondern Sitzung des Senats verurtheilten 17 Verbrechern wurden kraft kaiserlichen Befehls 5 durch den Strang hingerichtet, die übrigen schwerer Deportation unterworfen. Seitdem scheint die Bewegung nur weiter anzuschwellen trotz steter Einkerkelungen und Hinrichtungen, eine Bewegung, die offenbar heute die straffe Organisation besitzt, deren sie noch vor 6 Jahren ent-

behrte. Der nihilistische Geheimbund ist heute eine gewaltige Macht in Rußland geworden, sein Einfluß auf das Staatsleben größer als er es jemals gewesen ist. Seit dem nihilistischen Parteitage von Woroneß im Jahre 1879 und seit dem Kaisermorde hat dieser Bund an Zahl und besonders an innerer Organisation Erfolge errungen, gegen welche der Beamtenstaat sich nur mühsam wehrt. Für denjenigen, der leidenschaftslos die gesammte Lage der Dinge betrachtet, liegt in solchen einzelnen Verurtheilungen eben so wenig Veruhigung für die Zukunft als in den gesammten polizeilichen Maßregeln, die bisher getroffen wurden. Es ist schon bemerkenswerth, daß sich unter diesen Verurtheilten ein Kandidat der petersburger geistlichen Akademie Namens Noworuzki befand, dem als hervorragenden russischen Gottesgelehrten eine große Zukunft war vorausgesagt worden. Man sagt, daß er unter der Protection des mächtigen Oberprocurators des Synod, Pobedonoszew, für eine Professur an jener geistlichen Akademie bereits bestimmt gewesen sei. Ein Kirchenlicht der Orthodoxie als Zarenmörder! — In der Gerichtssitzung hielt ferner einer der Verbrecher eine Rede, die nur zu viele Wahrheiten enthielt, um nicht auf den Gerichtshof selbst einigen Eindruck zu üben. Der Sinn war dieser, daß die heutige russische Jugend in den Schulen die Schätze der Kultur, die Ideale der Kunst, des Wissens, des Rechts, der Religion, der Moral kennen lerne, um dann in ein praktisches Leben hinausgeworfen zu werden, das ihr fast nur Elend, Unkultur, Rechtslosigkeit, Unsittlichkeit, eine Summe von Mißregierung und von Enttäuschung entgegenhalte, welche nothwendig zur Empörung und Nihilismus führen müsse. Welcher billig Denkende vermöchte zu bestreiten, daß hierin in Wahrheit eine hauptsächliche Erklärung dieser Erscheinung richtig bezeichnet ist?

Wieder einmal macht sich hier die Wirkung des alten Mißverhältnisses bemerkbar, welches zwischen dem Entwicklungsstande des russischen Volkes und der ihm aufgezwungenen europäischen äußeren Kultur seit Peter I. besteht. Der Geist der Autorität, welchen wiederherzustellen die Regierung seit 6 Jahren trachtet, ist nicht der Geist, welcher aus dem Studium der Geschichte Roms, Griechenlands, Englands, aus der Bekanntschaft mit den Kämpfen der Reformation des 16. und der Revolutionen des 17. und 18. Jahrhunderts hervortraucht. Der Geist schaffender Ordnung, das Bewußtsein des Rechts befreunden sich nicht mit Willkür und gefeszelter Macht der Beamten; die fremden Bilder blühender alter und neuer Kultur nicht mit dem ören Elend, welches uns tägliche harte Brod ringt. So mag man diese Jugend nicht zu hart verdammen, welche zuletzt auch das elende Leben, das sie führt, für Ziele einsetzt, die sie selbst nicht auszusprechen, sondern nur zu ahnen vermag. Hat doch die herrschende Partei selbst in



gewissem Sinne jenen kausalen Zusammenhang zwischen den offiziellen Lehren der Schule und dem Verbrechen anerkannt, indem sie die Bildung, die Schule als verantwortliche Quelle des Nihilismus bezeichnete. Noch eben (im Juni 1887) wurde die Welt von folgender sonderbarer Schulreform im russischen Reiche überrascht: da die aus den Vorbereitungsschulen in die Gymnasien und Progymnasien tretenden Knaben vielfach leichter in den Gymnasien und Progymnasien aufgenommen werden als die in häuslichem Unterricht gebildeten Knaben, wodurch letztere in ihrer weiteren Schulung behindert werden, so werden alle jene Vorschulen für Knaben geschlossen! In jedem andern Lande hätte man aus dem Vordersatz schließen müssen, daß die Vorbereitungsschulen zu vermehren oder erweitern seien, um für die gesammte Schülerzahl Raum zu schaffen. Hier in Rußland fühlt man das Bedürfniß, die Schulbildung einzuschränken. Noch eben wurden Stimmen laut, die nicht überhört werden können, welche auch direkt eine weitere Beschränkung des Besuches der Universitäten und Gymnasien forderten. Die Bildung soll den oberen und vermögenderen Volksklassen möglichst vorbehalten werden. Züngst erschienene Erlasse der Kuratoren der Lehrbezirke von Odessa und Dorpat sprechen offen den Willen der Regierung aus, das niedere Volk vom Schulbesuch höherer Ordnung zurückzuweisen. Sie führen aber nur aus, was ein neuester Erlaß des Ministers „der Volksaufklärung“ naht und deutlich anordnet: Erschwerung der Erlangung von Bildung, Einschränkung des Unterrichts, Herabdrücken des Schulbesuchs, besonders für die Kinder der niederen Klassen. Da steht es klar zu lesen, daß z. B. Kinder von Kulisern, Knechten, Wäscherinnen u. s. w. nicht mehr in die Mittelschulen aufgenommen werden dürfen, was übrigens nur die Abschwächung des eigentlichen Planes war, den Schulbesuch allgemein der untersten Volksklasse zu verbieten. Das Schulgeld wurde besonders in den Schulen des Bezirks von Petersburg erheblich erhöht, das Honorar für den Besuch der Universität gleichfalls. Die Zahl der Studenten ist für Petersburg eingeschränkt worden; nur Schüler, die in dem Bezirk von Petersburg erzogen wurden, dürfen zum Besuch der dortigen Universität zugelassen werden. Den Juden ist der höhere Unterricht nur so weit gestattet, als sie nicht mehr als 5% und in dem judenreichen Odessa 10% der Studenten der betreffenden Anstalt ausmachen. Es ist das ein System, welches zu proklamiren in unserer Zeit überraschen muß und jedenfalls von kulturhistorischem Interesse ist. — Es heißt doch, daß aus der tiefen Klust, die zwischen dem Volk und der europäischen Bildung klast, die Empörung gegen das Bestehende emporkwache; das heißt, daß der Staat selbst in der Schule Verheißungen gebe, die er im praktischen Leben nicht halte; das

heißt, daß das praktische Staatsleben mit der Theorie nicht übereinstimme; es heißt, daß der heutige russische Staat die geistige Entwicklung seines Volkes nicht ertragen könne. Solange dieser Zwiespalt aber in dem Maße wie heute besteht, wird, fürchte ich, auch die Geistesrichtung, welche fortwährend neue Nihilisten heranreißt, nicht absterben. Und in der That sind heute mit Ausnahme der protestantischen Schulen der Ostseeprovinzen, Finnlands, Petersburgs und vielleicht einiger Schulen Polens fast alle russischen Lehranstalten von Nihilismus durchseucht. Vielleicht am gefährlichsten sind die geistlichen Seminare und die militärischen Lehranstalten als nihilistische Pflanzstätten. Hierin aber wird auch der vielleicht bald eintretende Wechsel des Unterrichtsministers wenig ändern können.

#### IV.

Ein Theil der staatlichen Kraft ist in diesen sechs Jahren der Bekämpfung des Nihilismus geopfert worden, der andere dem Kampf nach außen hin.

Alexander III. liebt den Frieden, hat bisher stets einen festen Willen gezeigt, wo die Gefahr kriegerischer Verwicklung nahe trat, hat mit Opfern jeden Krieg vermieden, und hat dennoch den Schwerpunkt seiner Politik in den Kampf nach außen verlegt. Nicht so sehr staatlich, als national und kirchlich, in einen Eroberungskampf ohne Blut, aber voll Leidenschaft und mit Anspannung aller staatlichen Kraft. Er hat sich zur Aufgabe gestellt, die im Lauf von bald zwei Jahrhunderten von seinen Vorgängern eroberten fremden Grenzlande russisch zu machen in Sprache, Sitte, staatlichen Einrichtungen und Kirche, eine Aufgabe, die auch vor ihm verfolgt worden ist, aber niemals mit dem rücksichtslosen Eifer als eben jetzt. Von Taschkent an der Grenze China's bis zur Ostsee dehnt sich der Kampfplatz aus, auf dem Russenthum und Orthodexie fremden Stämmen und Religionen den Boden abzuräumen streben. In Zentralasien schiebt sich die russische Macht auch staatlich immer weiter vor, so daß im Jahre 1883 ein offener Krieg gegen England dicht vor dem Ausbruch stand. England wich zurück, aber die dadurch ermöglichte friedliche Grenzregulirung ist bis heute noch nicht zu einem zweifellosen und dauernden Abschluß gekommen, und wenn sie demnächst zu Stande kommen sollte, so ist vorauszusehen, daß der Kampf bald von Neuem beginnen wird. Zentralasien ist eine Militärkolonie Rußlands geworden von entschieden kriegerischem Charakter. Die Truppen, in beständigem Kriegszustande, fordern große Geldopfer, ebenso die große Bahn, welche vom Kaspi über Merw nach Tschardschui am Oxus bereits vollendet ist und von da weiter bis Samarland und Taschkent geführt wird. Eine strategische

Bahn, die als Operationsbasis für fernere Eroberungen und Angriffskriege zu gelten hat, zugleich aber diese so entfernten Gebiete Rußlands militärisch gegen Aufstände sichert und dem russischen Handel öffnet. So schwere Opfer diese Gebiete dem heutigen Rußland auferlegen, so muß man anerkennen, daß dieses Vordringen einer festen staatlichen Gewalt und europäischen Verkehrs von großem Nutzen für Zentralasien sind und vielleicht auch von Werth für ein künftiges Rußland sein werden. Im Gebiet des Kaukasus werden die Bergvölker langsam an die russische Herrschaft gewöhnt. Indessen in der gewohnten bürokratischen Weise, welche diesen freiheitsliebenden, tüchtigen Stämmen oft unerträglich wird. So verließen vor Jahren schon die krimischen Tataren ihre Heimath, so zogen vor Kurzem die eben so tüchtigen Tataren der Kabardei den Krimern nach in das türkische Asien. Diese Auswanderungen friedlicher, arbeitssamer Völker bedeuten schwere Verluste an kaum in naher Zeit ersetzbaren Kulturelementen. Im Uebrigen läßt die Regierung im Kaukasus, im Gefühl sicherer Herrschaft ein buntes Gemisch von fremden Unternehmern aller Zungen Handel und Wandel beleben.

Kann betreten wir den Boden des europäischen Rußland, so spüren wir den würgenden Strick der zentralistischen Bürokratie in verstärktem Maße. Kein russischer Stamm ist dem Zaren mehr ergeben als der freie Kosak vom Don oder Ural; aber er will frei sein wie seine Vorfahren, mit eigener erwählter Verwaltung, auf eigenem, durch Privilegien ihm allein überlassenen Lande, als freiwilliger und nach eigener Art ausgerüsteter Reitermann dem Zaren pflichtig. Die Zentralregierung hatte begonnen, die Kosaken der herrschenden, uniformirenden Verwaltungsart zu unterwerfen, indem sie ihre Privilegien angriff, staatliches Beamtenthum in die Verwaltung schob, das weite Reserwatgebiet der Kosaken beschnitt, tausende von Familien durch einfaches Dekret nach Zentralasien hin versetzte, damit sie dort die Grenzen gegen wilde Stämme vertheidigten. Das erbitterte die Kosaken und rief bereits Bewegungen von erstem Charakter hervor. Man beeilte sich vorläufig nachzugeben und zu besänftigen, und die im April d. J. vollzogene Feier der Ernennung des Zarewitsch zum Hauptmann (Hetman) wird vielleicht die gemachten Fehler wieder ausgleichen, falls die neu bestätigten Privilegien auch thatsächlich von dem Beamtenthum geachtet werden sollten.

Bei den Kosaken kommt der Nationalismus nicht in Frage. Aber schon bei ihren Nachbarn, den Kleinrussen des Dneprgebietes, spielt die nationale Herrschsucht des Moskauer Stammes eine bedeutende Rolle. Kleinrußland ist bekanntlich die Wiege des russischen Reiches, Moskau ein Tochterstaat Kiew's. Aber dieses echt slavische Land hat seine eigene

Sprache und Litteratur behalten, und das wird ihm von dem Großrussen, dem „Moskal“, zum Vorwurf gemacht. Sprache und Schrift wurden dem Kleinrussen offiziell genommen, die Schule wurde großrussisch, der Druck kleinrussischer Bücher verboten, Maßregeln, die allerdings noch in die Zeit der vorigen Regierung fallen, aber doch ihre Bitterkeit hinterlassen und das Bewußtsein der Eigenart in diesem tüchtigen und großen Stamme gestärkt haben. —

Ein Schritt weiter bringt uns auf das große Feld des Kampfes gegen Polen-Litauen. Die Anstrengungen, welche Rußland seit hundert Jahren, besonders aber seit den Aufständen von 1831 und 1863 gemacht hat, um in diesen Ländern seine staatliche Macht zu befestigen, haben den gewünschten Erfolg insoweit gehabt, als ein polnischer Aufstand an sich vorläufig kaum mehr möglich, wenigstens ganz ungefährlich erscheint, solange er nicht von außerhalb stehenden Kräften etwa gestützt würde. Die gewaltigen Anstrengungen aber, die seit 1863 gemacht wurden um Polen-Litauen national zu erobern, waren vergeblich. Das konnte man schon bis zum Jahre 1881 erkennen, daß die großen Opfer umsonst waren, die der Staat der Idee darbrachte, die nationale russische Grenze nach Polen-Litauen hinein vorzuschieben. Indessen ließ man sich nicht überzeugen, sondern fuhr seit 1881 fort, mit verschwenderischer Hand russische Kubel, russische Beamte, Lehrer, Kirchen, Gutsbesitzer nach Polen-Litauen zu schicken. Was hat man nun mit dem erreicht?

Der Staat ist russisch vertreten: die Truppen, die Behörden, die Leitung der Schulen bis auf die untern Volksschulen in Polen, sind russisch weil sie aus Russen bestehen, von Russen geleitet werden. Sie bilden ein landfremdes Element ohne Fühlung mit der einheimischen Bevölkerung. Außer diesem giebt es weder in Polen noch in Litauen ein russisches Element. In Rücksicht auf den nationalen russischen Gesichtspunkt besteht ein Unterschied in der Behandlung Polens und Litauens. Der Gedanke, den Polen zur Aufgabe seiner Nationalität zu treiben, erscheint selbst den ärgsten Fanatikern Moskaus ansichtslos; ebenso wenig kann daran gedacht werden, die Polen aus Polen zu vertreiben und durch Russen zu ersetzen. In Polen wird daher die Regel befolgt, die äußere Gewalt in Staat, Kirche, Schule russisch zu erhalten. In Litauen gehen die Hoffnungen weiter. Vermöge einer jener historischen Fiktionen, an welche die russische Phantasie sich so leicht hängt, hatte man 1863 herausgefunden, daß nicht bloß die südlichen und südöstlichen Theile des ehemaligen Großfürstenthums Litauen, sondern ganz Litauen altes russisches Land sei, daß auch der Littauer des Nordwestens eigentlich zur „russischen Familie“ gehöre, und gründete auf diese historische falsche Annahme die Hoffnung,

den Littauer auch der nordwestlichen Gebiete wieder zu Ruffenthum und Orthodogie zurück zu leiten. Außerdem wünschte man die herrschenden polnischen Volksklassen dieses großen, von Memel bis nach Kiew reichenden Gebiets zu verdrängen und namentlich den großen Grundbesitz in russische Hände hinüber zu führen. Seit 1864 war man in diesem Sinne vorgegangen, hatte aber bis 1881 die Erfahrung gemacht, daß die durch Dotationen konfisquirter Güter, durch Vorrechte und Geldhülfe aller Art herbeigezogenen russischen Gutsbesitzer stets die erste Gelegenheit ergriffen, um das Land zu verlassen; daß gewaltsam hier angesiedelte russische Bauern daventliefen oder zu Littauern oder Polen wurden, und daß die Orthodogie gegen die katholische Kirche keinen Erfolg anders als durch Gesetz und Gewalt zu erringen vermöge. Das hielt die Regierung indessen davon nicht zurück, auf dem Wege weiter vorzugehen. Seit 1864 durfte in Littauen kein Pole oder Katholik Land kaufen. In einem Lande, wo alle oberen Volksklassen Juden oder Polen sind, durften weder Juden noch Polen ländlichen Grundbesitz erwerben. In einem Lande, welches, ohne Industrie, nur auf Landwirtschaft und Handel angewiesen ist, durfte weder Pole noch Jude öffentliche Aemter bekleiden. Aus den Behörden, Schulen, kommunalen Arbeiten verbannt, war Alles was über dem einfachen, seit 1864 erst aus der Hörigkeit entlassenen Bauern stand, auf den einzigen Erwerb in Handel und Landbau angewiesen und sah sich nun auch hierin beschränkt. Die Juden wurden von dem platten Lande ganz vertrieben, auf alle Weise bedrängt, und begannen auszuwandern. Jene Verordnungen, nach welchen auf den in nichtpolnische Hände zwangsweise übergegangenen Gütern kein Pole Pächter oder Verwalter sein und überhaupt kein Pole Land erwerben durfte außer durch Erbschaft, waren angesichts der Abwesenheit anderer Pächter oder Verwalter, und in der Hoffnung, daß über kurz oder lang dem Polen der Erwerb von Grund wieder werde freigegeben werden, vielfach umgangen worden. Nun kam 1885 eine Einschränkung dieser Verordnungen, die alle Hoffnungen abschchnitt und zahlreiche Verfolgungen wegen der Umgehungen des Gesetzes nach sich zog. Wie unausführbar die von der Regierung gestellte Forderung war, daß die neuen russischen oder anderen unpolnischen Gutsheeren keine Polen zu Pächtern nähmen, konnte man erfahren sobald man nur einen flüchtigen Blick in die bisherige Verwaltung dieser Güter that. Alle die großen russischen Herren, die noch ihre donirten oder gekauften Güter behalten hatten, mußten Polen oder Juden zur Ausnutzung derselben verwenden, wenn sie überhaupt Einkünfte von ihnen haben wollten. Die Gouverneure selbst, die strengen Wächter über die Befolgung dieser Verordnung, befolgten sie nicht soweit sie dort Güter besaßen. Mir ist ein Fall bekannt, wo ein

Gouverneur eifrig jüdische und polnische Pächter aus solchen Gütern soweit sie Andern gehörten, vertrieb oder zu vertreiben sich den Anschein gab, und zugleich seine eigenen Güter jüdischen Pächtern anvertraute. Es war und ist eben einfach unmöglich, die Verordnung auszuführen, sofern man von seinem Gut in diesen Gouvernements Erträge zu ziehen wünscht. Und indem alle diejenigen, welche Landgüter in diesen Provinzen kaufen könnten oder wollten, gewaltsam zurückgewiesen werden;—indem ferner durch die verkehrte wirthschaftliche Politik, durch die Rechtsunsicherheit, durch das Herabdrücken der leitenden Klassen die Lage der Landwirthschaft zerrüttet wird, gelangt man zu einer Art von Raubsystem: der Landwirth wird erst zum Bankerott getrieben durch Verkürzung seiner Einkünfte, und dann ans Mangel an Käufern für sein Gut auch noch des Kapitals beim Zwangsverkauf beraubt. Zuletzt werden dann auch noch die Agrarbanken, welche auf diese Güter Geld gegeben hatten, mit in den Ruin verwickelt. Ferner hatten bisher noch die Deutschen der Ostseeprovinzen, in Polen auch Ausländer das Recht des Erwerbes von Immobilien. Seit einigen Jahren schon begann man auf dem Verwaltungswege, von Seiten der Generalgouverneure, gegen das Deutschtum als solches offen vorzugehen. Die Beamten deutscher Herkunft wurden aus den Behörden entfernt, in Littauen wurden Käufer von Gütern oft zurückgewiesen, weil sie deutscher Abkunft waren. Damit wurden die letzten Käufer, die Deutschen aus den Ostseeprovinzen, die noch Geld und Lust hatten, in Littauen sich anzusiedeln, zurückgedrängt, bis endlich der offene Kampf gegen das Deutschtum durch den Senatsbefehl vom 14./26. März d. J. erklärt wurde, von dem weiter unten die Rede sein wird. — Wenn man erwägt, daß der russische Grundbesitz fast bankerott ist, indem er sich in seinem eigenen Besitz zu erhalten weder die Intelligenz noch die Mittel hat; daß der russische Mittelstand und der russische Bauer sehr arm sind, und zudem die schönsten Landgüter in seiner Heimath in Menge kaufen können; daß der Russe weder die Mittel noch auch irgend Lust hat in den ihm fremden Westgebieten sich anzusiedeln; daß der Deutsche, der Pole, der Jude vom Grunderwerb ausgeschlossen sind; daß der Bauer in Polen-Littauen noch lange nicht die Schuld für sein ihm durch die Ablösung zugefallenes Stück Land an den Staat abgetragen hat und durchgängig nicht in der Lage ist, Großgrundbesitz zu kaufen: so fragt man erstann, wo denn die Leute herkommen sollen, welche nicht bloß in den jetzigen für die Landwirthschaft kritischen Zeiten die zur Versteigerung kommenden Güter, sondern auch freiwillig veräußerte Güter kaufen sollen. Der Staat drängt den Grundbesitzer zum Verkauf und vertreibt zugleich sämmtliche Käufer. Er drängt den Polen aus dem Ackerbau hinaus und verschließt ihm zugleich jeden andern Erwerb. Die

Folge ist natürlich, daß der Pole um so zäher an der Scholle hält, die er einmal noch hat, daß aber jeder Bodenkredit aufhört, jeder Fortschritt im Lande gehemmt wird.

Die Absicht der Regierung, den Großgrundbesitz in diesem großen, von Memel bis an das Donaugebiet sich erstreckenden Lande, materiell und intellektuell zu ruiniren, spricht sich in vielen Maßregeln offen aus. Eine vielfach umgangene Verordnung verbietet z. B. dem Gutbesitzer, sein Gut testamentarisch einem Kinde zu vermachen und die andern mit auf das Gut eingetragenen Hypotheken auszustatten. Er muß das Gut realiter unter seine Kinder vertheilen. Der Sinn davon ist offenbar der, daß die adligen Familien zu bäuerlichen Grundbesitzern herabgedrückt werden sollen. Ebenso schroff wird gegen die Schulbildung der Polen gearbeitet, denen allenfalls die Gymnasialbildung in den unteren Klassen freigegeben, die Fortsetzung des Unterrichts aber möglichst erschwert wird. — Noch heute ist die polnische Sprache offiziell verboten, noch heute kommt es vor, daß ein Pole für den Gebrauch polnischer Ausdrücke an einem öffentlichen Ort hart gestraft wird. Der Pole liest noch heute in Wilna öffentliche Anschläge des Generalgouverneurs, welche ihm verbieten, seine Muttersprache außer seinen vier Wänden zu gebrauchen. Der Pole steht einfach außer Recht und Gesetz, und dennoch hat Rußland nicht vermocht, das Polenthum im Geringsten national zu erschüttern. Seit 200 Jahren wirkt dieser Kampf der Gewalt gegen fremde Ordnung und Recht verderblich auf das russische Beamtenthum zurück; seit 200 Jahren blutet Rußland moralisch und materiell fortwährend in diesem Kampfe gegen den Westen, und dennoch hat das Polenthum sich nicht nur ungechwächt erhalten, sondern in den letzten 25 Jahren einen sehr großen Aufschwung genommen. An die Stelle des alten, politisch leitenden Adels tritt heute ein zahlreicher, arbeitsamer, tüchtiger Mittelstand, der trotz allen Druckes vorwärts kommt und die nationale Sache mit demselben Eifer als ehemals der Adel, aber mit weit besserer Kraft und mit mehr Besonnenheit aufrecht hält. Man wird in Rußland und auch in Europa gut thun sich davon zu überzeugen.

Am leidenschaftlichsten ist der nationale Kampf innerhalb der Grenzen des Reiches seit 1881 in den Ostseeprovinzen geführt worden. Der Gang desselben ist in Deutschland im Ganzen bekannt genug um hier die Aufzählung von Einzelheiten unnöthig zu machen. Wie seit 1863 in Littauen, so strebt man auch in den Ostseeprovinzen danach, die oberen Klassen, die hier deutsch sind wie dort polnisch, niederzubrecken um dann das lettisch-estnische Landvolk in das russische Volksthum hineinzuzwängen. Wie dort wird auch hier rücksichtslos gegen Sprache, Schule, Kirche

angestürmt. Und die Wirkungen sind ähnliche. Große Opfer an Geld, Arbeit, an Menschen bringt der Staat um zu erleben, daß national nichts gewonnen, wohl aber staatlich das Vertrauen und der Zusammenhang zwischen den Provinzen und der Monarchie verloren werden. Willkür, Rechtslosigkeit treten an die Stelle von Recht und Ordnung. Verwilderung in dem Volksleben, Sinken des Wohlstandes, wirtschaftliche direkte und noch mehr indirekte Verluste hier wie dort. Die hohen Schutzzölle auf Eisen und anderes Rohmaterial, auf Maschinen und Fabrikate, endlich die im Mai d. J. dekretirte Erhöhung des Kohlenzolles drücken alle wirtschaftliche Arbeit herab, die sich in Landwirthschaft, Handel und Industrie auch hier wie in Polen in gesunder Frische zu entfalten begonnen hatte. Das blühendste Schulwesen des Reichs wird durch Verdrängen der deutschen Sprache von Jahr zu Jahr mehr gelähmt. Ein vor Kurzem erlassener Befehl soll alle Mittelschulen, zwischen Elementarschule und Universität, in russische Schulen umwandeln, was als weitere Folge die Russifizirung der Hochschulen, der Universität zu Dergat und des Polytechnikums zu Riga haben wird. Wenn man bedenkt, daß damit viele tausend Schüler der Mittelschulen und etwa 2400 Hochschüler der Möglichkeit beraubt werden, eine dem Kulturstande dieser Provinzen angemessene Ausbildung zu erlangen, und daß gerade diese Bildungsstätten die tüchtigsten wissenschaftlichen Kräfte auch für das große innere Rußland bisher liefern, so wird der enorme Kulturverlust für das Reich klar, der eine Folge dieser Maßregel sein muß. Und auf der andern, der Gewinnseite der Rechnung steht eine etwas vermehrte Kenntniß der russischen Sprache! Es ist als ob dieses an sich eine Aufgabe Rußlands wäre: andern Leuten die russische Sprache zu lehren. Denn im Uebrigen ist durch die vermehrte Kenntniß des Russischen so hier wie in Polen die Bevölkerung dieser Länder um nichts russischer geworden. Vielmehr steigt die nationale Scheidewand nur immer höher eben durch diesen Zwang. In Summa bringt der Staat sehr große Opfer um sich kirchliche und nationale Feinde im eigenen Lande heranzuziehen, ohne einen Fußbreit dieses Landes national zu gewinnen.

Auch bei uns kämpft man um nationalen Boden; aber bisher noch zum Glück mit humaneren, mit kulturellen Mitteln und besserer Wirkung, indem man national polnischen Boden vom Besitzer ohne allen Zwang kauft und ihn mit Deutschen besiedelt. Wenn Rußland die Mittel an Geld und Menschen hätte um diesen Weg bei sich einzuschlagen, so wäre ein Erfolg vielleicht möglich. Die bisher üblichen Mittel und Wege sind denkbar die aller verkehrtesten weil sie völlig unzureichend sind. Es ist eine bloße Verschleuderung von Geld, Arbeit und Menschenkräften um da-



mit Millionen von Feinden sich zu schaffen. — Man hätte nichts oder weit mehr in dieser Richtung thun müssen.

Als Krönung dieser längs der ganzen europäischen Grenze befolgten Politik der nationalen Eroberung ist der Senatsukas vom 14./26. März d. J. erschienen. Er verbietet allen einzelnen Fremden und allen fremden Genossenschaften den Erwerb von Eigenthum, Besitz oder Nutzungsrechten an nicht städtischen Immobilien in 22 Gubernien. Von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer wird eine breite Zone von gemischter nationaler Bevölkerung und von etwa 670,000 □ km. Ausdehnung dem Eindringen europäischer Elemente verschlossen; kein Eigenthum, keine Pacht oder Miethen von Fremden mehr. In den 10 Gubernien des Königreichs Polen darf der Fremde auch nicht Verwalter, Bevollmächtigter, Dirigent sein, was durch einen ergänzenden Erlaß nachträglich freilich gemildert worden ist. Die gesetzliche Erbfolge in diese Rechte des Eigenthums, des Besitzes, der Nutzung ist beschränkt auf direkte Deszendenz und Ehegatten, und auch hier nur unter der Bedingung, daß der Erbe vor Erlaß dieses Gesetzes in Rußland ansässig war; jeder sonstige Erbnehmer muß sein Recht am Immobil innerhalb 3 Jahren veräußern. Wer als fremdländischer Gläubiger ein Immobil dem Konkursverfahren unterwirft, kann weder Eigenthum noch Besitz oder Nutzungsrecht an demselben erwerben. Pacht- und Miethkontrakte von Ausländern dürfen nicht erneuert oder prolongirt werden. — Dieser Ukas kämpft gegen das Eindringen des deutschen Elements. Er verlegt die Existenz von Tausenden deutscher und österreichischer Unterthanen, die als Eigenthümer, Pächter, Miether, als Landwirthe, Fabrikanten, Gewerbetreibende aller Art sich drüben angesiedelt haben. Er ist verhängnißvoll für sehr viele polnischen Familien, die als deutsche oder österreichische Unterthanen ihre alten Familiengüter in den russisch polnischen Provinzen haben. Aber was von weit größerer Bedeutung ist, er schneidet dem Eindringen europäischen Kapitals, europäischer Arbeit und Intelligenz den Weg ab. In einem Landstrich doppelt so groß als das heutige Preußen, wird der Realkredit für den europäischen Markt mit einem Schläge vernichtet, und das in einem Augenblick, wo die Kapitalkraft im Lande selbst, in Rußland, von Jahr zu Jahr schwindet, und wo die Regierung seit Jahren sich abmüht, die Industrie durch hohen Schutzoll emporzubringen. Es ist als ob auch ein Schutzsystem gegen fremdes Kapital und Intelligenz errichtet werden sollte.

An einem Punkte des Reiches hat die jetzige russische Regierung ihren nationalen Eroberungskampf auch über die Grenzen des Reiches hinausgeführt. Was seit einem Jahre in Bulgarien vorgegangen, ist noch in frischem Gedächtniß. Man hatte eingesehen, daß von 1876 bis 1879

waren Fehler bezangen worden. Damals war die Maxime der nationalen Eroberung auf die Balkanhalbinsel angewandt worden und hatte schließlich zu demselben Ergebnis der Entfremdung geführt wie in Polen und den andern Grenzländern. Nun kehrte man die Maxime der staatlichen Eroberung, der staatlichen Gewalt heraus. „Und folgst Du nicht willig, so brauch ich Gewalt.“ Drohungen, Aufwiegelungen, die verfänglichsten Mittel versüßen nur so weit als Fürst Alexander das Feld räumte: die staatliche Macht Rußlands konnte in Bulgarien bisher ebenso wenig Boden gewinnen als die nationale, Millionen Geldes flossen dorthin, einige Divisionen standen beständig auf Kriegsfuß, gewaltige Summen gingen verloren durch das von der steten Kriegsfurcht mit verursachte Sinken der Valuta. Man hatte 1877 etwa 1150 Millionen für Bulgarien ausgegeben, und gab jetzt wieder sehr viele Millionen direkt und indirekt aus; aber etwas Entscheidendes zu thun, dazu fehlte der Entschluß. Wiederum sind hier wie in den westlichen Grenzlanden große Opfer umsonst gebracht worden, und will man noch Früchte ernten von den Anstrengungen, so muß doch die staatliche Eroberung mit Aufbietung aller staatlichen Mittel unternommen werden. Nationale Eroberung hat hier so wenig Aussicht als in Polen oder den Ostseeprovinzen.

## V.

Vor sechs Jahren schon konnte man die gefährliche Richtung bemerken, welcher die innere Politik Rußlands sich zuwandte, als der junge Zar im Schreck über den mörderischen Nihilismus der slavistischen Partei die Leitung anvertraute ohne doch ihre Prinzipien praktisch und voll anzunehmen. Man ist seit sechs Jahren prinzipiell allem Liberalismus feindselig und revolutionirt thatsächlich einen großen Theil des Reiches; man ist prinzipiell slavistisch-national, und hat vorherrschend auswärtige Politik getrieben; man wollte sich von allem Fremden abschließen, nur den eigenen nationalen Interessen leben, und hat in Wirklichkeit sich meist um unrußische, um fremde Interessen gekümmert. —

Es ist als ob auf diesem modernen Rußland petrinischer Schöpfung ein Fluch läge, der etwa den sterbenden Lippen des Zarewitsch Alexei entflohen wäre, ein Fluch, der den Staat Peters zum fruchtlos tödlichen Kampf mit den von Peter selbst gerufenen Mächten verdammt. Haben wir nicht gesehen, wie seit bald zwei Jahrhunderten das beste Lebensblut Altmoskaus immer und immer wieder dahinströmt für die Erhaltung und Stärkung seiner Stellung in einer ihm fremden Welt? Immer wieder der Zauberkreis: daß Rußland in dem Wunsch nach Entwicklung Europa mit seiner Kultur herbeiruft, und zuletzt wieder nach Befreiung von dieser

Kultur ringt. Auf Peter I. folgten die Dolgoruti's, auf Anna folgte Elisabeth, auf Katharina Paul, auf Alexander I. folgte Nikolaus, und immer sucht die eine Zeit zu zerstören was die andere baute. Immer sehnte man sich heute nach dem, was man morgen haßte, vergoß sein Blut heute um Länder zu erobern, die man morgen als schwere Last empfand, immer wollte man die Civilisation und verabscheute die Mittel und die Menschen, welche allein sie bringen konnten. Und bei all diesen sich gegenseitig lähmenden Anstrengungen blieb das eigentliche russische Volk immer außerhalb der Arena; es war das todt Material, mit dem gegen oder für europäische Kultur gekämpft wurde, es war das corpus vile, an dem unzählige Kulturversuche mit fremden Ideen und Dingen ausgeführt wurden: thätigen Antheil an diesen Anstrengungen hat es nicht genommen und daher auch geringen Gewinn von ihnen gehabt.

Jetzt ist wieder eine solche Periode der nationalen Reaction gegen europäische Einflüsse im Gange. Sie ist vielleicht stärker als sie unter Nikolaus oder Elisabeth war, weil sie in eine Zeit gefallen ist, da die nationale Idee durch ganz Europa mit besonderer Kraft pulsirt. Sie ist ohne Zweifel unendlich verhängnißvoller für den russischen Staat als frühere Perioden dieses Charakters waren. Denn inzwischen ist die kulturelle Abhängigkeit Rußlands von Europa so weit vorgeschritten, daß der ernste Versuch sie abzuschütteln lebensgefährlich ist. Und dieser Versuch ist bisher in wenig glücklicher Weise verlaufen.

Wenn man die Thätigkeit der Regierung in diesen sechs Jahren überschaut, so findet man sehr wenig positive, schaffende Arbeit. Für die Entwicklung der Zustände in dem eigentlichen Rußland, für das materielle und geistige Wohl des russischen Volkes ist sehr wenig geschehen. Die Verarmung hat um sich gegriffen, die Arbeit erschläfft, die Zahl der Schulen ist zurückgegangen, die oberen Klassen sind noch weniger als früher im Stande, sich selbst zu helfen, die Theilnahme an der staatlichen Arbeit ist fast ganz erloschen, vom Staat wird jede Hülfe erwartet. Der Staat aber zehrt seine Kraft auf im Kampf gegen das Fremde im Lande und gegen die fremden Mächte draußen. Und in diesem Kampf entsprechen die angewandten Mittel nicht den angestrebten Zielen.

Der Kampf gegen den Nihilismus ist zum Theil in einen Kampf gegen die selbstthätige Entwicklung, gegen die Bildung selbst des Volkes umgeschlagen. Die Schulen sind nachgerade aus Pflinglingen zu verdächtigen Anstalten des Staates geworden, die mit mißtrauischen, mit gehässigen Blicken beobachtet, und bereits mehr eingeschränkt als gefördert werden. Die Polizeigewalt wächst auf Kosten des Rechts und der Justiz, das Rechtsbewußtsein im Volke hat sich nicht entfalten können. Und doch

wuchert die Unzufriedenheit, aus der der Nihilismus emporwächst, weiter. Das nationale Bewußtsein soll gestärkt werden. Aber es ist ausreichend vorhanden in so weit als es in der Ergebenheit für den Thron und in der unbegrenzten Opferbereitschaft besteht, wo es die Verteidigung Rußlands, des Thrones, der Kirche, des Landes gegen Angriffe gilt. In so weit steht das Stammesgefühl, das Nationalbewußtsein des Russen demjenigen keines andern Volkes nach und bedarf keiner Steigerung. Allein seit mehr denn 20 Jahren hat man angefangen dieses Bewußtsein zum Kampf nach außen zu reizen indem man im Volk den Gegensatz zu fremden Rassen ins Bewußtsein zu bringen, indem man ihm die Sucht nach nationaler Herrschaft einzuimpfen suchte, welche es nicht besitzt. Nicht mehr sollte die Kraft der Selbsterhaltung genügen, sondern das Verlangen nach Kampf, nach Herrschaft, nach Bethätigung nach außen hin sollte geweckt werden. Nichts liegt dem Russen ferner als das Streben nach Herrschaft über fremde Stämme, nach Eroberung, Unterdrückung; vielmehr ist kein Volk leichter zu lenken, mehr der Leitung bedürftig, fähiger und bereiter, von härteren Charakteren beherrscht zu werden, als das russische. Wenn heute dieser russische Beamtenstaat zusammenbräche, so hätte der Friede Europa's von dem russischen Volk am wenigsten etwas zu fürchten. Aber indem man in Moskau sich danach sehnte, die Ueberlegenheit europäischer Kultur zu leugnen, bemühte man sich im Volke das Bewußtsein dieser Ueberlegenheit in das Gefühl, in den Glauben an die Vergewaltigung durch die europäische Kultur umzusetzen. Der russische Stolz ertrug nicht mehr die Thatfache, daß seit Peter I. große Provinzen erobert worden waren, welche an Kultur das eigene Volk und Land überragend, einen vielfach leitenden, herrschenden Einfluß auf den Eroberer ausübten. Der russische Stolz ertrug es nicht, daß Rußland, welches seit dem Tage der Leipziger Schlacht auf die Führerschaft in Europa Anspruch machte, in dem Europa unserer Zeit sowohl durch das Emporwachsen großer und ihm überlegener Militärstaaten als durch die großartige materielle Entwicklung in Schatten gestellt wurde und an Bedeutung herabsank. Die europäischen Staaten hatten diesen Aufschwung an äußerer und innerer Kraft nicht der Ausdehnung ihrer Grenzen, sondern der intensiven inneren Politik auf wirtschaftlichem und militärischem Gebiet zu danken. Rußland folgte indessen diesem beschwerlichen, arbeitsvollen Wege nicht, sondern suchte seinen Verlust an Bedeutung durch eine extensive nationale Politik einzuholen. Man schuf die Maxime, sich von Europa unabhängig zu machen, nur den eigenen Interessen, der inneren Stärkung und Sammlung zu leben. Aber zu diesem Zweck begann man sofort damit, in Polen, den Ostseeprovinzen, in Mittelasien, in Bulgarien im Namen dieser soge-

naunten inneren, nationalen Interessen einen Kampf der nationalen Eroberung, für den die nöthigen Mittel nicht vorhanden waren und dessen Erfolg schon heute als völlig verfehlt angesehen werden muß. Zu diesem Zweck rebete man sich ein, daß Europa faul, Rußland aber gesund sei, daß man sogar in Wissenschaft und Kunst den Vergleich mit Europa nicht zu scheuen habe, daß eine eigene russische Kultur bereits vorhanden sei und ihren eigenen Weg weiter gehen könne. Man schüttelte den Baum als die ersten Früchte eben angelegt hatten. Denn in der That beginnt das Russenthum eben jetzt erst an der Geistes-Arbeit Europa's mit einigen wenigen und bescheidenen Arbeiten sich zu betheiligen. Ein Mendelejew ist als Russe in der wissenschaftlichen Welt eine neue Erscheinung. Bedeutenderes hat das Russenthum in der Kunst, wenigstens in der Litteratur geleistet. Aber die Lermontow, Puschkln, Turgenjew, Dostojewski, Tolstoi, Kostomarow, sind Leute unserer Zeit. Wissenschaft und Kunst Rußlands sind in der ersten Jugend. Und da meint man bereits reif zu sein und dünkt sich erhaben über europäische Kultur!

Abgesehen von Mittelasien ist es überall in die Augen springend, wie fruchtlos große, aber unzureichende Mittel für jene nationale Maxime geopfert worden sind. Trotz aller Schutzmaßregeln zu Gunsten der nationalen Arbeit ist die Volkswirtschaft im Niedergange begriffen; mit allen Bemühungen, sich finanziell und wirtschaftlich unabhängig zu machen, geräth das Reich mit jedem Jahre mehr in die Abhängigkeit von dem Werthe, den die europäischen Börsen dem russischen Rubel beilegen und von dem Preise, den sie für russische Rohprodukte zahlen. Denn so bedeutend der Handel mit Asien aufblüht, so kann er den Ausfall im Westen nicht decken. Während im eigentlichen Rußland Noth und Mißstände aller Art wachsen, scheint oft die gesammte Thätigkeit der Regierung darauf gerichtet zu sein, sich einige Millionen Südslaven zu Freunden zu machen, oder gegen einige hunderttausend Deutsche im Westen zu kämpfen oder sich einige Millionen Polen zu noch erbitterteren Gegnern zu machen, als sie es schon waren. Zu Zeiten wird fast alles Interesse der politischen Welt in Anspruch genommen von Fragen, wie der nach einer neuen Rechtspflege in den Ostseeprovinzen oder nach Entfernung einiger polnischer Gutspächter in Littauen, oder nach etlichen russischen Schulen in Polen. Zu Zeiten scheint im Reichsrath, Senat oder andern Zentralbehörden fieberhafte Thätigkeit zu herrschen, nicht etwa um einige Provinzen am Don oder Wolga von der drohenden Hungerstoth zu retten, um den Rnin der Landwirtschaft von Millionen von Russen aufzuhalten, um die völlige Nothheit russischer Bauern durch Errichtung einiger Schulen zu mildern, um ungeheuren russischen Gebieten die ersten Anfänge einer geordneten Rechtspflege zu sichern, sondern um

zu ergründen, wie man am besten einige deutsche Beamte in Livland oder einige polnische Schüler dazu nöthigen könne, russisch zu sprechen oder zu schreiben. Zu Zeiten — und während langer Perioden — möchte man meinen, daß der kirchlichen Oberbehörde des Reiches, dem heil. Synod, an dem bettelhaften, dem Volke selbst verächtlich rohen Zustande der russischen Weltgeistlichkeit nichts gelegen, sondern alles Sinnen derselben nur darauf gerichtet sei, diesen hungernden russischen Popen das Brod vor dem Munde wegzunehmen um damit einige andere Popen in polnischem oder deutschem Lande zu nähren; als ob die Millionen aller Seelsorge entbehrender russischen Seelen nichts gälten im Vergleich zu etlichen Esten, Letten, Littauern, Polen, die hie und da für die russische Kirche gewonnen werden könnten. Man könnte glauben, daß der Minister, welcher der der Volksaufklärung heißt, den größeren Theil des Jahres darauf verwendet, bei fremden Stämmen als Sprachlehrer des russischen Idioms zu arbeiten, und nur einen geringen Theil des Jahres und seiner Mittel übrig hat für das russische Volk, welches größtentheils eben so wenig als Letten oder Deutsche oder Polen im Stande ist russisch zu lesen oder zu schreiben. Und man ist endlich versucht anzunehmen, daß alle gesetzgebenden Instanzen weit weniger für ihre Aufgabe halten, russische Gesetze und Einrichtungen zu verbessern, als vielmehr die vorhandenen, ob schlecht oder gut, in unrußische Länder zu exportiren. Das heutige offizielle Rußland lebt nicht für sich. Hier kommt zu allem Unglück dem nationalen Eifer noch ein altes russisches Erbübel zu Hülfe, nämlich die Sucht zu uniformiren, die alte Furcht vor Allem was im Staatsleben Rußlands eine besondere Form zeigt. Ich will hier nicht auf die sehr interessanten Gründe und Ursachen eingehen, welche dieses Uebel erklären, sondern nur auf die virtuelle Verwandtschaft dieses Prinzips mit dem nationalen und auf den Zuwachs an Heftigkeit hinweisen, welche jedes von ihnen durch die Verbindung mit dem andern gewinnen muß. Denn vom modern nationalen Standpunkte aus gesehen ist das angewandte Nationalitätsprinzip im inneren Staatsleben nichts als das Prinzip der Uniformität mit nationaler Färbung und in seiner Brutalität geheiligt durch den schrankenlosen Absolutismus der nationalen Idee. Diese moderne nationale Idee — und ich rede hier nicht bloß von dieser Idee auf russischem, sondern auf dem europäischen Boden — respektirt bekanntlich heute kein menschliches noch auch göttliches Recht mehr, welches sich ihr etwa entgegenstellen wollte. Sie ist, scheinbar die Frucht der Kultur, in Gefahr zu einer völkermordenden Pest in ganz Europa auszuarten, und an die Stelle des Rechtsstaates die Gewalt des rohen Fanatismus zu setzen. Die nationale Idee ist so alt als die Menschenerde. Aber wir haben noch vor einem Menschen-

alter geglaubt, daß der Adel der Geburt sich stets sein Vorrecht wieder durch Verdienst erringen müsse, daß es mehr gelte, etwas zu schaffen, als etwas zu sein, daß die Tüchtigkeit und Kultur des Menschen ihn hinausheben könne und müsse über alle Geburt. Heute ist man nahe daran, die Berechtigung des Menschen nicht von seiner Person und seinen Eigenschaften, sondern nur noch von der Nationalität seiner Aeltern abhängen zu lassen. Wenn man mir unsere Politik in Posen von russischer Seite einwenden wollte, so müßte ich wiederholen, was schon oft gesagt wurde: daß Posen für Deutschland eine Lebensfrage ist, daß die Posener und sonstigen Polen stets erklären, es uns entreißen zu wollen, und daß die höhere deutsche Kultur uns das Recht giebt, mit Mitteln, die kein privates Recht verletzen und keine private Gewalt anwenden, dahin zu streben, daß entweder der Pole deutsch oder das Land Posen deutsch werde. Dieses ist nicht die Lage Rußlands in seinen westlichen Provinzen. Die nationale Idee, ihres sittlichen Gehaltes entleert, nicht mehr geregelt durch das höhere Gesetz der Kulturentwicklung, wird zur rohen, zerstörenden Leidenschaft. Und die rohe Einfachheit dieser entleerten Idee erleichtert ihre Verbreitung und findet überall die genügende Gedankenlosigkeit, Geistesrohheit, die Gewissenlosigkeit, die Mißgunst, den Neid, welche dem Pöbel verständlich und eigen sind. Sie muß doppelt gefährlich werden in der Verbindung mit jenem traditionellen Triebe zum Uniformiren, der Rußland seit der Zeit seiner größten Moskauer Tyrannen eigen ist.

„Malheureusement les esprits médiocres ont le goût de l'uniformité; l'uniformité est si commode! Si elle fausse tout, du moins elle tranche tout, et avec elle aucun chemin n'est rude.“\*) Diesen bequemen Weg ist der russische Beamtenstaat von jeher gegangen, und ihn zu beschreiten ist eine Versuchung, die an jede ausgeartete Bürokratie herantritt. Indem die Uniformität jedoch Alles fälscht, führt dieser scheinbar bequeme Weg zuletzt nicht zum gewünschten Ziel, wenn nicht andere, größere Kräfte der Nation der Bürokratie zu Hilfe kommen. Solcher nationalen Kräfte entbehrt Rußland gegenüber seinen europäischen Eroberungen und gegenüber den Ländern, die es zu seiner nationalen Reichthümer recknet, bis auf den heutigen Tag völlig, und indem hinter dem russischen Beamten, Sprachlehrer und Popen keine Vertreter des russischen bürgerlichen Lebens stehen, welche den äußerlich uniformirten Boden Polens, Livlands, Bulgariens mit ihrer Arbeit neu befruchten könnten, bleibt die Eroberung eine rein staatliche. Nirgend hat Rußland bisher national erobert auf europäischem Boden, sondern immer nur

\*) A. Thierry, *Lettres sur l'histoire de France*, Lettre II.

staatlich uniformirt. Am wenigsten ist es heute dazu im Stande, wo die materielle und geistige Entwicklung des russischen Volkes im Verhältnis zu dem schnellen Vorwärtsschreiten der Kulturkräfte in Europa und in andern Welttheilen sich im Stillstande befindet, also verhältnißmäßig sinkt. Jeder Kubel und jeder Mann, die in Polen, Livland, Bulgarien auf die sogenannte Russifizierung verwandt werden, ist eine Kulturkraft, die dem russischen Volke heute mehr denn je im Kampfe um seine Stellung unter den Kulturvölkern von Nöthen ist, und die ihm für fruchtlose äußere Kämpfe entzogen wird. Es ist die ärgste Verschwendung an nationaler Kraft. Und dennoch hat Rußland in den letzten sechs Jahren fast ausschließlich seine Kräfte diesen fruchtlosen äußern Anstrengungen gewidmet.

Die vorhergegangenen bösen Erfahrungen, nach außen im Türkenkriege, nach innen mit dem Nihilismus, schienen den Entschluß gereift zu haben, sich von den europäischen Großmachtshändeln ab- und nur der inneren Entwicklung alle Sorge zuzuwenden. Statt dessen ist ein nationaler Krieg entbrannt, der theils innerhalb, theils außerhalb der Reichsgrenzen von der Ostsee bis zum Hindukusch tobt. Es schien, als ob Alexander III. allen kriegerischen Unternehmungen abgeneigt wäre. Allein wir sehen, daß während der in seinem ersten Regierungsjahre entworfene Budget-Anschlag die Ausgaben für Heer und Marine für 1882 mit 210,9 Mill. Rbl. bezifferte, dieselben für 1886 bereits 245,5 Mill. Rbl. und für 1887 247,6 Mill. Rbl. betragen. Wenn man diesen Summen hinzusetzt was für sogenannte Russifizierung und Belehrung zur russischen Kirche in den unrußischen Reichsgebieten ausgegeben, was auf die Verwaltung des den Fiskus schwer belastenden mittelasiatischen Gebietes verwandt wird; wenn man erwägt, daß die meisten und besten persönlichen Arbeitskräfte der oberen Klassen in militärischem und zivilem Staatsdienst, und ein großer Theil davon für jene national-kirchlichen Zwecke der Assimilierung fremder Länder verwandt werden: so wird man zu dem Schluß kommen, daß der größere Theil der Kulturkraft Rußlands nicht für die Entwicklung und also nicht für das Wohl des russischen Volkes, sondern für die Erhaltung der staatlichen Großmachtstellung und für den Kampf gegen fremde Länder, Völker und Konfessionen verbraucht wird.

Dieses ist eine Lage, in der sich Rußland befindet, seit Peter I. durch Verknüpfung besonderer und unerwarteter Umstände sich plötzlich zum Beherrscher fremder europäischer Kulturländer und zum Mitfürsten der europäischen Großmächte verwandelt sah. Von jener Epoche an hat Rußland fast ohne Unterbrechung seine beste Kraft der Erhaltung sowohl der Großmachtstellung, als seiner Herrschaft in den westlichen Eroberungen und der Ausdehnung derselben geopfert. Die Regierungen Anna's, Ivan's,



Peter's III., besonders aber Katharina's, Paul's und Alexander's I. sind fast ganz ausgefüllt von dieser Sorge gewesen. Und wenn wir das eigentliche Rußland, das Gebiet der Moskowischen Zaren heute genauer ins Auge fassen, so werden wir vielfach den Bauer, die Kultur noch in derselben Verfassung finden, als sie war ehe Peter alles auf den Kopf zu stellen versuchte. Die staatliche Arbeit dieser 200 Jahre ist meist über die Köpfe der russischen Menge ohne erhebliche Spuren dahingegangen, weil sie meist eine nach außen, entweder gegen fremde Staaten, Stämme, Einrichtungen gerichtete, oder eine mit fremden Kräften, Einrichtungen, Ideen, Mitteln arbeitende war. Peter's Sohn Alexei und seine Partei fluchten dieser un russischen Politik, wie nach ihnen Viele und auch heute Manche der unnatürlichen Rolle fluchen, die Rußland in Europa spielt. Aber man hat sich bis jetzt dem Gelüste nicht verschließen können, welches in der nationalen Gewalt Herrschaft liegt, dem Gelüste, die Gewalt auszudehnen. Man hat bisher stets wie Peter gewünscht, in Europa zu erobern; aber wenn er noch in gewissen Grenzen die höhere Kultur der eroberten Gebiete für sein Reich fruchtbar zu machen suchte, so hat man heute das aufgeben, von jenem nationalen Eifer getäuscht, welcher es nicht mehr ertragen wollte die Ueberlegenheit des Westens weiterhin anzuerkennen. So kommt man jetzt mehr noch als in der früheren Zeit dazu, die fremde Kultur stets aus Noth oder Instinkt herbeizuziehen um sie am nächsten Tage zu ächten; die fremden Einrichtungen in russischen Provinzen zu schaffen und dieselben Einrichtungen in un russischen Provinzen zu zerstören; den Verkehr mit Europa möglichst abbrechen zu wollen und doch an Heereskraft mit den Militärstaaten Europa's zu wetteifern; auf alle Aktion nach Außen zu verzichten und doch Europa durch Jahre in steter Sorge vor russischen Verwickelungen zu halten; ein gewaltiges Selbstgefühl staatlicher Macht zu zeigen und doch in steter Furcht vor einigen hunderttausend Untertanen deutscher Herkunft zu schweben. Man regiert vielfach wie jener Stadt-Gouverneur Borodawlin des Satirikers Saltykow\*) der abwechselnd einen Feldzug für die Aufklärung und dann einen gegen die Aufklärung unternahm, womit in jedem Fall für seine Untergebenen die Zerstörung von Häusern und Aekern, zahlreiche Prügel und Deportationen verbunden waren.

Man hat sich in der That zwischen zwei Stühle gesetzt, als man sich vornahm, nur noch russisch zu sein, nur noch Zar im Sinne der ersten, der moskowischen Romanows zu sein, von den europäischen Händeln sich zu lösen und an der inneren russischen Entwicklung zu arbeiten. Denn

\*) „Geschichte einer Stadt“ von Schtschedrin (Saltykow).

man hat die Stadt Peters I. nicht aufgegeben, man hat vielmehr eifriger als vorher der Erbschaft Peters, Katharinas und Alexanders I. sich gewidmet. Diese Erbschaft ist eine doppelte: es ist einmal die begonnene Angliederung Rußlands an die europäische Kultur, und dann die Verwaltung der von diesen Herrschern eroberten fremden Länder. Den ersten Theil der Erbschaft hat man versucht in seinem Fortgang zu unterbrechen. Es ist als ob die alte moskewische Despotie plötzlich wieder in dem Selbstgefühl ihrer Allmacht die jüngeren Kulturablagerungen durchbrochen und zu dem phantastischen Glauben geführt hätte, als könne ein Volk, sogar ein auf europäischem Boden wohnendes Volk, vermöge der unbegrenzten Macht des Jähthums sich von dem Kulturwege Europas abwenden und an dem Punkte sein Leben wieder beginnen, wo es vor Jahrhunderten von dem fremden Wesen war erfaßt worden. Eine solche Strömung kann, da ein positives Schaffen, ein originelles Erfinden einer Kultur nicht möglich ist, nur einen negativen Charakter tragen, und so ist dieselbe eine abwehrende, gegen europäische Dinge, Einflüsse, Meinungen fechtende, und natürlich auf die Dauer vergeblich fechtende geworden. Rußland wird sehr bald entweder wieder suchen müssen, die westliche Mauer niederbrechend die verlorene Zeit einzuholen, oder es wird in offenen, blutigen Kampf gegen Europa und seine Kultur treten müssen, um Europas Ueberlegenheit ebenso zu brechen wie es die Ueberlegenheit seiner europäischen Provinzen zu brechen bemüht ist. Denn die Ueberlegenheit Europas wächst doppelt mit jedem Jahre des Stillstandes in Rußland, und sie wird sich Geltung verschaffen, so lange als noch ein Mensch über die russisch-europäische Grenze hinüber oder herüber wandert, so lange als Rußland noch an Europa etwas zu verkaufen oder von dort zu kaufen wünscht, kurz so lange als Rußland und Europa neben einander bestehen werden. Wir können in diesem Sinne den sonderbaren Sprüngen Rußlands sehr ruhig zusehen: Europa braucht, seit Amerika uns so nahe rückte, Rußland nicht mehr; aber Rußland bedarf Europas mehr denn jemals. —

Den andern Theil jener Erbschaft, die europäischen Eroberungen, haben seit Alexei Petrowitsch viele Russen wieder aufgeben wollen, um von ihrem fremden Einfluß sich zu befreien. Wäre das geschehen, so hätten sie wenigstens keine Opfer und Kosten verursacht. Hätte man sie ihre uralte Mittlerrolle zwischen Europa und Rußland, wie sie sie schon vor Peter I. spielten, weiter führen lassen, so hätte Rußland vielleicht von ihnen auch weiter den Nutzen gehabt, den Peter I. und Alexander I. erwarteten. Indem man sie behielt und ihnen den nationalen Krieg in Sprache, Kirche, Schule, Selbstverwaltung, Wirthschaft, kurz auf allen Kulturgebieten erklärte, begann man einen sehr theueren und beschwerlichen

Kampf, der aussichtslos bleibt, so lange nicht mit Feuer und Schwert vertilgt wird, was Fremd in den Provinzen ist, und der diese Provinzen dem Reiche immer mehr entfremdet.

Seit Peter haben die meisten russischen Herrscher geglaubt die Zukunft Rußlands im Westen, in Europa suchen zu müssen. Das Volk ist dieser Richtung niemals gefolgt. Ich berührte schon oben die Erfahrung, daß seit der Aufhebung der Leibeigenschaft und je mehr die Freizügigkeit im Volk rechtlich wirksam wird, um so deutlicher und stärker die Wanderbewegung der Massen in Fluß kommt und ausschließlich nach Osten und Südosten geht. Ganze Provinzen entvölkern sich um am Ural, in den Gebieten des Schwarzen und des Kaspijischen Meeres neue Dörfer zu gründen. Dort allein ist häufig ein Aufschwung bemerkbar, in den alten Landestheilen meist Verfall. Und das Haupt dieses neuen Rußland ist das alte Moskau. Wer heute von Petersburg nach Moskau politisch beobachtend reist, kommt in eine andere Welt. In Petersburg ist Alles in Verbindung mit Politik, mit Europa, erfüllt von nationalem Haß und Liebe, von den Kämpfen gegen Deutsche, Polen, Engländer, von den inneren Reformfragen, von politischen Projekten, wirtschaftlichen Differenzen mit dem Westen, Alles unzufrieden, doktrinär, radikal, zentralistisch-bureaokratisch, nervös, gereizt, negativ, aggressiv. Das Antlitz von Moskau ist nach Asien gewandt. Abgesehen von der kleinen, freilich aber sehr einflußreichen slavistischen Partei und dem nun verstorbenen Redakteur der „Mosk. Zeitung“ ist von Fremdenhaß und nationalem Kampf kaum etwas zu spüren. Europa, seine politischen Händel, seine große Politik, seine Interessen aller Art haben dort wenig Bedeutung. Die Interessen Moskaus sind auf die Ernten der Pontusländer, auf die Absatzbedingungen russischer Fabrikate in Asien, auf die Beziehungen zu Sibirien, Turkestan, China, Persien und die Länder der großen süßlichen Tiefebene gerichtet. Sie sind positiver Art, wirtschaftliche, merkantile, schaffende Kulturinteressen, wirkliche Volksinteressen. Polen, Ostseeprovinzen, Bulgarien, die ganze russisch-europäische Politik, das mag Alles heute oder morgen verschwinden, so wird Moskau und sein Rußland davon wenig berührt werden. Und mit jeder neuen Schiene in Mittelasien, mit jeder neuen Fabrik in Moskau, mit jedem neuen Dorf, das am Don entsteht und jeder neuen Etappe nach Persien und Indien hin wird Moskau mehr von Europa nach Asien hin abgelenkt. Zugleich aber löst sich dieses alte Großfürstenthum auch innerlich immer mehr ab von dem petrinischen Rußland, das ihm angeklebt worden ist. Es folgt seinem Zaren sobald er es ruft, aber es lebt ein anderes Leben als Petersburg, es ist die Seele eines andern Reiches als desjenigen, welches jetzt um seine euro-

päische Großmachtstellung ringt. Moskau ist das Haupt eines großen asiatischen Ländergebiets geworden, Moskau fordert wenig von Europa und bedarf seiner politisch wenig. Allein es hat mit an der schweren Last zu tragen, welche das Petersburger Rußland mit seinen politischen Ansprüchen und Kämpfen den beiden unnatürlich aneinander gekitteten Körpern auferlegt. Und das erwachende Bewußtsein eine fremde Last mühsam und zum großen eigenen Schaden tragen zu müssen, wird die eifersüchtige Spannung verschärfen, die von jeher zwischen den beiden Hauptstädten bestanden hat. So spiegelt sich der scharfe Gegensatz, der zwischen der Natur des Zarenreiches und seiner europäischen staatlichen Stellung besteht, in den beiden Hauptstädten wieder.

Wollte man nur russischen Interessen leben, so hätte man die fremden Grenzländer sich selbst überlassen und die russischen Kräfte für Rußland sparen müssen. Fand man in Zar Alexei Michailowitsch sein Ideal, so hätte man die langsame und friedliche Arbeit der Einwirkung, des Ausgleichs zwischen europäischem Kulturleben und russischem Wesen wieder aufnehmen müssen, die Alexei begünstigte, aber Peter gewaltsam unterbrach durch die Härte mit der er den Hammer europäischer Kulturformen auf sein russisches Eisen fallen ließ. Und in dem moskowitzischen Rußland weiß man noch heute die Lehren und die Lehrmeister europäischer Kultur ohne Meid und Haß zu würdigen, ja zu schätzen. Denn Meid und Haß gegen das Fremde sind von jeher vorwiegend die Kennzeichen des Theiles der Bevölkerung gewesen, welcher Staat und Kirche vertritt. Das Volk in seiner großen Masse ist nicht national fanatisch, noch weniger chauvinistisch.

Der Fehler liegt in der europäisch-politischen Großmachtstellung Rußlands. Eine Geschichte von zweihundert Jahren hat ihm kulturelle Aufgaben gestellt, denen es nicht gewachsen ist. Nachdem Peter I. aus dem alten Moskauer Zarenstaat ein europäisches Kaiserreich gemacht hatte, stellte er Forderungen an sein Volk und Land, die, weil sie die vorhandenen Kulturkräfte überstiegen, Volk und Land an den Rand des Verderbens brachten. Seine Nachfolger, soweit sie sich als europäische Herrscher fühlten und als solche europäische große Politik trieben, thaten dasselbe, indem sie für diese Politik ihr Land ruinierten. Es wurde stets für die Großmachtstellung mehr an Volkskraft ausgegeben, als diese Stellung dem Volke an Kulturkraft eintrug. Aus diesem Mißverhältniß der kulturellen Kräfte zur nationalen Großmachtstellung hat sich vornehmlich die steigende finanziell-wirtschaftliche Zerrüttung ergeben, welche bereits zwei europäische Staaten, England im vergangenen, Deutschland in diesem Jahre den Glauben an die Fähigkeit Rußlands, seinen Glän-

bigern gerecht zu werden, verlieren und offene Vorkehrungen gegen eine russische Finanzkrise treffen ließ. Die übrigen Großmächte Europas, auf einem gesunden Verhältniß von Kulturkraft und politischem Anspruch erwachsend, haben in unserm Jahrhundert zu einer Stellung sich aufgeschwungen, die einige von ihnen zu Weltmächten erhebt. Die Steigerung aller Kulturkräfte auf geistigem wie auf materiellem Gebiet, in Wissenschaft, in Industrie, Verkehr, Handel, in jeglicher Art der Produktion, der Arbeitskraft, ist so gewaltig, daß wer nicht gleichen Schritt halten konnte damals als noch keine Dampfmaschine erbaut war, jetzt zehnfach zurückbleibt. Auf diesen Wettkampf haben die Eroberer seit Peter I. Rußland nicht vorbereitet, oder nicht vorbereiten können.

Inzwischen aber ist auch der Wettkampf auf dem Schlachtfelde sehr zu Ungunsten Rußlands geändert worden. Seit Peter I. galt Rußland als große Militärmacht, und war es in der That. Es hatte die Massen an Soldaten und die einheitliche Leitung derselben, welche Hauptbedingung für eine solche Stellung waren; es hatte außerdem meist militärisch schwache Nachbarn. Heute gelten andere Bedingungen für die militärische Kraft und zwar wesentlich kulturelle Bedingungen des Wissens, der Pflichttreue, der Disziplin, der strengen Arbeit. Bedingungen solcher Art treten nicht zu Gunsten eines Staates ein, der eben an Elementen des Wissens und der moralischen Stärke arm ist. Sie treten zu Gunsten der alten europäischen Kulturstaaten ein und mindern den Werth der russischen Armee. Die heutige Heerordnung der europäischen Mächte hat aber auch das Zahlenverhältniß ausgeglichen. Es bedurfte nicht der Niederlagen gegen die Türken um die alte Furcht vor der russischen Uebermacht zu verschenden. Heute ist jede der europäischen Großmächte einzeln dem militärischen Rußland vollkommen gewachsen. Die alte militärische Machtstellung Rußlands in Europa ist thatsächlich zerstört, und nur der Schatten derselben verdunkelt noch manche Felder der Politik.

So ist Rußland an militärischer und an kultureller Bedeutung hinter Europa zurückgeblieben. Es ist nicht mehr möglich, den Vorsprung einzuholen, die Aufgaben an kultureller Arbeit zu lösen, die der heutige Kulturstaat stellt, und zugleich den Anspruch auf die alte Großmachtstellung aufrecht zu halten, wohlverstanden die europäische, denn die asiatische Stellung Rußlands ist stark und gesund. Das fühlt das politische Rußenthum instinktiv und will sich gewaltsam der Lösung jener Aufgaben entziehen, indem es sich von der europäischen Kultur losjagt. Es liegt diesem Wüthen gegen Europa und europäisches Wesen das Bewußtsein der eigenen Ohnmacht und kulturelle Trägheit, es liegt ein Gemisch von Schwäche, von Neid, vor Allem von historisch großgezogener politischer

Selbstüberschätzung zu Grunde. Weil das Rußenthum sich nicht die Kraft zutraut, durch eigene Kulturarbeit den Vorsprung Europas und den seiner europäischen Provinzen einzuholen, und weil es seinen Anspruch auf die nationale Großmachstellung, auf Gleichberechtigung mit den großen Kulturvölkern nicht aufgeben will; weil es nicht mehr Schüler sein will, nachdem es lange den Junker gespielt hat: deshalb sucht es seiner verletzten Eitelkeit durch Zerstören und Verneinen des europäischen Wesens genug zu thun. Rußland will und kann die Last nicht tragen, die ihm Peter und seine Gefinnungsgegnossen auferlegt haben, und schlägt wie ein Knabe um sich. Wenn einmal diese Last von den zu schwachen Schultern genommen würde; wenn Rußland wieder da beginnen sollte, wo Alexei Michailowitsch es ließ, wenn einmal das alte Großfürstenthum Moskau wieder erstehen sollte: dann mag die Zeit kommen, wo der verlorene Einlang zwischen Anspruch und Kraft, zwischen Wollen und Können, zwischen dem nationalen und dem politischen Leben Rußlands wieder gefunden wird. Dann wird auch politisch und wirtschaftlich der Friede mit Europa wieder gesichert werden.

So groß das Interesse ist, welches dieser Kampf der europäischen Kulturelemente mit den widerstrebenden staatlichen und nationalen Elementen Rußlands dem kühlen historischen Beobachter darbietet, so nöthigt die Frage nach dem Ausgang der gegenwärtigen Wirrnis doch auch den Politiker zu einer gespannten Aufmerksamkeit. Denn das Mißverhältniß zwischen der staatlichen Macht und dem nationalen Vermögen Rußlands ist zu groß, um solche Versuche, wie sie in diesen sechs Jahren gemacht wurden, nicht als gefährlich für die Stetigkeit der Zustände im östlichen Europa erscheinen zu lassen. Die inneren Zustände Rußlands befinden sich in steigender krankhafter Erregung. Materielles Elend auf der einen Seite, soziale Aufwiegelung auf der andern lockern immer deutlicher auch diesen festesten politischen Volksboden. Große Gubernien sind nihilistisch durchsetzt. Millionen von Sektirern stehen trotz einiger versöhnender Gesetze, die zudem nicht immer ausgeführt wurden, dem Staat wie der Kirche ablehnend gegenüber. Aus der liberalen Aera Alexanders II. hat sich ein Häuflein gebildeter, zum Theil hochgestellter Leute erhalten, die, vorläufig in die Ecke gedrängt, dem Gange der Dinge mißbilligend, ungläubig zuschauen. Ihre Zahl muß sich heute durch die Fehler der Reaktion, durch die Zerfahrenheit, den auflösenden Uebereifer von Elawisten und Chauwinisten nothwendig mehren. Daß es so wie jetzt nicht mehr lange fortgehen kann, beginnen bereits viele einst gläubige Anhänger Katkow's und Pobedouoszew's einzusehen. So hat sich Rußland nach beiden Seiten hin, der äußeren und der innern, festgerannt,

und der Weg, den es einschlagen wird, um wieder freie Bahn zu gewinnen, wird für die Politik Europas von hohem Interesse sein. Vielleicht naht eine liberale Reaktion, die durch eigene Maßlosigkeit und durch die fast hoffnungslose Größe der staatlichen Aufgaben verhängnißvoll werden wird; vielleicht auch stehen gewaltzamere Wandlungen diesem zu sehr angeschwollenen Körper von zu geringer Muskelkraft bevor. Wessen Blick vermöchte diese düstere Zukunft zu durchdringen!

---

# Etwas Kriegsgeschichtliches.

Von

H. Delbrück.

Militärische Briefe. I. Ueber Kavallerie. II. Ueber Infanterie.  
III. Ueber Feld-Artillerie. Zweite Auflage.

Strategische Briefe I und II.

Gespräche über Reiterei.

Sämmtlich von Kraft Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen, General der Infanterie à la suite der Armee, General-Adjutant Seiner Majestät des Kaisers und Königs. Berlin, 1886 und 1887, Ernst Siegfried Mittler und Sohn.

---

Zu den gelesensten historischen Werken unserer Zeit gehören wohl die Generalstabswerke, am meisten das ersterschienene und kürzeste über 1866, die ersten Bände des 1870er und jetzt wieder dasjenige über den deutsch-dänischen Krieg. Ich habe kürzlich bei Besprechung des letztgenannten Werkes die wahrhaft grenzenlosen Schwierigkeiten angedeutet, mit denen ein amtliches Werk über Kriegsgeschichte zu kämpfen hat — aber wie unüberwindlich sie auch immer sein mögen: „es ist gethan und Du hast es geleistet“ kann man unserem Generalstab mit „Faust“ sagen. Es ist eine Leistung, zu welcher die Fähigkeiten keines anderen Officiercorps der Welt als des deutschen ausgereicht hätten, diese Werke zu schaffen, ebenso reich an Stoffen, wie bedeutend durch Kritik und Urtheil. Die Armee, Volk und Wissenschaft können nie dankbar genug für diese Gabe sein. Trotzdem wird Niemand behaupten, daß das Studium der Generalstabswerke eine leichte Lektüre sei. Sei es, daß man die Bewegungen der einzelnen Truppentheile auf der Karte verfolgt, sei es, daß man über diese Einzelheiten hinwegliest und sich an das Schluß-Resultat und das Raisonnement des Autors hält, immer sind es lange weite Strecken, die dem Leser nicht als reife Frucht in die Hand gegeben werden, sondern deren wahren Besitz er sich erst erarbeiten oder die er ausscheiden und bei Seite legen muß. Wenn nun trotzdem Zehntausende und aber Zehntausende von Vätern diese Werke mit dem größten Eifer gelesen und auch



studirt haben, so ist das ein Beweis, wie außerordentlich lebhaft das kriegsgeschichtliche und überhaupt das militärische Interesse heute, übrigens ja natürlicher Weise, auch außerhalb der Kreise der Armee ist. Mit dem trotz einiger Mängel schönen, wohl gelungenen Buch „das Volk in Waffen“ hat ja einer unserer angesehensten Generalstabsofficiere, Colmar v. d. Goltz versucht, diesem Interesse ganz principiell durch populäre Behandlung militärischer Dinge entgegenzukommen. In eben diesem Sinne will ich hier auf eine Serie von Schriften aufmerksam machen, die wie die Generalstabswerke zunächst rein militärisch und zu militärischen Zwecken geschrieben, doch im höchsten Sinne verdienen, auch von nichtmilitärischen Kreisen beachtet zu werden und zwar ebensowohl von der gebildeten Welt überhaupt, wie speciell von der geschichtswissenschaftlichen.

Es sind die „Strategischen Briefe“, die „Briefe über Infanterie, Cavallerie und Feld-Artillerie“ — endlich „die Gespräche über Reiterei“ des Prinzen Kraft zu Hohenlohe, Generals der Infanterie à la suite der Armee — der „Infanterie“ und nicht der „Artillerie“, obgleich der Prinz in Wahrheit dieser Waffe angehört, denn dem überlieferten, grade in der Bezeichnung der höchsten Chargen so eigenthümlich ungelenten Militair-Schematismus ist ein „General der Artillerie“ unbekannt.

Alle diese Schriften des Prinzen Hohenlohe sind für den militärischen, practischen Zweck geschrieben, liegen also ihrer Bestimmung nach außerhalb der Sphäre des allgemeinen Interesses. Der Prinz will nicht Geschichte schreiben, auch nicht Laien zur Kenntniß von Armee und Kriegsführung anleiten, sondern Bücher für Militärs über die Ausübung ihres Berufes schreiben. Was diese Schriften dennoch auch unseres Interesses in so sehr hohem Maße werth macht, sind zwei Eigenschaften. Einmal der historische Untergrund aller Betrachtungen. Persönliche Erlebnisse aus den drei großen Kriegen, welche der Verfasser mitgemacht hat, umgeben die amtlich-nüchternen Erzählungen des Generalstabswerks mit einer Fülle von lebensvollem Detail, persönlichen Charakteristiken, anmuthenden Schilderungen. An anderen Stellen werden eigene Beobachtungen über fremde Armeen eingeflochten oder fruchtbare Parallelen gezogen mit früheren militärischen Ereignissen. Höchst interessant und für den Historiker von großer Wichtigkeit ist z. B. ein Vergleich der Cavallerie unter Friedrich dem Großen, im Jahre 1806 und heute, der auf sorgfältigen historischen Studien beruht und in den Gesprächen über Reiterei dem Cavalleristen S., vermuthlich dem sächsischen Cavallerie-General Senfft von Pilsach in den Mund gelegt ist oder wohl noch richtiger thatsächlich von ihm her stammt.

Neben diesem direct historischen Element bieten die Hohenloheschen

Schriften aber für den Historiker und den Geschichtsliebhaber etwas, was ich noch höher anschlagen möchte, das ist eine ungemeine Anschaulichkeit von der Natur kriegerischer Vorgänge. Es ist diejenige Seite des Krieges, die so selten in der Literatur erscheint, weil sie den Historikern meist unbekannt ist und den Militär-Schriftstellern so etwas Alltägliches, daß es ihnen nicht der Mühe werth scheint, sich damit abzugeben, oder wenn es ihnen so erscheinen sollte, so ist gerade das Alltägliche zu schildern, ganz besonders schwer und gelingt nicht Jedem. Gerade die Kenntniß des Alltäglichen, des Elementarsten in der Kriegsführung, die Kunst der Befehlsertheilung für große Massen, die Leistungsfähigkeit der Truppen und namentlich der Pferde, die Verpflegung, das Nachrichtenwesen, sind die allerwichtigsten Vorbedingungen für die Kritik auch älterer und der ältesten Kriegereignisse, und Kriegereignisse bilden ja den allerwesentlichsten Theil der Geschichte. Fortwährend muß ein Historiker sich mit ihnen beschäftigen. Er muß Urtheile über Kriegsführung und Schlachten, Feldherren und Waffenthaten aussprechen. Wir wollen erfahren aus der Geschichte, wie die Griechen über Xerxes siegten und Hannibal über die Römer, ob Cäsar oder Pompejus der größere Feldherr war, weshalb Friedrich sich im Kampf gegen die Welt behauptete, Karl XII. und Napoleon untergingen. Noch aber ist die Historie, von der wir Beantwortung solcher Fragen erwarten, dieser Aufgabe nicht gewachsen und die Militärs pflegen die kriegerischen Ereignisse in unseren Geschichtsbüchern nur mit zu viel Recht mit großem Mißtrauen zu betrachten. Selbst von Historikern, die eine gewisse Vorliebe für die Behandlung militärischer Dinge zeigen, wie z. B. von Mommsen in seiner Römischen, Duncker in seiner Griechischen Geschichte werden Verstöße gegen militärische Grundbegriffe und Möglichkeiten gemacht. Mommsen hat bei der Darstellung der geschichtlich folgenschwersten Schlachten Cannä, Zama, Pharsalus, die eigentlich entscheidenden Momente in den Quellen übersehen. Duncker läßt im alten Griechenland Heere von 800000 Mann operieren, wo nicht für den zehnten Theil solcher Massen Platz ist\*). Er läßt athenische Hopliten fast eine Viertelmeile Laufschrift machen, während das Maximum solcher Leistung etwa 300 Schritt beträgt. Und das sind nicht bloß Einzelheiten, sondern die Grundanschauung ganzer Epochen wird dadurch bedingt. So hat Duncker noch in dem letzten von ihm veröffentlichten Bande eine Auffassung der militärischen Leistungen und Grundsätze des Perikles angenommen, welche den

\*) Auf eine Straße gesetzt würde ein solches Heer unter modernen Verhältnissen von Berlin bis Paris reichen. Nach meinen Berechnungen war das persische Heer bei Marathon etwa 10—16000, das Heer des Xerxes 45—55000 Mann stark, die Griechen annähernd ebenso zahlreich, vielleicht auch stärker.

überlieferten Charakter dieses Mannes und damit des Staates Athen im Zenith seiner Größe völlig umgestaltet: wie ich überzeugt bin, ohne sachliche Berechtigung allein auf Grund einer fehlerhaften Auffassung der Geschichte der Kriegskunst und des Kriegswesens. Getragen von Dunders sonst so wohlbegründeter Autorität wird dieses Mißverständnis noch lange in weiten Kreisen die rechte weisevolle Freude an dieser idealsten Epoche der Weltgeschichte verderben.

Auch aus der neueren Geschichte könnte man ähnliche Beispiele vielfach anführen. Noordens prachtvolle Schilderungen der Schlachten des Prinzen Eugen und Marlboroughs sind doch zuweilen an dem militärisch entscheidenden Punkte verfehlt, gerade da also, wo es zu Tage treten soll, wodurch es möglich wurde, daß Europa sich der Universal-Monarchie Ludwigs XIV. erwehrte. — Droyens biographisch unübertreffliches Leben Yorks ist mit so geringer Beachtung des militärischen Zusammenhangs der Ereignisse geschrieben, daß es dem Verfasser hat durchschlüpfen können, nicht zu bemerken wie in einem Quellenwerk Blücher vor der Niederlage von Etoges zwei Mal hintereinander denselben Marsch macht und dadurch alle Daten durcheinander geworfen, alle Zusammenhänge zerrissen und verschoben werden. Zwanzig Jahre lang ist dieser Fehler von der historischen Kritik nicht einmal bemerkt worden. Hätte nicht ein Militärschriftsteller (Boie) endlich die Sache richtig gestellt, so hätte mit der Zeit daraus ein höchst ungünstiges Urtheil über die strategische Führung und Befähigung Gneisenaus abgeleitet werden können. —

Noch ganz kürzlich hat Sybel eine Studie über Friedrich des Großen Feldzug von 1757 (Schlacht bei Prag) veröffentlicht, die in ihren Consequenzen rettungslos dazu führen müßte, in Friedrich einen unklaren, aller strategischen Grundzüge entbehrenden Kopf zu sehen\*). Sybel selbst

\*) Eingehender von mir behandelt im Militär-Wochenblatt, 1887 X—XII. Beiheft. Die Abhandlung Sybels ist in sich ein Meisterstück logisch-consequenter Aufbaues und kommt nur infolge eines von andernwärts her übernommenen falschen Theorems im Obersatz zu einer falschen Conclusion. Es existirt eine alte Controverse zwischen mir und einigen Militärschriftstellern über die Strategie Friedrichs, die auch in diesen Blättern zuweilen berührt ist. Im Mittelpunkt des Streits stehen natürlich des Königs Feldzüge in der Blüthe seiner Kraft, dem Beginn des siebenjährigen Krieges. Grade hier war allmählich eine ziemliche Einigkeit hergestellt über den concreten Inhalt der Feldzugspläne des Königs; die Differenz und der Zweifel erstreckte sich nur noch darauf, in welche allgemein-historische Kategorie die Strategie Friedrichs auf Grund dieser Pläne einzuordnen sei, ob in die napoleonische oder vornapoleonische Strategie, eine Aufgabe, die also nicht mehr specifisch-militärischer, sondern wesentlich historischer Natur ist. Ich hatte Friedrich in die Strategie seiner Epoche, des ancien régime eingereiht und Sybel erkannte als Historiker sehr wohl, daß auf Grund des von allen Seiten (außer Pernbarbi) anerkannten kriegsgeschichtlichen Thatbestandes keine andere Auffassung möglich sei. Daß die Militärs diese Consequenzen nicht sofort erkannt hatten, erklärt sich daraus, daß der Praktiker immer geneigt ist, die heutigen Kategorien

hat diese Consequenz allerdings noch nicht gezogen; im Gegentheil er hat geglaubt, mit seiner Untersuchung dem Ruhmeskranz Friedrichs ein neues Lorbeerreis einzuflechten. Anderwärts aber hat hier und da schon dergleichen vorgespukt; man hat schon zu „unbekannten Gründen“ seine Zuflucht nehmen müssen, um Friedrichs Verhalten zu erklären, man hat auch schon von seinem „kaum zu begreifenden Kleinmuth“ gesprochen. Mit der Zeit würden wir hier das Seitenstück zu der Verbammung des Perikles haben erleben können; die Lage ist subjectiv wie objectiv ganz ähnlich, nämlich dasselbe Mißverständnis derselben Motive.

Ueber die Kriegführung im Mittelalter fehlt es überhaupt noch an einer nach allen Seiten gesicherten durchgearbeiteten Grundanschauung; die Versuche, die in jüngster Zeit in dieser Richtung gemacht sind, kann ich nicht als geglückt ansehen. In Waitz' Deutscher Verfassungsgeschichte fehlt durchaus das militärische Moment der Umwandlung der altgermanischen Kriegsverfassung in die mittelalterliche, das Ritterthum.

Ich habe mit Absicht nur die erlauchtsten, verehrtesten Namen unserer Wissenschaft genannt, um umso deutlicher den vorhandenen Mangel und damit das dringende Bedürfnis nachzuweisen, daß eine Anzahl Historiker, wie es längst mit der Wirthschaftsgeschichte, der Kunstgeschichte, der Literaturgeschichte geschieht, so auch der Kriegsgeschichte nicht bloß ein belläufiges, sondern ein berufsmäßiges Interesse zuwenden. Wenn die Wissenschaft auf einem gewissen Punkt angelangt ist, so schreitet sie fort durch Specialisirung; ein Weg, der bei allen Gefahren, mit denen er umgeben, doch unvermeidlich ist. Die Specialisirungen dürfen aber nicht bloß nebeneinander hergehen, sie müssen sich auch kreuzen, um ihre Einseitigkeiten gegenseitig wieder aufzuheben. Den bloßen Querschnitten in der Geschichte nach Zeitperioden müssen die Längsschnitte nach Objecten gegenübergestellt werden; zu ihnen gehört auch die Kriegskunst. Wie sehr die Historie sich ihrer Unsicherheit auf diesem Gebiet bewußt ist, beweist am besten die Thatsache, daß sie modernere Kriegereignisse ungern zu behandeln pflegt. Je näher uns die Ereignisse liegen — wenn sie nur überhaupt schon aus der Gegenwart in die Geschichte übergegangen sind — desto leichter sind sie zu gestalten. Es bleibt immer eine Aufgabe, sich von Institutionen und Zuständen, Taktik, Truppen, Terrain ein Bild zu machen — für neuere Zeiten wird sie nicht so schwer sein als für längst-

---

als die absoluten anzusehn. Statt nun den Militärs auf dem specifisch-militärischen Gebiet sich anzuschließen und als Historiker daraus seine selbständige Auffassung abzuleiten, operirte Sybel umgekehrt: er schloß sich den von den Militärs aufgestellten historischen Kategorien an und verwarf den concreten Inhalt ihrer Feststellungen, wo ihrem von der Praxis gebildetem Urtheil durchaus nichts abzudingen war. Die Folge ist die oben geschilderte.

vergangene. Die complicirtere und raffinirtere Technik, welche die Kriegskunst mit allen anderen Künsten, von der Architektur bis zur Musik neuerdings gemein hat, erhöht für den bloß betrachtenden Standpunkt des Historikers die Schwierigkeit wenig. In den weiter zurückliegenden Zeiten sind dafür die Quellen lückenhaft, über viele wesentliche Momente ist uns überhaupt nichts direct überliefert; durch Rückschlüsse, Combination und Analogie muß man suchen das Fehlende zu ergänzen. So sehr die Erkenntniß dadurch erschwert wird, die Historie hat sich nie abschrecken lassen. Was für ein Feldherr Miltiades oder Pompejus, Ziska oder Wallenstein war, hat sie sich immer getraut zu sagen. Vor dem aber, was der Gegenwart nahe liegt, scheut sie sich. Weil es schwerer wäre? Im Gegentheil, es ist leichter. Aber eben deshalb sind hier auch Fehler und Mißurtheile mehr in die Augen fallend. Hiervor scheut man sich also, vor der Entdeckung, nicht vor der That selber und darin liegt das Eingeständniß einer Unsicherheit, die für alle Jahrhunderte der Geschichte dieselbe Bedeutung hat. Ein wirkliches berufsmäßiges Spezialstudium hat hier einzusetzen. Mit der Ausübung der Kriegskunst hat das hier so wenig wie auf den anderen genannten Gebieten zu thun: Kriegsgeschichte studiren und Krieg führen sind ebenso verschiedene ja entgegengesetzte Thätigkeiten, wie Bilder besprechen und Bilder malen. Kriegsgeschichtliche Uebungen leiten so wenig zur Truppenführung an, wie archäologische zur Bearbeitung des Marmors. Dichter sind keine Litterarhistoriker und diese sind nicht Pfluscher im Handwerk jener. Die geistigen Kräfte nehmen hüben und drüben jedesmal eine ganz andere Richtung. Man darf sich daher auch nicht mit den kriegsgeschichtlichen Arbeiten der Militärs selber begnügen. So unentbehrlich diese sind, so wenig es möglich wäre ohne Berührung mit der Praxis, ohne die Ideen, welche durch das Leben in der Praxis fortwährend erzeugt werden, durch bloßes Bücherstudium zu lebendiger Anschauung der Vergangenheit zu gelangen, so haben die Arbeiten der Praktiker doch auch naturgemäß oft wieder ihr Schwächen. Ich habe zuweilen selbst mit aller Schärfe darauf hingewiesen: auf den Mangel strengerer historischer Schulung, die Neigung heute herrschende Anschauungen unkritisch auf frühere Epochen zu übertragen. Man muß sich eben von beiden Seiten in die Hand zu arbeiten suchen. Manchmal wird es dabei auch zu einem kleinen Grenzstreit kommen, einer Friction, die die Verschiedenheit der Standpunkte mit einer Art Naturnothwendigkeit hervortreibt, wie wir das zwischen Künstlern und Kunstgelehrten auch erlebt haben: entbehren aber können beide Sphären einander nicht.

Bücher, die direct für den Zweck der Vermittelung geschrieben wären giebt es bis jetzt nicht viele, bei weitem die besten sind die Arbeiten

Rüstows; andere haben mehr geschadet als genützt, so z. B. Bernhardi's „Friedrich der Große als Feldherr“, ein Buch, das wahrhaft verderblich gewirkt hat. Bernhardi gehörte zu jenen Schriftstellern, welche im Besitz kostbarer Wahrheiten, sie nicht anders als in einer bis zur Paradoxie übertriebenen Form vorzubringen wissen. Durch und durch geistvoll und von hohem Formtalent, wie Bernhardi war, hat er mit diesen Paradoxien geblendet und fortgerissen. Schon seine Arbeiten über die Freiheitskriege, die ja geradezu grundlegend genannt werden müssen für die wissenschaftliche Erkenntniß dieser weltgeschichtlichen Epoche, haben doch auch zahllose verkehrte Urtheile in die Welt gesetzt. Da sie sich aber nur auf Einzelnes beziehen, so ist es zuletzt nicht schwer sie allmählich auszumergen. Anders mit seinem Buch über Friedrich den Großen. Hier ist die Grundanschauung falsch und damit auch jede Einzelheit, selbst wenn an sich richtig, doch in einen falschen Zusammenhang gebracht.

„Nun stürme, Friedrich, erst ihr Prag  
Und führ' uns dann nach Wien!“

sang einst der brave Gleim und als Poesie ist der Vers garnicht zu verachten. Bernhardi aber legte der Friedericianischen Strategie in vollem Ernste den Gedanken unter, „den Frieden auf den Wällen Wiens zu dictieren“ und das ist nicht nur falsch, sondern so grundfalsch, daß es einem Militär-Schriftsteller kürzlich den freilich etwas harten Ausdruck „Kannengießerei“ entlockt hat. Ganz nach demselben Maasstab ist die Strategie der folgenden Feldzüge zurechtconstruirt. Die Publication jedes Bandes der Correspondenz Friedrichs stürzt daher die entsprechende Partie in dem Buche Bernhardi's um und muß sie umstürzen. Bei seinem Erscheinen aber hat dieses Buch einen solchen Eindruck gemacht, daß auch Duncker, der doch selbst viel über Friedrich den Großen gearbeitet hatte, seine besondere Genugthuung darüber aussprach, und auch heute noch wirkt es so nach, daß man ihm sicherlich die Hauptschuld an jener obengenannten mißlungenen Studie Sybels, indirect vielleicht sogar an der falschen Beurtheilung des Perikles beimessen darf.

Eine Eigenschaft kriegerischen Thuns, mit welcher Laien und auch Geschichtsforscher es am meisten zu verfehlen pflegen, ist, daß sie sich dasselbe viel zu leicht vorstellen und in Folge dessen wieder oft viel zu künstlich construieren, weil ihnen das Einfache nicht zu genügen scheint. Auch hier hat Bernhardi — den ich mehr zu den Militärschriftstellern als zu den Historikern rechne — ein sehr böses Beispiel gegeben: in seinem „Friedrich dem Großen“ werden außer dem König selbst alle anderen Generale Prinz Heinrich, Ferdinand von Braunschweig, Zieten nicht weniger als Daun und Laudon als Tröpfe hingestellt, so daß man

garnicht begreift, wie solchen Menschen Armeen anvertraut werden konnten. Kriegsführen ist aber etwas so ungemein Schweres, daß Leistungen wie die der vorgenannten Feldherren schon als etwas sehr Respectables angesehen werden müssen. Auch Friedrichs Ruhm sinkt ja, wenn Daun und Laudon so absolute Nullen waren.

Was hier fehlt, ist der richtige Maaßstab für die Abschätzung des Werthes kriegerischer Handlungen, der nur durch ausgebreitetes Studium kriegerischer Vorgänge gewonnen werden kann, auch da wo eine directe Analogie, eine unmittelbar zu verwertende Kenntniß nicht zu erwerben ist. Das rechte Gegengift gegen Vernhardi's absprechendes, oft sarkastisches Urtheil, ist zunächst nicht ein anderes Buch über den Siebenjährigen Krieg, sondern ein aus den Erfahrungen der letzten Kriege entsprungenes, wie die Studien des Prinzen Hohenlohe, in denen immer wieder zu lesen ist, daß nicht derjenige siegt, der seine Sache richtig macht, sondern der, der einen Fehler weniger macht, als der Andere, oder gar „der sich ein klein Bißchen weniger fürchtet als der Gegner“.

Das Gegenstück zu der Unterschätzung des Einfachen, eine übergroße Künstlichkeit finden wir in der Darstellung, welche bis vor Kurzem in allen Gelehrtenkreisen unbestritten herrschte von der altrömischen Manipulartaktik, also derjenigen historischen Erscheinung, welche die römische Welt Herrschaft begründet hat. Welche Frage kann für den Historiker interessanter sein, als die Mittel zu ergründen, vermöge welcher die eine Stadt Rom allmählich alle Völker der Erde besiegte und sich unterwarf? Auch für die römische Verfassungsgeschichte hängen sich hieran gewichtige Consequenzen. Es handelt sich darum, ob der Beginn der Umwandlung der alten Manipulartaktik in die Cohortentaktik, mit anderm die Umwandlung aus einem Bürgerheer in ein Berufsheer, wie bisher geschehen, in die Zeit des Marius oder schon in die Zeit des älteren Scipio, in den zweiten punischen Krieg zu setzen ist. Die Darstellung, welche diese Erscheinung noch in der erst kürzlich erschienenen Auflage des Marquardt-Mommsen'schen Handbuchs der Römischen Alterthümer gefunden hat, kann geradezu als Typus dessen gelten, was der Volksmund „gelehrt“ nennt — gelehrt ernsthaft, denn die erste Bedingung der Wissenschaftlichkeit, die Vollständigkeit des Materials ist erfüllt; aus dem ganzen ungeheuren Gebiet der Alterthumskunde ist keine Quellenstelle übersehen, keine Notiz vergessen — „gelehrt“ im Volkssinn ebenso, sobald man vor einem militärisch und kriegsgeschichtlich geübten Auge versucht, die Sache zur Anschauung zu bringen.

Ueber die Geschichte der Cavallerie im Alterthum, und die Taktik der verbundenen Waffen, mit anderen Worten über die Genesis der Siege Hannibals sind erst Anfänge von Untersuchungen gemacht worden.

Solche Untersuchungen sind aber schwer. So groß der objectivc Mangel ist, so ist subjectiv doch die Gelehrtenwelt nicht zu hart anzuklagen. Die Sache liegt nicht so, daß man sich das Nöthige etwa so beiläufig von einem guten Freunde von der Cavallerie erzählen lassen könnte oder daß es genügte „selbst genießt zu haben“. Auch für die Praktiker ist es schwer, sich in andere Verhältnisse als ihre eigenen hineinzuversetzen. Ein Beispiel ist, daß selbst Rüstow, der Praxis und Wissen vereinigte, sich die herrschende Auffassung der römischen Manipulartaktik gefallen ließ. Ein anderes kann man aus den Schriften Marwizens entnehmen, der gewiß ein erfahrener Cavallerie-General und zugleich ein ausgezeichnete Dialektiker und Schriftsteller war. In seiner Untersuchung über die preußische Cavallerie (S. 141) sagt dieser einmal: „Wer je einen Cavallerie-Angriff mitmachte, dem der Feind entgegen ging, weiß gewiß, daß kein einziges Pferd Lust bezeugt, in die anrückende Masse einzudrängen, daß vielmehr jedesmal alle stutzen und umzukehren suchen. Wenn der Angriff nicht vollständig mißlingen soll, muß jeder Reiter sein Thier daran hindern“. Seite 176 im Nachtrag aber sagt derselbe Autor, man solle die Schwadronen dicht aufschließen lassen und die Masse in Galopp, zuletzt in Carriere setzen. „Möglich daß sie zur Hälfte zusammengeschossen wird, oder in einen Hohlweg stürzt, wobei Hunderte den Hals brechen. Unmöglich aber, daß sie stutzt oder gar umkehrt, denn in diesem Getümmel, Brausen und Toben, wenn viele hundert Pferde in einem dichten Klumpen vorwärtsjagen, bleibt auch der beste Reiter nicht Herr seines Pferdes, — sie gehen alle durch“. Ein amerikanischer Cavallerie-General ist in dieser letzteren Richtung noch weiter gegangen mit dem Satz, jede Cavallerie-Attake müßte gelingen, wenn es möglich wäre durch irgend ein Zauber-Mittel allen Pferden die Zügel durchzuschneiden, sobald sie in Bewegung gesetzt sind. Der eine Praktiker also meint, das Thier lehre um, wenn der Reiter es nicht hindere; der andere, das Thier lehre nur um, wenn der Reiter es dazu zwinze.

Solche widersprechende Aussagen bekommt man vom Praktiker, wie ich aus eigener Erfahrung behaupten kann, garnicht selten. Oft mag unter verschiedenen Umständen Beides richtig sein. Diese verschiedenen Umstände gibt es nun zu ergründen, auf diese Weise durch ein intensives Studium erst eine durchgearbeitete Anschauung von der Gegenwart zu erwerben, ehe man in der Behaudlung der Vergangenheit aus der uiedern Region der bloßen Quellenforschung sich zu der höheren, zu der Sachkritik erhebt.

Die „Briefe“ und „Gespräche“ des Prinzen Hohenlohe, die ich nun



für diesen Zweck empfehle, sind, um es noch einmal zu sagen, ihrer Intention nach durchaus nicht für Laien bestimmt; ganz wie in den Generalstabswerken finden sich daher auch weite Strecken, die für den Laien Wüsten sind; sie sind ohne strenge systematische Ordnung geschrieben und zuweilen läßt sich auch gegen die historischen Grundlagen als solche etwas einwenden — als Ganzes aber bilden sie eine ebenso fruchtbare wie angenehme Lectüre auch für den Geschichtsliebhaber. Ihre Haupttugend ist die Anschaulichkeit; sie wird nicht am wenigsten gerade durch den das Systematische bei Seite setzenden gemüthlichen Unterhaltungston des Briefes oder des Gespräches erreicht, der sich auch eine Wiederholung nicht übel nimmt und von Zeit zu Zeit die Geister mit einer charmant erzählten Anekdote anfrischt.

Zuversicht ist eine der wesentlichsten Eigenschaften einer Armee; die deutsche hat sie. „Nu geht das olle Siegen wieder los“ sagte der Landwehrmann zu seiner Frau, als er 1870 zum dritten Male einberufen wurde.

Ein äußerst gefährlicher Auswuchs der Friedens-Ausbildung ist das Hinarbeiten nicht auf den sachlichen Zweck, sondern auf die „Befichtigung“. Es bilden sich auf diesem Wege Traditionen, die man fortwährend bekämpfen muß und oft nicht unterdrücken kann. „Ich will Dir nur eine Tradition als Beispiel anführen, die ich als Regimentscommandeur vorfand. Ich entdeckte als ich die Rekruten in zerlumpten Anzügen exercieren sah, daß die Batterien ihre Rekruten in denjenigen Röcken und Hosen im Winter exercieren ließen, welche als verbraucht austrangiert und ihnen als Flickmaterial überwiesen waren. Dies verbot ich durch Regiments-Parolebefehl. Ein Batterie-Chef, der mit mir von alter Zeit her so befreundet war, daß wir uns „Du“ nannten, sagte mir im Vertrauen unter vier Augen: „Du hast da einen Befehl gegeben, dem ich zuwiderhandeln werde; denn wenn ich ihn befolge und mein Nachbar nicht, so strapaziere ich meine Exercier-Garnitur, er schont sie, dann werde ich bei der Mustering getadelt und er wird gelobt. Also werden wir alle, wenn Du es nicht siehst, die Rekruten im Flickmaterial exercieren lassen.“ — „Wie wäre es“, sagte ich, „wenn ich das Flickmaterial zertrennen lasse?“ — „Dann lassen wir es von den Compagnieschneidern wieder zusammen nähen“. — „Was meinst Du“, sagte ich, „wenn ich Euch bloß halbe Hosen und halbe Röcke gebe?“ — Nach einigen Nachdenken meinte er, das ginge.

„So geschah es. Wenn die Batterien von jetzt ab 10 Röcke und 10 Paar Hosen als Flickmaterial verwenden sollten, mußten sie diese Sachen ans Regiment abgeben und erhielten dann vom Zahmeister die

eine 20 rechte Hosenbeine und 20 rechte Rockhälften, die andere ebenso die linken Seiten. Das Aussehen des Regiments gewann dadurch."

Ueber die Empfindungen und die Bildung der unteren Volksklassen und dabey auch über die Schwierigkeiten der Rekruten-Ansbildung pflegten in den höheren Gesellschaftsklassen sehr optimistische Anschauungen zu herrschen. „Ich erinnere mich eines nur Polnisch sprechenden Rekruten, dessen Ausbildung ich als Lieutenant mit übernehmen sollte und der nicht ein Wort verstand, was ich sagte und deshalb theilnamenslos ins Weite starnte. Ich sagte einem andern Rekruten, der Polnisch und Deutsch sprach, er sollte es ihm übersetzen. Derselbe wandte sich zu ihm und gab ihm zunächst eine fürchterliche Ohrfeige. Auf meine Vorwürfe dieserhalb sagt der Mann mit den schlagenden Argumenten: „Lassen Sie mich nur machen, Herr Lieutenant, versteht er nun besser!“ Die Ohrfeige bedeutet in diesen Umgangskreisen, was man in Berlin mit den Worten: „Hören Sie mal“ ausdrückt, oder das Anstoßen an den Oberarm, das sich manche Menschen angewöhnen, um die Aufmerksamkeit auf ihre Worte anzuregen. Welche Geduld dazu gehört, solchen Individuen das Alles beizubringen, was zum Dienst im Felde, zur Ordnung, zur Disciplin gehört, ohne einmal zuzuschlagen, das vermag nur derjenige zu ermessen, dessen Geduld practisch dadurch auf die Probe gestellt ist.“

In der guten alten Zeit wurde jeder Felddienst-Uebung eine „General-Idee“ untergelegt; dann kam die „Special-Idee“, z. B. so: „Anhalt-Deffau, eifersüchtig auf die wachsende Macht Preußens“ zc. zc. oder „Die Völker des Westens haben sich empört, die Völker des Ostens marschieren zu ihrer Bekämpfung. Sie, Unterofficier Adam, führen eine Patronille auf den Brauhäusberg. Berlin existiert nicht“ zc. zc.

Im Jahre 1859 wurde einmal ein österreichischer Husar von italienischen Bauern mit Heugabeln erschlagen. Gypulai befahl darauf, daß den Cavallerie-Patrouillen immer Infanterie beigegeben werden solle. Die Folge war, daß die Cavallerie an die Infanterie gebunden ihre Reconnoissance-Thätigkeit aufs engste begrenzte und den Flankenmarsch der ganzen französischen Armee an der österreichischen entlang, der zur Schlacht von Magenta führte, nicht bemerkte. Aber fügt Hohenlohe seiner Erzählung zu „Lache nicht darüber! Wir haben bei uns Aehnliches erlebt, als die Kriegsgewohnheit nach langem Frieden uns abhanden gekommen war. Ich erinnere mich aus dem ersten Kriege, den ich mitmachte, daß ein Kommandeur es für einen Schimpf hielt, der auf sein Regiment gefallen sei, als einer seiner Officiere in Gefangenschaft gerieth, als er sich allzukühn patrouillirend vergewagt hatte. Der Kommandeur ließ sein Regiment im

Stich und „reiste“ ins Hauptquartier der Armee, um den Fall persönlich mit erschrecktem Gesicht zu melden.“

Im August 1870 auf dem Marsch nach Sedan kam der Prinz einmal zu einem geistlichen Herrn in's Quartier, der die Unterhaltung auch auf das Gebiet der Strategie spielen ließ. „Seine Frage, ob wir auf Chalons marschierten, war von einem so listigen Blick begleitet, daß ich mich des Verdachts nicht enthalten konnte, er habe Mittel und Wege, um der Französischen Armee Nachrichten zukommen zu lassen. Ich antwortete ihm deshalb, ich glaube, wir seien auf der nächsten Straße von St. Mihiel nach Chalons. „Et de Chalons“ fragte er weiter „vous prendrez le chemin de fer pour aller à Paris“. Ich sehe ihn einen Moment verdutzt an. Der anwesende Brigadeadjutant sagte aber mit der ernstesten Miene, wir fürchteten nur, die Bahnbeamten könnten vor uns geflüchtet sein, und wir fänden dann an der Kasse Niemanden, der uns Billets verkaufte. „Ah oui“, sagte der Herr Pastor, „il pourrait y avoir des difficultés.“ Diese Bemerkung beruhigte mich über die Gefährlichkeit des Spions, wenn er ein solcher war.“

Wie wenig die von den Laien gewöhnlich so besonders hoch geschätzte scharfsinnige Vorausberechnung der Möglichkeit in Wirklichkeit bedeute, wird illustriert mit zahlreichen Beispielen zu dem Satz, daß „von den drei vorgesehenen Möglichkeiten immer die vierte eintrete“.

Nicht weniger schwer als die einzelne kriegerische Handlung ist jede generelle Reform, jede Aenderung in der Methode der Kriegführung. Nachdem sie ausgeführt ist, gehört eine gewisse Anstrengung der Phantasie dazu, sich vorzustellen, wie es nicht von je als selbstverständlich erschienen ist. Gerade scharfe Köpfe, unter den Militärschriftstellern übrigens fast ebenso sehr wie unter den Historikern, neigen dazu, hier einen zu strengen Maßstab anzulegen: man erinnere sich jenes Zwischenfalls aus dem Feldzuge von 1866, daß Vogel von Falkenstein sich durchaus nicht dazu verstehen wollte, Truppen mit der Eisenbahn gegen die Hannoveraner operieren zu lassen. Wengen, dessen durchdringende Kritik das aufgedeckt hat, verurtheilt darum doch den General zu streng: nicht Falkenstein war ein Thor, weil er etwas Natürlich-Verständiges nicht wollte, sondern Moltke war ein Genie, weil er hier ein neues Instrument der Kriegführung zu benutzen lehrte. Das vollständig zu würdigen, lese man bei Hohenlohe, wie unsere Cavallerie und Artillerie 1866 noch kriegsführen zu müssen meinte: der natürliche Mensch ist fortwährend geneigt, sich an den Kopf zu fassen und zu fragen, wie war ein solcher Unverstand möglich? Dazu mußte man erst die Erfahrung eines großen Krieges machen, um sich zu sagen, daß die Cavallerie an die Tête gehöre und nicht an die Queue,

daß die Artillerie nicht in Reserve zu stehen, sondern den Feind zusammenzuschießen habe? Die Antwort ist: allerdings gehörte erst die Erfahrung eines Feldzuges dazu. Die Geschichte der preussischen Armee beweist es. Wenn hier das intelligenteste Officiercorps der Welt und der Weltgeschichte erst eine solche Erfahrung gebrauchte, um den richtigen Modus für die Verwendung jener beiden Waffengattungen unter den modernen Verhältnissen zu finden, so beweist das, daß solche Wahrheiten, so kinder-einfach sie hinterher erscheinen, den Werth von großen Entdeckungen haben. Moderne Cavallerie und Artillerie haben durchaus nichts zu thun mit der Kampfesart athenischer Hopliten, dennoch empfehle ich das Studium der Leistung und der Entwicklung dieser beiden Waffen im Jahre 1866 denjenigen, die heute dem Perikles so genau zu sagen wissen, wie er den peloponnesischen Krieg, ganz anders als er es gethan, hätte führen müssen.

Von dem 1866er Feldzuge sagt Hohenlohe geradezu, eigentlich habe ihn die Infanterie allein gewonnen. Zwischen 1866 und 1870 aber hatten Cavallerie und Artillerie so viel gelernt, daß der Kaiser Napoleon zu unserem König nach der Capitulation sagen konnte, diese beiden Waffen seien es, die ihn überwunden hätten. Von der Größe dieser That erfülle man sich ganz und gar und dann lese man in den „Gesprächen über Reiterei“, wie weit nach dem General v. S. die Siegerin von 1870 noch heute von der Vollkommenheit entfernt ist.

Mit welcher Art Erscheinungen, welchen psychologischen Reactionen man auf cavalleristischem Gebiet zu thun hat, mögen folgende Auszüge aus Hohenlohe andeuten.

„S. Fast möchte ich glauben, daß es mit einer Reiterei, die durchgehen kann, reiner Zufall ist, in welcher Richtung sie durchgeht und ob sie siegt oder geschlagen wird.

„H. Ist dies Urtheil nicht zu hart?

„S. Vielleicht habe ich mich für das Allgemeine zu drastisch ausgedrückt, ich kann Ihnen indessen folgenden Fall erzählen: Eine Cavallerie-Division von 6 Regimentern sollte, geworfen wie sie war, durch eine andere, etwa gleich starke Division aufgenommen werden. Infolge eines Mißverständnisses stürzte sie sich en débändade auf diese, riß sie in der Karriere mit sich fort und beide Divisionen stürzten pélo-mêle in wilder Jagd davon.

„H. Ich muß gestehen, daß mir aus der Lectüre der Kriegsgeschichte dieser Fall nicht erinnerlich ist, in dem 12 Cavallerie-Regimentern zugleich die Flucht ergriffen hätten.

„S. Das glaube ich wohl, denn dazu müßten Sie die noch ungeschriebene Friedensgeschichte lesen. Der Fall passirte nämlich bei einer

Friedensübung einer uns befreundeten Armee. Die beiden Divisionen hatten gar keinen Feind, nicht einmal einen markierten.“

Von der Napoleonischen Reiterei wird dargelegt, daß sie viel zu wenig ausgebildet gewesen sei, um nach den Grundsätzen Friedrichs des Großen verwandt zu werden. Die Reiter hatten ihre Pferde nicht in der Gewalt. „Erzählte mir doch mein eigener Onkel“, sagt H., „der eine Brigade gegen die große Murat'sche Attacke bei Liebertwolkwitz heranbeorderte, daß ihm sein eigenes Pferd (er hatte eben ein gemeines Soldatenpferd besteigen müssen, weil ihm das seine erschossen war) durchging. Er jagte der Murat'schen Masse entgegen, auf zehn Schritt daran vorbei. Die feindlichen Reiter schimpften und schlugen nach ihm, aber kein Einziger hatte Gewalt genug über sein Pferd, um sich ihm zu nähern und alle stürmten in einer wilden tiefen Masse ungeordnet und unaufhaltsam fort in der einmal eingeschlagenen Richtung.“

„Ungemein beeinträchtigt wird die Führung einer Eskadron durch die Liebe des Chefs zu seiner Truppe. Es mag mancher Kompagnie-Chef darüber zürnen, aber wahr ist es doch, ein guter Eskadron-Chef hängt mehr mit seinem Herzen an seiner Truppe als ein guter Kompagnie-Chef. Das kommt daher, weil ihm die Ausbildung seiner Truppe mehr Mühe gemacht hat. Besonders sind es die Pferde, die er liebt. Es klingt unmenschlich, liegt aber doch in der menschlichen Natur. Wie eine Mutter dasjenige ihrer Kinder am meisten liebt, das ihr am meisten Mühe und Sorge verursacht, um es am Leben zu erhalten und zu erziehen, so ist die Liebe, wie die Sorge des Eskadron-Chefs mehr dem mühsam ausgebildeten Pferde zugewandt, als dem leichter erzogenen Manne. Uebrigens bleibt das Pferd durchschnittlich zehn, der Mann nur drei Jahre bei der Eskadron, und somit bilden die Pferde den Stamm, und wenn der Chef von seiner Eskadron spricht, so schweben ihm bei diesem Wort die Pferde in erster Linie vor. Den größten Theil des Jahres ist die Pflege und richtige Behandlung dieser Thiere der Hauptgegenstand seiner Aufmerksamkeit gewesen, hat er darauf geachtet, daß die leicht erregbare Donna von ihrem Reiter zart behandelt, daß der Tancred nicht zu stark auf die Vorhand geritten, daß die Hufe des Belisar nicht zu arg mitgenommen, daß Omars Sehnen gut gewickelt und der Sultan nicht zu stark pariert werde, damit nicht Spath sich ausbilde, u. s. w. Mit Einem Male soll er seine Eskadron gebrauchen, sei es beim Exerzieren im Regiments-, Brigade- oder Divisions-Verbande, sei es beim Manöver, sei es im Kriege. Da soll er, ohne Rücksicht auf das Befinden seiner Lieblinge, nur den Feind und die taktische Lage seiner Eskadron im Auge haben, und soll aus ihr, wenn der Gefechtszweck es erfordert, das Beste herausnehmen, ohne

Rücksicht darauf, was nachher aus Donna, Tancred, Belijar, Omar und Sultan werde. Nun gar, wenn er diese Eskadron, das Werk seiner 10jährigen Arbeit in die feindlichen Kugeln hineinführen soll! Nicht die Sorge um sein eigenes Leben kann ihn in dem Erfassen des richtigen Augenblicks stören, aber er denkt an seine Lieblinge. Er soll sie der Gefahr der Vernichtung ansiezen. Unwillkürlich schleicht da der Zweifel in sein Gemüth und benimmt sein klares Urtheil. „Wie denn“, so spricht derselbe, „wenn dies der richtige Augenblick nicht wäre, wenn ich mehr erreichte durch Demonstrieren, Manövrieren, durch Ausweichen aus dem Gefecht, und somit dies kostbare Material dem Heere erhalte?“ Manches Zaudern, manche Unentschlossenheit eines Kavallerieführers, der den richtigen Augenblick dadurch versäumte, ist auf diese Stimmung zurückzuführen, und nicht etwa auf den Trieb der Selbsterhaltung, dem kein Deutscher Offizier im Kampfe mitzupprechen erlaubt. Viel, unendlich viel muß der Eskadron-Chef von den ihm obliegenden Sorgen abschütteln, wenn er, lediglich auf taktische Erwägungen gegründet, den Augenblick der Attacke erfassen will, er muß denken, wie mein verstorbener Freund B. in etwas gotteslästerlicher Weise im Gefecht rief, nachdem er den Befehl gegeben, daß eine Eskadron dem Feinde in die Flanke gehen solle: „Und nanu kann mir Gott und die Welt den Hobel ausblasen, zur Attacke Lanzen gefällt, — Galepp, Marjch — Marjch Marjch, Hurrah!“

Ein anderes Bild.

„Ein Kavallerieführer ist mit der Teten-Eskadron, welche ankünnen soll, vorgeritten, während ihm das Gros in einem waldigen Gebirgs-Defilee folgt. Er hat die Reitende Batterie mit der Teten-Eskadron in schneller Gangart vorgezogen, und diese prokt auf der kahlen Höhe ab, auf der das Defilee oben mündet. Das Zuschlagen der Proklafen-Deckel halt im engen Thale unter den folgenden Reitern wieder wie sechs Infanterieschüsse, und diese glauben an Infanteriefeuer in nächster Nähe, gegen das sie in dem engen Defilee wehrlos sind. Unterdessen haben vorgeandte Eclairours gemeldet, daß das vorliegende Dorf vom Feinde frei ist, und die Batterie giebt reglementsmäßig das Signal „Stopfen“. Dieses wird vom Echo im Thale dreifach wiedergegeben und von den dort marschierenden Reitern für das „kehrt“-Signal gehalten. Der Glaube an die Gefahr, in der sie sich befinden, wird bei ihnen durch das erneute Zuschlagen der Proklafen-Deckel bestärkt, die wiederum wie Infanterieschüsse im Thale wiederhallen, und als nun gar das Signal „Trab“ der Batterie hörbar wird, die der vorgehenden Eskadron folgen will, setzt sich das ganze Gros nach rückwärts in Trab und verläßt das gefährdet geglaubte Defilee. Sobald die Ebene in der Niederung erreicht ist, läßt der nachfolgende

älteste Offizier „Aufmarsch in Eskadrons“ und als Ausführungs-Signal „Galopp“ blasen. Nur ein Theil hat das erste Signal gehört und der Rest hört nur das letzte Signal. So galoppiert Alles an und miß sich in der Meinung befinden, daß nur die schleunigste Gangart die Truppe aus einer dringenden Gefahr retten kann. Kein Ruf wird gehört, kein Offizier kann die Fliehenden erreichen, denn er kann eben nicht wesentlich schneller galoppieren als die gut in Training gebrachte Truppe. So wälzt sich die Masse unaufhaltjam Meilen weit nach rückwärts vor einem Feinde, der gar nicht existiert hat.“

„Der Kommandeur des Ganzen aber hält vorn auf der Höhe. Ungebuldig, weil das Gros noch nicht folgt, schaut er sich um; da sieht er über den waldigen Bergabhang hinweg in der Niederung seine Reiter in voller Karriere nach rückwärts. Verzweifelt ringt er die Hände, aber er kann nicht Abhilfe schaffen, denn er ist zu weit ab und er weiß keinen Grund für diese Unordnung.“

„Oder denken wir uns den Kommandeur einer Kavallerie-Masse, wie er, weil seine Reiter für den bevorstehenden Angriff in Reserve folgen sollen, für seine Person an den Marsch-Kolonnen der Infanterie vorbeist nach der Tete ins Gefecht eilt, um zu sehen, wo er Hilfe bringen kann. Seinen Reitern befiehlt er, wo sie die Infanterie nicht im Marsche stören, daran vorbeizutrablen. Das geschieht. Ein Seitenweg scheint, frei wie er ist, die gewünschte Beschleunigung des Marsches zu erleichtern. Aber dieser Seitenweg führt ganz wo anders hin. Die ganze Kavallerie-Masse reitet fort, und als der Kommandeur nach ihr sendet, um sie zum Angriff zu führen, ist sie nicht zu finden. Sie aber, die auf einen Platz gerathen ist, auf dem sie ihren Kommandeur zu finden hofft, findet ihn nicht und wartet während der ganzen Schlacht auf seine Befehle. — Da braucht ihm nur noch durch einen unglücklichen Tritt auf einen Stein sein Pferd lahm zu werden, so daß er nicht von der Stelle kann, während seine anderen Pferde bei der Kavallerie-Masse seiner harren, oder es braucht nur noch ein Adjutant aus Versehen rechts statt links zu bestellen, und der Führer ladet den Verdacht auf sich, daß er kein Vergnügen am Gefecht habe. Sein Ruhm, das Vertrauen der Truppe zu ihm ist dahin, und niemals kann er beides wieder gewinnen.“

Am reichsten an unmittelbaren Beiträgen zur Geschichte ist von allen Hohenlohe'schen Schriften das Heft über Feld-Artillerie. Dieses Heft bildet eine geradezu unschätzbare Ergänzung zu den officiellen Generalstabswerken über unsere Kriege. Man würde kein Ende finden, wollte man anfangen, hier Auszüge wiederzugeben. Nur ein Brief sei hier angegeschlossen, welcher der Charakteristik des Reformators der preussischen

Artillerie, dem General Hinderlin gewidmet ist, etwas herausfallend, wie der Autor selbst bemerkte, aus dem Rahmen seiner sonst rein sachlichen Erörterungen, aber darum für uns, die wir auch nach Menschen, nicht bloß nach Institutionen und Ereignissen in der Geschichte suchen, besonders interessant. Er lautet, mit geringen Abkürzungen: „Ich kann die Besprechung der Gründe für die Vervollkommnung unserer Waffe zwischen 1866 und 1870 nicht für erschöpfend halten, wenn ich nicht einen Namen nenne, auch auf die Gefahr hin, von Dir der Inkonsequenz angeklagt zu werden, weil ich nicht untersuchen wollte, wer, sondern nur was die Ursache sei.

Aber es liegt klar auf der Hand, daß in einer Armee, in der so wie in der Unsrigen die Disciplin das Grund-Element der Existenz bildet, sich nicht eine Waffe so allgemein und gleichmäßig binnen vier Jahren bedeutend vervollkommen konnte, wenn sich nicht an maßgebender Stelle ein richtig leitender Motor befunden hätte. Denn wären die Vervollkommnungen nur von der Mehrzahl der Mitglieder der Waffe, also von unten herauf, ausgegangen, so hätte sich doch mindestens bei einem Theile eine geringe Vervollkommnung, ein Nicht-Eingehen auf das Neue zeigen müssen. Dieses treibende Element, die Seele des Aufschwunges, den die Artillerie nach 1866 nahm, war Niemand anders, als der General-Inspecteur selbst, General v. Hinderlin. Wohl fand er bereitwillige Ohren und Hände in allen Theilen der Truppe, denn das Bedürfniß nach Aenderung hatte sich allgemein fühlbar gemacht. Aber Hinderlin leitete die Umwandlung, er gab die Richtung an, er brachte, was die Hauptsache war, die vielen oft weit auseinandergehenden Ideen unter einen Hut, er trieb zur Eile an.

Während zugleich von Allerhöchster Stelle aus unablässig durch Verordnungen und Kritiken auf eine richtige taktische Verwendung hingearbeitet wurde, sorgte Hinderlin durch den Ausbildungsgang, den er in der Artillerie änderte, dafür, daß sie befähigt wurde, so verwendet zu werden, wie es verlangt wurde. So schmiedete und schloß er das Schwert, während von Allerhöchster Stelle her gelehrt wurde, wie man es zu gebrauchen habe.

Es war eine originelle Erscheinung, die da an der Spitze der Waffe stand. Als Sohn eines unbemittelten Pfarrers hatte er eine vollständige Bildung des Geistes und Herzens empfangen. Er hatte sich aber unter Entbehrungen und Arbeiten durchs Leben schlagen müssen. Das hat wohl seine Willenskraft gestählt, aber der Sinn für gesellige Freuden war dadurch auch in ihm erloschen, und auf Ausbildung und Verfeinerung seiner geselligen Formen hatte er nichts mehr verwendet. (Er war unter Anderm stolz darauf, daß er selbst auf Böllen nie andere als rindsklederne Stiefel



trage.) Während seiner mühevollen und ernstlichen Laufbahn, die er bald nach den Freiheitskriegen unter den artilleristischen Vorgesetzten des alten Schlages begann, hatte er sich deren Verbtheit zu eigen gemacht. Wenn er auch wissenschaftlich allseitig gebildet war (er beherrschte das Reich der Mathematik, Physik und Chemie, die Englische und Französische Sprache), so hielt er doch nichts von der „Gelahrtheit“ der Waffe, sondern stellte die praktischen und taktischen Leistungen aller Gelehrsamkeit voran. Wie Enke machte er an sich selbst das Wort zur Wahrheit: „Der Tag hat 24 Stunden Dienst“, und er stellte hohe Anforderungen an Andere.

Er war aufbrausend und sehr heftig, und sein Zähjorn war durch die Ungebuld, etwas zu leisten, vermehrt. Diese Ungebuld hatte ihren Grund in seiner Ueberzeugung, daß er nicht sehr alt werden könne, denn alle seine Brüder und sein Vater waren nicht so alt geworden, wie er, sondern früh am Herzschlage gestorben. Dies Ende erwartete er täglich. Ehe es aber eintrete, wollte er Erfolge seines Schaffens an der Spitze der Waffe sehen. Dadurch entstand eine Hast, die alle Untergebenen zu großer Thätigkeit zwang und manche Verbesserung sehr beschleunigte, wenn sie auch zuweilen durch Ueberstürzung schadete. Charakteristisch hierfür war ein Wort, das er einst einem seiner Adjutanten sagte, dem er einen umfassenden recht schwierigen Bericht auszuarbeiten befohlen hatte und der ob der Größe der Arbeit und der Anzahl Tage, die er darüber sitzen werde, ein langes Gesicht gemacht hatte. „Es hat keine Eile“ sagte der General nämlich, „Sie können erst essen.“

Wie alle heftigen Menschen war er im Grunde genommen sehr gutmüthig. Er hatte ein Herz für die Menschen und für seine sehr zahlreiche Familie. Aber er hielt es nicht für militärisch, ein Herz oder ein Gemüth zu zeigen. Deshalb liebte er es, sich rauh und herzlos zu stellen, selbst gegen seine Familie. Sein ältester Sohn starb nach Monate langem Leiden an der bei St. Privat erhaltenen Wunde. Er sagte: „Der Junge ist sehr zu beneiden. Schöner wie er, kann ein junger Officier nicht sterben. In der einen Hand hielt er das Eiserne Kreuz, in der anderen die seiner Mutter.“ Das stieß er ebenso rauh heraus, wie wenn er einen dienstlichen Tadel aussprach. Aber ein leises Zittern seines Kinns verräth die heftige Bewegung seinen Innern. Dann wurde seine Miene noch starrer und eiserner als sonst, und er sprach von dienstlichen Dingen.

Denn starr und eisern waren seine Züge in dem breiten verwitterten Gesicht mit der großen breiten Stirn und dem röthlich-blonden, etwas grau melirten Schnurr- und Backenbart, starr und eisern die steife Haltung des unterjetzten mittelgroßen Körpers. Er lachte selten, denn der Humor

war ihm fremd. Eine humoristische Vorstellung, von Officieren arrangiert, konnte er wohl plötzlich verlassen mit dem laut ausgestoßenen Ausruf: „Nein, das ist mir zu dumm“.

Er haschte nicht nach Popularität, er wollte nicht beliebt sein, war es auch nicht, sondern im Allgemeinen mehr gefürchtet. Der Witze des jungen Officiers nannte ihn den „steinernen Gast“.

Seine Familie kannte die Gutmüthigkeit seines Herzens, wenn er sich auch noch so tyrannisch geberdete. Ich könnte Dir manche rührenden Züge davon erzählen, die ich theils gehört theils miterlebt habe. Aber solche Familienscenen erzählt man nicht weiter.

Hindersin lobte nicht gern. Er fürchtete den Eifer der Untergebenen durch das Lob zu lähmen. Wenn er aber gezwungen war zu loben, dann schwächte er sein Lob gern auf irgend eine Weise in einem Vorder- oder Nachsatz ab. Da er aber kein besonders guter Redner war, so konnte es ihm passieren, daß er nach Abschwächung des Lobes im Vorder- oder Nachsatz noch einmal abschwächte und das Lob ganz unterließ. So sagte er einmal im Kreise eines Officier-Korps über den Vortrag, den ein junger Officier gehalten und der ihm gut gefallen hatte: „Wenn ich auch nicht mit allem einverstanden bin, was hier soeben vorgetragen worden ist, so habe ich doch sehr viel daran auszusagen.“ Der Officier erbleichte und fragte mich nachher, ob er es nach diesen Worten noch wagen dürfe, seinen Vortrag (der mehrere Abende zu füllen bestimmt war) das nächste Mal fortzusetzen. Ich fragte Hindersin nachher allein, was ihm denn an dem Vortrage so sehr mißfallen, daß er ihn so scharf getadelt. Er war ganz erstaunt und glaubte, er habe den Officier sehr gelobt. Das nächste Mal aber machte er die Sache gut, indem er dem jungen Herrn freundlichst dankend und seinen Beifall ausdrückend die Hand reichte. Auch mir ist es einmal wiederfahren, daß er mir auf diese Weise die unerhörtesten Grobheiten sagte und glaubte, er habe mir seine billigende Anerkennung über die betreffende Angelegenheit ausgesprochen.

Hindersin hatte, ohne gerade kurzsichtig oder schwerhörig zu sein, kein übermäßig scharfes Gesicht und Gehör. Ob er dadurch oder durch trübe Erfahrungen mißtrauisch geworden war, weiß ich nicht. Aber er war von einem Mißtrauen gegen die Untergebenen und die Truppen erfüllt, welches oft in recht peinlicher Weise zu Tage trat und um so weniger schmeichelt für die Betheiligten war, als er es stets unverhohlen aussprach. Sein Prinzip war die Truppe nicht nur zu besichtigen, sondern auch ihr aufzulauern, denn er hielt immer für möglich, daß man ihm ein X für ein U mache und seine Befehle nicht so ausführte, wie er sie gegeben.

Einst besichtigte er die mir unterstellte Truppe bei der Schießübung. Als ich ihm eine bestimmte Uebung zeigen wollte, verzichtete er darauf mit dem Bemerken, er habe sie schon vor 8 Tagen gesehen und sei dadurch befriedigt. An dem bezeichneten Tage, als ich sie hatte ausführen lassen, hatte ich ihn aber nicht bemerkt. Ich bat ihn daher um Entschuldigung, daß ich ihm bei der Uebung nicht die schuldige Meldung gemacht, weil ich von seiner Gegenwart nichts gewußt. „Sie sollten auch nichts davon wissen“, sagte er. „Ich hatte mich dort im Walde versteckt und sah durchs Fernrohr zu. Ich wollte einmal sehen, wie Sie es treiben, wenn Sie allein sind.“

Ein anderes Mal hatte er den Beginn der Besichtigung auf früh 6 Uhr festgesetzt. Es war nämlich eine schwer heiße Zeit in den längsten Sommertagen. Seit Sonnenaufgang, also wohl seit 3 $\frac{1}{2}$  Uhr, hielt er sich auf einer Höhe im Walde auf und beobachtete mit dem Fernrohre die Vorbereitungen, Anmärsche, Aufstellung u. c. Unter dem Schutze des nächtlichen Dunkels war er aus Berlin unbemerkt dorthin geritten. Als er in seinem Versteck entdeckt war, ritt ich hin und meldete ihm, daß die Brigade in der Vorbereitung begriffen sei. Melden Sie mir erst, wenn Sie schußbereit sind. Ich bin noch nicht offiziell hier. Es ist mir nur angenehm, in der Morgenfrische spazieren zu reiten.“

Batteriebau wurde bei seinen Besichtigungen immer des Nachts ausgeführt. Er machte es aber nicht, wie frühere Inspekture, daß er nur beim Beginn des Baues zugegen gewesen und dann nach Hause geritten wäre. Er blieb die ganze Nacht dabei und ließ dann bei Tagesanbruch aus der fertigen Batterie schießen, damit nicht durch irgend ein bekanntes unerlaubtes Hülfsmittel der Bau beschleunigt werde. Solch ein Besichtigungstag begann also am Abend vorher, vor Einbruch der Dunkelheit und dauerte bis den andern Nachmittag. Dabei hatte er eine gewaltige Selbstüberwindung und Zähigkeit. Bei seiner ersten Besichtigung als General-Inspekteur stürzte er im Jahre 1864 in Magdeburg und quetschte sich den Fuß, weshalb die Aerzte ihm das Reiten untersagten. Er setzte aber seine Besichtigungen zu Pferde unter den fürchterlichsten Schmerzen fort.

So ein Mann regte schon durch sein Beispiel den unermüdblichen Eifer der Untergebenen an. Wer sich aber nicht ganz sicher fühlte, war sich der geringsten Unterlassung oder Nachlässigkeit bewußt war, der mußte sich vor ihm fürchten, denn er konnte sicher sein, daß Hinderin ihn, wie man im militärischen Leben vulgo sagt, auf dem faulen Pferde ertappen werde.

Ich kann nicht leugnen, daß mir der Verkehr mit ihm Anfangs un-

heimlich war. Als ich aber später durchschaute hatte, wie redlich sein Streben war, verkehrte ich gern mit ihm und stieß mich bei der Vortrefflichkeit des Kerns nicht an die rauhe Schale.

Denn redlich war seine Absicht stets. Er fürchtete nichts mehr, als ungerecht gegen Jemand sein zu können. Ich könnte Dir einen Untergebenen von ihm nennen, den er für unbrauchbar hielt. Aber er zögerte bis zu seinem eigenen Tode, dieser Ansicht Folge zu geben, weil er in seiner Jugend mit diesem Offizier ein Duell gehabt hatte und besorgte, sein Widerwille und seine Voreingenommenheit gegen diese Persönlichkeit möchte seine Ansicht über die Grenze der Gerechtigkeit hinaus beeinflussen haben.

War er auch ein Mann von altem Schrot und Korn und aus der alten Schule hervorgegangen, so war er doch auch für jede neue Erfindung und jeden neuen Gedanken empfänglich. Ja er faßte das Neue, was er erfuhr, gern mit Eifer auf, und konnte, wenn er auf Schwierigkeiten stieß oder Gegenvorstellungen hörte, recht ungehalten werden. Aber er trug solche Vorstellungen dem Betreffenden nicht nach. Im Gegentheil. Er erwog nachher Alles ruhig bei sich, und wenn er sich überzeugte, ließ er solche vorübergehenden Gedanken bald fallen. Hatte er aber Alles erwogen und das Neue für richtig erkannt, dann setzte er es auch mit jener Fähigkeit durch, welche Lebensfähiges schafft.

Um alles Neue, was auf seinem Gebiete vorkam, richtig würdigen zu können, ließ er sich nicht nur alle neuen Erfindungen vortragen, sondern er wohnte auch allen militärwissenschaftlichen Vorlesungen in Berlin bei, und konnte zuweilen aus den unreifsten Ideen der jüngsten Offiziere etwas Lebensfähiges herausfinden. In einem Winter vereinigte er sogar periodisch in später Abendstunde sämmtliche in Berlin anwesende Generale und Stabsoffiziere der Artillerie in den Räumen der Artillerie-Schule und ließ ihnen durch Offiziere der Schießschule und der Artillerie-Prüfungs-Kommission Vorträge über die neuesten Erfindungen halten. Wenn er auch dadurch die geistigen Kräfte zu sehr in Anspruch nahm und dieses Unternehmen bald fallen ließ, weil er sich davon überzeugte, daß die Betreffenden zu hoch standen und zu alt waren, um in Schul-Vokalen vereinigt zu werden, so zeugt sein Beginnen doch von seinem rastlosen Eifer.

\* Im Jahre 1864 war er mit der Leitung der Artillerie beim Angriff gegen die Duppeler Schanzen betraut worden. Nach dem siegreichen Ende dieser Belagerung ward er zum zweiten General-Inspekteur der Artillerie ernannt. Der damalige erste General-Inspekteur der Artillerie war durch Krankheit ans Zimmer gefesselt und wenige Monate darauf genöthigt, aus dem aktiven Dienst zu scheiden, worauf Hindersin seine Stelle einnahm.

Während der Belagerung von Düppel war die gewaltige Ueberlegenheit der gezogenen Geschütze über die glatten praktisch weltkundig geworden, wie sich wohl noch Jeder erinnern wird, der die damalige Zeit erlebt hat. Aber zu jener Zeit hatte bei uns die Einführung gezogener Feld-Geschütze eine Art von Abschluß erfahren. Wir hatten  $\frac{1}{4}$  gezogener Feld-Geschütze und zwar 6 Pfünder. An 4 Pfündern war eine Versuch-Batterie am Kriege theilhaftig. Ueber die Einführung von 4 Pfündern und die Vermehrung der gezogenen Feld-Geschütze, sowie Abschaffung der glatten war man bei uns zu einem bestimmten Entschluß noch nicht gelangt. Hindersin's erstes Streben war, durchweg gezogene Feld-Geschütze einzuführen. Damals trat ich zum ersten Mal in Berührung mit dem originellen Mann. Er suchte mich auf. Meine Ueberraschung darüber, daß mich, einen jungen Stabs-Offizier, ein so alter General besuchte, stieg, als er mir sagte, seit seiner Ernennung zum General-Inspekteur könne er keine Nacht schlafen, ich müsse ihm den Schlaf wiedergeben. Er entwickelte darauf seine Ansicht, daß die gezogenen Geschütze den glatten so überlegen seien, daß man lauter gezogene Feld-Geschütze haben müsse. Daher sei es seine Pflicht, darauf zu dringen, daß nur gezogene Feld-Geschütze in den Krieg mitgenommen würden. Wenn er in dieser Richtung nicht Alles thue, was in seiner Macht stehe, und Preußen mit  $\frac{3}{4}$  glatter Feld-Geschütze in einen großen Krieg verwickelt werde gegen eine Macht, die nur gezogene Geschütze führe, so werde es wahrscheinlich eine Hauptschlacht verlieren. Der Verlust einer Hauptschlacht aber könne die Zertrümmerung und Vernichtung des Vaterlandes herbeiführen. Wenn er daher das Geringste in der Einführung der gezogenen Geschütze versäume, so könne durch seine Versäumniß der Untergang des Vaterlandes verschuldet werden. Dieser Gedanke liege wie ein Alp auf ihm und lasse ihn nicht schlafen. Ich solle ihn bei Seiner Majestät anmelden, damit er die Gründe für die Vermehrung der gezogenen Feld-Geschütze entwickeln könne. Es war mir leicht, seinen Wünschen nachzukommen. War es ja doch damals meine, des dienstthuenden Adjutanten, Pflicht, die berufenen Behörden bei Seiner Majestät anzumelden, wenn sie es wünschten.

Hindersin entwickelte nun Allerhöchsten Orts seine Gründe. Verschiedene andere Persönlichkeiten nahmen an der Besprechung Theil. Obwohl noch manche Bedenken gegen die vollständige Abschaffung der glatten Geschütze geltend gemacht wurden, deren Kartätschschuß man nicht ganz entbehren zu können glaubte, und obgleich der Norden Amerikas, wie ich Dir schon früher einmal schrieb, in dem eben überwundenen großen Kriege bei Neu-Anschaffungen noch immer  $\frac{1}{4}$  glatte Geschütze, und zwar ähnliche wie unsere kurzen 12 Pfünder, hatte anfertigen lassen, so drang doch Hindersin

mit seinen Argumenten siegreich an Allerhöchster Stelle durch. Es erfolgte (Juni 1864) der Befehl, sofort mit der Beschaffung von so vielen 4 Pfünder-Feld-Geschützen zu beginnen, als die Fabriken herzustellen im Stande wären. Daß dies, besonders mit einem Material wie Gußstahl, so schnell nicht geht, weißt Du ja. Als daher nach weniger als zwei Jahren eintraf, was Hindersin mit seinem weiteren politischen Blick vorausgesehen hatte, daß wir nämlich in einen großen Krieg verwickelt wurden, hatten wir erst bei der Hälfte unserer Feld-Artillerie die glatten Feld-Geschütze gegen gezogene umgetauscht. Wir besaßen nach anderthalb Jahren, beim Beginn des Jahres 1866 von sechzehn Feld-Batterien des Armee-Korps acht gezogene, nämlich vier 6 Pfünder- und vier 4 Pfünder-Batterien. Sobald die politischen Verwickelungen mit Oesterreich 1866 die Eventualität eines Krieges wahrscheinlich machten, faßte Hindersin die beschleunigte Vermehrung der gezogenen Geschütze ins Auge. Nach damaligen Grundsätzen der Verwaltung hielt man für den Kriegsfall, um etwaige Verluste ersetzen zu können, die Vereithaltung einer gewissen Reserve an Waffen für nöthig, so auch an gezogenen Rohren. Aber Hindersin drang mit dem Argument, daß es in diesem Kriege auf eine Hauptschlacht ankomme, und daß man, wenn man die Hauptschlacht gewinne, nachher die etwa zerstückten gezogenen Geschütze nicht zu ersetzen brauche, weil man dann weniger Kanonen nöthig habe, auf die Einstellung sämmtlicher vorhandenen gezogenen Rohre in die Feld-Artillerie. So wurden noch kurz vor Beginn des Feldzuges per Armee-Korps zwei Batterien mit 4 Pfündern bewaffnet, und wir hatten auf diese Weise  $\frac{10}{16}$  unserer Feld-Artillerie mit gezogenen Geschützen, als der Krieg ausbrach. Er war auch nicht der Mann, sich durch Bedenken von dem einmal bestimmt gefaßten Entschluß abbringen zu lassen. So schlug er den Einwand, die Batterien seien nicht mit der neuen Waffe vertraut, mit der Aeußerung nieder, wenn sie noch so schlecht mit den gezogenen Geschützen schossen, so würden sie noch immer damit besser schießen, als noch so gut mit den glatten. Es war kaum die Zeit vorhanden, die Batterien oberflächlich einzuexerzieren, und jede von ihnen konnte noch einen Tag mit ungeladenen Granaten schießen. Dann ging es in den Krieg.

Hindersin hatte wieder richtig vorausgesehen. Die eine Hauptschlacht war in diesem Kriege entscheidend. Die schnelle Bewaffnung der Batterien mit gezogenen Geschützen bewährte sich gut. Wenn Du im Generalstabs-Werk die Nummern der Batterien verfolgst, so wirst Du finden, daß so manche 5. oder 6. 4 Pfünder-Batterie (das waren die kurz vor dem Abmarsch umgewandelten) sich recht hervorgethan hat, und wenigstens nicht schlechter schoß, wie die sämmtlichen gezogenen Geschütze überhaupt. Was

aber an Artillerie im Kriege von 1866 in den verschiedenen Gefechten und in der Hauptschlacht gar nicht zur Verwendung gekommen ist, waren vornehmlich, wenigstens in überwiegender Zahl, die glatten Geschütze. Nach dem Kriege von 1866 wurden nun, so schnell es die Mittel gestatteten, alle die Batterien, die noch glatte Geschütze hatten, mit gezogenen versehen.

Eine gleiche eiserne Konsequenz, wie auf die Einführung der gezogenen Geschütze, verwendete er auf die Gründung einer Artillerie-Schießschule. Schon bei der Belagerung von Düppel hatte er gesehen, daß die Truppe mit den gezogenen Belagerungs-Kanonen nicht halb so viel traf, als sie nach den Angaben der Erfinder damit hätte treffen sollen. Von den Letzteren waren Einige zu der Belagerung zugezogen worden. Wo dieselben in einer Batterie ihren Rath ertheilt hatten, war das Resultat sofort ein besseres gewesen. Auch bei seiner ersten Besichtigung der Schießübungen im Jahre 1864 sah er, daß die Truppe weit hinter der Leistungsfähigkeit der Geschütze zurückblieb. Er hat zuerst bei der Kritik die Treff-Resultate zum Haupt-Maßstab für die Tüchtigkeit der Truppe gemacht. Während er Bewegungen, Evolutionen, Zustand, Verhalten u. kritisierte, wurden die Rapporte von den Scheiben zusammengestellt, und sobald er diese erhalten hatte, sagte er in der Kritik: „Und nun, meine Herren kommen wir zu der Hauptsache, zu der wir da sind, nämlich zum Treffen.“ Dann ließ er die Resultate vorlesen, und zwar trocken folgenderweise: „Nach den Angaben der Prüfungs-Kommission sollen treffen so und so viel Prozent. Es haben heute getroffen: so und so viel Prozent.“ Alle Officiere machten lange Gesichter, denn das Resultat war entsetzlich gering. Er aber sagte kurz und trocken: „Die Zahlen sprechen laut genug. Ich habe nichts hinzuzufügen. Das muß anders werden.“

Im Privat-Gespräch konnte er dann wohl den Kommandeur dieser oder jener Truppe mit der Mittheilung trösten, es träfen die übrigen Batterien in der ganzen Artillerie auch nicht mehr. Dann setzte er hinzu: „Warum trifft denn die Infanterie was? Weil sie eine Schießschule hat. Ich will auch eine Schießschule für die Artillerie haben.“

Und vom Beginn seiner Thätigkeit als General-Inspekteur der Artillerie an sagte er, ähnlich dem römischen Redner, ein *ceterum censeo*, am Schluß jeder Kritik, bei jeder Unterredung an entscheidender Stelle: „Ich muß eine Schießschule haben.“

Seine herbe Kritik der geringen Schießfähigkeit der Truppe erzeugte eine Menge Theorien und Vorschläge, wie man mit dem gezogenen Kanonen zu schießen, zu corrigieren, zu beobachten habe. Er antwortete immer darauf: „Was kann mir das Alles nützen! Ich muß eine Schießschule haben.“

Der erste Anfang war nur klein. Eine besondere Truppe konnte hierzu nicht gleich geschaffen werden. Dazu wäre nothwendig gewesen, daß Etats ausgeworfen und vom Landtage genehmigt würden. Die damalige systematische Opposition der Majorität genehmigte aber keine Mehr-Ausgabe; hatte sie doch sogar den sogenannten budgetlosen Zustand geschaffen. Das schreckte aber Hintersin nicht ab, durchzusetzen, was er für dringend nothwendig hielt. Er schuf eine Schießschule aus Freiwilligen, denn nachdem er die Nothwendigkeit einer Schießschule betont und die Erwartung ausgesprochen hatte, daß jedoch Officier dafür gern Opfer bringen werde, bezeichnete er die ersten Schüler zu der Schießschule, welche sämmtlich zusammenkamen und freiwillig die damit verbundenen Kosten trugen. Da sah man bei der ersten Schießschule nach dem Muster der Englischen alte Stabs-Officiere neben jungen und alten Hauptleuten eigenhändig die leichten Feld- wie die schweren Festungs-Geschütze bedienen, um sich die nöthige Schießfertigkeit zu eigen zu machen.

Aber das genügte natürlich nicht. Es stellte sich bald heraus, was jetzt jeder Artillerie-Officier weiß, daß neben dem korrekten Bedienen der Geschütze durch Kanoniere die Hauptschwierigkeit im richtigen Beobachten der Wirkung, Korrigieren und Kommandieren liegt. Um zu lernen, wie man diese überwindet, muß man sich im Kommandieren üben, es muß also der Schießschule eine Truppe zur Verfügung stehen.

Der siegreiche Krieg von 1866 hatte den budgetlosen Zustand abgeschafft, der Landtag bewilligte wieder Geld. Die Fonds zur Gründung einer Schießschule wurden flüssig gemacht. Wie aus dieser recht eigentlichen Schöpfung Hintersins die Schießfertigkeit der Artillerie entwickelt wurde, die 1870 so Erstaunliches leistete, das weißt Du aus meinen früheren Briefen. Ebenso erzählte ich Dir, wie erst nach einigen Jahren des Bestehens der Schießschule auch die Schießübung der Truppen gemäß dem von der Schießschule ausgebildeten und auf bestimmte Normen gegründeten System gehandhabt wurde. Es mußte eine Zeit vergehen, ehe man zu einem bestimmten System gelangte. Denn Anfangs häuften sich und jagten sich die genialen Vorschläge gewaltig, und manche Irrwege mußten erst verlassen werden, ehe man das Richtige traf. Ich brauche Dich nur an das Skala-Schießen zu erinnern und was dergleichen Künsteleien mehr waren. Wenn Hintersin nun auch fest daran hielt, daß das System nicht nur mathematisch richtig, sondern auch einfach und leicht faßlich sein müsse, sollte es im Augenblicke der Gefahr nicht versagen, so ließ er der Schießschule doch auch in Künsteleien bis zu einem gewissen Grade die Zügel schießen, bis sie sich selber vom Unpraktischen überzeugt hatte.



Es war sehr verständlich von ihm, daß er darin seine natürliche Hast bezwang, denn er konnte selbst nicht wissen, welches System sich als das richtige entwickeln werde. Um aber ein eigenes Urtheil über das auszubedenkende System zu gewinnen, hielt er sich mit Vorliebe bei der Schießschule auf, so weit ihm die übrigen Geschäfte seiner Stellung Zeit dazu ließen. Da konnte man ihn Tage lang auf dem Schießplatze beim Schießen, in den betreffenden Lokalen bei den Besprechungen, dem Unterricht, den Kritiken, als stummen Zuschauer sehen. Er störte Niemand, er sprach nicht mit, er trug aber von jedem Tage Etwas in seinem Kopfe mit nach Hause. So ließ er die Schießschule eine geraume Zeit wirken. Ich habe Dir schon früher einmal geschrieben, wie der eigentliche Unterricht der Truppe im Schießen, die Artillerie-Schießübungen, erst vom Jahre 1868 an nach solchen Direktiven abgehalten wurde, wie sie den Eigenthümlichkeiten der gezogenen Geschütze entsprachen. Ich will hier nur darauf aufmerksam machen, wie klug Hindersin daran gethan hatte, die Schießschule erst eine Weile wirken zu lassen, ehe er an die Aenderung der Schießübungen ging. Er hatte dadurch nicht nur eine Anzahl Lehrer für jedes Regiment ausgebildet, sondern er hatte auch in der Truppe allgemein das Bedürfniß nach einer Aenderung des alten Systems wach gerufen und fand nun nicht nur Gehorsam, sondern auch bereitwilliges Entgegenkommen. Das ging so weit, daß sich seine Aufforderung an die Brigaden und die Schießschule, die er im Anfange des Jahres 1868 erließ, Vorschläge zu einer andern Handhabung der Schießübung zu machen, mit spezifizierten Anträgen in demselben Sinne kreuzte.

Von jetzt ab hielt er aber auch bei seinen Besichtigungen mit eiserner Strenge darauf, daß die Truppe möglichst gut traf, und es ward fortan die schnelle ordnungsmäßige Zurücklegung großer Entfernungen bis zum Gefechtsplatz, ein reglementsmäßiges Einrücken in die Feuerlinie und die Zahl der Treffer neben der vorschriftsmäßigen Adjustirung der Hauptmaßstab, den er an den Ausbildungs-Grad der Truppe legte.

Es wird jedem Artillerie-Offizier, der diese Uebergangszeit nicht mit durchgemacht hat, schwer werden, das Verdienst Hindersins gehörig zu würdigen. Denn jetzt, wo es vielleicht keinen Batterie-Chef oder Stabs-Offizier mehr giebt, der die Artillerie-Schießschule nicht ein oder gar mehrere Male besucht hätte, kann man sich schwer eine Vorstellung machen, aus welchem Zustande veralteter und geisttödtender Pedanterie er die Waffe zu einem sachgemäßen Ausbildungsgange überführen mußte.

Daß es dabei nicht ohne Härten abging, kannst Du Dir wohl denken. Daß ein Mann von so schroffem Wesen, der noch dazu von Natur so mißtrauisch war, dabei Manchen verletzete, ist wohl natürlich, daß er sich dabei

auch zuweilen in den Personen irrte, ist menschlich. Deshalb war er auch in der Truppe nicht beliebt, sondern nur gefürchtet. Er wollte ja aber auch nicht beliebt sein. Er wollte nur, so lange er lebte, noch Etwas leisten und durchführen, was er sich vorgesetzt hatte.

Weil ich Dir nur über Feld-Artillerie schreibe, kann ich Hinderfins Wirken im Bereiche der Festungs-Artillerie auch nur vorübergehend berühren. Ziehe aber noch Folgendes in Rechnung: Unter seiner Leitung wurden aus den den Artillerie-Brigaden nur stiefmütterlich angehängten Festungs-Artillerie-Abtheilungen selbstständige Festungs-Artillerie-Regimenter geschaffen. Er änderte das ganze Wesen dieser Truppe um, welche bis dahin den Endzweck ihrer Thätigkeit darin gesucht hatte, auf dem Exerzier-Bastion an den nie ihren Platz wechselnden Geschützen täglich dieselben reglementmäßigen Tritte und Griffe zu machen und täglich nach derselben Scheibe zu zielen, ja welche nicht einmal in der Festung, in der sie stand, ein anderes Werk kennen lernen durfte, als das Bastion, in dem sie exerzierte. Er ließ diese Truppe Belagerungs- und Vertheidigungs-Übungen in der Umgebung der Festung machen. Dann wirst Du, wenn Du Dich nur einigermaßen in die Details hineindenkst, die dazu nöthig sind, bemessen, welches Verdienst ihm zugesprochen werden muß. 1869 haben die ersten „erweiterten Festungs- und Belagerungs-Dienstübungen“ auf Hinderfins Veranlassung stattgefunden. Diese Übungen waren damals noch in der Kindheit, in ihrem Entstehen. Jetzt sind sie zu einem System erweitert. Kein Fuß-Artillerie-Regiment, wie die Truppe jetzt heißt, kann sich ein Übungsjahr mehr ohne solche Übung als Abschluß und Krone des Ganzen denken. Vor Hinderfin wußte Niemand Etwas davon! Er hat die Nothwendigkeit derselben erst empfunden, er hat sie geschaffen.

Bedenkst Du nun noch, daß in diese Zeit auch der tatsächliche Ersatz aller derjenigen alten glatten Festungs-Geschütze durch gezogene stattfand, die man nicht als Flanken-Geschütze behalten wollte, und welches ungeheuer Material hierbei umzuändern war, — bedenkst Du, welcher zähen Widerstand das Material durch seine bloße Existenz und seine Masse leistet, — rechnest Du endlich noch hinzu, daß in dieser Zeit sämtliche Reglements der Artillerie, sowohl der Feld- wie der Festungs-Artillerie, geändert werden mußten, und Hinderfin davon jede Silbe kontrollierte und jede Bestimmung praktisch vor sich prüfen ließ, ehe er sie genehmigte — dann wirst Du einen Begriff von der riesenhaften Thätigkeit haben, die dieser Mann in den 7 bis 8 Jahren entfaltet hat, in denen er an der Spitze seiner Waffe stand.

„Niemand ist vor dem Tode glücklich“, sagte der Griechische Weise. Hinderfin ist todt, und jetzt kann man sagen, er ist einer der glücklichsten

Menschen gewesen. Sein Leben, sein Wirken, sein Schaffen und sein Ende sind beneidenswerth.

Er hatte eigentlich kein anderes Sinnen und Trachten, als die Verbesserung der Artillerie. Im Kriege von 1870/71 bestand sie die Probe. Sie leistete so Viel und so Großes, daß sie in Aller Munde war, und nahm unter allen Waffen eine allseitig anerkannte beneidenswerthe Stellung ein. Hinderlin konnte sich mit Befriedigung sagen, daß das in der Hauptsache, in dieser Allgemeinheit des Erfolges, sein Werk war. Er sah die Früchte seiner Arbeit, und als das Siegesjahr von 1871 zu Ende war, legte er sich hin und starb.

Sein Vorgefühl, daß ihm ein Herzschlag ein Ende bereiten werde, hatte ihn nicht getäuscht. Eines Tages sagte er zu Jemandem, der in seiner Familie den Abend zugebracht hatte, beim Abschiede: „Das nächste Mal, wenn Sie diese Schwelle überschreiten, wird es zu meiner Beerdigung sein.“ Es traf ein. Seine Beisetzung fand 8 Tage darauf statt. Er starb am 23. Januar 1872. . . .“

Berlin den 11. November 1887.

## Politische Correspondenz.

Russische, französische Politik. — England. — Kainoky vor den Delegationen. — Die Eröffnung der Reichstagsession.

Ende November 1887.

Ueberreich ist auch dieser Monat wieder an politischen Ereignissen, vielfach von schwerer Bedeutung, gewesen. Es ist als bereite sich eine Neugeburt der europäischen Welt unter einer schweren Krisis vor. Es war, wie wir uns täglich mehr überzeugen müssen, ein Irrthum zu wähnen, daß mit der Entstehung des deutschen Reiches diese Neugeburt auf friedlichen Wegen gesichert sei. Wir haben nicht gewußt, als wir die Gründung des deutschen Reiches erlebten, wie weit die innere Auflösung anderer Nationen vorgeschritten war. Jenes Reich, das man als den russischen Kolos lange Jahre bezeichnet hat, erregt die ernstesten Zweifel an seiner Lebensfähigkeit. Die Völker, die es unter einer barbarischen und verdorbenen Regierung vereinigt, werden nicht von der Erde vergehen, aber den Verband, in dem sie lange ein dumpfes und gequältes Dasein geführt, scheinen sie nicht mehr ertragen zu können. Gerade dies ist der Grund, weshalb die Gesellschaft, von welcher die Völkermasse bisher zusammengehalten, mißregiert und ausgebeutet wurde, sich in Kriegsgeplänen von phantastischer Konzeption ergeht. Es häufen sich die Zeichen, daß auch diese Gesellschaft den bisherigen Zustand nicht lange mehr erträgt und wahrscheinlich schneller, als wir geglaubt, zu dem Versuch, die eine oder die andere ihrer tollen Phantasien zu verwirklichen schreiten wird.

Wäre nicht am 7. November die schwere Erkrankung des Kronprinzen bekannt geworden, so hätte die Nation sich lange mit der Ueberraschung beschäftigt, die ihr zwei Tage vorher durch die endlich formelle Ankündigung des russischen Kaiserbesuches in Berlin zutheil geworden war. Als dieser Besuch durch das Sprachrohr der dänischen Presse in Aussicht gestellt wurde und zwar in unverschämter Form als eine dem russischen Kaiserpaar bei der von der Herbstwitterung nöthig gemachten Rückreise durch Deutschland auferlegte Höflichkeitsform, da mußte man sich fragen, wo der wahre Grund dieses Besuches liegen könne. Denn jene Höflichkeitsrückicht besteht nicht. Niemand hätte es dem Zaren verübelt, wenn er nach der Verlängerung des Aufenthaltes in Kopenhagen, die ihm durch Krankheit in der Familie auferlegt worden, die Nothwendigkeit schleuniger Rückkehr behufs Wahrnehmung mancher Seiner harrenden Angelegenheiten eines großen

Reiches angezeigt hätte. Aber der Zar that dies nicht, sondern beschloß den Besuch in Berlin. Die nächste Deutung, die auch wir in der vorigen Correspondenz angegeben, war, daß hier eine Manifestation des unvergleichlichen russischen Hochmuthes vorliege, der es für angezeigt halten kann, einen Nachbar und alten Freund, den er schlecht behandelt hat und noch viel schlechter zu behandeln gedenkt, durch aufbringliche Höflichkeit für eine Weile Rücksichten aufzuerlegen, aus denen sich während einiger Zeit noch erwünschte Vortheile ziehen lassen. Vor allem dachte man wohl den Stand der russischen Papiere auf eine gewisse Dauer wieder in die Höhe zu treiben. Aber um solche Manöver zu vereiteln, ist Fürst Bismarck gerade der Mann. Er verbot die Beleihbarkeit der russischen Papiere durch die Reichsbank. Damit hatte das Courtstreiben ein Ende. Aber der Zar kam doch. Durch die inzwischen eingetroffenen Nachrichten über den Kronprinzen hätte er die Rücknahme der angekündigten Besuchsabsicht in einer für alle Welt überzeugenden Weise begründen können. Aber die Absicht wurde festgehalten und der Besuch ausgeführt. Es war auch kein unpolitischer Höflichkeitsbesuch. Denn als der Zar am 18. November in Berlin eingetroffen, vom Kaiser begrüßt worden war und die Begrüßung erwidert hatte, ließ er den Fürsten Bismarck um eine Unterredung ersuchen, die sich von 3½ Uhr bis gegen die Zeit des Aufbruchs zum Gastmahl beim Kaiser hinzog.

Der Besuch war also ein eminent politischer, was die Mittheilungen über jene Unterredung im höchsten Grade bestätigen. Diese Mittheilungen lauten freilich höchst seltsam und geben schwerlich weder den Inhalt noch weniger den Sinn und Zweck des Gespräches mit annähernder Treue wieder. Wichtig scheint zu sein, daß man sich über den Grund der gegenseitigen Irrungen aufzuklären suchte. Wenn es wahr ist, daß der Zar dabei erklärt hat, durch falsche oder sogar durch gefälschte Berichte getäuscht worden zu sein, so wird jeder, der politische Verhältnisse zu beurtheilen versteht, eine Ausrede erkennen. Eine solche bleibt jene Erklärung auch dann, wenn wirklich solche Fälschungen vorgekommen sind. Welchen Staatsmann, der eine politische Situation zu verstehen im Stande ist, könnte man auf solche Weise hintergehen? Wenn jene Ausrede vorgekommen ist, so werden nur solche, die politische Dinge mit kindischem Auge ansehen, von der Aussprache eine Besserung in den politischen Beziehungen der Staaten erwarten. Der Lärm, der über jene Täuschung jetzt aufgeführt wird, ist auf Kinder berechnet, deren Phantasie auch wirklich in lebhaftere Bewegung gesetzt wird. Wir wenden uns wieder der wichtigen Frage zu, was der Zar in Berlin gewollt hat. Wir glauben, es war auf eine Rekognoszirung für die kommenden Entscheidungen abgesehen.

Zu Anfang dieses Monats schien es, als würde das Ministerium Rouvier, Dank seiner bemerkenswerthen Geschicklichkeit, sich behaupten, wenn ihm nur gelänge, den Präsidenten zur Einwilligung in die gerichtliche Untersuchung gegen seinen Schwiegersohn zu bewegen. Denn am 3. November erlangte das Ministerium in der Deputirtenkammer eine recht beträchtliche Majorität für den von ihm vorgelegten Plan einer Konversion der 4½ % Anleihe in 3 % Rente.

Mit diesem Plan war zugleich das Anerbieten an die Gläubiger verbunden, neue Titel der zu schaffenden 3 % Rente zu erwerben, also eine recht umsichtig auf den Markt gebrachte Anleihe. Nachdem das Ministerium in dieser Frage, die man für eine entscheidende halten konnte, einen Sieg erlangt, der kaum geschmälert war durch die mit der Ermächtigung zur Konversion verbundene Herabsetzung der Kosten für dieselbe — dieser Beschluß traf hauptsächlich die Presse, welche bei solchen Gelegenheiten für ihre Unterstützung baare Geldsummen zu empfangen gewohnt ist — versagte ihm der Sieg am 5. November, wo der Kommissionsbericht über den Antrag Cuneo d'Ornano auf Einsetzung einer parlamentarischen Untersuchungskommission über den Ordenshandel und die damit verbundenen Unregelmäßigkeiten der Verwaltung berathen wurde. Der Minister Rouvier hatte den Antrag schon in der Kommission mit den besten Gründen bekämpft, indem er auf die Verwirrung hinwies, welche entstehen muß, wenn man neben eine bereits im Gange befindliche gerichtliche Untersuchung und neben die ministerielle Verantwortlichkeit für alle Verwaltungsakte, welche die Kammer jederzeit durch Interpellationen zur Geltung bringen kann, eine besondere Kommission stellt, gleichsam einen Spezialbevollmächtigten zur Prüfung des Generalbevollmächtigten, ohne den letzteren abzu-berufen. Er stellte indeß nicht die Kabinettsfrage, und die Kammer nahm nicht nur den Antrag Cuneo d'Ornano an wie er ursprünglich gestellt war, sondern fügte noch zwei Erweiterungen hinzu, wovon die eine, beantragt von dem radikalen Deputirten Colfarru, besagte, daß die Untersuchungskommission ihre Arbeit nicht nur auf die neueren Unregelmäßigkeiten, sondern rückwärts bis zum 16. Mai 1877 erstrecken solle. Mit dieser Erweiterung glaubten viele Blätter, darunter die angesehensten Frankreichs, den Auftrag der Kommission beseitigt, weil unausführbar gemacht. Aber man irrte sich; nicht sowohl in Bezug auf die Vergesslichkeit des Untersuchungsausschusses, sondern in Bezug auf die Vereitelung der gegen den Präsidenten Grevy eingeleiteten Manöver.

Darüber sind nachgerade alle Zweifel geschwunden, daß die Aufrührung der Skandale gegen Caffarel und Genossen von Anfang keinen andern Zweck gehabt hat, als den Schwiegersohn des Präsidenten in diese Dinge zu verwickeln und dadurch den letzteren zum Rücktritt zu zwingen. Am 9. November wurde vor dem Gerichtshof für Strafsachen bei dem Prozeß gegen Caffarel angeblich festgestellt, daß zwei Briefe Wilsons, welche sich bei den Untersuchungsakten befanden und von 1884 datirt waren, ein Wasserzeichen trugen, welches erst 1885 in Anwendung gekommen. Damit sollte bewiesen werden, daß Wilson die Briefe habe entwerfen lassen; daß der Inhalt der Briefe verändert worden, konnte nicht einmal behauptet werden, aber der Zweck, auf den es lediglich abgesehen war, wurde erreicht, nämlich die Nöthigung des Ministeriums, die Ermächtigung zur gerichtlichen Untersuchung gegen Wilson von der Kammer zu fordern, denn Wilson ist bekanntlich Deputirter. Auch hierin mußte sich der geheßte Präsident der Republik ergeben und konnte es ja ohne Verletzung seiner Würde, da er voraussah, daß seinem Schwiegersohn keine Schuld nachgewiesen werden

könne. Am 17. November beschloß die Kammer die Ermächtigung fast einstimmig. Aber der Sturz des Präsidenten war wiederum nicht erreicht. Nun wuchs die Ungebuld der Verschwörer, welche gute Gründe zur Eile haben mochten. Zwei Tage nach Genehmigung der Verfolgung Wilsons, am 19. November, brachte Clemenceau eine Interpellation über die innere Lage ein. Man bedenke: eine Interpellation neben parlamentarischem Untersuchungsausschuß über denselben Gegenstand, neben gerichtlicher Verfolgung der an den behaupteten Mißverhältnissen angeblich Schuldigen. Rouvier erklärte gegen Clemenceau am 19. November: die Interpellation möge bis zum 24. vertagt werden, damit erst das Geschäft der Rentenkonversion beendet werden könne. Die Kammer lehnte die Vertagung ab, und nun war das Ministerium Rouvier gestürzt. Der Präsident berief alle hervorragenden Politiker von Clemenceau, als Führer der äußersten Linken bis zu Ribot als Führer der äußersten republikanischen Rechten, die noch nichts gemein hat mit der monarchischen Rechten. Alle lehnten ab, theils weil sie wollten, theils weil sie mußten. Alle verlangten den Rücktritt Grevys, theils weil sie der Verschwörung angehörten, theils weil sie sich nicht zutrauten, bei Grevys Bleiben die Kammer lenken zu können. So ist denn Grevy auf den Punkt gedrängt worden, ein Ministerium zu suchen, welches nur den Rücktritt des Präsidenten mit seiner geschäftlichen Verantwortlichkeit deckt.

Was ist der Schlüssel dieser Vorgänge? Es giebt wirklich Leute in Deutschland, welche an die tugendhafte Entrüstung der französischen Parteien gegen Grevy glauben, weil er zu lange seinen Schwiegersohn habe halten wollen. Diese Leute thun tapfer mit bei der Steinigung Wilsons, den man schon jetzt in Frankreich wieder laufen läßt, da man dem Ziel nahe ist, um deswillen allein man ihn verfolgte.

Also wo ist der Schlüssel? Er ist in Petersburg. Die Kriegspartei hat den Kaiser Alexander endlich gezwungen, den Kampf gegen Oesterreich ernstlich vorzubereiten, aber vor Beginn des Kampfes muß sie sicher sein, daß Deutschland durch Frankreich in Schach gehalten wird. Dazu wollte sich Herr Grevy als besonnener Patriot nicht hergeben, also mußte er gestürzt werden. Nie gab es eine durchsichtiger plumpere Intrigue und nie ist eine Intrigue so leicht gelungen. Der Fall ist lehrreich, um zu erkennen, ob Telegraphen und Zeitungen die Massen bis zu den Leuten hinauf, die sich sehr gescheit dünken, klüger gemacht haben. Was hat das 19. Jahrhundert trotz aller Deffentlichkeit vor seinen minder begünstigten Vorgängern voraus in der Erkenntniß politischer Aktionen? Was hat es voraus in der Verhütung von schmählichen Intriguen durch das sogenannte Volk, welches vielmehr das bequemste Werkzeug für solche Intriguen ist?

Vielleicht haben wir etwas zu viel gesagt, denn noch ist die Intrigue, während wir dies schreiben, nicht ganz am Ziel. Welchen Präsidenten wird der Kongreß, der nach Grevys Rücktritt sogleich zusammentreten muß, wählen? Das wird noch ein hitziges Gedränge hinter der öffentlichen Bühne, vielleicht auch auf derselben geben. Die Hoffnung, daß ein besonnener Mann, wie

Grevy, entschlossen, sein Land nicht in unermessene Gefahren stürzen zu lassen, gewählt werde, ist gering; denn man erwäge, daß die monarchische Rechte, Bonapartisten und Orleansisten um die Wette, am 19. November dem Herrn Clemenceau sekundirt haben. Auch die Monarchisten wollen den Krieg. Wie sie sich den Gang der Dinge vorstellen, der je dem einen oder dem andern ihrer Präsidenten zum Thron verhelfen soll, ist undiviniirbar; denn ein vollkommener Widerspruch bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren. Vielleicht werden die Betrüger von einem General betrogen, der sich beiden Parteien als Monk empfohlen hat. Vielleicht betrügt der Betrüger Nr. 2 sich selbst, indem er auf Verbeern rechnet, wo ihn die Wuth des Pöbels erwartet, wenn er nicht die erwünschten Siege ersieht. Attendons.

Der 5. November war ein vielbedachter Tag in diesem Jahr. An diesem Tag traf in Berlin die Nachricht von dem festbeschlossenen Besuch des Kaisers von Rußland ein, an diesem Tag beschloß die Deputirtenkammer in Paris die Untersuchungskommission, an diesem Tag wurde die auswärtige Politik vor dem Ausschuß der ungarischen Delegation in Wien verhandelt, wo Graf Kalnoßy die Erklärungen abgab, die er nachher vor der österreichischen Delegation nur wiederholt hat. Auch die Rede vor dem Ausschuß der ungarischen Delegation war eine Wiederholung derjenigen, die er vorm Jahr vor demselben Ausschuß, nur ein wenig später, nämlich am 13. November, gehalten. Damals stellte er das Programm auf, a. die bulgarische Frage dürfe nur auf dem Boden des Berliner Vertrags gelöst werden, b. nur durch gemeinsamen Beschluß der Mächte, nicht durch die Intervention einer einzelnen Macht, c. nur in dem Sinne, daß für die Selbständigkeit der Balkanvölker Raum und Sicherheit gewährt werde. Im vorigen Jahr tadelte man den Grafen, daß er sein übrigens vortreffliches Programm nicht längst ins Werk gesetzt, vielmehr an der Durchführung sich selbst durch gewisse Zweideutigkeiten, welche Deutschland wieder näher an Rußland gerückt hätten, gehindert habe. Diesmal erntete der Minister für die Vertheidigung seines Programms volles Lob. Wir gönnen ihm dasselbe, können uns jedoch nicht enthalten zu fragen, wessen Verdienst die Aufrechterhaltung des Programms ist. Ist sie das Verdienst der österreichischen Festigkeit und Entschlossenheit oder das Verdienst der russischen Ungeglichkeit und Rathlosigkeit? Wir können uns nicht täuschen, daß der letzteren das Hauptverdienst gebührt. Wir glauben sicherlich, daß niemand dem russischen Einschreiten in Bulgarien gewehrt hätte. Allein die russischen Persönlichkeiten, welche den Gang der dortigen Politik bestimmen oder beeinflussen, haben sich in dem Gedanken vereinigt, daß sie freie Hand für den Fall des deutsch-französischen Krieges behalten müssen, den sie mit Sicherheit erwarten, und nicht bloß erwarten, sondern mit allen Kräften herbeizuführen trachten. Da bedurfte es geringer Mittel des Grafen Kalnoßy, die faktische Unabhängigkeit Bulgariens aufrecht zu halten, der Rußland höchstens mit elenden Putschversuchen beizukommen strebte, mit Versuchen, die nur den Abscheu der Bulgaren



gegen Rußland vermehrten und von der bulgarischen Regierung leicht unterdrückt wurden.

Wochte Kalnoky so viel Lob einheimen, als ihm dargebracht wurde, so kam aus seinem Munde doch eine völlig unbegreifliche Aeußerung. Er sprach nämlich die Hoffnung aus, daß Rußland sich vielleicht demnächst den Friedensbestrebungen der drei verbundenen Centralmächte anschließen werde. Der Himmel mag wissen, wie der Graf zu dieser Aeußerung gekommen ist. Als Phrase zur rednerischen Ausfüllung war sie nicht vorsichtig gewählt. Der Graf hat neben seinem Lob in der Delegation den reichlichsten Hohn von der russischen Presse geerntet, und diese Presse — es ist Zeit, dies einzugestehen — ist über die Absichten ihrer Regierung, in der es ja allerdings anarchisch zugeht, meist sehr wohl unterrichtet. Als Kalnoky jene Phrase aussprach, war die russische Truppenansammlung an der österreichischen Grenze, die man als eine allmähliche Mobilmachung ansehen muß, schon weit vorgeschritten und in den russischen maßgebenden Kreisen der Plan entschieden, mit dem Angriff auf Oesterreich vorzugehen, sobald in Paris die Dinge auf den Punkt gebracht worden, auf dem man sie braucht.

\* \* \*

Mit England können wir uns diesmal kurz fassen. Zwar auf dem Felde der inneren Politik geht auch dort Wichtiges vor. Aber die Dinge gehen langsam und die Einzelheiten sind langweilig. Die Regierung schlägt sich in Irland wie in London mit der schlechten Waffe der englischen Justiz gegen die allen Ständen angehörende Bande, deren Häupter die englische Nation sammt ihren oberen Zehntausend vernichten möchten. Zuweilen wird ein Agitator eingesteckt; dann müssen die Organe der Regierung sich wieder wochenlang mit Hohn und Gewaltthätigkeit überschütten lassen. Es ist abstoßend und nutzlos, das zu verfolgen. Was das Ende sein wird, kann wohl niemand sagen. Es bleibt ja möglich, daß der Kern des englischen Volkes sich zusammenrafft, aber es ist noch immer das Wahrscheinlichere, daß Mr. Gladstone den Brand in Englands historischen Staatsbau wirft und d'Israelis Prophezeiung wahr macht: he will ruin England and die in a madhouse.

Bei solchen inneren Zuständen kann von einer auswärtigen Politik Englands kaum die Rede sein. Aber nach alter Gewohnheit hat Lord Salisbury beim Lordmayorsbankett am 9. November eine Rede über auswärtige Politik gehalten. Er rühmte sich, daß seine vorjährige Prophezeiung, der damals eingeführte Lordmayor werde das Jahr seiner Amtszeit in Frieden vollenden, sich erfüllt habe. Man sieht, dieser Staatsmann ist bescheiden in seinen Voraussagungen und genügsam in seinen Triumphen. Aber er überreichte der Tischgesellschaft noch einen schönen Nachschibissen mit der Meldung, daß Ejub Khan, der afghanische Prätendent, der kürzlich aus der Gefangenschaft in Tcheran entflohen, sich der indischen Regierung ergeben habe. Hinsichtlich der europäischen Lage erklärte der edle Lord, er wisse nichts, was zur Beunruhigung Anlaß geben könne. O glückliche Unwissenheit!

Zum Schluß sagte der Redner: „Alle Herrscher wären von Friedensliebe beseelt, nur die leidenschaftlichen Gefühle der Massen könnten noch Kriege hervorrufen.“ In dieser Aeußerung liegt etwas Wahres, aber die Erkenntniß der Sache ist höchstens gestreift. Könnte man die Herrscher und Staatsoberhäupter zusammenrufen, so hätte man die friedlichsten Personen der heutigen Welt versammelt, daran ist gar kein Zweifel. Aber der Gegensatz gegen diese friedlichen Personen läßt sich doch nicht in den leidenschaftlichen Massen allein finden. Die inwohnende Natur der Staaten bringt die Kriege hervor, und weil es unmöglich ist dieser Natur zu widerstehen, ohne den Staat zu zerstören; weil auch in den Fällen, wo es überhaupt möglich ist, die Ziele des Staates ohne Krieg zu erreichen oder diese Ziele wesentlich zu verändern unbeschadet der Natur des Staates, diese Arbeit sehr schwer ist, darum werden die friedlichsten Herrscher, oft mit Bittern und Zagen, zu dem Entschluß des Krieges gedrängt. Hier kommen allerdings die unklaren Gefühle der Massen zum Vorschein und zur Wirksamkeit. Sie wollen nicht den Krieg, aber sie wenden sich gegen den Herrscher, der die Ziele des Staates preisgiebt, ohne ihrerseits zu begreifen, daß zum Gegentheil der Krieg gehört, den auch die Massen verabscheuen, oder andere Mittel, von denen die Massen noch weniger eine Ahnung haben, als sie die Rathlosigkeit der Herrschenden hat.

\* \* \*

Am 21. November ist der Reichstag mit einer Rede eröffnet worden, deren Aeußerungen über die auswärtige Politik das Resultat unserer vorstehenden Betrachtungen mit einem starken Accent bestätigen. „Durch eine wesentliche Erhöhung der vaterländischen Wehrkraft, durch Bündnisse, welche den Zweck haben, den Kriegsgefahren vorzubeugen und ungerechten Angriffen gemeinsam entgegenzutreten, wollen wir mit Gottes Hülfe so stark werden, daß wir jeder Gefahr ruhig entgegensehen können.“

Diese Sprache ist deutlich. Den Schlüssel zu den Gründen, um derenwillen sie geführt wird, haben wir wohl hinreichend gegeben.      w.

### Kolonialpolitische Correspondenz.

Ende November.

#### Samoafrage.

Seit einigen Wochen steht die Samoafrage zum so und so vielsten Male wieder auf der Tagesordnung. Nicht nur darin, daß sie nie zur Ruhe kommt, hat die Angelegenheit eine bedenkliche Aehnlichkeit mit der Vulgarischen, auch die Beweggründe des Handelns der beteiligten Mächte, das Mißverhältniß zwischen der Größe des streitigen Objects und den ins Feld geführten Mitteln fordern eine Parallele heraus. Zum Glück für den Weltfrieden hat es allerdings nicht den Anschein, daß die Gruppe der Samoainseln im stillen Ozean je zu ernstlichem Kampfe Veranlassung geben wird. Es ist das freilich nicht das Verdienst

der jeweiligen Vertreter der interessirten Staaten, welche auf jenen tropischen Eilanden regelmäßig von einem seltenen Kampfeifer befallen und nur mit Mühe von ihren ruhigen und die Dinge nüchtern betrachtenden Regierungen gezügelt zu werden scheinen.

Der Ursprung der unerquidlichen politischen Lage auf Samoa reicht beinahe 20 Jahre zurück. In bestem Einverständniß mit den Eingebornen, ungestört durch irgend welche fremde Konkurrenz hatte das Hamburger Haus Godfrey Jahre lang auf den Samoa- oder Schifferinseln Plantagenwirthschaft getrieben, als gleichzeitig eine amerikanische Speculanten-Gruppe und die britische Kolonie Neuseeland bei Gelegenheit der Errichtung einer Dampferlinie zwischen San Franzisko und Neuseeland ihre Augen auf die Inselgruppe lenkten. Obwohl keine der beiden Nationen auch nur die geringsten Interessen daselbst besaß, bereiteten sie beide die Annexion von Samoa vor. Der amerikanische Commandeur Meade ließ sich 1872 von den Häuptlingen den Hafen von Pago-Pago für die Vereinigten Staaten abtreten und versprach ihnen deren Protectorat. Gleichzeitig erwarb eine San Franziskoer Landkompagnie durch eine Reihe nichts weniger als unanfechtbarer Kaufverträge das gesammte Territorium. Sie wußte es auch durchzusetzen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten einen besonderen Kommissar mit Prüfung der Verhältnisse in Samoa betraute. Colonel Steinberger, ein ränkeflüchtiger, ehrgeiziger Mann, welcher diesen Auftrag erhielt, beschäftigte sich weniger mit Ausführung desselben als mit der eifrigen Vorbereitung einer Annexion der Inseln. Als er 1874 zum zweiten Male mit Geschenken des Präsidenten Grant in Samoa ankam; wußte er es zu veranlassen, daß er selbst zum Premierminister des mittlerweile zum König gewählten Häuptlings Malietoa ernannt wurde. Er würde in dieser Stellung sicher sehr bald das Land den noch immer so gut wie gar nicht ernstlich an den Inseln interessirten Amerikanern in die Hände gespielt haben, wenn er nicht mit dem König in ernstem Konflikt gerathen wäre. Malietoa rief gegen ihn die Hilfe eines englischen Kriegsschiffs an, und Steinberger mußte die Inseln nach hartnäckigem Kampfe verlassen. Er nahm ein Gesuch mehrerer Häuptlinge an die Vereinigten Staaten um Ertheilung von Schutz mit. Doch das gleiche Gesuch richtete eine andere Partei an die Königin von England, während die Mehrheit der Eingebornen Unabhängigkeit und Gleichstellung aller Nationen im Verkehr mit Samoa verlangte. Die deutschen Kaufleute, welche allein wirkliche Interessen auf den Inseln besaßen, aber keine Aussicht hatten, daß das deutsche Reich sich ihrer ernstlich annehme, schlossen sich natürlich der letztgenannten Partei an. Mußten sie doch nach den Erfahrungen in Fidji und anderen Gebieten von einer fremden Annexion die ernstesten Nachtheile für ihr Eigenthum und ihre ganze Stellung befürchten. Sie konnten nicht hindern, daß in Folge der englischen und amerikanischen Wühlereien im Frühjahr 1877 ein offener Krieg unter den Eingebornen ausbrach, doch gelang es ihnen wenigstens von denselben die Zusage zu erhalten, daß ihr Eigenthum verschont bleibe und keine Nation Vorrechte vor der deut-

schen erhalte. Zwar machten im Laufe jener kriegerischen Tage sowohl der amerikanische wie der englische Konsul den Versuch die Inseln zu annektiren, aber ihr Vorgehen fand in London und Washington, wohin Fürst Bismarck seine Proteste gerichtet hatte, keine Unterstützung. Die Vereinigten Staaten begnügten sich mit dem Abschlusse eines Handelsvertrages, und England wie Deutschland trafen Anstalten zur Vereinbarung gleicher Verträge. Allerdings intriguirte der damalige amerikanische Konsul Griffin mit ungeschwächtem Eifer fort, schließlich aber konnte er doch nicht verhindern, daß der deutsche Konsul, unterstützt von einem Kriegsschiff, die samoanische Regierung zur Unterzeichnung eines Freundschafts- und Handelsvertrags am 24. Januar 1879 nöthigte. Kurz darauf machte nochmals ein Amerikaner, der General Bartlett, den Versuch, das Amt des Premierministers und damit die Herrschaft über die Inseln zu erlangen. Sein Beginnen scheiterte am Widerstand des deutschen Konsuls. Um der auf den Inseln herrschenden Anarchie ein Ende zu machen, vereinigten sich schließlich alle drei rivalisirenden Mächte zu gemeinsamen Handeln. Sie setzten damals den Häuptling Malietoa zum König ein und ernannten ein Mitglied der Tupuafamilie, Tamasese, zum Nebenkönig.

Um diese selbe Zeit war das Haus Godeffroy infolge übermäßiger Spekulationen in Bedrängniß gerathen und die Gefahr: entstanden, daß das blühende deutsche Südseegeschäft in die Hände fremder Nationen gerieth. Es gelang damals besonders der rastlosen Thätigkeit des verdienten Dr. Jannasch den Reichskanzler für das Unternehmen zu interessiren. Eine geringe aber die Existenz des Hauses verbürgende Reichsgarantie wurde in Aussicht genommen, vom Reichstage aber abgelehnt. Doch die aus der Firma Godeffroy entstandene deutsche Handels- und Plantagengesellschaft verstand es trotz dieser Niederlage sich zu behaupten und die Unternehmungen auf Samoa fortzuführen. Unterstützt wurde sie dabei von dem energischen deutschen Generalkonsul Zembach. Inzwischen wurde freilich der neue König Malietoa übermüthig. Er beschwerte sich über Zembach beim Kaiser Wilhelm und da, trotz der Grundlosigkeit seiner Klagen, der Generalkonsul wirklich abberufen wurde, stieg sein Selbstbewußtsein so weit, daß er die Deutschen ungeschont verletzete, den Vertrag von 1879 wiederholt brach und insbesondere die Ausübung der Justiz gegen Eingeborne verweigerte. 1883 that er sogar ganz heimlich, angestachelt von englischer Seite, Schritte, um die neuseeländische Regierung zur Annektion der Inseln zu vermögen, leugnete aber die Thatsache, als sie offenkundig wurde, frech ab. Da die Nichtsverweigerungen von seiner Seite kein Ende nahmen, legte ihm der Generalkonsul Stübkel November 1884 ein den 1879er Vertrag ergänzendes und näher präzisirendes Abkommen vor, wonach aus Deutschen und Eingebornen ein Staatsrath zur Regelung der Rechtspflege gebildet werden sollte. In seiner gewohnten Art erklärte sich der König am 4. November zur Unterschrift bereit, sandte aber am 5. an die Königin von England ein neues Protektionsgesuch, dessen Genehmigung ihm der englische Konsul in Aussicht stellte. Ein englisches Schiff sollte auch in der That nach den Inseln unterwegs sein.

Bei dieser Sachlage hielt Dr. Stäbel energisches Handeln für geboten. Er erklärte Malietoa's Hoheitsrechte im neutralisirten Gebiete der Hauptstadt Apia für aufgehoben und ließ zum äußern Zeichen dessen auf der Halbinsel Mulinu, wo der König als Miether der Plantagengesellschaft wohnte, die deutsche Flagge aufziehen. Der Nebenkönig Tamafese benutzte den Augenblick, um sich für unabhängig zu erklären. Für den englischen und den amerikanischen Konsul war dieses Vorgehen ein harter Schlag. Da sie vor der Hand zu Hause keine Unterstützung fanden, veranlaßten sie Malietoa im Dezember 1885 mit seiner gesammten Habe aus Mulinu, wo ihm wegen nicht gezahlter Miete gekündigt war, an den Meeresstrand zu ziehen und dort auf neutralem Gebiete seine Flagge zu hissen. Generalkonsul Stäbel untersagte dem König diesen Act und ließ, als derselbe nicht gehorchte, die Flagge durch Matrosen herunterholen. Engländer und Amerikaner erhoben ob dieses Schrittes wüthenden Lärm. Die australischen Zeitungen ohnehin aufgebracht durch die deutsche Occupation Neu-Guineas lieferten die übertriebensten Schilderungen der Vorgänge in Apia und veranlaßten einen Notenwechsel zwischen den beteiligten Kabinetten. Indessen Fürst Bismarck erklärte, an keine Annexion der Inseln zu denken, der wahre Sachverhalt kam an den Tag und es blieb alles beim Alten. Nur erschien Frühjahr 1886 das deutsche Kreuzergeschwader vor Apia, um den Eingebornen etwas mehr Respekt vor Deutschland beizubringen. Malietoa versuchte sich dem Admiral Knorr gegenüber sehr unverfroren zu vertheidigen und alle Schuld auf Dr. Stäbel zu wälzen. Doch lehnte der Admiral alle Verhandlungen mit ihm kurz weg ab und machte dem König Tamafese demonstrativ einen feierlichen Besuch. Die Bitten desselben um deutschen Schutz konnte er allerdings nicht erfüllen. Der englische und amerikanische Konsul waren inzwischen abberufen und ihre Posten durch andere Männer besetzt worden. Es scheint indessen, daß die Vereinigten Staaten in der Wahl ihrer Vertreter auf Samoa eine überaus unglückliche Hand gehabt haben. Der neue amerikanische Konsul Greenebaum, ein noch nicht lange naturalisirter Deutscher, war ein überaus anrühiges und von aller guten Gesellschaft gemiedenes Individuum, dazu ränkefüchtig wie nur einer seiner Vorgänger. Auf seine Veranlassung hin richtete Malietoa an Admiral Knorr einen sehr beleidigenden Brief und rief gleichzeitig wieder einmal den Schutz Amerikas an. Das deutsche Geschwader hatte keine Zeit dies Vorgehen gebührend zu strafen, Knorr mußte sich mit schriftlicher Rüge begnügen. Kaum hatte das Geschwader die Inseln verlassen, da hisste Greenebaum die amerikanische Flagge und erklärte die Inseln für amerikanisches Schutzgebiet. Der Erfolg seines Schrittes war allerdings nur der, daß ihn seine Regierung ohne weiteres abberief und sein Vorgehen desavouirte. Gleichzeitig schlug dieselbe einen allgemeinen Wechsel der Konsula vor. Fürst Bismarck ging darauf ein, regte aber zugleich eine endgültige gründliche Prüfung dieser Verhältnisse durch eine Spezialemission in Apia an. Ende 1886 haben diese Beratungen stattgefunden und sind die Vertreter der 3 Mächte zur Ueberzeugung von der vollkommenen Unfähigkeit der Samoaner sich selbst zu regieren

gelangt. Ihr Vorschlag ging dahin, daß, um den ewigen Reibereien ein Ende zu machen, die 3 Staaten sich verständigen und je einen für einen bestimmten Zeitraum mit der Regierung der Inseln im Namen aller betrauen sollen. Es ist nicht bekannt geworden, ob ein förmliches Uebereinkommen infolge jener Verhandlungen und eine Regelung der Dinge im Sinne jenes Vorschlags zustande gekommen sind. Soviel nur steht fest, daß die Verhältnisse auf Samoa auch im letzten Jahre noch sehr viel zu wünschen übrig ließen. Zunächst hat Greenebaum nochmals einen Versuch gemacht in Apia Einfluß zu gewinnen. Er begab sich privatim dahin und versuchte wieder als Konsul aufzutreten. Kaum war ihm durch den Kommissar der Vereinigten Staaten das Handwerk gelegt, da brach neuer Zwist unter den Eingeborenen aus. Malietoa hatte alles Ansehen bei der Mehrzahl seiner Landleute verloren, geberdete sich aber noch immer als König, intriguirte mit England und Amerika und war den Deutschen gegenüber so rücksichtslos und anmaßend wie möglich. Zum Ueberlaufen brachte er sein Maß am Geburtstag des Kaisers. Die zur Feier dieses Tages in Apia versammelten Deutschen wurden gegen Mitternacht von Leuten Malietoas mit Steinen beworfen und theilweise verletzt. Eine Untersuchung stellte die Personen der Missethäter fest und wurden dieselben zu Gefängniß verurtheilt. Malietoa weigerte sich nun aufs bestimmteste die Leute zu bestrafen. Darauf hin beschloß die deutsche Regierung den Häuptling unschädlich zu machen ohne im übrigen die Selbständigkeit Samaos anzutasten, und theilte ihre Absicht in London und Washington mit, wo dieselbe keinen Widerspruch fand. Im August d. 3. erschienen 4 deutsche Kriegsschiffe vor Apia und der deutsche Konsul stellte an Malietoa die Aufforderung für sein Benehmen 12000 Dollar Buße und Schadenersatz zu leisten. Da derselbe Ausflüchte machte, wurde ihm am folgenden Tage der Krieg erklärt und eine starke Truppenabtheilung gelandet. Malietoa flüchtete unumkehr ins Innere, das Schiff *Carola* aber holte Tamasese nach Apia, wo derselbe feierlich als König in Mulinu installiert wurde. Durch Dampfmaschinen wurde die öffentliche Bekanntmachung nach allen Inseln des Archipels überbracht. Ein Dorf, in welchem die Proklamation durch Eingeborene abgerissen worden war, wurde verbrannt. Der englische und amerikanische Konsul setzten ihren Instruktionen gemäß dem deutschen Vorgehen keinen Widerstand entgegen, zur großen Betrübniß ihrer wenigen Landleute, welche in aller Stille für schweres Geld einen Schooner mietheten und denselben sogleich mit der Kunde vom Geschehenen und der Bitte um Hilfe nach Fidschi entsandten. Malietoa hatte zuerst an Widerstand gedacht und Bewaffnete um sich gesammelt. Doch fügte er sich bald in sein Schicksal und ergab sich am 17. September freiwillig den Deutschen. Er wurde zunächst mit dem Kreuzer *Adler* nach Cooktown und von da auf den Albatros gebracht, der mit ihm auf dem Weg nach Westafrika ist. Es ist wohl zu erwarten, daß er wie frühere Gefangene dieser Art eine Zeitlang nach Deutschland gebracht wird, um ihm einen bessern Begriff von dessen Macht beizubringen. Das Schicksal der Samoainseln ist freilich hiermit noch immer nicht entgeltig entschieden. Daß die ohnmächtige

Regierung der Eingeborenen bei der fortdauernden Rivalität der Nationen nicht für lange ausreichen kann, unterliegt keinem Zweifel. Früh oder spät werden die Inseln einem Staat anheimfallen müssen. Daß das Deutschland ist, wäre in Anbetracht seiner selbst von Engländern offen anerkannten Interessen daselbst lebhaft zu wünschen.

#### Pondoland.

Vor einigen Jahren gelang es dem deutschen Premierlieutenant a. D. E. Nagel, welcher in englischen Diensten den Bafutokrieg mitgemacht und sich eine ziemliche Kenntniß südafrikanischer Verhältnisse angeeignet hatte, mit dem damals unabhängigen Herrscher des südlich von Natal gelegenen Pondolandes, Umquikela, einen Kaufvertrag abzuschließen, wonach ein etwa 160 englische Quadratmeilen oder über 160000 preussische Morgen großes an der Meeresküste gelegenes Landstück in seinen Privatbesitz überging. Graf Joachim Pfeil sowie der vom Kongo her bekannte Kaufmann Hartwig, welche beide das fragliche Land näher kennen, schildern es als ebenso fruchtbar und reich wie von mildem gesundem Klima und verschont von der in Natal so lästigen Dürre. Schon vor 14 Jahren bildete der Viehhandel des Pondolandes ein sehr einträgliches Monopol in den Händen einzelner Händler und das Waldterrain, der sogenannte Ekoffibusch soll voll werthvoller Nughölzer sein. Den Engländern gegenüber hatte sich der etwa 300000 Köpfe starke das Land bewohnende Kaffernstamm immer feindlich verhalten, und der Häuptling hatte verschiedene Versuche der Engländer sein Land zu annektiren vereitelt. Nur an dem einen Hafen des Gebietes, der Mündung des St. Johnslusses, ist ihnen der Bau einer Station und das Recht des Einfuhrhandels Ende 1886 zugestanden worden.

Bei dieser Sachlage gab sich der Erwerber des Pondolandes der Hoffnung hin den Schutz des Deutschen Reiches für seinen Besitz erlangen zu können. Doch als er nach Europa kam, war die Lage der Dinge zu seinen Ungunsten verändert. Deutschland hatte mittlerweile auf die Santa Luciabai und alle Besitzergreifungen im südlichen Ostafrika dafür verzichtet, daß England sich hinsichtlich der andern deutschen kolonialen Erwerbungen nachgiebig erwieß. Die Aussicht auf ein deutsches Protektorat im Pondolande war damit vernichtet und Nagel, welcher sich mit zwei andern Männern M. Bauer und F. Heydweiller assoziiert hatte, mußte darauf denken lediglich seine Privatrechte zu verwerthen. Schon das Gerücht von diesem Vorhaben erregte großen Widerstand in England und besonders bei den Chauvinisten der Kapkolonie. Die Gültigkeit des Nagelschen Vertrags, wie die Befugnisse Umquikelas wurden bezweifelt und kurz nichts unterlassen, was das Unternehmen in Frage stellen konnte. Doch vergebens. In Berlin nahm sich ein im vorigen Jahre gegründeter Verein für Förderung der deutschen Interessen in Südafrika, in welchem erfahrene Männer wie Dr. Otto Kersten, Superintendent Merensky, Contreadmiral Birzow maßgebende Stimme haben, der Nagelschen Sache an und wirkte durch Wort und Schrift für dieselbe. Es wurde beschlossen, alle politischen Pläne bei Seite zu

lassen, mit der englischen Oberherrschaft über jene Gegenden zu rechnen und sich lebiglich auf die wirtschaftliche Verwerthung des fruchtbaren und für deutsche Ansiedler allen Erkundigungen nach wohlgeeigneten Landes zu beschränken. Ein vorbereitender Ausschuß übernahm es zunächst die nöthigen Geldmittel zusammenzubringen, um damit eine Untersuchungs-Expedition nach dem Pondoland auszurüsten. Da sich Männer wie Herr von Hofmann aus Leipzig und Ernst von Weber für die Sache interessirten, ließ sich der beabsichtigte Zweck bald erreichen und vor einigen Monaten ist denn Herr Nagel begleitet von dem Kaufmann Hartwig nach seinem Besitzthum abgereist. In Gesellschaft eines deutschen Arztes, welcher sich der Expedition in Afrika anschließt, wird dieselbe die Vorenbefchaffenheit, Vegetation, Mineralreichtum und gesundheitlichen Verhältnisse des Landes genau prüfen und eine Station am besten Hafensplaz anlegen. Glückt, wie zu erwarten steht, das Unternehmen, so ist auf Zuzug aus Deutschland wohl mit Sicherheit zu rechnen.

#### Koloniale Literatur.

Täglich wächst die Fluth der literarischen Erscheinungen, welche durch die koloniale Bewegung hervorgerufen sind. Neben den periodischen Blättern und Broschüren finden sich bereits vieleleibige Werke. Ein solches liege uns z. B. in der „Deutschen Kolonialgeschichte von Max von Koschitzky“\*) vor. Der erste Band dieser Schrift behandelt die Versuche deutscher Kolonisation in weitestem Sinne seit den ältesten Zeiten bis zur Kongokonferenz und der Errichtung staatlich unterstützter Postdampferlinien. Im zweiten ist die Geschichte der neuen deutschen Kolonialbewegung bis zum Ende des Jahres 1885 behandelt. Der Autor hat mit Vienenfleiß Zeitungsartikel, Weißbücher, Reichstagsreden u. s. w. gesammelt und alles, was ihm in die Hände gekommen ist, ohne Rücksicht auf seine Wichtigkeit abgedruckt. Die einzelnen Abschnitte sind dadurch schon sehr verschiedenwerthig ausgefallen, wie ein bloßer Blick auf den Raum lehrt, den sie einnehmen. So widmet er z. B. dem kleinen Togoiland 28, der Santa Lucia Bai, der Dembiakholonie je 10 Seiten, während die ganze Witu-angelegenheit auf 3 1/2 Seiten abgethan ist. Stört schon dieser Umstand, so wird das Buch noch weit mehr dadurch in seinem Werthe beeinträchtigt, das Koschitzky nirgends die Literatur anführt, aus welcher er geschöpft hat. Die vielfachen Kontroversen, welche insbesondere die Geschichte der älteren Kolonisationsversuche bietet, sind einfach mit Stillschweigen übergangen, nirgends erhält der Leser die Möglichkeit sich selbst ein Urtheil zu bilden. Und das ginge vielleicht an, wenn der Autor aus gänzlich zweifellosen, ersten Quellen zu schöpfen Gelegenheit gehabt hätte, aber es hat den Anschein, daß er von der Geschichte der deutschen Kolonialpolitik nichts kennt, als was gedruckt worden ist, und für die Würdigung vieler Dinge nichts weniger als den richtigen Maßstab besitzt. Wer sich über die deutschen Kolonien aus seinem Werke allein ein richtiges Ur-

\*) Leipzig. Paul Froberg 1887. 2 Bde. 301 und 333 S. 8°.



theil bilden will, wird diesen Zweck schwerlich erreichen, und die wissenschaftliche Benützung der Schrift ist durch den Mangel der Literaturangaben fast ausgeschlossen.

Ein ähnliches, nur weniger fleißig gearbeitetes Buch ist das von George G. Brückner, Schatzmeister der deutsch-westafrikanischen Kompagnie herausgegebene „Jahrbuch der deutschen Kolonial-Politik und des Exports“. Berlin S. W. Wilhelmstraße 124. 1887. Von verschiedenen Autoren ist hier in einer Reihe von Aufsätzen gleichfalls die Entwicklung der kolonialisatorischen Thätigkeit Deutschlands von den ältesten Zeiten an aber bis zur Gegenwart behandelt. Allerdings dürften wir mit der Annahme kaum irren, daß diese Schrift weniger wissenschaftliche Zwecke als die Absicht verfolgt, Stimmung für überseeische Unternehmungen im Allgemeinen und damit für die von dem Herausgeber und seinem Hauptmitarbeiter, Dr. Zehlike, geleitete in früheren Korrespondenzen gewürdigte westafrikanische Kompagnie zu machen.

Von wirklichem Werthe ist dagegen die kleine Schrift von Viktor Ring: „Deutsche Kolonialgesellschaften, Betrachtungen und Vorschläge nebst einem Anhang enthaltend die Statuten der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwest-Afrika, der Neu-Guinea-Kompagnie und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft.“ Berlin. Heymann 1888. 144 S. 8°. Die schwierige Frage, welche Rechtsform für koloniale Gesellschaften zu wählen sei, wird hier in sehr gründlicher Weise erörtert. Daß derartigen Unternehmungen bisher ein gesunder Rechtsboden fehlt, darin sieht Ring einen der wichtigeren Gründe, welche das Kapital bestimmen sich denselben gegenüber so zurückhaltend zu benehmen. Die für die 3 größten bestehenden Gesellschaften gewählten Formen unterliegen einmal schweren juristischen Bedenken und ferner geben sie dem Theilhaber fast gar keine Möglichkeit den Gang der Geschäfte zu verfolgen oder selbst einzugreifen. Nur die Form der Aktiengesellschaft kann nach der Ansicht des Autors in diesem Punkte Abhilfe schaffen. Doch nicht die Aktiengesellschaft, wie sie jetzt besteht, denn Niemand würde sein gesamtes Vermögen bei einem zweifelhaften so vielen Zufälligkeiten ausgefetzten kolonialen Unternehmen aufs Spiel setzen wollen. Es kann sich nur um eine Aktiengesellschaft mit beschränkter Haftbarkeit der Theilhaber handeln, welche zugleich, um eine Schwächung der Gläubiger zu verhüten, das Recht der juristischen Person erhalten soll. Um die Gesellschaft in Stand zu setzen, ihre Zwecke auch wirklich zu erreichen, verlangt Ring ferner die unbeschränkte Beitragsverpflichtung aller Theilnehmer. Gestützt sind diese Ausführungen vornehmlich durch Hinweise auf die Geschichte der älteren Kolonialunternehmungen, welche gleichfalls Aktiengesellschaften waren, ja aus denen sich schließlich die moderne Form des Aktienunternehmens entwickelt hat. Ω.

## Die Altersversicherung.

So nahe die Verwirklichung des Projectes der Altersversicherung nach den Aussprüchen der Regierungsorgane bevorstand, so hat doch die staatswissenschaftliche Literatur sich an die nähere Beschäftigung mit dieser großartigen Idee kaum herangetraut. Einige wenige Aufsätze und Broschüren haben versucht, Aufrisse zu entwerfen, die dann in der Presse nur vorübergehend besprochen worden sind. Die Regierung entbehrt daher für ihr Vorgehen noch der engeren Fühlung mit der öffentlichen Meinung; diese zu erlangen, hat sie sich klug entschlossen, vor der eigentlichen Ausarbeitung des Gesetzes „Grundzüge“ zu veröffentlichen und sie der allgemeinen Discussion preiszugeben.

Dieser Einladung folgend wollen auch wir, im Anschluß an einen bei uns veröffentlichten Aufsatz (Bd. 58 S. 527) diejenigen Punkte bezeichnen, wo uns die „Grundzüge“ das Richtige getroffen zu haben und wo sie uns verbesserungsbedürftig erscheinen.

Mit hoher Freude heben wir zunächst hervor den großen Zug, in dem das Werk gehalten ist. Nicht schrittweise, etwa zunächst nur für die Industriearbeiter, sondern gleich für die gesammte Arbeiterschaft soll die Institution geschaffen werden. Ja die „Grundzüge“ gehen so weit, die Wohlthat auch gleich auf die Arbeiterinnen ausdehnen zu wollen. Wir halten nicht für ausgeschlossen, daß wegen der mancherlei Complicationen mit der Witwen-Versorgung man doch die Versicherung für dies Mal noch auf die Männer beschränkt, natürlich mit der Absicht die Sorge für Arbeiterinnen und Witwen in kürzester Frist nachzuholen.

Der Cardinalpunkt der Institution ist, so auffallend das auf den ersten Anblick erscheinen mag, nicht die Organisation, sondern die Höhe der Versicherung; die nackte Zahl, ob 120, ob 240, ob 360 Mark ist in diesem Augenblick für Deutschland wichtiger, als die höchste Theorie über das Wesen des Staates oder des Constitutionalismus. Aus der Höhe der Rente und daher der Beiträge erfließen die Argumente für oder gegen den Reichszuschuß. Ob die Rente für alle Orte und Berufsarten gleich oder verschieden sein soll, giebt die Entscheidung über die Organisation. Bei der Rente also haben wir anzufangen.

Die „Grundzüge“ setzen dieselbe vorläufig gleich hoch an für das ganze Reich, nehmen aber für die Zukunft eine freiwillige Zusatz-Versicherung in Aussicht. Der Hauptgrund für diese scharfe Uniformität ist die Einfachheit, die dadurch erlangt wird.

Die Höhe der Rente soll 120 Mark, also 10 Mark monatlich, in minimo betragen und nach der Länge der Beitragszahlung allmählich bis auf 250 Mark steigen. Dabei ist noch ein Unterschied gemacht zwischen „Alters-“ und „Invalident-Rente“. Erstere, gleich dem Minimum der anderen, also 120 Mark, erhält jeder Arbeiter über 70 Jahre ohne Rücksicht auf Arbeitsfähigkeit; die Invalidentrente tritt erst ein, wenn völlige Arbeitsunfähigkeit constatirt wird. Die Unterscheidung ist weniger wichtig als sie scheint. Sehr viele Arbeiter

werden schon vor dem 70. Jahr „invalide“; fast alle sehr bald nachher. „Altersrenten“ im Sinne der Grundzüge werden also nur sehr selten gezahlt werden; das Entscheidende ist die „Invalidenrente“, die also von 120 bis zu 250 Mark aufsteigen soll.

Mit diesem Vorschlag sind wir nun nicht ganz einverstanden, weder mit dem Princip der Uniformität noch mit dem Princip der Steigerung nach Beitragsjahren. Letzteres scheint der Gerechtigkeit zu entsprechen, aber doch nur im privatrechtlichen Sinne. Hier, wo es sich um eine öffentliche Angelegenheit handelt, muß doch offenbar der entgegengesetzte Grundsatz der Stärkere sein: daß nämlich die Rente so hoch sein soll, das Leben gerade zu fristen: nicht höher, denn weiter erstreckt sich das Interesse und der Zwang des Staates nicht, das Weitere ist Sache der Freiwilligkeit; aber auch nicht geringer, denn sonst ist der Zweck der Institution verfehlt. Was ist nun das durchaus Nothwendige? 120 Mark oder 250 Mark? Wir antworten: 120 Mark ist für einen großstädtischen Arbeiter unzweifelhaft zu wenig; 250 Mark aber sind für einen ländlichen Arbeiter in den meisten Provinzen ebenso unzweifelhaft zu viel. In sehr vielen Kreisen und kleineren Städten beträgt der ortsübliche Durchschnittslohn, wie er für die Krankenkassen festgestellt ist, eine Mark täglich, also bei 300 Arbeitstagen im Jahr, 300 Mark jährlich; in der Stadt Löbau nur 80 Pfennig täglich also 240 Mark im Jahr, weld' ein Zustand, wenn hier der Invalide nahezu ebensowiel oder gar mehr bekommt als der Arbeiter? Freilich tritt die volle Rente erst nach 48 Beitragsjahren ein und wer weiß, was dann für Löhne gezahlt werden — aber das kann uns nicht hindern für die jetzigen Umstände die richtigen Verhältnisse festzusetzen. Der Geldlohn kann in Zukunft steigen oder sinken; treten große Abwandlungen ein, so muß die Gesetzgebung einschreiten: heute rechnen wir mit dem heutigen Lohn.

Für die Uniformität der Rente wird in der den „Grundzügen“ beigegebenen „Denkschrift“ ausgeführt, daß der Arbeiter, der davon in einer Großstadt nicht zu leben vermag, in einen kleinen billigen Ort ziehen könne. Das ist richtig — wenn auch oft hart — und es würde zur Noth eine gleichmäßig niedrigen Rente allenthalben dadurch gerechtfertigt werden, aber nicht eine zu hohe, wie es 250 Mark für viele Gegenden sein würden. Man darf sich in solchen Fragen nicht durch Humanität irre leiten lassen und sagen „gönnen wir doch den Leuten die höhern Renten, es ist immer noch wenig genug.“ Solche Humanitäts-Bestrebung müßte beim Lohn, nicht bei der Altersrente einsetzen. Diese können allein nach der Maßgabe bemessen werden, daß sie in richtigem Verhältniß zum ortsüblichen Lohn stehn, sonst entstehen die größten Unzuträglichkeiten.

Wir wünschen also, daß von Anfang an die Gesetzgebung mehrere Stufen der Rentenhöhe schaffe, und den Berufsgenossenschaften überlasse, für sich und die verschiedenen Gegenden nach eignem Ermessen eine Stufe zu wählen. Undurchführbar würde es freilich sein, wie die „Denkschrift“ ganz richtig sagt, Rente und Beiträge nach dem Individuallohne zu bemessen. Man könnte aber

etwa 5 Klassen schaffen, entsprechend einem Tagelohn von 1 Mark und darunter, von 1—1,50 Mark, 1,50—2 Mark, 2 - 3 Mark und über 3 Mark. Die Erschwerung der Verwaltung, die daraus entstände, wäre sehr gering. Hat ein Arbeiter in verschiedenen Klassen gezahlt, so ist mit Leichtigkeit nach einem einfachen Schema ein Durchschnitt für die Rente zu berechnen. Für die unterste Klasse würden wir uns etwa eine Rente von 120, für die höchste eine Rente von 360 Mark jährlich als das Richtige denken. Für Frauen haben die „Grundzüge“ als Minimum nur 80 Mark in Aussicht genommen. Es scheint uns doch fraglich, ob zwischen den Bedürfnissen d. h. den Pensionskosten in einer Familie für einen alten Mann und eine alte Frau ein so großer Unterschied besteht. Vielleicht setzt man besser das Minimum für beide gleichmäßig auf 100 Mark.

Wann aber soll diese Normalrente eintreten?

Die „Grundzüge“ nehmen mit einer alle Erwartung übertreffenden Liberalität die Minimalrente von 120 Mark bereits für alle diejenigen in Aussicht, die 5 Jahre lang Beiträge gezahlt haben. Auch hier bewährt sich unseres Erachtens das Prinzip der Uniformität nicht. Für großstädtische Arbeiter ist eine Rente von 10 Mark monatlich so gering, daß sie dadurch der Armenpflege nicht entzogen werden; sie erhalten also unter Umständen so gut wie gar nichts, nur der Gemeindefiskus der Armenpflege wird entlastet. Die Armenpflege giebt dem Renten-Empfänger eben einfach 10 Mark weniger, als einem Anderen. Oder soll sie das Recht haben, ihm zu sagen: allerdings kannst du mit 10 Mark hier, sagen wir in Berlin, nicht leben, du kannst aber mit deinen 70 Mark auf irgend ein Dorf in der Nähe von Bernau ziehen? Dann würde der eben noch glückliche Rentner vielleicht auf seine Rente verzichten und als Ortsarmer seine gesellige Unterstützung fordern.

Auf der andern Seite sind 10 Mark für sehr viele Kreise fast zu viel; es giebt Gegenden, wo die alten Leute bisher für 6 Mark, ja für 3 Mark monatlich bei andern Familien in Pension gethan worden sind. Hier würden also 10 Mark geradezu eine Umwälzung bedeuten, und als ein Geschenk aufgefaßt werden, das die Nichtbetheiligten garnicht verstehen würden. Ein Uebergang, im Anschluß an die bestehenden Verhältnisse, wie er in diesen Jahrbüchern (Band 58 S. 534) vorgeschlagen worden ist, würde daher allen Grundsätzen der Gerechtigkeit und der Sparsamkeit entsprechen. Der Grundsatz muß sein: es wird zunächst etwas mehr gegeben, als jetzt die Armenpflege giebt. Nach Beitragsjahren wächst dann (ganz wie die „Grundzüge“ vorschlagen) die Rente, bis sie die Normal-Höhe erreicht — aber nicht darüber hinaus.

Besonders schwierig ist der Uebergang für die allerersten Jahre; „die Grundzüge“ haben hier den Ausweg ergriffen, daß „aus Billigkeitsgründen“ 60 Mark Rente gezahlt werden „können“, wenn wenigstens für ein Jahr Beiträge geleistet sind. Auch hier läßt sich derselbe Einwand erheben: die 60 Mark jährlich würden immer noch einen Zuschuß der Armenkasse erfordern (bei Allen, die nicht sonstige Ressourcen haben) und damit nicht sowohl dem Empfänger, als den

Gemeindefassen zu Gute kommen, welche ihre Unterstützung um so viel verkürzen. Die Rente kann immer erst dann ihren Zweck erfüllen, wenn sie wenigstens ebenso hoch wie die ortsübliche Armenunterstützung ist.

Wie man diesen Uebergang auch construiren mag; er wird erleichtert durch eine abgestufte Rente und erst mit der Abstufung der Renten und Beiträge nach Berufen erhalten auch die in Aussicht genommenen Organe, die Berufs-Genossenschaften einen wirklichen Inhalt. Sind alle Renten und nahezu auch alle Beiträge im ganzen Reiche gleich, so wäre doch kaum ein Grund nicht, statt der verstreuten Berufs-Genossenschaften locale Verwaltungsorgane zu schaffen, die so sehr viel leichter und billiger fungiren.

Die Beiträge sollen aufgebracht werden zu je einem Drittel durch die Arbeiter, die Arbeitgeber und das Reich. Etwa entsprechend unserer früheren Annahme, daß eine Rente von 120 Mark jährlich einen jährlichen Beitrag von 9 Mark erfordere, wird in den „Grundzügen“ angenommen, daß die bis zu 250 Mark wachsende Rente einen jährlichen Beitrag von 13 Mark (excl. Verwaltungskosten) nöthig mache. Das würde täglich 5—6 Pfennige, für den Arbeiter also 2 Pfennige ausmachen. Bei der unerwarteten Niedrigkeit dieser Leistung ist die Ansicht aufgetaucht, daß der Reichszuschuß wegfallen und Arbeiter und Arbeitgeber die Last je zur Hälfte tragen könnten. Es ließe sich in der That darüber reden, wenn nicht auch noch die Witwen- und Waisen-Versorgung, die sehr viel theurer ist, in Aussicht stünde. Addirt man Alles zusammen, was der Arbeiter an solchen Beiträgen zu leisten haben wird, so ergiebt das bis zu 3% des Lohnes an die Krankenkassen; im Durchschnitt 1%, bei schlecht gelohnten bis zu 2% an die Invalidenkassen, und striche man den Reichszuschuß, bis zu 3%; kommen dazu nun noch 2—4% für die Witwen- und Waisen-Versorgung, so wird die Gesamt-Belastung ohne Reich-Zuschuß bis zu 10% des Einkommens steigen. Vergleicht man damit, daß die Staats-Einkommensteuer nur 3% beträgt und doch schon recht sehr empfunden wird, so sieht man, daß der Reich-Zuschuß nicht zu entbehren ist. Streicht man ihn bei der Invaliden-Versicherung, so würde er bei der Relicten-Versicherung um so größer werden müssen; das Reich würde diese fast ganz auf seine Schulter zu nehmen haben. Da ist es besser, es theilt sich an jeder Versicherungsbranche mit einem angemessenen Bruchtheil.

Man sieht, es sind ziemlich einschneidende Veränderungen, für die wir plaidiren: verschiedene Höhe der Renten statt der gleichmäßigen, ein Uebergangsstadium, welches an manchen Orten noch unter die Minimalrente heruntergeht, endlich starke Einschränkung des Principes des Steigens der Rente nach den Beitragsjahren. Alle diese Veränderungen aber berühren nicht den Grundriß der Institution. Glücklicher als bei der Unfall-Versicherung hoffen wir, daß diesmal gleich aus dem ersten Entwurfe das Gebäude in all' seiner Größe emporwachsen wird.

D.

## Notizen.

Goethe's Briefwechsel mit Friedrich Rochlitg. Herausgeber: Westemar Freiherr von Biedermann. Leipzig. F. W. v. Biedermann. 1887. 8° (XXVI, 525 S.) Preis: 8 Mk.

Die zwei letzten Jahrzehnte von Goethe's Leben zeigen ihn in einem seltsamen Verhältniß zum Publikum: seine Anerkennung als des ersten der deutschen Dichter ist unbestritten; sie verbindet sich aber mit einer weitgehenden Geringschätzung seiner gleichzeitigen Productionen; denn sie gründet sich allein auf seine früher erschienenen Werke. Daß Goethe mit dem Ersten Theil des Faust sein Bestes gegeben habe, und daß seine Begabung allmählich durch Altersschwäche verzehrt werde, war eine sehr verbreitete Anschauung, die in manchen Vertretern sich bis auf die Gegenwart fortgeerbt hat. In den Augen des „Jungen Deutschland“ war Heine's „Harzreise“ ein viel bedeutenderes Buch als Goethe's „Reise am Rhein, Main und Neckar“ oder „Beschreibung des St. Rochusfestes“; Gutzkow's „Wally“ ein Schatz viel tieferer Lebensweisheit als „Wilhelm Meister's Wanderjahre“. Und Goethe's Kunstkritik in seiner Zeitschrift „Kunst und Alterthum“ wurde zwar von den aufstrebenden Größen des Auslandes, Byron, Manzoni u. a. hochgeschätzt, galt aber bei der herrschenden Schriftstellergeneration Deutschlands für den Gefühlserguß eines halb kindisch gewordenen Greises. Goedeke hat in seiner Literaturgeschichte dies mit den drastischen Worten ausgedrückt: „Es galt fast für ein Unglück, von Goethe gelobt zu werden.“ Daneben aber finden wir eine weit verstreute, doch sehr zahlreiche Schaar vereinzelter, unbedingter Anhänger und Verehrer des Geistes, meist durch Briefwechsel mit ihm verbunden, eine wahre Gemeinde, gewohnt jedes Wort des Meisters als ein Orakel zu verehren. Sie findet sich an den verschiedensten Orten Deutschlands und des Auslandes, in den verschiedensten Gesellschafts- und Bildungsschichten, unter Menschen der verschiedensten Interessenkreise. Männer umfassendster Bildung und Thätigkeit wie Humboldt finden sich hier neben einfachen und beschränkten Persönlichkeiten wie Rath Grüner oder Nicolaus Meyer. Staatsmänner und Personen von einsiedlerischer Zurückgezogenheit, Koryphäen der Geistes- und der Naturwissenschaften, Künstler und Kunstgelehrte in Vertretern der Malerei wie der Musik und der Dichtkunst finden sich hier vereinigt. Mit allen diesen, wenige ausgenommen, verkehrt Goethe wesentlich auf ein und dieselbe Weise. Er gibt, wenigstens brieflich,

meist wenig von seinem Eigenen; er schreibt, um die Andern zur Mittheilung anzuregen, und er ist Allen gegenüber dankbar für Alles, was sie berichten; — rücksichtsvoll und womöglich anerkennend in seinem Urtheil über das, was sie leisten und darbringen. Diese gleichmäßige Toleranz gegen ungleichartige Menschen erklärt sich wohl daraus, daß ihm in seinem Alter nicht mehr daran lag, allgemeine geistige Anregung zu erhalten; der einzelne Correspondent war ihm wichtig, wenn er in irgend einer bestimmten Beziehung ihm etwas bieten konnte, sei es durch specielle Kenntnisse auf einem Gebiete, sei es durch eine bestimmte individuelle Urtheilsweise. Das aber konnte auch bei einem im Ganzen unbedeutenden Menschen sich finden. Die Briefe mußten nur concret und lebendig sein. Zelter's Verbeugung gefiel am Meisten. Für vage Allgemeinheiten, für Sentimentalitäten der Freundschaft, für Schmeicheleien schwärmerischer Verehrung war Goethe nicht empfänglich. Auch in dem uns vorliegenden Briefwechsel mit Kochly läßt sich dies beobachten. Sehr richtig sagt der Herausgeber, daß der Briefwechsel aufrecht erhalten wurde „mit Bezug auf Kochly's Wohnort“ Leipzig. Aus Goethe's Reisenotizen wissen wir, wie sehr ihm daran lag allerwärts ein Bild der „Totalität des Zustandes“ zu erhalten. Zu demselben Zweck läßt er sich auch von Correspondenten auf dem Laufenden erhalten, so von Zelter über Berlin, von Kochly über Leipzig, und ist auch hoch erfreut, als ihm der letztere von einer Reise eine ähnliche Schilderung Wiens zusendet. In einer anderen Hinsicht aber sagten ihm Kochly's Briefe nicht zu. Wir kannten bisher schon ein Urtheil Goethe's gegen den Kanzler von Müller über dieselben: wie schön und lieb auch, förderten sie ihn doch niemals; sie seien meist nur sentimental. Das ist natürlich einseitig und schroff ausgedrückt, und manche andere anerkennende Aeußerungen stehen dem gegenüber; aber es trifft einen auffallenden schwachen Punkt der Briefe. Die Beteuerungen schwärmerischer Empfindung, grenzenloser Verehrung, übertriebener Demuth lehren allzu oft wieder; man hat den Eindruck, als habe Kochly Goethe dadurch gewinnen wollen, allein vergeblich; über eine gewisse Stufe läßt ihn Goethe nicht hinüberkommen. Wenn Kochly immer und immer wiederholt, er schreibe Goethe nur bei bestimmten praktischen Anlässen, um ihn nicht mit unnützem Gerede zu behelligen, so liegt dem sichtlich die Absicht zu Grunde, von Goethe eine Ermunterung zu regerer Correspondenz zu erhalten; aber diese erfolgt nicht. Wie jedoch oft mit übertriebener Bescheidenheit sich eine gewisse anspruchsvolle Empfindlichkeit zusammenstodert, so ist es auch hier; schließlich schreibt Kochly plötzlich in einem anderen Ton; er findet, daß er von Weimar aus — nicht von Goethe persönlich vernachlässigt werde; er wolle auch einmal „malitiös“ werden; von Goethe verlangt er schlechtweg eine zwanglose Correspondenz, wie er sie mit Zelter führe — mit Zelter, seinem vertrautesten Freund und Duzbruder! Reizend ist Goethe's Antwort (30. Juni 1831): „Jede Mittheilung soll mir angenehm sein; Erwiderung sei Tagen und Stunden überlassen . . . . Des „Malitiösen“ bedienen sie sich nur nicht gegen mich; es hat mich, jung, mit den aller schönsten Mädchen auseinandergebracht.“ —

Indeß bietet der Briefwechsel auch eine Fülle anerkanntester Aeußerungen Goethe's über Kochly, welche sowohl durch dessen allgemein literarische Thätigkeit als auch durch den theilweise bedeutenden Inhalt seiner Briefe hervorgerufen wurden. Für die Productionen von Kochly, sowohl die musikwissenschaftlichen als die poetischen hat Goethe volle Theilnahme; die Uebersetzung der Antigone und einige Lustspiele brachte er in Weimar zur Aufführung. Mehr aber als davon handeln die Briefe von Goethe's Werken, die der Dichter gerne von Kochly beurtheilen ließ, freilich ein congeniales Verständniß derselben wie bei Schiller oder Humboldt war bei ihm nicht zu finden, wohl aber ein liebevolles Erfassen, welches die eigenste Stimmung des Künstlers nach- und mitzuleben sich bemühte. Ausführlich äußerte sich Kochly auf Goethe's ausdrücklichen Wunsch und zu dessen voller Befriedigung über die Wahlverwandtschaften; später auch über Dichtung und Wahrheit, über den „Divan“. Bei diesem Anlaß schrieb er das schöne Wort: „Was geben Sie für einen Beweis und Muster in allen den neuen Erzeugnissen Ihres Geistes davon, daß späte Lebensjahre, daß ein nicht bloß durchgemachtes, sondern wahrhaft in sich vollendetes Leben wieder frei, leicht, heiter und anmuthig werden könne, werden solle! Ein Beweis, wie wir ihn sonst nur in den Psychologieen finden; ein Muster, wie es mir mein Vebelang nicht vorgekommen ist.“

Mit wahren Entzücken begrüßte dann Kochly den leider jetzt so wenig gekannten „Maskenzug“ aus dem Jahre 1818, in welchem Goethe die geistige Bedeutung Weimars unübertrefflich feierte und nacheinander Herder, Wieland, Schiller und sich selbst in den Vertretern ihrer Hauptwerke auftreten ließ. „Schiller“, schreibt Kochly, „der Sinnende, der alles durchgeprobt, und der durch's Proben, des Dichtens, wie des Lebens, zuletzt in beiden so vollendet war, als solch' eine Natur überhaupt auf Erden vollendet werden kann, des Herrlichen Geist reicht ihuen aus dem Himmel die Hand für das, womit Sie ihn hier so treu und fest, so glanz-, liebe- und freudenvoll, zur Verherrlichung aufrufen.“ Goethe antwortet: „Es ist der Mühe werth gelebt zu haben, wenn man sich von solchen Geistern und Gemüthern begleitet sieht und sah: es ist eine Lust zu sterben, wenn mau solche Freunde und Liebhaber hinterläßt, die unser Andenken frisch erhalten, ausbilden und fortpflanzen.“

Charakteristisch für den alternden Goethe ist, wie er sich zu Kochly' Beurtheilung der „Wanderjahre“ und des „Zweiten römischen Aufenthaltes“ stellte. Erstere hatte Kochly systematisch im Zusammenhange behandelt und hatte die Grundidee festzustellen gesucht; letztere hatte er aphoristisch nach verschiedenen Seiten beleuchtet und das ihm persönlich Werthvolle hervorgehoben; dies befriedigte Goethe, jenes nicht. Völlig entgegengesetzt hatte er auf der Höhe seines künstlerischen Schaffens, im Verkehre mit Schiller sich geäußert. „Was hilft's, wenn Ihr ein Ganzes dargebracht, das Publikum wird es Euch doch zerpfücken“; — das war damals seine oft wiederholte Klage gewesen. Doch jetzt, wo er selbst die strenge Forderung der Einheit nicht mehr an seine Werke stellte, mußte ihm auch eine Urtheilsweise unerwünscht sein, vor der z. B.



die „Wanderjahre“ streng genommen, nicht hätten bestehen können. Ein umfassenderes, menschliches Ideal war an die Stelle des begrenzten Kunstideals getreten. Ergreifend spricht es sich in den einfachen Worten aus, mit denen er Kochly's Beurtheilung des „Römischen Aufenthalts“ erwidert: „Es muß mich höchlich freuen, wenn ein so löblich Mitarbeitender, Mitlebender auch sich selbst und Verwandtes in meinen Heften findet, sich an den Mängeln, wie an den Tugenden erbaut, weil das Ganze zuletzt von einem religiösen Streben nach einem edelen Zwecke Zeugniß giebt, der nie erreicht, aber immer im Auge behalten, den Muth zieht, Kräfte zu steigern, um sich und anderen bald einsam bald gefellig einen Weg zu bahnen, der zurückgelegt selbst schon als erreichter Zweck betrachtet werden kann.“ Aeußerungen, wie diese, zeigen, daß Kochly in der That zu den Wenigen gehörte, für welche Goethe schrieb, zu den Freunden, in denen er seine Welt sah. Entschiedene Achtung für Kochly's Charakter endlich schöpft Goethe aus der suchtslosen und arbeitsfreudigen Stimmung, mit der jener den ihm unsympathischen politischen Ereignissen von 1830 sich gegenüberstellte. Hatten diese Ereignisse z. B. Niebuhr in gänzlicher Haltungslosigkeit gezeigt, so erwies sich Kochly als Goethe's echter Jünger in dem festen Entschlusse, unbeirrt in dem eigenen Kreise fortzuwirken, möge draußen vorgehen, was da wolle. Hierauf bezieht es sich, wenn Goethe an den Kanzler von Müller über „den bedeutenden Brief des vorzüglichen Mannes“, schreibt, „der mir immer ehrwürdiger wird“. Dieses Schreiben nebst anderen von Goethe, Kochly, Müller, die sich auf die Correspondenz der beiden ersteren beziehen, sind vom Herausgeber als dankenswerthe Beigabe seiner Publikation hinzugefügt. Unerfreulich wirkt die wechselnde und unsichere Haltung, die Kochly gegenüber allerlei Angriffen auf Goethe einnimmt (man sehe die Briefe an den Freiherrn von Truchseß S. 456. 457).

Was die sonstige Thätigkeit des Herausgebers betrifft, so sind wir ihm dankbar, daß er in den Anmerkungen Maß gehalten und sich auf das Nothwendige beschränkt hat. Freilich hatte er auch nicht gleich manchen Anderen nöthig, seine ausgedehnten Kenntnisse erst durch Herbeiziehung eines gleichgiltigen Notizenkrams zu bekräftigen. Mit den Grundsätzen seiner Textbehandlung dagegen, die auch die verderbtesten Stellen unverändert abdruckt, können wir trotz der im Vorwort versuchten wissenschaftlichen Rechtfertigung und gerade vom wissenschaftlichen Gesichtspunkt aus nicht befreunden. Auch der gewissenhafteste Herausgeber muß eine gewisse Activität entwickeln, nur keine willkürliche, sondern eine methodische. Die Conjectur zur Ausfüllung einer Lücke des Textes, deren Buchstabenanzahl sich nach Maßgabe des leeren Raumes berechnen läßt, ist ein längst geübtes Verfahren philologischer Wissenschaft, welches bei den „durch Mäusefraß zerstörten“ Stellen wenigstens in den Noten Anwendung finden mußte. Ferner ist es auch in Urkundeneditionen, auf deren Normen der Verfasser sich beruft, allgemeine Sitte, offenbare sinnstörende Schreibfehler in unmittelbar untergesetzten Noten zu emendiren. — Indes wird durch derartige Unterlassungen hoffentlich Niemand in Genuß und Dankbarkeit sich stören lassen. D. Harnack.

Otto Harnack, Goethe in der Epoche seiner Vollendung (1805 bis 1832.) Versuch einer Darstellung seiner Denkweise und Weltbetrachtung. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. XLVI, und 249 S.

Auf der ersten Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft klagte Herman Grimm, daß, obwohl wir außerordentlich viel über Goethe wüßten, wir uns innerlich weiter von seinem Geiste entfernt hätten, als es bei den Zeitgenossen der Fall war. Niemand wird die Berechtigung dieser Klage ganz ableugnen wollen. Aber es fragt sich: Worin liegt die Erklärung für diese beklagenswerthe Thatsache? Liegt sie in der ganzen Richtung unseres Zeitalters, in den gewaltigen technisch-naturwissenschaftlichen, militärisch-politischen, social-wirtschaftlichen Problemen und Aufgaben, die unsern Sinn gefangen nehmen und ihm einen banausisch-naturalistischen Zug einpflanzen? Gewiß haben diese Factoren reichlich das Ihrige gethan, um uns der Goetheschen Geisteshöhe zu entrücken, aber ein nicht geringer Theil der Schuld liegt in dem Gange der Goetheforschung selber. Die Goetheforschung hat sich allmählich mehr und mehr in ein Detailstudium versenkt, das an sich durchaus nothwendig, doch niemals das tiefere Interesse der Nation an Goethe berühren, geschweige denn erschöpfen kann. Dieses Interesse hastet und wird immer hasten an der Schönheit und dem innern Gehalt alles dessen, was der Dichter geschaffen und erlebt hat. Und darauf beruht auch, wie man zugeben wird, die Bedeutung des großen Meisters für alle Zeiten. Goethe hätte umsonst gelebt, wenn wir uns begnügten, seine Texte zu corrigiren und zu vergleichen, die Chronologie seiner Dichtungen und seines Lebens mit peinlicher Genauigkeit festzustellen oder die geringsten biographischen Einzelheiten zu geschichtlicher Gewißheit zu erheben. So wichtig und unentbehrlich diese Mikrologie ist — das Letzte und Wesentliche bleibt, die Schönheit seiner Werke zu empfinden und zu begreifen, zu den Grundlagen seines künstlerischen und wissenschaftlichen Schaffens sowie seines rein menschlichen Denkens und Seins durchzudringen d. h. seine Weltanschauung zu erfassen und sich uns zu assimiliren. Damit erst würde Goethe der Träger einer Kulturepoche, und damit erst „in den Dienst unserer Zeit“, wie es Herman Grimm verlangte, gestellt werden. Eine frühere Periode hat mit größerer Lebhaftigkeit als die unsere sich Goethe in diesem Sinne zu nähern und ihn sich zu eigen zu machen gesucht. Nicht immer mit Erfolg; theils weil es an einer kritisch gesichteten Unterlage mangelte, theils weil das vorhandene Material in vielen Stücken ungenügend war. Jetzt wo nach beiden Richtungen die Bedingungen ungleich günstiger liegen, muß es als eine der vornehmsten Aufgaben der Goetheforschung bezeichnet werden, an jene früheren Bestrebungen wieder anzuknüpfen. Otto Harnack ist deshalb mit richtigem Instinct einer Zeitforderung nachgekommen, wenn er in seinem eben genannten Werke den Versuch erneuerte, ein Bild von der Totalität des Goetheschen Geistes zu entwerfen. Harnack hat sich in seiner Arbeit auf die Jahre 1805—32, auf die Epoche der Vollendung des Goetheschen Genies beschränkt. Gewiß waren des Dich-

terß Anschauungen in dieser Epoche am reiffsten und den wenigsten Schwankungen ausgefetzt; und gewiß konnte der Verfasser darauf rechnen, bei dieser Beschränkung am meisten vor Irrthümern bewahrt zu bleiben. Aber diese Rechnung schlug doch in manchen und darunter recht einschneidenden Fällen fehl. Dem sorgfältigen Beobachter kann es nämlich nicht entgehen, daß Goethes Geistesleben, in so verschiedenen Farben es zeitweilig erstrahlt, etwa vom Jahre 1775 an eine einheitlich in sich geschlossene Entwicklung darstellt, die — von allen zufälligen und vorübergehenden Ablenkungen losgelöst — in ihrem Zusammenhange erklärt und verstanden sein will. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend gelangt man sogleich bei dem ersten Hauptabschnitt des Harnack'schen Buches, der Goethes ethischen und religiösen Anschauungen gewidmet ist, in einem Kartinalpunkte zu einem andern Schlusse als der Verfasser. Derselbe sucht in dem gen. Abschnitt darzuthun, daß Goethe auf ethisch-religiösem Gebiete sich zu theistifchen Anschauungen bekannt habe, während seine Naturbetrachtung auf pantheistischer Grundlage ruhte. Wir können es als Bekundung echt wissenschaftlichen Sinnes nur gutheißen, daß der Forscher diesen Gegensatz, sofern er für ihn vorhanden war, nicht verschleierte oder künstlich ausglich, sondern so unvermittelt stehen ließ, wie er sich ihm zu ergeben schien. Aber hat ein solcher Gegensatz in der That bestanden? Dürfen wir annehmen, daß der pantheistische Naturforscher Goethe in seiner sittlich-religiösen Sphäre an einen persönlichen, inner-, außer- und überweltlichen Gott, wie dies der Theismus bedingt, geglaubt?

Der Verfasser beruft sich für seine Auffassung auf einen Brief Goethes an Jacobi vom 6. Januar 1813, in welchem er schreibt: „Ich für mich kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher und eines so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt.“ Zeugen diese Worte für Goethes Theismus? Wir meinen nicht. Schon die vorsichtig umschreibende Ausdrucksweise des letzten Satzes nach den bestimmten Worten „Polytheist“ „Pantheist“ muß starke Zweifel erregen, ob Goethe eine theistische Konfession hier beabsichtigt habe. Aber selbst wenn er mit unzweideutigen Worten an dieser Stelle sich einen Theisten genannt hätte, so wäre damit noch nicht sein Theismus bewiesen. Denn so wenig Jemand im Ernste auf Grund des Satzes: „als Dichter und Künstler bin ich Polytheist“ wird behaupten wollen, Goethe habe als Dichter und Künstler an die reale Existenz einer Vielheit von Göttern geglaubt, so wenig ist das (supponirte) theistische Bekenntniß im buchstäblichen Sinne aufzufassen. Wie Goethe vielmehr in dem einen Satze nur sagen will: „Für mich als Dichter und Künstler nimmt meine (pantheistische) Weltanschauung eine polytheistische Form an, weil diese allein sich künstlerisch verwerthen läßt“, so will er unseres Erachtens in dem andern Satze nur aussprechen, daß für sein sittlich-religiöses Gedanken- und Gefühlsleben sein Pantheismus sich in ein theistisches Gewand kleide. Für die Wichtig-

keit unserer Interpretation scheint uns ein zweiter Brief an Jacobi, der Harnad nicht unbekannt ist, den er aber, weil seine Aufmerksamkeit sich auf die Alterperiode concentrirt, aus dem Gesichtskreis verloren hat, nämlich der Brief vom 9. Juni 1785 ein schlagender Beweis zu sein. Dasselbst heißt es: „Spinoza beweist nicht das Dasein Gottes, das Dasein ist Gott. Und wenn andere ihn deshalb atheum schalten, so möchte ich ihn theissimum und christianissimum nennen und preisen.“ Goethe nennt also hier den entschiedensten Pantheisten einen Theisten und Christen und zwar mit superlativischem Nachdruck. Demnach wird er sich wohl selbst als Theisten oder Christen bezeichnen dürfen, ohne daß wir deshalb berechtigt wären, diese Attribute ihm in ihrem allgemeingültigen Sinne beizulegen. Von dem in dem Junibrief von 1785 geoffenbarten Standpunkt aus hätte Harnad auch zu einem anderen Urtheil über den ersten Spruch im Proömion zu „Gott und Welt“: „Im Namen dessen, der sich selbst erschuf u. s. w.“ sowie über andere Aeußerungen Goethes, die er für sich heranzieht und die isolirt betrachtet allerdings den Glauben des Dichters an einen persönlichen Gott fast als unabweisbar erscheinen lassen, gelangen müssen\*). Endlich hätte den Verfasser noch ein anderes Moment in Goethes Weltanschauung, das er auffallender Weise ganz übersehen hat, davon abhalten können, demselben eine theistische Denkweise zu vindiciren. Wir meinen das „Dämonische“, dem Goethe eine so große Rolle in seinem eigenen Leben, sowie im Leben aller andern Menschen, ja sogar in dem der Thiere zuertheilt. Die entscheidende Stelle hierüber findet sich Dichtung und Wahrheit IV, 102 (Hempel): „Obgleich das Dämonische sich in allem Körperlichen und Unkörperlichen manifestiren kann, ja bei dem Thiere sich aufs Merkwürdigste ausdrückt, so steht es vorzüglich mit dem Menschen im wunderbarsten Zusammenhang und bildet eine der moralischen Weltordnung wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht, so daß man die eine für den Zettel, die andere für den Einschlag halten könnte“. Diese Gedanken, die Goethe im spätesten Alter niederschrieb, mit theistischen Uebersetzungen in Einklang zu bringen, halten wir für unmöglich. Es wird demnach wohl bei der bisherigen, von dem Verfasser als ungerechtfertigt abgelehnten Identificirung von Goethes gesammter Weltanschauung mit dem Pantheismus sein Bewenden behalten müssen. Zugeden wollen wir indessen gern, daß der Goethesche Pantheismus sich mit keinem andern, auch nicht mit dem Spinozas, dem er freilich nahe steht, deckt. Eine ausreichende Bestimmung desselben fehlt noch. Wem es gelänge, ihn in seiner Reinheit und Totalität zu erfassen, ihn genau von allen ähnlichen Weltvorstellungen zu unterscheiden, dem würde sich vielleicht

\*) In der theistischen Auffassung des 1. Spruches konnte ihn freilich schon der 2. Spruch:  
 Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,  
 Im Kreis das All am Finger lausen ließe!  
 Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,  
 Natur in Sich, Sich in Natur zu begen u. s. w.  
 flüchtig machen. Gerade an diesen Spruch knüpfen Männer wie Tyndall und Haeckel ihre Philosophie an. — Vgl. die Anm. Voepers 3 d. Stelle.

auch der Pfad zu einem neuen, großartigen philosophischen Systeme erschließen, das, um nicht mehr zu sagen, der Menschheit des 20. Jahrhunderts Genüge und Befriedigung gewähren dürfte. —

Nachdem wir etwas länger uns bei dem ersten Abschnitt des Buches aufgehalten haben, können wir um so kürzer bei den übrigen sein, denen die zeitliche Begrenzung auf die „Epoche der Vollendung“ minder nachtheilig gewesen ist. Der zweite Abschnitt behandelt Goethes „Naturbetrachtung“. In ihm weist Harnack nach, wie Goethe in der Natur, die ihm ein geheimnisvolles von schaffender und bildender Kraft durchdrungenes Ganze gewesen sei, jede mechanisch-mathematische sowie teleologische Betrachtung verworfen und allein die dynamische als zulässig und fruchtbringend angesehen habe. In der organischen Welt sei es Goethe vor allem um die Erkenntniß des „Typus“ zu thun gewesen, dessen Abwandlungen ihm die Fälle der organischen Erscheinungen erklärten. Auf diesem Wege seien ihm seine glänzenden morphologischen Entdeckungen gelungen. Aber indem Goethe auf der einen Seite das Bestreben der organischen Gebilde sich umzuwandeln, sich zu differenziren betonte, verkannte er doch auf der andern Seite nicht ihr Bestreben, sich in ihren Formen „hartnäckig lange Zeit“ zu erhalten. Man dürfe daher eine ursprünglich gleichzeitige Verschiedenheit und eine unaufhaltsame fortschreitende Umbildung annehmen, um die ebenso konstanten als abweichenden Erscheinungen begreifen zu können. Aus diesen Grundanschauungen, meint Harnack, ergäbe sich, daß Goethes Auffassung der organischen Natur nicht als Darwinismus oder Descendenzlehre, sondern richtiger als Transmutationstheorie zu bezeichnen sei. Auf eine nähere Darlegung des Unterschiedes zwischen der Goetheschen und der modernen Entwicklungslehre geht der Autor nicht ein. Es ist dies im Interesse des Buches bedauerlich, weil unserer Generation die Darwin-Haekel'schen Theorien so vertraut sind, daß sie erst durch dieses Medium hindurch zum vollen Verständniß des Goetheschen Standpunktes gelangen kann. Andererseits hätten sich bei dieser Auseinandersetzung auch die Verbindungsbrücken gezeigt, die von Goethe zu seinen Nachfolgern führen, und die es erklärlich machen, wenn er von den Letzteren als der Ihrige reklamiert wird.

In dem dritten Abschnitt exponiert Harnack in sehr schöner und geschmackvoller Weise Goethes „Kunstanschauung“. Diese Partie des Buches dürfte den allgemeinsten Beifall finden. Von Goethes Kunsttheorie ausgehend, die das Schöne als ein Urphänomen begriffen habe, das aus der unvollkommenen irdischen Erscheinung herauszuarbeiten des Künstlers Aufgabe sei, durchläuft der Verfasser alle Epochen der Kunstgeschichte, um Goethes Stellung zu ihnen eingehend zu beleuchten. Des Dichters Bewunderung der Antike und der Renaissance, sowie seine Ablehnung der mittelalterlichen und modernen Romantik, die ihm eine kranke Richtung war, seine Begeisterung für Rafael, Shakespeare, Mozart, die er als echte Klassiker, weil völlig gesund, neben die Alten stellt, sein Verhältniß zu den Franzosen, Lessing, Schiller, Byron, endlich seine eigene dichterische Thätigkeit, all das vereint sich in dem Buche zu einem hübschen,

klaren Gesamtbilde. Daran schließt sich eine Besprechung der praktischen Grundsätze, die Goethe für alle Gebiete der Kunst aus seiner Theorie und seinem kunstgeschichtlichen Studium entnahm und die entzündende Weisheiten in sich bergen.

Wenn wir bei diesem ganzen Abschnitt einen Mangel empfanden, so war es der, daß bei Goethes eigener dichterischer Thätigkeit nicht hinreichend betont ist, wie sehr dieselbe aus seinem innersten Bedürfnis entsprungen sei. Die Befriedigung dieses Bedürfnisses stand ihm so hoch, daß er nur insoweit auf die Anforderungen der Kunst Rücksicht zu nehmen vermochte, als sie nicht dem obersten Zweck seiner dichterischen Production sich von seinen seelischen Bedürfnissen zu entladen im Wege stand. Andernfalls durchbrach er kühn alle Schranken der Kunst und schuf sich neue, ihm gemäße Ausdrucksweisen und Formen, wie er dies mit so erstaunlicher Freiheit im Faust gethan hat. Noch weniger konnte natürlich der Geschmack des Publikums ein Factor sein, der für ihn irgendwie in Betracht kam.

Der letzte Abschnitt beschäftigt sich mit Goethes politisch-sozialen Ansichten. Sein Konservatismus, seine Abneigung gegen Majoritäten, seine Scheu vor der Befreiung des Individuums, sein Kosmopolitismus, seine Bewunderung für Napoleon, sein kühles Verhalten bei der Erhebung des deutschen Volkes i. J. 1813, und — in einem besonderen Kapitel — seine tief sinnigen socialpolitischen Ideen, wie er sie in den „Wanderjahren“ niederlegte, werden der Reihe nach vom Verfasser verständlich und richtig besprochen, wenn auch hier und da eine Ergänzung oder eine eindringendere Motivirung erwünscht gewesen wäre.

Eine Schlußbetrachtung faßt noch einmal die Gipfelpunkte des Goethe'schen Denkens zusammen und sucht ihre sichtbare Verkörperung in den „Wanderjahren“, im zweiten Theil des „Faust“ und im eigenen Leben des Dichters nachzuweisen. —

Diese Zeilen mögen genügen, um eine Vorstellung von dem Inhalte des Harnack'schen Buches zu geben. Sie mögen aber auch zugleich in Erinnerung gebracht haben, eine wie bedeutsame und fruchtbare Arbeit für die Gegenwart und Zukunft darin besteht, die weithin verstreuten Ausstrahlungen des Goethe'schen Geistes — von allen Erübungen befreit — in einem Punkte zu sammeln. Erst wenn diese Arbeit vollbracht ist, werden wir die unentliche Fülle von Licht gewahr werden, die von jenem Herde ausströmt. Es ist dies auch der einzige Weg, der uns übrig bleibt, um uns den großen Todten wieder lebendig zu machen und uns der gewaltigen Wirkungen zu versichern, die die anempfindenden Zeitgenossen verspürten, von Werthers ab, der (1774) den Dichter zu seinem Herrn Christus machen wollte, dessen Worte ewig Glaubensartikel für ihn sein sollten, bis zu Carlyle, der (1831) ihn den Propheten der im schäumenden Ocean der Literatur ruhenden Religion nannte. A. Vielschow'sky.

Bei **Georg Reimer** in **Berlin** sind Anfangs November 1887 erschienen:

**Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis** ex archetypis tabularii Malvezziani. Iussu instituti Germanici Savignyani ediderunt **Ernestus Friedlaender** et **Carolus Malagola**. Cum quinque tabulis.

Geb. 38 Mk.

Diese Publikation, welche auf Anregung der akademischen Kommission der Savignytiftung unternommen ist, enthält den ältesten Theil derjenigen Aktenstücke, welche einst der Landsmannschaft der Deutschen, welchen damals auch Dänen, Schweden, Norweger, Polen, Russen, Griechen und Schweizer zugerechnet wurden, auf der Universität Bologna gehört haben und sich jetzt im Hauswesen des Grafen Malvezzi de Medici zu Bologna befinden. Der vorliegende Band besteht aus vier Theilen, den Statuten der deutschen Nation von 1497, den Privilegien derselben, den Annalen und aus einer Anzahl von Urkunden, den Instrumenten. Der weitaus wichtigste Theil dieser Publikation ist der dritte, welcher die Annalen enthält. Es sind eigentlich Rechnungen, welche die Vorsteher der Nation, die Prokuratoren, alljährlich über Einnahmen und Ausgaben abzulegen hatten; und da unter den ersteren die Einschreibgebühr der neu Immatrikulirten die Hauptquelle bildete, so sind die Namen derselben einzeln aufgeführt und bilden so zugleich eine Matrikel der deutschen Studenten in Bologna während eines fast dreihundertjährigen Zeitraumes. Vielfach sind den Rechnungen kleine annalistische Mittheilungen zugefügt und daher hat sich schon frühzeitig der Name „Annalen“ gebildet. Diese Annalen, soweit sie hier abgedruckt sind, umfassen die Zeit von 1289 bis 1562 und sind dieselben für das Studium der Rechtsgeschichte, der gelehrten Bildung überhaupt, für genealogische Forschungen und für die Kulturgeschichte von hervorragendem Werthe.

Verlag von **Julius Springer** in **Berlin N.**

Soeben erschienen:

Die  
**Akropolis von Athen.**

Nach den  
Berichten der Alten und den neuesten Erforschungen.

Von  
**Adolf Boetticher.**

Mit zahlreichen Abbildungen im Text und 36 Tafeln.

*Preis in elegantem Leinenband . . . M. 20,—.*

*Preis in feinem Liebhaber-Halbfranzband M. 25,—.*

Früher erschienen von demselben Verfasser:

**OLYMPIA**  
DAS FEST UND SEINE STÄTTE.

Nach den Berichten der Alten und den Ergebnissen der Deutschen Ausgrabungen.

Mit 95 Holzschn. und 21 Tafeln in Kupferdringung, Lichtdruck, Lithographie etc.

Zweite durchgesehene und erweiterte Auflage.

*Preis in elegantem Leinenband . . . M. 20,—.*

*Preis in feinem Liebhaber-Halbfranzband M. 25,—.*

Zwei reich und künstlerisch ausgestattete Werke, weniger für Gelehrte bestimmt, als für den grossen Kreis der Gebildeten aller Stände, welchen die Beschäftigung mit dem classischen Alterthum Freude und Erholung bietet.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Soeben erschien:

**DAS WEIB**  
in der  
**Natur- und Völkerkunde.**  
Anthropologische Studien  
von **Dr. H. Ploss.**

Zweite, stark vermehrte Auflage.  
Herausgegeben von **Dr. Max Bartels.**  
Mit 7 lithogr. Tafeln, 107 Holzschnitten und  
Ploss' Portrait.  
Zwei starke Bände, 83 Bogen, Lexicon 8°.   
Preis brochirt 24 Mark, in Halbfranz 29 Mark.  
Leipzig. **Th. Grieben's** Verlag.  
Gegen vorher Francozahlung direct v. Verleger.

Verlag von **Georg Reimer** in Berlin,  
zu beziehen durch jede Buchhandlung.

**Shakespeare's**  
**dramatische Werke**

nach der Uebersetzung von  
**Aug. Wilh. Schlegel** und **Lud. Tieck,**  
sorgfältig revidirt und theilweise neu bearbeitet,  
mit Einleitungen und Noten versehen, unter Re-  
daction von **H. Ulrici,** herausgegeben durch die  
**Deutsche Shakespeare-Gesellschaft.**  
In 6 Halbfranzbände gebunden 24 Mark.

Verlag von **Georg Reimer** in Berlin,  
zu beziehen durch jede Buchhandlung.

**Theorie und Praxis**  
des  
**heutigen gemeinen preussischen**  
**Privatrechts.**

Auf der Grundlage des Werkes

von  
**Dr. Franz Förster**

bearbeitet

von  
**Dr. M. E. Eccius,**

Oberlandes-Gerichtspräsidenten in Cassel.

I. Band: M. 15.—, geb. M. 17.50.

II. Band: M. 9.—, geb. M. 11.50.

Der 3. Band erscheint Mitte December.

**Zehn Jahre**  
**Deutscher Kämpfe.**  
Schriften zur Tagespolitik

von  
**Heinrich von Treitschke.**

Zweite Auflage,

fortgeführt bis zum Jahre 1879.

Preis: 11 Mark. geb. 13 Mark 50 Pf.



Verlag von Georg Reimer in Berlin,  
zu beziehen durch jede Buchhandlung.

**George Eliot.**  
**Ihr Leben und Schaffen**  
dargestellt  
nach ihren Briefen und Tagebüchern.

Von  
**Hermann Conrad.**  
Preis: geh. 8 Mk., geb. 9 Mk.

**William Makepeace Thackeray.**  
**Ein Pessimist als Dichter.**

Von  
**Hermann Conrad.**  
Preis: 4 Mk., geb. 5 Mk.

**Das Urchristenthum,**  
**seine Schriften und Lehren,**  
in geschichtlichem Zusammenhang  
beschrieben von

**Otto Pfeiderer,**  
Dr. u. Prof. d. Theol. an d. Universität Berlin.  
Preis: 14 Mark, geb. 16 Mark 50 Pf.

**Religionsphilosophie**  
auf  
geschichtlicher Grundlage

von  
**D. Otto Pfeiderer.**  
Zweite, stark erweiterte Auflage in zwei Bänden.  
Preis: 18 Mark, geb. 23 Mark.

Die Wiederbelebung  
des  
**klassischen Alterthums**  
oder  
das erste Jahrhundert des Humanismus.

Von  
**Georg Voigt.**  
In zwei Bänden.  
Zweite umgearbeitete Auflage.  
Preis: 16 Mark.

Verlag von Georg Reimer in Berlin,  
zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Individualismus  
oder  
**Evolutionismus?**

Zugleich  
Eine Entgegnung  
auf die Streitschrift des Herrn Professors  
Wilhelm Wundt.  
Von  
Hugo Sommer.  
Preis: 3 Mark.

Elemente  
einer  
**philosophischen Freiheitslehre**

von  
C. Hebler,  
Professor der Philosophie in Bern.  
Preis: 4 Mark.

**Lord Byron's Werke.**

Uebersetzt von  
Otto Gildemeister.  
In sechs Bänden.  
Dritte Auflage.  
Preis: 12 Mark.  
In 3 Leinwandbänden 15 Mark.

**Königs = Idyllen**

von  
Alfred Tennyson.  
Uebersetzt von  
Werner Scholz.  
Preis: 2 Mark 50 Pf.

**Shakespeare's Gedichte.**

Deutsch  
von  
Wilhelm Jordan.  
Preis: 2 Mark.

# Preussische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

H. von Treitschle und H. Delbrück.

Sechzigster Band.

Sechstes Heft.

December 1887.

## Inhalt.

	Seiten
Der Feste von Rasthausen. Ein Beispiel des Kriegsvortausgangs. (Albrecht Thoms.)	541
Rußland von 1881—1887. (Ehling.)	589
Einige Kriegsgeschichtliches. (H. Delbrück.)	606
Belhische Correspondenz: Russische, französische Politik — England. — Ansehen der den Delegationen. — Die Organisation der Reichstagsession. (a.) — Kolonialpolitische Correspondenz. (H.) — Die Altersversicherung. (D.)	664
Notizen	676

Man abonnirt halbjährlich für 9 Mark bei allen  
Buchhandlungen und Postämtern.

Berlin, 1887.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

Bei S. Ortel in Leipzig 18 1848y erldiene und rard die Rechte vorbehalten zu bleiben:

# Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

Gustav Freytag.

Preis gebunden: M. 5.— In elegantem Halbfranz gebunden: M. 5.—

# Brasilianische Novellen

von

Ruijs Schend.

Mit einem Vorwort von Gustav Freytag.

Inhalt: In der Barro. — Derher Götterthum. — Die Götter. — Auf Krüden des Meeres.

Preis gebunden: M. 6.— In elegantem Gebinde gebunden: M. 7.—

# Scharnhorst.

Von

Max Lehmann.

Zweiter Theil. (Schluß.)

Zeit dem Tilsiter Frieden

gr. 8. Preis: M. 12.— In Veinwand gebunden: M. 13.50

Preis des vollständigen Werkes.

2 Bände gr. 8. gebunden: M. 25.— In 2 Bände gebunden: M. 25.—

H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Sieben erditen und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

# Briefwechsel

zwischen

H. L. Martensen und J. H. Dornier

1839—1881

herausgegeben aus deren Nachlaß.

2 Bände gr. 8<sup>o</sup> in eleganter Ausstattung.

Preis 12 Mk., in zwei Halbfranzbänden gebunden 14 Mk. 50 Pf. (Königliche

# Aus dem Verlage von Georg Reimer in Berlin.

S.W. Anhaltstrasse 12.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)



Die vor dem Titel mit \* bezeichneten Schriften sind Sonder-Abdrücke aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

## I.

	M. Pf.
<b>Acta</b> fratrum arvalium quae supersunt restituit et illustravit Guil. Henzen. Accedunt fragmenta fastorum in luco arvalium effossa. 1874 . . . . .	12.—
<b>Aeschylus</b> , Die Eumeniden des, übers. v. R. Kopisch. 1845	1.—
<b>Alexandri</b> Aphrodisiensis commentarii in libros Metaphysicos Aristotelis. Recensuit H. Bonitz. 1847. (M. 12.—) Ermässiger Preis:	4.—
<b>Anecdota</b> graeca ed. I. Bekker. 1815—21 . . . . .	9.—
<b>Apollonii</b> Dyscoli, grammatici Alexandrini, de pronomine liber. Prim. edit. ab I. Bekkero. 1813. (M. 4.—) Ermässiger Preis:	2.—
— de constructione orationis libri IV. Edidit I. Bekker. 1817. . . . . (M. 7.—) Ermässiger Preis:	3.—
— Sophistae lexicon Homericum. Ex recens. I. Bekkeri. 1833 . . . . . (M. 3.50) Ermässiger Preis:	2.—
<b>Appel, C.</b> , Das Leben und die Lieder des Trobadors Peire Rogier. 1882 . . . . .	2.—
<b>Aratus</b> cum scholiis. Rec. I. Bekkerus. 1828. (M. 2.50) Ermässiger Preis:	1.—
<b>Aristophanis</b> fragmenta ed. Th. Bergk. 1840. (M. 5.50) Ermässiger Preis:	2.—
<b>Aristotelis</b> opera. Edid. Academia Regia Borussica. Vol. I—IV. 1831—36 . . . (M. 72.—) Ermässiger Preis:	36.—
Vol. V. 1870 . . . . .	32.—
<b>Aristotelis</b> categoriae et topica cum Porphyrii isagoge. Ex recens. I. Bekkeri seorsum edita. 1843 . . . . .	1.—
— ethica Nicomachea. Ex recensione I. Bekkeri. Editio quarta. 1881 . . . . .	2.—

<b>Aristotelis</b> de generatione animalium libri V. Ex recensione I. Bekkeri. 1829. . . . .	1.—
— hermeneutica Analytica Elenctica. Ex recensione I. Bekkeri seorsum edita. 1843 . . . . .	1.—
— historia animalium. Ex recensione I. Bekkeri. 1829	1.50
— meteorologica. Ex recensione I. Bekkeri. 1829 . . . . .	—80
— de partibus animalium libri IV. Ex recens. I. Bekkeri. 1829 . . . . .	—60
— physica. Ex recens. I. Bekkeri seorsum edita. 1843 . . . . .	—80
— de republica libri 8 ab Imm. Bekkero anno 1855 iterum editi nunc iterati. 1878 . . . . .	2.25
— rhetorica et poetica ab Imm. Bekkero A. MDCCLXIX tertium editae nunc iteratae. 1873 . . . . .	1.80
<b>Aviani</b> fabulae. Carolus Lachmannus recensuit et emendavit. 1845 . . . . .	—50
<b>Babrii</b> fabulae Aesopeae. Carolus Lachmannus et amici emendarunt. Ceterorum poetarum Choliambi ab Aug. Meinekio collecti et emendati. 1845 . . . . .	2.50
<b>Benfey, Th.</b> , Griech. Grammatik. 1ste Abtheilung: Griech. Wurzellexikon, als Grundlage der Griech. Grammatik. 2 Bde. (2r Bnd. fehlt.) 1839 . . . . .	9.—
— und <b>M. A. Stern</b> , über die Monatsnamen einiger alten Völker, insbesondere der Perser, Cappadocier, Juden und Syrer. 1836 . . . . .	3.25
<b>Boeckh, A.</b> , Die Staatshaushaltung der Athener. 3. Auflage. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von M. Fränkel. 2 Bde. mit Boeckh's Bildniss. 1886	30.—
— über die vierjährigen Sonnenkreise der Alten, vorzüglich den Eudoxischen. Ein Beitrag zur Geschichte der Zeitrechnung und des Kalenderwesens der Aegypter, Griechen und Römer. 1863 . . (M. 6.—) Ermässiger Preis:	3.—
— Erklärung einer ägyptischen Urkunde auf Papyrus in griech. Cursivschrift. Mit 1 Steindrucktafel. 1821. . . . .	1.75
— über die Versmaasse des Pindaros. 1809 . . . . .	3.—
<b>Boehnecke, K. G.</b> , Demosthenes, Lykurgus, Hyperides und ihr Zeitalter mit Benutzung der neuesten Entdeckungen, vornehmlich griechischer Inschriften. 1r Bd. 1864 . . . . .	4.—
— Forschungen auf dem Gebiete der Attischen Redner und der Geschichte ihrer Zeit. 1r Band in 2 Abtheil. 1843 . . . . .	4.—
— Scholia graeca in Aristotelis Metaphysica. . . . .	2.—
<b>*Bohn, R.</b> , Der Tempel der Athena Polias zu Pergamon. Mit 3 Tafeln. 1881 . . . . .	2.—

<b>Bohn, R.</b> , Der Tempel des Dionysos zu Pergamon. 1885	1.50
<b>Braudstätter, F. A.</b> , die Geschichten des aetolischen Landes, Volkes und Bundes, in 3 Büchern nach den Quellen dargestellt, nebst einer historiographischen Abhandlung über Polybius. 1844 . (M. 6.—) Ermässigte Preis:	3.—
<b>Caesaris</b> Augusti index rerum a se gestarum, sive Monumentum Ancyranum. Ex reliquiis graecae interpretationis restituit Joannes Franzius. Commentario perpetuo instruxit A. W. Zumptius. 1845. (M. 4.50) Ermässigte Preis:	2.—
<b>Catulli, Q. Valerii</b> , Veronensis liber. Ex recensione C. Lachmanni. Editio tertia. 1874 . . . . .	1.—
<b>Censorini</b> de die natali liber. Recensuit et emendavit O. Jahn. 1845 . . . . .	2.—
<b>Coluthi</b> raptus Helenae. Edidit I. Bekker. 1816 . . .	—75
<b>Commentaria</b> in Aristotelem graeca edita consilio et auctoritate academiae litterarum regiae Borussiae.	
Vol. II. Pars I. Alexandri in analyticorum priorum librum I. commentarium ed. M. Wallies. 1883 . . . . .	14.—
Vol. IV. Pars I. Porphyrii Isagoge, in Categorias ed. Busse. 1887.	
Vol. IX. Simplicii in physicorum libros quattuor priores commentaria ed. H. Diels. 1882	27.—
Vol. XI. Simplicii in libros de anima ed. M. Hayduck. 1882 . . . . .	12.—
Vol. XVIII. Pars III. Stephani in librum Aristotelis de interpretatione commentarium edidit Mich. Hayduck. 1885	4.—
Vol. XXIII. Pars I. Sophoniae in libros de anima ed. M. Hayduck. 1883 . .	6.—
Pars II. Anonymi categoriarum paraphrasis edidit M. Hayduck. 1883. . . . .	3.—
Pars III. Themistii quae fertur in Aristotelis analyticorum priorum librum I paraphrasis ed. M. Wallies. 1884 . . . . .	6.—
Pars IV. Anonymi in Sophisticos elenchos paraphrasis ed. M. Hayduck. 1884 . . . . .	3.—
<b>Conze, A.</b> , die Athenastatue des Phidias im Parthenon und die neuesten auf sie bezüglichen Entdeckungen. Mit 1 Tafel. 1865 . . . . .	2.—

<b>Corpus</b> inscriptionum Atticarum consilio et auctoritate academiae litterarum regiae Borussicae editum.	
Volumen I. Inscriptiones Euclidis anno vetustiores ed. Ad. Kirchhoff. 1873 . . .	24.—
Volumen II. Inscriptiones Atticae aetatis quae est inter Euclidis annum et Augusti tempora edidit U. Köhler.	
Pars prior decreta continens. 1877 .	42.—
Pars altera. 1883. . . . .	54.—
Volumen III. Inscriptiones Atticae aetatis Romanae edidit Guil. Dittenberger.	
Pars prior. Additae sunt tabulae quinque lithographae. 1878 . . .	50.—
Pars posterior. 1884 . . . . .	38.—
Voluminis IV supplementa complexi fasciculus prior, supplementorum voluminis primi partem priorem continens. 1877 . .	5.—
<b>Corpus</b> inscriptionum Graecarum. Auctoritate academiae litterarum regiae Borussicae editum. Vol. I—IV. 1825—1877 . . . . .	199.50
Vol. I. et II. edidit Aug. Boeckhius.	
Vol. III. ex materia collecta ab Aug. Boeckhio ed. Joan. Franzius.	
Vol. IV. fasc. 1. ex materia collecta ab Aug. Boeckhio ed. Ern. Curtius.	
Vol. IV. fasc. 2. ex materia collecta ab Aug. Boeckhio ed. Ad. Kirchhoff.	
Vol. IV. fasc. 3. indices continens. Ex materia maximam partem ab aliis collecta composuit Herm. Roehl.	
<b>Corpus</b> inscriptionum Latinarum consilio et auctoritate academiae litterarum regiae Borussicae editum.	
Vol. I. Inscriptiones Latinae antiquissimae ad C. Caesaris mortem ed. Th. Mommsen. (Editio secunda paratur.) Tabulae lithographae: Priscae Latinitatis monumenta epigraphica ed. Fr. Ritschel	90.—
Vol. II. Inscriptiones Hispaniae Latinae edidit Aem. Hübnér. Adjecta est tabula geographica. 1869 . . . . .	64.—
Vol. III. 1. 2. Inscriptiones Asiae, provinciarum Europae Graecarum, Illyricae Latinae ed. Th. Mommsen. Adjectae sunt tabulae geographicae quattuor. 1873 .	108.—



**Corpus inscriptionum Latinarum.**

Vol. IV.	Inscriptiones parietariae Pompejanae Her- culanenses Stabiae ed. C. Zangemeister. 1871 . . . . .	30.—
Vol. V.	Inscriptiones Galliae Cisalpinae Latinae edidit Th. Mommsen. Pars prior. Inscriptiones regionis Italiae decimae. 1872 . . . . .	48.—
	Pars posterior. Inscriptiones regionum Italiae undecimae et nonae comprehen- dens. Adjectae sunt tabulae geogra- phicae duae. 1877 . . . . .	60.—
Vol. VI.	Inscriptiones urbis Romae Latinae colle- gerunt E. Bormann, G. Henzen, Ch. Huelsen et J. B. Rossi. Pars prima. 1876 . . . . .	96.—
	Pars secunda. 1882 . . . . .	90.—
	Pars tertia. 1886 . . . . .	68.—
	Pars quinta. 1885 . . . . .	24.—
Vol. VII.	Inscriptiones Britanniae ed. A. e. m. Hübn. er. Adjecta est tabula geographica. 1873	32.—
Vol. VIII.	1. 2. Inscriptiones Africae Latinae colle- git G. Willmanns. Adjectae sunt ta- bulae geographicae tres. 1881 . . . . .	96.—
Vol. IX.	Inscriptiones Calabriae, Apuliae, Samnii, Sabinorum, Piceni Latinae edidit Th. Mommsen. 1883 . . . . .	90.—
Vol. X.	Inscriptiones Bruttiorum, Lucaniae, Cam- paniae, Siciliae, Sardiniae Latinae edidit Th. Mommsen . . . . .	124.—
	Pars prior. Inscriptiones Bruttiorum, Lu- caniae, Campaniae comprehendens. 1883. Pars posterior. Inscriptiones Siciliae et Sardiniae comprehendens. 1883.	
*Curtius, E.,	Die Altäre von Olympia. Mit 2 Tafeln. 1882	2.20
*—	Das Archaische Bronzerelief aus Olympia. Mit 3 Tafeln und 7 Holzschnitten. 1880 . . . . .	2.50
*—	Philadelphiea. Nachtrag zu den Beiträgen zur Geschichte und Topographie Kleinasiens. Mit 1 Karte. 1873 . . . . .	— .75
*—	Die Plastik der Hellenen an Quellen und Brunnen. Mit 9 Holzschnitten. 1876 . . . . .	2.—
*—	Ueber Wappengebrauch und Wappenstil im griechischen Alterthum. Mit 1 Tafel. 1874 . . . . .	2.—
*—	Zwei Giebelgruppen aus Tanagra. Mit 5 Tafeln. 1878	4.50

<b>Denkmäler</b> , antike, herausgegeben vom kaiserlich deutschen archäologischen Institut. 1. Bd. 1. Heft. 1887 . . .	40.—
<b>Diels, H.</b> , Doxographi graeci collegit recensuit prolegomenis indicibusque instruxit. Opus academiae litterarum regiae Borussiae praemio ornatum. 1879 . . . . .	24.—
*— Ueber das dritte Buch der Aristotelischen Rhetorik. 1886	2.—
*— Ueber die Berliner Fragmente der 'Αθηναίων πολιτεία des Aristoteles. 1883 . . . . .	4.—
*— Seneca und Lucan. 1886 . . . . .	2.50
*— Zur Textgeschichte der Aristotelischen Physik. 1882 .	2.—
<b>Dieterici, F.</b> , Chrestomathie Ottomane précédée de tableaux grammaticaux et suivie d'un glossaire turc-français. 1854	4.—
<b>Dressel, H.</b> , Untersuchungen über die Chronologie der Ziegelstempel der Gens Domitia. Wilhelm Henzen zur Feier seines 70. Geburtstages gewidmet. 1886 . . .	1.50
<b>Edda</b> , Lieder der alten. Deutsch durch die Brüder Grimm. Neu herausgegeben von Dr. Jul. Hoffory. 1885 . .	1.50
	geb. 2.—
<b>Ephemeris epigraphica corporis inscriptionum Latinarum supplementum edita jussu instituti archaeologici Romani cura H. Henzeni, J. B. Rossii, Th. Mommseni.</b>	
Volumen I. 4 Fasc. 1872 . . . . .	6.—
Volumen II. 4 " 1874 . . . . .	8.—
Volumen III. 1. " 1876 . . . . .	2.—
2. " 1877 . . . . .	2.40
3. " 1877 . . . . .	2.40
4. " 1877 . . . . .	3.20
Volumen IV. 1. u. 2. " 1878 . . . . .	6.—
3. u. 4. " 1881 . . . . .	10.—
Volumen V. 1. u. 2. " 1884 . . . . .	7.20
3. u. 4. " 1884 . . . . .	13.—
Volumen VI. " 1885 . . . . .	8.—
<b>Epigrammata Graeca ex lapidibus conlecta edidit Georgius Kaibel.</b> 1878 . . . . .	12.—
<b>Euting, J.</b> , Nabatäische Inschriften aus Arabien, herausgegeben mit Unterstützung der königlich preussischen Academie der Wissenschaften. Mit 29 Lichtdrucktafeln. 1885 . . . . .	24.—
<b>Euripidis tragoediae ex recensione Adolphi Kirchhoffii.</b> Vol. I. II. 1855 . . . . .	15.—
<b>Exempla scripturae epigraphicae Latinae a Caesaris dictatoris morte ad aetatem Iustiniani consilio et auctoritate academiae litterarum regiae Borussiae edidit E. Hübner.</b> Auctarium Corp. inscr. Lat. 1885 geb.	46.—

<b>Fierabras</b> (der Roman von) Provenzalisch. Herausgegeben von I. Bekker. 1829 . (M. 7.—) Ermässigtter Preis:	3.—
<b>Flore</b> und <b>Blanceflor</b> , altfranzös. Roman, nach der Uhländischen Abschrift der Pariser Handschrift No. 6987. Herausgegeben von I. Bekker. 1844 . . . . .	1.50
<b>Fränkel, M.</b> , die attischen Geschworenen-Gerichte. Ein Beitrag zum attischen Staatsrecht. 1877 . . . . .	1.—
<b>Fragmenta</b> comicorum graecorum. Collegit et disposuit A. Meineke. V vol. 1847. (M. 78.—) Ermässigtter Preis:	36.—
<b>Fragmenta</b> comicorum graecorum. Collegit et disposuit A. Meineke. Editio minor. 2 vol. 1835. (M. 18.—) Ermässigtter Preis:	9.—
<b>Friedländer, Jul.</b> , Repertorium zur antiken Numismatik im Anschluss an Mionnet's description des médailles antiques. Aus seinem Nachlass herausgegeben von Rudolf Weil 1885. . . . .	10.—
— <b>L.</b> , die Homerische Kritik von Wolf bis Grote. 1853 .	1.50
<b>Frontonis, M. Cornelii</b> , reliquiae. Edid. suisque et Buttmani, Heindorfii, Maji cet. animadvers. instruxit B. G. Niebuhr. Acced. Q. Aurel. Symmachi orat. fragm. 1816 . . . . . (M. 5.—) Ermässigtter Preis:	2.—
<b>Gedichte</b> , deutsche, des Mittelalters. Herausgegeben von F. H. v. d. Hagen und J. G. Büsching. 1r Bd. Mit 4 Holzschnitten. 1808 . . . . .	7.50
— 2r Bd. A. u. d. Titel: der Helden Buch in der Ursprache, von F. H. v. d. Hagen und Primisser. 2 Theile. 1820—25 . . . . .	10.50
<b>Gerhard, E.</b> , gesammelte Academische Abhandlungen und kleine Schriften. 1r Bd. nebst einem Band Abbildungen. 1e Abth. Tafel 1—40. 1866. (M. 18.—) Ermässigtter Preis:	8.—
— 11r Bd. nebst einem Band Abbildungen. 1868. 11e Abth. Tafel 41—82 . . . (M. 22.50) Ermässigtter Preis:	10.—
Etruskische Spiegel. 4 Bände. 1839—1868. (M. 333.—) Ermässigtter Preis:	132.—
— Trinkschalen und Gefässe des Königlichen Museums zu Berlin und anderer Sammlungen. Erste Abtheilung: Trinkschalen. 1848. In Mappe (M. 90.—) Ermässigtter Preis:	45.—
— — Zweite Abtheilung: Gefässe. 1850. In Mappe. (M. 90.—) Ermässigtter Preis:	45.—
— Apulische Vasenbilder des Königl. Museums zu Berlin. 16 bunte, 5 schwarze Tafeln und 11 Bogen Text 1845. (M. 90.—) Ermässigtter Preis;	45.—

- Gerhard, E.**, auserlesene Griechische Vasenbilder. Hauptsächlich Etruskischen Fundorts. 4 Bände mit 330 Tafeln. 1839—58 . . . . . 330.—
- Etruskische und Campanische Vasenbilder des Königl. Museums zu Berlin. Mit 31 Kupfertafeln, wovon 20 in Farbendruck. 12<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Bogen Text. 1843.  
(M. 72.—) Ermässigtter Preis: 36.—
- Etruskische Spiegel. Im Auftrage des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts. Bearbeitet von A. Klügmann und G. Körte. 1884—86. V. Band. 3.—5. Heft. . . . . à 9.—
- \*— Ueber die Anthesterien und das Verhältniss des attischen Dionysos zum Koradienst. Mit 4 Kupfertafeln. 1859 . . . . . 4.—
- \*— Ueber den Bilderkreis von Eleusis. 1. Abhandlung. Mit 2 Kupfertafeln. 1863 . . . . . 2.20
- \*— 2. Abhandlung. 1864 . . . . . 2.40
- \*— 3. Abhandlung. Mit 3 Kupfertafeln. 1865 . . . . . 3.—
- \*— Die Geburt der Kabiren auf einem etruskischen Spiegel. Mit 2 Tafeln. 1862 . . . . . 1.50
- \*— Ueber die Hermenbilder auf griechischen Vasen. Nebst 5 Kupfertafeln. 1856 . . . . . 3.—
- \*— Ueber die Hesiodische Theogonie. 1856 . . . . . 2.20
- \*— Ueber die Metallspiegel der Etrusker. 2. Theil. Mit 4 Kupfertafeln. 1860 . . . . . 4.—
- \*— Ueber Orpheus und die Orphiker. 1861 . . . . . 2.90
- Germanici Caesaris Aratea cum scholiis ed. Alfr. Breysig**  
1867 . . . . . 4.—
- Gruppe, O. F.**, Ariadne. Die tragische Kunst der Griechen in ihrer Entwicklung und in ihrem Zusammenhange mit der Volkspoesie. 1833 (M. 10.—) Ermässigtter Preis: 3.—
- die kosmischen Systeme der Griechen. 1853 . . . . . 3.—
- Aeacus. Ueber die Interpolationen in den römischen Dichtern. Mit besonderer Rücksicht auf Horaz. 1872 . . . . . 9.—
- Harpocraton et Moeris.** Ex recens. I. Bekkeri. 1833  
(M. 4.—) Ermässigtter Preis: 2.—
- Hartmann, von Aue**, der arme Heinrich. Herausg. und erklärt durch die Brüder Grimm. 1815 . . . . . 4.—
- **Iwein.** Eine Erzählung. Mit Anmerkungen von G. F. Benecke und K. Lachmann. Vierte Ausgabe. 1877 . . . . . 7.50
- Hecataei Milesii fragmenta. Scylacis Caryandensis Periplus.** Edid. R. H. Klausen. Addita est tabula geogr. 1831 . . . . . (M. 5.50) Ermässigtter Preis: 2.—

<b>Heldenbuch</b> von Iran, aus dem Schah Nahmeh des Firdussi, von J. Görres. 2 Bände. Mit 2 Kupfern und 1 Karte. 1820 . (M. 12.—) Ermässiger Preis:	6.—
<b>Hercher, R.</b> , über die Homerische Ebene von Troja 1876	1.—
<b>Herodiani</b> historiarum libri VIII. Ad codicem Venetum a se excussum recognovit I. Bekkerus. 1826 . . .	1.50
<b>Herodoti</b> de bello Persico libri IV. recognov. I. Bekkerus. Editio stereot. altera. 1845 . . . . .	3.—
<b>Hesiodi theogonia.</b> Ad codicem fid. recensuit E. Gerhardius. 1856 . . . . .	—,75
<b>Heydemann, H.</b> , die Vasensammlung des Museo Nazionale zu Neapel beschrieben. Mit 22 lith. Tafeln. 1872 .	17.—
— die antiken Marmorbildwerke in der sog. Stoa des Hadrian, dem Windthurm des Andronikus, dem Wärterhäuschen auf der Akropolis und der Ephorie im Cultusministerium zu Athen beschrieben. Mit 1 lith. Tafel und 5 Holzschnitten. 1874 . . . . .	7.—
<b>*Hirschfeld, G.</b> , über Kelainai-Apameia Kibotos. Mit 1 Tafel. cart.. 1875 . . . . .	1.—
*— paphlagonische Felsengräber. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte Kleinasiens. 1885 . . . . .	6.—
<b>Hölscher, L.</b> , de vita et scriptis Lysiae oratoris. 1837 .	3.50
<b>Homer's</b> Odyssee übers. v. A. L. W. Jacob. 1844. (M. 5.—) Ermässiger Preis:	3.—
— Ilias übers. v. A. L. W. Jacob. 1846. (M. 6.—) Ermässiger Preis:	3.—
<b>Horatius, Q.</b> , Flaccus. Denuo recognovit et praefatus est A. Meineke. Editio stereotypa altera. 1874 . . .	—,80
<b>Horatius</b> Flaccus Oden, deutsch und mit Anmerk. vom Verf. des deutschen Versbaues. (K. B. Garve.). 1831	4.—
<b>Horazens</b> Oden, übers. von K. W. Ramler. 2e Aufl. 1818	3.50
<b>Horkel, J.</b> , analecta Horatiana. 1852 . . . . .	2.—
— Reden und Abhandlungen herausgegeben v. C. Heiland. 1862 . . . . . (M. 5.—) Ermässiger Preis:	3.—
<b>Hübner, E.</b> , die antiken Bildwerke in Madrid. Nebst einem Anhang, enth. die übrigen antiken Bildwerke in Spanien und Portugal. Mit 2 Tafeln. 1862 . . . . .	5.—
<b>Humboldt's, W. v.</b> , gesammelte Werke. 7 Bde. 1841—1852	45.—
1r u. 2r Bd. 1841 . . . . .	12.—
3r u. 4r Bd. 1842 . . . . .	12.—
5r Bd. Mit Humboldt's Bildniss. 1846 . . . . .	7.—
6r Bd. 1848 . . . . .	8.—
7r Bd. 1852 . . . . .	6.—

<b>Jacob, A.</b> , zur griechischen Mythologie. Ein Bruchstück. Ueber die Behandlung der griechischen Mythologie. 1848	1.50
— über die Entstehung der Ilias und der Odyssee. 1856	6.75
<b>Jahn, O.</b> , archäologische Beiträge. Mit 14 Taf. Abbildungen. 1847 . . . (M. 10.50) Ermässigtter Preis:	4.—
— die Bedeutung und Stellung der Alterthumsstudien in Deutschland. Rede am 15. October 1859 zu Bonn gehalten. (Besond. abgedr. a. d. Preuss. Jahrbüchern. 4r Bd.). 1859 . . . . .	—50
— Eduard Gerhard. Ein Lebensabriss. Mit Gerhards Bildniss. 1868 . . . . .	2.—
<b>Jahrbuch</b> des Kaiserlich deutschen archäologischen Instituts. Herausgegeben von M. Fränkel. (Der Band zu 4 Heften.) 1. Bd. 1886—87 . . . . .	16.—
<b>Imagines</b> inscriptionum Graecarum antiquissimarum in usum scholarum composuit Herm. Roehl. 1883 . . . . .	4.—
<b>*Imhoof-Blumer, F.</b> , Die Münzen der Dynastie von Pergamon. 1884 . . . . .	5.—
<b>Inschriften</b> griech. und lat., gesammelt von O. F. Richter. Herausgeg. von J. V. Frank. 1830. (M. 24.—) Ermässigtter Preis:	12.—
<b>Inscriptiones</b> Hispaniae Christianae edidit Aem. Hübner; adjecta est tabula geographica. cart. 1871 . . . . .	9.—
— Britanniae Christianae ed. Aem. Hübner. Adjectae sunt tabulae geographicae duae. Accedit supplementum inscriptionum Christianarum Hispaniae. 1876 . . . . .	14.—
— graecae antiquissimae praeter Atticas in Attica repertas. Consilio et auctoritate academiae litterarum regiae Borussiae ed. Herm. Roehl. 1882 . . . . .	16.—
<b>Kalkmann, A.</b> , Pausanias der Perieget. Untersuchungen über seine Schriftstellerei und seine Quellen. 1886 . . . . .	8.—
<b>*Kirchhoff, A.</b> , Ueber die Abfassungszeit des herodotischen Geschichtswerkes. 1868 . . . . .	—75
* — Nachträgliche Bemerkungen zu der Abhandlung über die Abfassungszeit des Herodotischen Geschichtswerkes. 1872	1.20
* — Ueber die Abfassungszeit der Schrift vom Staate der Athener. 1878 . . . . .	1.50
* — Ueber ein altattisches Grabdenkmal. Mit einem Nachtrage von E. Curtius. Mit 2 Tafeln. 1874 . . . . .	1.—
* — Bemerkungen zu den Urkunden der Schatzmeister „der anderen Goetter“ (ταμίαι τῶν ἄλλων θεῶν). 1864 . . . . .	2.20
* — Ueber die Chronologie der attischen Volksbeschlüsse für Methone. 1862 . . . . .	2.—

* <b>Kirchhoff, A.</b> , Zur Geschichte des Athenischen Staatschatzes im fünften Jahrhundert. 1876 . . . . .	2.20
*— Ueber die Rede vom trierarchischen Kranze. 1865 . . . . .	1.60
*— Ueber die Tributlisten der Jahre Ol. 85 <sub>2</sub> —87 <sub>1</sub> . Mit 1 Tafel. 1870 . . . . .	2.—
*— Ueber die Uebergaburkunde der Schatzmeister der Athener vom Jahre Ol. 109, 1. 1868 . . . . .	1.40
<b>Kleinschmidt, S.</b> , Grammatik der grönländischen Sprache mit theilweisem Einschluss des Labradordialektes. 1851 . . . . .	3.—
<b>Lachmann, K.</b> , kleinere Schriften. Erster Band zur deutschen Philologie. Herausgegeben von Karl Müllenhoff. 1876 . . . . .	9.—
— Zweiter Band zur classischen Philologie. Herausgegeben von J. Vahlen. 1876 . . . . .	4.—
— in T. Lucretii Cari de rerum natura libros commentarius quartum editus. 1882 . . . . .	7.—
— Betrachtungen über Homers Ilias. Mit Zusätzen von M. Haupt. 3e Aufl. 1874 . . . . .	1.50
— de choricis systematis tragicorum graecorum libr. IV. 1819 . . . . .	2.—
— de mensura tragoediarum liber singularis. 1822 . . . . .	—60
<b>Lange, Fr.</b> , Geschichten aus dem Herodot. Ein Lesebuch. 4. Aufl.. 1878 . . . . .	2.25
<b>Larfeld, W.</b> , Sylloge inscriptionum boeoticarum dialectum popularem exhibentium composuit adnotavit apparatu critico instruxit. Praemittitur de dialecti boeoticae mutationibus dissertatio. 1883 . . . . .	10.—
<b>Lauer, J. F.</b> , Litterarischer Nachlass. 2 Bände. Irr Band. Zu Homer. Herausg. von Th. Beccard und M. Hertz. A. u. d. Titel: Geschichte der homerischen Poesie. 1851 . . . . .	4.—
IIr Band. Zur Mythologie. Herausg. von H Wichmann. Auch u. d. Titel: System der griechischen Mythologie. Prolegomena und die griechischen Himmelsgötter. Nebst Anlagen. 1853 . . . . .	6.—
<b>Lefmann, S.</b> , de Aristotelis in hominum educatione principii. 1864 . . . . .	1.—
<b>Licini, Gal Grani</b> , annalium quae supersunt ex codice ter scripto musei britannici Londinensis primum edidit K. A. F. Pertz. 1857 . . . . .	3.—
* <b>Livii, T.</b> , ab urbe condita lib. III—VI quae supersunt in codice rescripto Veronensi descripsit et edidit Th. Mommsen. 1868 . . . . .	8.—

<b>Lucilii, C.,</b> saturarum Carolus Lachmannus emendavit. 1876 . . . . .	2.—
<b>Index Lucilianus.</b> Supplementum editionis Lachmannianae. 1878 . . . . .	1.—
<b>Lucreti, T.,</b> Cari de rerum natura libri sex. Carolus Lachmannus recens. et emendavit editio quarta. 1871 . . . . .	4.—
<b>Index</b> copiosus ad K. Lachmanni commentarium in T. Lucretii Cari de rerum natura libros. 1882 . . . . .	1.—
<b>Manili, M.,</b> astronomicon libri V. Recensuit Fr. Jacob. Mit 4 Taf. 1846 . . (M. 4.—) Ermässiger Preis:	2.—
<b>Mau, M.,</b> Pompejanische Beiträge. Mit 3 Tafeln 1879 . . . . .	6.—
— Geschichte der decorativen Wandmalerei in Pompeji. Herausg. von der Redaction der Archäologischen Zeitung. Mit Tafelmappe enth. 11 farbige und 9 Lichtdruckabbildungen in Fol. 1882 . . . . .	54.—
<b>Museum</b> der Alterthums-Wissenschaft, herausgeg. von F. A. Wolf und Phil. Buttmann. 2 Bde. in 6 Heften. Mit 5 Kupfertafeln 1807—9 (M. 19.75) Ermässiger Preis:	9.—
— antiquitatis studiorum, opera F. A. Wolfii et Phil. Buttmanni. 1808—11. Vol. I. fasc. 1 et 2. (M. 8.—) Ermässiger Preis:	4.—
<b>Nibelunge,</b> der, Noth und die Klage. Nach der ältesten Ueberlieferung mit Bezeichnung des Unechten und mit den Abweichungen der gemeinen Lesart herausg. von Karl Lachmann. 5e Ausg. 1878 . . . . .	3.50
— der, Noth und die Klage. Nach der ältesten Ueberlieferung herausg. von Karl Lachmann. 10. Stereotypausgabe. 1881 . . . . .	1.50
<b>Nibelungen,</b> zu den, und zur Klage. Anmerkungen von Karl Lachmann. 1837 . . . . .	6.—
<b>Ovidii, P.,</b> Nasonis factorum libri sex editore et interprete R. Merkelio. 1841 . . . . .	3.—
— Tristium libri quinque et Ibis. Ad libros manuscriptos recensuit, schedis idiographis Nic. Heinsii, Jo. Schraderi, aliorum excussis, annotavit et praefatus est R. Merkelius. 1837 . . . . .	3.—
<b>Panofka, Th.,</b> Terracotten des Königl. Museums zu Berlin. 1—8s Heft. (4 Doppelhefte.) Taf. 1—64 und Text. 1841—42 . . . . .	24.—
*— Dichterstellen und Bildwerke in ihren wechselseitigen Beziehungen. Mit 21 Bildwerken auf 4 Erläuterungstafeln. 1856 . . . . .	3.—



	M. Pf.
<b>*Panofka, Th.</b> , Ueber merkwürdige Marmorwerke des Königl. Museums zu Berlin. Mit 6 Kupfertafeln. 1857 . . .	3.40
<b>*Parthey, G.</b> , Aegypten beim Geographen von Ravenna. 1858 . . . . .	1.20
*— Zur Erdkunde des alten Aegyptens. Mit 16 Karten 1859 . . . . .	6.—
*— Das Orakel und die Oase des Ammon. Mit 2 Karten. 1862 . . . . .	2.80
*— Die thebanischen Papyrusfragmente im Berliner Museum. 1869 . . . . .	1.20
*— Ptolemaeus Lagi, der Gründer der zweiunddreissigsten aegyptischen Dynastie. 1861 . . . . .	—,80
*— Zwei griechische Zauberpapyri des Berliner Museums, herausgegeben und erklärt. Mit 1 Facsimile. 1866 .	2.60
<b>Pausaniae</b> de situ Graeciae libri X. Recognovit Imm. Bekkerus. 2 Vol. 1826 u. 27.	
(M. 11.25) Ermässigter Preis:	5.—
<b>Photii</b> bibliotheca ex recens. Imm. Bekkeri. 2 Tomi. 1824 . . . . .	7.—
(M. 15.—) Ermässigter Preis:	
<b>Physici</b> et medici graeci minores, edid. J. L. Ideler. 2 Vol. 1841 u. 1842 . . . . .	6.—
(M. 13.25) Ermässigter Preis:	
<b>Platonis</b> dialogi. Graece et Latine. Ex recensione Imm. Bekkeri. 8 vol. 1816 u. 17. Commentaria critica et scholia. 2 vol. 1823 (M. 72.—) Ermässigter Preis:	15.—
Der Commentar einzeln (M. 12.—) Ermässigter Preis:	4.—
<b>Platon's</b> Werke v. F. Schleiermacher. 3. Aufl. 1855 bis 1862. I.—III. Thl. 1r Band . . . . .	18.—
I. Theiles 1r Bd. Einleitung. Phaidros. Lysis. Protagoras. Laches. Anmerkungen. 1855 . . . . .	3.—
2r Bd. Charmides. Euthyphron. Parmenides. Des Sokrates Vertheidigung. Kriton. Ion. Hippias d. Kl. Hipparchos. Minon. Alkibiades d. Zw. 1855 . . . . .	3.—
II. Theiles 1r Bd. Gorgias. Theaitetos. Menon. Euthydemos. 1856 . . . . .	3.—
2r Bd. Kratylos. Der Sophist. Der Staatsmann. Das Gastmahl 1857 . . . . .	3.—
3r Bd. Phaidon. Philebos. Theages. Die Nebenbuhler. Der erste Alkibiades. Menexenos. Hippias. Kleitophon. Anmerkungen. 1861 . . . . .	3.—
III. Theiles 1r Bd. Der Staat. 2. Aufl. 1862 . . . . .	3.—

<b>Polybii</b> historiarum excerpta gnomica. In palimpsesto vaticano LXXIII. Ang. Maii curis resignato retractavit Th. Heyse. 1846 . . (M. 5.—) Ermässiger Preis:	2.—
<b>Polybius</b> ex recognitione I. Bekkeri. 2 Vol. 1844. (M. 15.—) Ermässiger Preis:	8.—
<b>Programm</b> , 37tes. zum Winckelmannsfeste der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin. Beitrag zur griechischen Gewichtskunde von Dr. Schillbach. Mit 2 Tafeln. 1877 . . . . .	2.—
— 38tes, etc. Theseus und Minotauros von A. Conze. Mit 1 Tafel. 1878 . . . . .	1.—
— 39tes, etc. Thanatos von C. Robert. Mit 3 Tafeln. 1879 . . . . .	3.—
— 40tes, etc. Der Satyr aus Pergamon von A. Furtwängler. Mit 3 Tafeln. 1880 . . . . .	2.40
— 41tes, etc. Ueber die Verwendung von Terrakotten am Geison und Dache griechischer Bauwerke von W. Dörpfeld, F. Graeber, R. Borrmann, K. Siebold. Mit 4 Tafeln. 1881 . . . . .	2.40
— 42tes, etc. Die Befreiung des Prometheus. Ein Fund aus Pergamon. Von A. Milchhöfer. Mit 1 Tafel. 1882	2.40
— 43tes, etc. Der Goldfund von Vetttersfelde von A. Furtwängler. Mit 3 Tafeln. 1883 . . . . .	3.—
— 44tes, etc. Die Künstlerinschriften der Sicilischen Münzen von R. Weil. Mit 3 Tafeln. 1884 . . . . .	2.40
— 45tes, etc. Ueber antike Steinmetzzeichen von Otto Richter. Mit 3 Tafeln. 1885 . . . . .	3.—
— 46tes, etc. Das Septizonium des Septimius Severus von Chr. Hülsen. Mit 4 Tafeln. 1886 . . . . .	3.—
<b>Reinganum, H.</b> , Das alte Megaris. Ein Beitrag zur Alterthumskunde Griechenlands. Mit 2 Karten. 1825 (M. 3.50) Ermässiger Preis:	2.—
— de indole atque ingenio Megarensium libellus. 1826 .	—1.60
<b>Reinhardt, A. Th.</b> , de vocis intentione, extensione modo in lingua latina. Particula prima: de intentione. Scriptio philologica. 1837 . . . . .	—1.50
<b>Reinhart Fuchs</b> von J. Grimm. 1844 . . . . .	5.—
<b>Rose, Valent.</b> , de Aristotelis librorum ordine et auctoritate commentatio. 1844 . . . . .	3.—
* <b>Rudorff, A. F.</b> , ad legem Aciliam de pecuniis repetundis latam anno ab urbe condita 631° vel 632°. 1862 . .	4.20
*— Ueber die lexicalen Excerpte aus den Institutionen des Gajus. 1866 . . . . .	1.60

<b>*Rudorff, A. F.,</b> Ueber die Glossare des Philoxenus und Cyrillus. Mit 1 Tafel. 1866 . . . . .	2.20
*— Ueber die Laudation der Murdia. 1869 . . . . .	2.—
*— Ueber den liber de officio proconsulis. 1866 . . . . .	2.80
*— Ueber den Ursprung und die Bestimmung der Lex Dei oder Mosaicarum et Romanarum legum collatio. 1869 . . . . .	1.40
<b>Salzmanni, G. G.,</b> Observationum in Aeschyli Agamemnonem specimen. 1822 . . . . .	—50
<b>Scaligeri, Josephi,</b> ΟΛΥΜΠΙΑΔΩΝ ΑΝΑΓΡΑΦΗ. Prolegomena de olympiadum recensu universo et de auctore ejus Josepho Scaligero scripta praemisit, notas tum Mauricii Dittrichii tum suas, veterum scriptorum locis, et Scaligeriani hujus opusculi et totius fere historiae antiquae fontibus, instructas subjecit, denique indices olympionicarum, archontum, scriptorum. locupletissimos addidit Evaldus Scheibel. 1852.	
(M. 9.—) Ermässigter Preis:	4.—
<b>Schlie, Fr.,</b> Zu den Kyprien. Eine archäologische Abhandlung. 1874 . . . . .	2.—
<b>Schmidt, A.,</b> Shakespeare-Lexicon. A complete dictionary of all the english words, phrases and constructions in the works of the poet. 2 Vol. Second edition. 1886 . . . . .	24.—
geb.	29.—
— <b>G. M.,</b> Diatribe in dithyrambum poetarumque dithyrambicornum reliquias. 1845 . . . . .	3.75
<b>Schöll, A.,</b> Beiträge zur Geschichte der griechischen Poesie. Erster Theil. Zur Kenntniss der tragischen Poesie der Griechen. 1r Bd. Die Tetralogien der attischen Tragiker. 1839 . . . . . (M. 9.50) Ermässigter Preis:	4.—
<b>Scholia in Euripidem.</b> Collegit recensuit edidit Eduardus Schwartz. Volumen I. Scholia in Hecubam Orestem Phoenissas. 1887 . . . . .	9.—
(Der 2. Bd. erscheint Anfang 1888.)	
<b>*Schrader, Eb.,</b> Zur Frage nach dem Ursprunge der altbabylonischen Kultur. 1884 . . . . .	3.—
*— Die Keilinschriften am Eingange der Quellengrotte des Sebeneh-Su. 1885 . . . . .	3.—
*— Zur Kritik der Inschriften Tiglath-Pileser's II., des Asarhaddon und des Asurbanipal. Mit 3 Textbeilagen und 1 Tafel. 1880 . . . . .	3.—
*— Die Namen der Meere in den assyrischen Inschriften. 1877 . . . . .	1.20

	M. Pf.
<b>*Schrader, Eb.,</b> Die Sargonsstele des Berliner Museums. Mit 2 Tafeln. 1882. cart. . . . .	3.—
<b>Schriften,</b> die, der Römischen Feldmesser. Herausgeg. und erläutert von F. Blume, K. Lachmann und A. Rudorff. 2 Bände. 1848 u. 1852. (M. 19.50) Ermässiger Preis:	10.—
1r Bd. Texte und Zeichnungen. A. u. d. Titel: Grammatici veteres ex recensione C. Lachmanni. Diagrammata ed. A. Rudorffius. Mit 40 Tafeln Abbildungen. 1848 (M. 12.—) Ermässiger Preis:	6.—
2r Bd. Erläuterungen und Indices. 1852. (M. 7.50) Ermässiger Preis:	4.—
<b>Sextus Empiricus</b> ex recensione Imm. Bekkeri. 1842. (M. 12.75) Ermässiger Preis:	6.—
<b>Seyffert, Raim.,</b> emendationes Taciteae. Fasc. I. Annales. 1843 . . . . .	1.—
<b>Sievers, G. R.,</b> commentationes historicae de Xenophontis Hellenicis. Pars I. contin. quaestiones de lib. I et II. 1833 . . . . .	1.50
<b>Stackelberg, O. M.,</b> die Gräber der Hellenen in Bildwerken und Vasengemälden. Mit 80 Kupfertafeln. Roy. Fol. 1836 u. 37 . (M. 160.—) Ermässiger Preis:	72.—
<b>Stephani Byzantii</b> ethnicorum quae supersunt. Ex rec. A. Meinekii. Tom. I. 1850. (M. 13.50) Ermässiger Preis:	6.—
<b>Stesichori</b> Himerensis fragmenta. Collegit O. F. Kleine. 1828 . . . . .	2.25
<b>Suidae</b> lexicon ex recognitione Imm. Bekkeri. 1854. (M. 20.—) Ermässiger Preis:	10.—
<b>Tacitus,</b> Cajus Cornelius. Werke, deutsch, mit Abhandlungen und Anmerkungen von K. L. v. Woltmann. 1—5r Band (6r Band fehlt). 1811—16 . . . . .	10.—
<b>Tafel, Th. L. Fr.,</b> dilucidationum Pindaricarum volumina duo. Vol. I. Olympia et Pythia. Pars 1. u. 2. 1824. 1827 . . . . . (M. 12.75) Ermässiger Preis:	6.—
-- de Thessalonica ejusque agro. Dissertatio geographica. 1839 . . . . . (M. 10) Ermässiger Preis:	4.—
<b>Terentiani</b> Mauri de litteris syllabis et metris liber, recensuit C. Lachmannus. 1836 . . . . .	1.50
<b>Terentii</b> comoediae e recensione Rich. Bentley, ictus per accentus acutos expressi sunt, discentium commodo. 1820 . . . . .	2.—

<b>Terentius Afer, P.</b> , Lustspiele, übers. v. Fr. Jacob. 1845. (M. 4.50) Ermässiger Preis:	2.—
<b>Themis</b> , die, der Dichtkunst. Ein Lehrgedicht in 8 Gesängen. Und des Horatius Brief über die Dichtkunst (von K. B. Garve). 1828 . . . . .	4.50
<b>Theocriti</b> , Bionis et Moschi carmina. Graece cum comm. integr. Valckenarii, Brunckii, Toupü (ed. Heindorf). 2 Vol. 1810 . . . . (M. 12.—) Ermässiger Preis:	4.—
<b>Theocritus</b> , Bio et Moschus. Ex rec. A. Meinekii. 1836 — Bion Moschus tertium edidit Augustus Meineke. 1856 (M. 9.—) Ermässiger Preis:	1.50 4.—
<b>Theodosii</b> Tripolitae sphaericorum libros tres. Ernestus Nizze recognovit, latine redditos emendavit, commentariis instruxit, appendicibus et indice auxit. Cum 4 tab. lap. incis. 1852 . . (M. 4.50) Ermässiger Preis:	2.—
<b>Theognidis</b> elegi. Secundis curis recensuit Imm. Bekkerus. 1827 . . . . .	1.—
<b>Thucydidis</b> , de bello Peloponnesiaco libri VIII. Iterum rec. I. Bekkerus. Edit. stereot. altera. 1868 . . .	3.—
<b>*Tobler, A.</b> , Das Buch des Uguçon da Laodho. 1884 . . .	5.—
*— Das Spruchgedicht des Girard Pateg. 1886 . . . . .	5.—
*— Die altvenezianische Uebersetzung der Sprüche des Dionysius Cato. 1883 . . . . .	3.50
<b>Tristan</b> von Meister Gotfrit von Strassburg, mit der Fortsetzung des Meisters Ulrich von Turheim. Herausgeg. von E. v. Groote. 2 Theile. 1821. (M. 16.50) Ermässiger Preis:	6.—
<b>Tzetzae, J.</b> , Antehomerica, Homerica et Posthomerica. Ex recens. Imm. Bekkeri. Acced. excerpta ex chrestomathia Procli. 1816 . . . . .	1.75
<b>*Vahlen, J.</b> , Ueber die Anfänge der Heroïden des Ovid. 1881	1.50
*— Ueber die Annalen des Ennius. 1886 . . . . .	2.—
<b>Valentin, V.</b> , Orpheus und Herakles in der Unterwelt. Ein antikes Bild nach 3 Vasengemälden beurtheilt. Mit 1 Taf. 1865 . . . . .	1.20
— die hohe Frau von Milo. Eine ästhetische Untersuchung. Mit 4 Taf. zum Theil geometrischer Zeichnungen. 1872. cart. . . . .	8.—
<b>Valeri</b> Maximi factorum et dictorum memorabilium libri novem cum incerti auctoris fragmento de praenominibus recens. et emend. C. Kempfius. 1854 . . . . .	4.—
<b>Walther's von der Vogelweide</b> Gedichte. 5. Ausg. von Karl Lachmann, besorgt von K. Müllenhoff. 1875 . . .	3.—

	M. Pf.
<b>Wehrmann, Th.</b> , Platonis de summo bono doctrina. Ratione et antiquiorum sententiarum et Aristotelis iudicii habita exposuit atque illustravit. 1843 . . . . .	2.—
<b>Wellhausen, J.</b> , Muhammed in Medina. Das ist Vakidi's Kitab al Maghazi in verkürzter deutscher Wiedergabe. 1882 . . . . .	12.—
<b>*Wetzstein, Joh. Gottfr.</b> , Ausgewählte griechische und lateinische Inschriften, gesammelt auf Reisen in den Trachonen und um das Haurán-Gebirge. Mit 1 Karte. 1864 . . . . .	3.60
<b>Wigalois</b> der Ritter mit dem Rade, getihet von Wirnt v. Gravenberch. Herausgeg. von G. F. Benecke. Erster Druck. 1819 . . . . . (M. 10) Ermässigter Preis:	5.—
<b>*Wilcken, U.</b> , Aktenstücke aus der Königlichen Bank zu Theben in den Museen von Berlin, London, Paris. 1886	4.—
<b>Wolfram von Eschenbach</b> von Karl Lachmann. 4. Ausg. 1879 . . . . .	8.—
<b>Xenophontis</b> commentarii. Ex recognitione et cum annotationibus L. Dindorfii. Ed. stereot. 1845 . . . . .	—,75
— expeditio Cyri. Ex recens. et cum annot. L. Dindorfii. Edit. stereot. 1847 . . . . .	1.—
— historia Graeca. Ex recogn. et cum annot. L. Dindorfii. Nova edit. stereot. 1847 . . . . .	1.50
— institutio Cyri. Ex recogn. et cum annot. L. Dindorfii. Ed. stereot. 1858 . . . . .	1.50
<b>Zeitung</b> , archäologische, vollständig in 43 Bänden (Jahrgang 1843—1885) . . . . .	516.—
— — Register zum I.—XLIII. Jahrgang (1843—1885). Herausgegeben vom Kaiserl. Deutschen archäolog. Institut. 1886 . . . . .	12.—

	M. Pf.
<b>Bernays, M.</b> , Goethes Briefe an Friedrich August Wolf. 1868	2.—
<b>Lord Byron's Werke.</b> Uebersetzt von O. Gildemeister. 6 Bände. Dritte Aufl. 1877. . . In 3 Calicobänden	15.—
<b>Conrad, H.</b> , George Eliot. Ihr Leben und Schaffen dargestellt nach ihren Briefen und Tagebüchern . . . .	8.—
geb.	9.—
<b>Dichtungen</b> , alt-englische und schottische, der Percy'schen Sammlung übersetzt von A. v. Marées. 1857 . . .	9.—
<b>Dilthey, W.</b> , Leben Schleiermachers. 1. Bd. 1870 . .	9.—
<b>Gruppe, O. F.</b> , Sagen und Geschichten des deutschen Volkes aus dem Munde seiner Dichter. Mit vielen hier zum ersten Male gedruckten Stücken. Für Schule und Haus. 1854. cart. . . . .	4.—
<b>Haeckel, E.</b> , natürliche Schöpfungsgeschichte. Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge über die Entwicklungslehre im Allgemeinen und diejenige von Darwin, Goethe und Lamarck im Besonderen, 7e verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 17 Tafeln, 20 Holzschn., 21 Stammbäumen, 27 systematischen Tabellen und dem Portrait des Verfassers . . . . .	10.—
<b>Hoffmann, E. T. A.</b> , gesammelte Schriften. Neue Ausgabe. 12 Bände. Mit 24 Federzeichnungen von Th. Hosemann . . . . .	9.60
<b>Humboldt's W. v.</b> , Sonette. Mit Humboldt's Bildniß. Min.-Ausgabe mit Goldschnitt gebd. 1853 . . . .	5.—
<b>Jahrbücher, Preussische.</b> Herausg. v. H. v. Treitschke und H. Delbrück. (Zeitschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft.) Sechs Monatshefte bilden einen Band . .	9.—
<b>Jean Paul (Friedrich Richter)</b> , sämtliche Werke. Dritte Ausgabe. 34 Bände. 1860-62 . . . . .	20.—
— ausgewählte Werke. Zweite Ausgabe. 16 Bände. 1865.	10.—
<b>Kleist, Heinrich v.</b> , gesammelte Schriften. Herausgeg. von Ludwig Tieck, revidirt, ergänzt und mit einer biograph. Einleitung versehen von Julian Schmidt. 3 Thele. 1882. . . . .	4.—
geb.	5.50
<b>Kuhn, Adalb.</b> , Märkische Sagen und Märchen nebst einem Anhang von Gebräuchen und Aberglauben. 1843 . .	2.—
<b>Meier, E.</b> , Schwäbische Volkslieder mit ausgewählten Melodien. Aus mündlicher Ueberlieferung gesammelt. 1855	2.—

<b>Novalis</b> Schriften. 3 Bände (M. 9.—) Ermässiger Preis: 1r u. 2r Bd. herausgeg. von L. Tieck, und Fr. Schlegel. 5te verm. Aufl. 1837. 3r Bd. herausgeg. von L. Tieck, und Ed. v. Bülow. 1846.	4.—
<b>Ritter, C.</b> , Europa. Vorlesungen an der Universität zu Berlin gehalten. Herausg. von H. A. Daniel. 1863 — Geschichte der Erdkunde und der Entdeckungen. Vor- lesungen an der Universität zu Berlin gehalten. Her- ausgeg. von H. A. Daniel. Mit C. Ritter's Bildniss. 2. Auflage. 1880 . . . . .	5.50 4.50
<b>Shakespeare's dramatische Werke.</b> Uebersetzt von A. W. Schlegel und L. Tieck, durchgesehen von Mi- chael Bernays. 12 Bände. In 6 Calicobänden . . in 6 Halbfranzbänden . . . . .	14.— 15.50
<b>Shakespeare's dramatische Werke</b> nach der Ueber- setzung von A. W. Schlegel und L. Tieck, mit Ein- leitungen und Noten versehen, unter Redaction von H. Ulrichi, herausgegeben durch die Deutsche Shake- speare-Gesellschaft. 12 Bände. In 6 Halbfranzbänden gebunden . . . . .	24.—
<b>Sophokles</b> Tragödien, deutsch von W. Jordan. 2 Thele. 1862 . . . . .	8.—
<b>Tennyson, Alfr.</b> , Königs-Idyllen. Uebers. v. W. Scholz. 1867 . . . . .	2.50
<b>Tieck, Ludwig</b> , gesammelte Novellen. Vollständige, neu revidirte Ausgabe in zwölf Bänden. 1852—1857 . . .	18.—
<b>Treitschke, H. von</b> , Zehn Jahre deutscher Kämpfe. 2. Auflage. 1879 . . . . .	11.—
<b>Virchow, R.</b> , Vier Reden über Leben und Kranksein. Un- veränderter Abdruck. 1862 . . . . .	1.50
<b>Voigt, G.</b> , die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Zweite umgearbeitete Auflage in zwei Bänden. 1880—81 . .	16.—
<b>Volkslieder</b> der Schweden. Aus der Sammlung von Geijer und Afzelius. Von G. C. F. Mohmicke. 1r Bd. 1830	2.—
<b>Wuk, Stephanowitch Karadshitch</b> , Volksmärchen der Serben. In's Deutsche übertragen von des Herausgebers Tochter Wilhelmine. Mit einer Vorrede von Jacob Grimm. Nebst einem Anhang von mehr als tausend serbischen Sprüchwörtern. 1854 . . . . .	3.50
<b>Zeller, A.</b> , Lieder des Leid's. Siebente aus dem Nach- lass vermehrte Auflage. Mit A. Zeller's Bildniss. 1882 gebunden mit Goldschnitt	4.— 5.—



# Aus dem Verlage von Georg Reimer in Berlin.

S.W. Anhaltstrasse 12.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

~~~~~

Die im Commissions-Verlag erschienenen Schriften der Königlichen Akademie  
der Wissenschaften sind vor dem Titel mit \* bezeichnet.

## II.

M. Pf.

- |                                                                                                                                                                                                                                                                                                                            |      |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------|
| <b>Accum, Fr.</b> , physische und chemische Beschaffenheit der Baumaterialien, deren Werth etc. Ein Handbuch für den öffentl. Unterricht und zum Selbststudium für Baumeister etc. 2 Bde. 1826 (M. 11.—) Ermässigtter Preis:                                                                                               | 4.—  |
| <b>Apollonius</b> von Perga, sieben Bücher über Kegelschnitte nebst dem durch Halley wieder hergestellten achten Buche. Deutsch bearb. von H. Balsam. Dabei ein Anhang, enth.: Die auf die Geometrie der Kegelschnitte bezüglichen Sätze aus Newton's „philosophiae naturalis principia mathematica“. Mit 31 Tafeln. 1861. | 4.—  |
| — — die Bücher de inclinationibus. Nach dem Lat. frei bearbeitet von W. A. Diesterweg. Mit 19 Tafeln. 1823 . . . . . (M. 6.—) Ermässigtter Preis:                                                                                                                                                                          | 3.—  |
| — — die Bücher de sectione rationis. Nach dem Lat. frei bearbeitet von W. A. Diesterweg. Mit 9 Tafeln. 1824 (M. 4.50) Ermässigtter Preis:                                                                                                                                                                                  | 2.—  |
| * <b>Auwers, A.</b> , Bestimmung der Parallaxe des Sterns 34 Groombridge durch chronographische Beobachtungen am Aequatorial der Gothaer Sternwarte. 1867 . . . . .                                                                                                                                                        | 1.—  |
| *—Bestimmung der Bahn des Kometen III von 1860. 1868.                                                                                                                                                                                                                                                                      | 1.50 |
| *—Untersuchungen über die Beobachtungen von Basel und Schlüter am Königsberger Heliometer zur Bestimmung der Parallaxe von 61 Cygni. 1868 . . . . .                                                                                                                                                                        | 3.—  |
| *—Bericht über die Beobachtung des Venusdurchgangs vom 8. December 1874 in Luxor. 1877 . . . . .                                                                                                                                                                                                                           | 13.— |
| <b>Baer, O.</b> , Éléments d'algèbre à l'usage des classes moyennes du collège royal français. 1885 . . . . . geb.                                                                                                                                                                                                         | 2.50 |

(II.)

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                        |      |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------|
| <b>Baer, O.</b> , Éléments de géométrie plane à l'usage des élèves du collège royal français. 1887 . . . . . geb.                                                                                                                                                                                                      | 3.—  |
| <b>Baumann, J.</b> , die Lehren von Raum, Zeit und Mathematik in der neueren Philosophie. 2 Bände. 1868. 69.<br>(M. 16.—) Ermässigtter Preis:                                                                                                                                                                          | 8.—  |
| <b>Bayer, J. J.</b> , Ueber die Grösse und Figur der Erde. Eine Denkschrift zur Begründung einer mittel-europäischen Gradmessung nebst einer Uebersichtskarte. 1861 . .                                                                                                                                                | 2.—  |
| — das Messen auf der sphäroidischen Erdoberfläche. Als Erläuterung meines Entwurfes zu einer mitteleuropäischen Gradmessung. Nebst 4 Tafeln. 1862 . . . . .                                                                                                                                                            | 4.—  |
| — Mein Entwurf zur Anfertigung einer guten Karte von den östlichen Provinzen des Preuss. Staates. Ein Beitrag zur Entwicklung der Messkunde in Preussen. 1868                                                                                                                                                          | 1.—  |
| <b>Beetz, W.</b> , über Magnetismus. Vortrag im wissenschaftlichen Verein. 1852 . . . . .                                                                                                                                                                                                                              | —50  |
| <b>Bericht</b> über die Verhandlungen der vom 30. September bis 7. October 1867 zu Berlin abgehaltenen allgemeinen Konferenz der Europäischen Gradmessung. Red. von C. Bruhns, W. Förster, A. Hirsch. Zugleich als Generalbericht für 1867, herausgeg. vom Central-Bureau der Europäischen Gradmessung. 1868 . . . . . | 4.—  |
| — über die Verhandlungen der vom 21.—30. Sept. 1871 zu Wien abgehaltenen 3. allgem. Konferenz der Europ. Gradmessung. Red. von C. Bruhns und A. Hirsch. Zugleich als Generalbericht für 1871. Mit 8 Tafeln. Herausgegeben vom Central-Bureau. 1872 . . . . .                                                           | 11.— |
| — über die Verhandlungen der vom 23.—28. Sept. 1874 zu Dresden abgehaltenen 4. allgem. Konferenz der Europ. Gradmessung. Red. von C. Bruhns und A. Hirsch. Zugleich als Generalbericht für 1874. Mit 6 Tafeln. Herausgegeben vom Central-Bureau. 1875. . . . .                                                         | 8.—  |
| <b>Boeckh, A.</b> , über die vierjährigen Sonnenkreise der Alten, vorzüglich den Eudoxischen. Ein Beitrag zur Geschichte der Zeitrechnung und des Kalenderwesens der Aegypter, Griechen und Römer. 1863 (M. 6.—) Ermässigtter Preis:                                                                                   | 3.—  |
| * <b>Borchardt, C. W.</b> , Ueber die Aufgabe des Maximum, welche der Bestimmung des Tetraeders von grösstem Volumen bei gegebenem flachem Inhalt der Seitenflächen für mehr als drei Dimensionen entspricht. 1867. .                                                                                                  | 1.20 |
| *— Ueber eine Interpolationsformel für eine Art symmetrischer Functionen und über deren Anwendung. 1860. .                                                                                                                                                                                                             | —80  |
| *— Theorie des arithmetisch-geometrischen Mittels aus vier Elementen. 1879 . . . . .                                                                                                                                                                                                                                   | 3.—  |
| *— Zur Theorie der Elimination und Kettenbruch-Entwicklung. 1878 . . . . .                                                                                                                                                                                                                                             | 1.20 |

|                                                                                                                                                                                                                                                                                       |      |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------|
| <b>Bork, H., und Fr. Poske,</b> Hauptsätze der Arithmetik für die Unter- und Mittelklassen des Gymnasiums zusammengestellt. 2. Auflage. 1886 . . . . .                                                                                                                                | —50  |
| <b>*Christoffel, E. B.,</b> Allgemeine Theorie der geodætischen Dreiecke. 1869 . . . . .                                                                                                                                                                                              | 3.—  |
| <b>Crelle, A.,</b> encyclopädische Darstellung der Theorie der Zahlen. 1r Band. 1845 . . . . .                                                                                                                                                                                        | 12—  |
| — mémoire sur la théorie des puissances, des fonctions angulaires et des facultés analytiques. 1831 . . . . .                                                                                                                                                                         | 3.50 |
| — Rechentafeln, welche alles Multipliciren und Dividiren mit Zahlen unter Tausend ganz ersparen, bei grösseren Zahlen aber die Rechnung erleichtern und sicherer machen. Mit einem Vorwort von C. Bremiker. A. u. d. T. — Tables de calcul etc. 5te Stereotyp-Ausgabe. 1880 . . . . . | 15.— |
| — Versuch einer allgemeinen Theorie der analytischen Facultäten. 1823 . . . (M. 6.—) Ermässigtter Preis:                                                                                                                                                                              | 3.—  |
| <b>Dirksen, E. H.,</b> Organon der gesammten transcendenten Analysis. Erster Theil. Transcendente Elementarlehre. 1845 . . . . . (M. 12.—) Ermässigtter Preis:                                                                                                                        | 5.—  |
| <b>Dove, H. W.,</b> über Maass und Messen, oder Darstellung der bei Zeit-, Raum-, und Gewichts-Bestimmungen üblichen Maasse, Messinstrumente und Messmethoden nebst Reductionstafeln. Zweite sehr vermehrte und berichtigte Auflage. 1835 . . . . .                                   | 2.25 |
| — meteorologische Untersuchungen. Mit 2 Tafeln. 1837 . . . . .                                                                                                                                                                                                                        | 5.—  |
| — Untersuchungen im Gebiete der Inductions-Electricität. Mit Holzschnitten und 1 Kupfertafel. 1842. . . . .                                                                                                                                                                           | 3.50 |
| — über Wirkungen aus der Ferne. Eine Vorlesung. 1845 . . . . .                                                                                                                                                                                                                        | —75  |
| — über Electricität. Eine Vorlesung. 1848 . . . . .                                                                                                                                                                                                                                   | —75  |
| — Temperaturtafeln nebst Bemerkungen über die Verbreitung der Wärme auf der Oberfläche der Erde und ihre jährlichen periodischen Veränderungen. 1848 . . . . .                                                                                                                        | 4.50 |
| *— Ueber die täglichen Veränderungen der Temperatur der Atmosphäre. 1856 . . . . .                                                                                                                                                                                                    | 1.40 |
| *— Ueber die Rückfälle der Kälte im Mai. 1857 . . . . .                                                                                                                                                                                                                               | 2.40 |
| *— Die Ergebnisse 12jähriger, neunmal täglich von Herrn Dr. Lose in Crefeld angestellter Beobachtungen. Mit 4 Tafeln. 1861. . . . .                                                                                                                                                   | 3.60 |
| *— Darstellung der Wärmeerscheinungen durch fünftägige Mittel. II. Theil. 1863 . . . . .                                                                                                                                                                                              | 3.80 |
| *— III. Theil. 1870. Enth. die Abweichungen von 1863—1869 . . . . .                                                                                                                                                                                                                   | 7.50 |
| *— Ueber die mittlere und absolute Veränderlichkeit der Temperatur der Atmosphäre. 1867. . . . .                                                                                                                                                                                      | 3.20 |

- \*Dove, H. W.,** Ueber den Sturm vom 17. November 1866.  
Mit zwei Tafeln. 1868. . . . . 2.—
- \*—** Ueber die Witterung des Jahres 1875 und Anfang 1876. 2.50
- Eisenstein, G.,** mathem. Abhandlungen, besonders aus dem Gebiete der höheren Arithmetik und der elliptischen Functionen. Mit einer Vorrede von Gauss. 1847.  
(M. 10.50) Ermässiger Preis: 4.—
- Tabelle der reducirten positiven ternären quadratischen Formen nebst den Resultaten neuer Forschungen über diese Formen in besonderer Rücksicht auf ihre tabellarische Berechnung. 1851 . . . . . 2.25
- \*Encke, J. F.,** Ueber die Bestimmung des Längen-Unterschiedes zwischen den Sternwarten von Brüssel und Berlin, abgeleitet auf telegraphischem Wege im Jahre 1857, nebst einem Nachtrage über die Bestimmung des Längen-Unterschiedes zwischen den Sternwarten von Königsberg und Berlin. 1859 . . . . . 2.20
- \*—** Ueber die magnetische Deklination in Berlin. 1857 . . . . . 1.—
- \*—** Ueber die Hansen'sche Form der Störungen. 1856. . . . . 1.—
- Essenz** der Rechenkunst von Mohammed Beha-eddin ben Alhossain aus Amul, arabisch und deutsch herausgeg. von G. H. F. Nesselmann. 1843 . . . . . 2.50
- Euclidis** Elementa. Graece et Latine. Commentariis instructa ediderunt J. G. Camerer et C. F. Hauber. Tom. I. libr. I—III cum X tab. 1824. Tom. II. libr. IV—VI cum VI tab. 1825 (M. 14.—) Ermässiger Preis: 6.—
- Data, aus dem Griechischen mit Robert Simson's Zusätzen von J. F. Wurm. Mit 2 Tafeln. 1825 . . . . . 1.25
- Elemente von J. A. Michelsen. Mit Tafeln. 1791 . . . . . 4.—
- Euler, L.,** Einleitung in die Analysis des Unendlichen. Aus dem Latein. übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet von J. A. C. Michelsen. 1s Buch. Von den Functionen, ihrer Auflösung in Faktoren und Entwicklung durch unendliche Reihen, desgleichen die Lehre von den Logarithmen, den Zirkelbogen und ihren Sinus und Tangenten; nebst andern in der Analysis des Unendlichen unentbehrlichen Gegenständen. 1835  
2s Buch. Die Theorie der krummen Linien, nebst einem Anhang von den Oberflächen. Mit Kupfern. Neue unveränderte berichtigte Ausgabe. 1836. 1s und 2s Buch. . . . . (M. 13.50) Ermässiger Preis: 6.—  
3s Buch. Theorie der Gleichungen. (fehlt.)
- Eytelwein, J. A.,** Grundlehren der höhern Analysis. 2 Bde. Mit 1 Tafel. 1825 . . (M. 30.—) Ermässiger Preis: 9.—

|                                                                                                                                                                                                                                |       |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| <b>Eytelwein, J. A.,</b> Handbuch der Hydrostatik. Mit vorzüglicher Rücksicht auf ihre Anwendung in der Architektur. Mit 6 Tafeln. 1826 . . . (M. 4.75) Ermässigtter Preis:                                                    | 2.—   |
| — die Statik fester Körper, mit vorzüglicher Rücksicht auf ihre Anwendung in der Architektur. 3 Bände. Mit 22 Tafeln. 2te verm. u. verb. Auflage. 1832<br>(M. 22.50) Ermässigtter Preis:                                       | 8.—   |
| <b>Förster, W.,</b> Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen. (Zweite Folge.) 1887 . . . . .                                                                                                                                    | 6.—   |
| <b>Fortschritte,</b> die, der Physik in den Jahren 1845—1881. Dargestellt von der physikalischen Gesellschaft zu Berlin. I.—XXXVII. Jahrgang. 1846—1887 . . . . .                                                              | 611.— |
| Jahrgang 1882 und Folge unter der Presse.                                                                                                                                                                                      |       |
| — Namen- und Sachregister zu Band I—XX. Bearbeitet von W. Barentin. 1872 . . . . .                                                                                                                                             | 8.—   |
| <b>General-Bericht</b> über die mitteleuropäische Gradmessung für d. Jahr 1863. Mit 3 Tafeln. 1864 . . . . .                                                                                                                   | 2.—   |
| - - - 1864. - 4 - 1865 . . . . .                                                                                                                                                                                               | 2.50  |
| - - - 1865. - 7 - 1866 (fehlt)                                                                                                                                                                                                 |       |
| - - - 1866. - 3 - 1867 . . . . .                                                                                                                                                                                               | 3.—   |
| - - - 1867. (Siehe Bericht) 1868 . . . . .                                                                                                                                                                                     | 4.—   |
| <b>General-Bericht</b> über die Europäische Gradmessung. (Zusammengestellt im Centralbureau.) für d. Jahr 1868. Mit 7 Tafeln. 1869 . . . . .                                                                                   | 3.50  |
| - - - 1859. - 4 - 1870 . . . . .                                                                                                                                                                                               | 3.50  |
| - - - 1870. - 6 - 1871 . . . . .                                                                                                                                                                                               | 3.50  |
| - - - 1871. (Siehe Bericht) 1872 . . . . .                                                                                                                                                                                     | 11.—  |
| - - - 1872. Mit 4 Tafeln. 1873 . . . . .                                                                                                                                                                                       | 4.—   |
| - - - 1873. - 6 - 1874 (fehlt)                                                                                                                                                                                                 |       |
| - - - 1874. (Siehe Bericht.) 1875 . . . . .                                                                                                                                                                                    | 8.—   |
| - - - 1875. ( - Verhandl.) 1876 (fehlt.)                                                                                                                                                                                       |       |
| - - - 1876. - - 1877 . . . . .                                                                                                                                                                                                 | 8.—   |
| - - - 1877. - - 1878 . . . . .                                                                                                                                                                                                 | 18.—  |
| - - - 1878. - - 1879 . . . . .                                                                                                                                                                                                 | 8.—   |
| - - - 1879. - - 1880 . . . . .                                                                                                                                                                                                 | 7.—   |
| - - - 1880. - - 1881 . . . . .                                                                                                                                                                                                 | 18.—  |
| - - - 1881.1882. - - 1883 . . . . .                                                                                                                                                                                            | 9.—   |
| - - - 1883. - - 1884 . . . . .                                                                                                                                                                                                 | 30.—  |
| <b>Girard, H.,</b> über Erdbeben und Vulkane. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Verein. Mit 1 Taf. 1845 . . . . .                                                                                                              | —75   |
| <b>Gravelius, H.,</b> Fünfstellige logarithmisch-trigonometrische Tafeln für die Decimaltheilung des Quadranten, mit ausführlichen Tafeln zum Uebergang von der neuen Theilung des Quadranten in die alte und umgekehrt. Nebst |       |

|                                                                                                                                                                                                                                            |      |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------|
| vierstelligen Tafeln der Zahlenwerthe der trigonometrischen Functionen, sowie gewöhnlichen Logarithmentafeln und Quadrattafeln. Mit einem Vorworte von Professor Dr. W. Förster, Direktor der Königl. Sternwarte zu Berlin. 1886 . . . . . | 6.—  |
| <b>Gudermann, C.</b> , Theorie der Potential- oder cyklisch-hyperbolischen Functionen. 1832.<br>(M. 12.—) Ermässiger Preis:                                                                                                                | 6.—  |
| — Theorie der Modular-Functionen und der Modular-Integrale. 1844 . . . . (M. 16.50) Ermässiger Preis:                                                                                                                                      | 6.—  |
| <b>*Hagen, G.</b> , Ueber die Ausdehnung des destillirten Wassers unter verschiedenen Wärmegraden. 1855 . . .                                                                                                                              | —80  |
| *— Ueber Fluth und Ebbe in der Ostsee. 1. Abhandlung. 1857 . . . . .                                                                                                                                                                       | —80  |
| *— — 2. Abhandlung. 1859 . . . . .                                                                                                                                                                                                         | —80  |
| *— Ueber Wellen auf Gewässern von gleichmässiger Tiefe 1862 . . . . .                                                                                                                                                                      | 3.—  |
| *— Ueber die Wärme der Sonnenstrahlen. 1864 . . .                                                                                                                                                                                          | —80  |
| *— Gedächtnissrede auf Johann Franz Encke. 1866 . .                                                                                                                                                                                        | —80  |
| *— Die preussische Ostsee-Küste in Betreff der Frage, ob dieselbe eine Hebung oder Senkung bemerken lässt. 1866                                                                                                                            | —80  |
| *— Ueber die Bewegung des Wassers in Strömen. 1868                                                                                                                                                                                         | 1.—  |
| *— Ueber den Seitendruck der Erde. 1871 . . . . .                                                                                                                                                                                          | 1.—  |
| *— Messung des Widerstandes, den Planscheiben erfahren, wenn sie in normaler Richtung gegen ihre Ebenen durch die Luft bewegt werden. Mit 1 Tafel. 1874 . . .                                                                              | 1.50 |
| *— Vergleichung der Wasserstände der Ostsee an der preussischen Küste. 1877 . . . . .                                                                                                                                                      | 1.—  |
| *— Ueber die Stellung, welche drehbare Planscheiben in strömendem Wasser annehmen. Mit 1 Tafel. 1878 . .                                                                                                                                   | 1.—  |
| *— Ueber Veränderung der Wasserstände in den preussischen Strömen. 1880 . . . . .                                                                                                                                                          | 1.50 |
| *— Geschwindigkeit des strömenden Wassers in verschiedenen Tiefen, untersucht nach den von Brünings ausgeführten Messungen. 1883 . . . . .                                                                                                 | 4.—  |
| <b>Hartmann, J. J. G.</b> , die Elemente der analytischen Geometrie. Zunächst für diejenigen, welche sich zu den höhern mathematischen Wissenschaften vorbereiten. Mit 4 Tafeln. 1830 . . . . .                                            | 3.75 |
| <b>Heine, E.</b> , Handbuch der Kugelfunctionen. 2. Auflage.<br>Erster Band. Theorie. 1878 . . . . .                                                                                                                                       | 8.—  |
| Zweiter Band. Anwendungen. 1881 . . . . .                                                                                                                                                                                                  | 6.—  |

|                                                                                                                                                                                                             |        |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|--------|
| <b>*Helmholtz, H.,</b> Rede zum Gedächtniss an Gustav Magnus, gehalten in der Leibnitzsitzung der Akademie der Wissenschaften am 6. Juli 1871. . . . .                                                      | 1.—    |
| <b>Jacobi, C. G. J.,</b> disquisitiones analyticae de fractionibus simplicibus. 1825 . . . . .                                                                                                              | 1.25   |
| — gesammelte Werke. Auf Veranlassung der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften.                                                                                                                       |        |
| I. Band herausgegeben von C. W. Borchardt. Mit dem Bildniss Jacobi's. 1881 . . .                                                                                                                            | 18.—   |
| II. Band herausgeg. von K. Weierstrass. 1882                                                                                                                                                                | 17.—   |
| III. Band herausgeg. von K. Weierstrass. 1884                                                                                                                                                               | 20.—   |
| IV. Band herausgeg. von K. Weierstrass. 1886                                                                                                                                                                | 18.—   |
| Supplementband. Vorlesungen über Dynamik. Herausgeg. von E. Lottner. 1884 . . .                                                                                                                             | 10.—   |
| <b>Jahrbuch</b> über die Fortschritte der Mathematik herausgeg. v. C. Ohrtmann, F. Müller, A. Wangerin, M. Henoch und E. Lampe. Band 1—16. Jahrgang 1868—1884. 250.—                                        |        |
| Jahrgang 1885 und Folge unter der Presse.                                                                                                                                                                   |        |
| <b>Joachimsthal, F.,</b> Elemente der analytischen Geometrie der Ebene. Dritte Auflage, verbessert und durch einen Anhang von Aufgaben und deren Lösungen vermehrt von O. Hermes. Mit 8 Tafeln. 1883 . . .  | 3.60   |
| <b>Journal</b> für die reine und angewandte Mathematik. In zwanglosen Heften. Herausgegeben (1826—1856) von A. L. Crelle, (1856—1880) von C. W. Borchardt, (1881—1887) von L. Kronecker und K. Weierstrass. |        |
| à Band 4 Hefte . . . . .                                                                                                                                                                                    | 12.—   |
| 1r—101r Band. 1826—1887 . . . . .                                                                                                                                                                           | 1212.— |
| Band 102 und Folge unter der Presse.                                                                                                                                                                        |        |
| <b>Kaiser, F.,</b> der Sternenhimmel. Nach der zweiten holländischen Auflage übersetzt von F. Schlegel. Mit einem Vorwort von J. F. Encke. 1850 . . . . .                                                   | 5.50   |
| <b>Karsten, F. Chr. L.,</b> die Rechenkunst. Auf's neue bearbeitet von J. Ch. G. Karsten. 3e Aufl. 1805 . . .                                                                                               | 5.25   |
| <b>Knochenhauer, K. W.,</b> Beiträge zur Electricitätslehre. Mit einer Tafel. 1854 . . . . .                                                                                                                | 2.     |
| — die Statik der Gewölbe mit Rücksicht auf ihre Anwendung entworfen. Mit 2 Tafeln. 1842 . . . . .                                                                                                           | 2.25   |
| — die Undulationstheorie des Lichtes. Eine Beilage zu den Lehrbüchern der Physik. Mit 5 Tafeln. 1839.                                                                                                       |        |
| (M. 7.50) Ermässigter Preis:                                                                                                                                                                                | 3.—    |
| <b>Kramer, Aug.,</b> Allgemeine Theorie der zwei- und dreitheiligen astronomischen Fernror-Objective. Mit 2 Tafeln. 1885 . . . . .                                                                          | 10.—   |

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                           |       |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| <b>Kronecker, L.</b> , Grundzüge einer arithmetischen Theorie der algebraischen Grössen. Festschrift zu Herrn E. E. Kummer's 50jährigem Doctor-Jubiläum am 10. Sept. 1881. Angefügt ist eine neue Ausgabe der am 10. Sept. 1845 erschienenen Inauguraldissertation: de unitatibus complexis. (Abdr. a. d. Journ. f. d. reine u. angew. Mathematik Bd. 92.) 1882 . . . . . | 6.—   |
| *— Ueber bilineare Formen mit vier Variabeln. 1884. . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                               | 5.50  |
| * <b>Kummer, E. E.</b> , Einige Sätze über die aus den Wurzeln der Gleichung $\alpha^{\lambda} = 1$ gebildeten complexen Zahlen, für den Fall, dass die Klassenanzahl durch $\lambda$ theilbar ist, nebst Anwendung derselben auf einen weiteren Beweis des letzten Fermatschen Lehrsatzes. 1857 . . . . .                                                                | 1.20  |
| *— Theorie der idealen Primfactoren der complexen Zahlen, welche aus den Wurzeln der Gleichung $\omega^n = 1$ gebildet sind, wenn $n$ eine zusammengesetzte Zahl ist. 1857 . . . . .                                                                                                                                                                                      | 1.60  |
| *— Ueber die allgemeinen Reciprocitätsgesetze unter den Resten und Nicht-Resten der Potenzen, deren Grad eine Primzahl ist. 1859 . . . . .                                                                                                                                                                                                                                | 1.—   |
| *— Gedächtnissrede auf Gustav Peter Lejeune-Dirichlet. 1860 . . . . .                                                                                                                                                                                                                                                                                                     | 1.20  |
| *— Zwei neue Beweise der allgemeinen Reciprocitäts-Gesetze unter den Resten und Nichtresten der Potenzen, deren Grad eine Primzahl ist. 1862 . . . . .                                                                                                                                                                                                                    | 1.40  |
| *— Ueber die Wirkung des Luftwiderstandes auf Körper von verschiedener Gestalt insbesondere auch auf die Geschosse. Mit 2 Tafeln. 1875 . . . . .                                                                                                                                                                                                                          | 4.—   |
| *— Neue Versuche zur Bestimmung des Angriffspunktes der Resultante des Luftwiderstandes gegen rechteckige schiefe Ebenen. Zusatz zu der vorstehenden Abhandlung. 1876 . . . . .                                                                                                                                                                                           | — .60 |
| <b>Lacroix, S. F.</b> , Handbuch der Differential- und Integral-Rechnung. Aus dem Franz. von C. F. Bethke. Mit 5 Tafeln. 1817 . . . . .                                                                                                                                                                                                                                   | 8.50  |
| — Handbuch der Differential- und Integral-Rechnung. Nach der 4ten verb. u. verm. Original-Ausgabe aus dem Franz. übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen von F. Baumann. 3 Thle. Mit 4 Tafeln. 1830 u. 1831. (M. 7.50) Ermässigtger Preis: . . . . .                                                                                                               | 4.—   |
| — Einleitung in die Differential- und Integral-Rechnung. Aus dem Franz. übers. und mit erklärenden Zusätzen von F. Funck. Nach der 2ten verbesserten Originalausgabe. Mit 1 Tafel. 1833. (M. 2.25) Ermässigtger Preis: . . . . .                                                                                                                                          | 1.—   |
| <b>Lagrange, J. L.</b> , mathematische Werke. Deutsch von A. L. Crelle. 3 Bde. Mit 2 Kupfern. 1823 u. 24 (M. 34.—) Ermässigtger Preis: . . . . .                                                                                                                                                                                                                          | 12.—  |



|                                                                                                                                                                                                                | M. Pf. |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|--------|
| <b>Lehmann, J. W. H.</b> , Anfangsgründe der höheren Mechanik, nach der antiken, rein geometr. Methode bearbeitet. Mit 2 Tafeln. 1831 . . . . .                                                                | 3.—    |
| <b>Lehmann-Filhés, R.</b> , Die Bestimmung von Meteorbahnen nebst verwandten Aufgaben. Herausgegeben mit Unterstützung der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften. Mit einer Tafel. 1883 . . . . . | 5.—    |
| <b>Libri, G.</b> , mémoires de mathématiques 1835 . . . . .                                                                                                                                                    | 6.50   |
| <b>*Lipschitz, R.</b> , Beitrag zu der Theorie des Hauptaxen-Problems. 1873 . . . . .                                                                                                                          | 1.50   |
| <b>Maassvergleichen.</b> I. Heft. — Herausgegeben vom Centralbureau der europäischen Gradmessung. 1872 . . . . .                                                                                               | 3.—    |
| <b>Manili, M.</b> , Astronomico libri V. Recensuit Fr. Jacob. Mit 4 Tafeln. 1846 . (M. 4.—) Ermässigtter Preis:                                                                                                | 2.—    |
| <b>Mehler, F. G.</b> , Hauptsätze der Elementarmathematik zum Gebrauche an Gymnasien und Realgymnasien. Mit einem Vorworte von Prof. Schellbach. 15. Aufl. 1887 . . . . .                                      | 1.50   |
| <b>Müller, Fel.</b> , Kalender-Tabellen. 1885 . . . . .                                                                                                                                                        | —80    |
| <b>Nesselmann, G. H. F.</b> , Versuch einer kritischen Geschichte der Algebra, 1r Thl. Die Algebra der Griechen. 1842 (M. 6.75) Ermässigtter Preis:                                                            | 3.—    |
| <b>*Noether, M.</b> , Zur Grundlegung der Theorie der algebraischen Raumcurven. 1883 . . . . .                                                                                                                 | 6.—    |
| <b>Oettinger, L.</b> , die Lehre von den aufsteigenden Functionen nebst einer auf sie gegründeten Summenrechnung für Reihen oder Integral-Calcul mit endlichen Differenzen. 1836 . . . . .                     | 9.—    |
| — die Wahrscheinlichkeitsrechnung. 1852 . . . . .                                                                                                                                                              | 7.50   |
| <b>Piazzi, J.</b> , Lehrbuch der Astronomie. Aus dem Italien. von J. H. Westphal. 2 Theile. Mit 4 Tafeln. 1822 (M. 10.50) Ermässigtter Preis:                                                                  | 4.—    |
| <b>Place, Francis</b> , über die Prüfung der Glas-Mikrometer. Inaugural-Dissertation. Mit 24 Holzschn. 1860 . . . . .                                                                                          | 1.—    |
| <b>*Reuschle, C. G.</b> , Tafeln complexer Primzahlen, welche aus Wurzeln der Einheit gebildet sind. Auf dem Grunde der Kummer'schen Theorie der complexen Zahlen berechnet. 1875 . . . . .                    | 24.—   |
| <b>Richelot, F. J.</b> , de transformatione atque computatione integralium Abelianorum primi ordinis. 1837 . . . . .                                                                                           | 3.75   |

|                                                                                                                                                                                                             |      |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------|
| <b>Richelot, F. J.</b> , de resolutione algebraica aequationis $X^{257} = 1$ sive de divisione circuli per bisectionem anguli septies repetitam in partes 257 inter se aequales commentatio. 1833 . . . . . | 3.—  |
| <b>Riemann, B.</b> , über das Verschwinden der Theta-Functionen. (Abdr. aus dem Journal für Mathematik.) 1866 . . . . .                                                                                     | —50  |
| <b>*Riess, P.</b> , Ueber die elektrischen Ringfiguren. 1861 . . . . .                                                                                                                                      | 1.20 |
| <b>Schellbach, K. H.</b> , Neue Elemente der Mechanik, dargestellt und bearbeitet von G. Arendt. Mit 12 Tafeln. 1860 . . . . .                                                                              | 5.50 |
| -- <b>Mathematische Lehrstunden.</b> Aufgaben aus der Lehre vom Grössten und Kleinsten. Bearbeitet und herausgegeben von A. Bode und E. Fischer. Mit 6 Tafeln. 1860 . . . . .                               | 3.—  |
| — <b>Sammlung und Auflösung mathematischer Aufgaben.</b> Unter Mitwirkung von H. Lieber, bearbeitet und herausgegeben von E. Fischer. Mit 8 Tafeln. 1863 . . . . .                                          | 3.75 |
| — <b>die Lehre von den elliptischen Integralen und den Theta-Functionen.</b> 1864 . . . . .                                                                                                                 | 6.—  |
| <b>Schmidt, J. G.</b> , System elliptischer Bogen zur Erleichterung der Integralrechnung und zur Bestimmung astronomischer Grössen. 1842 . . . . .                                                          | 6.—  |
| — <b>J. F. J.</b> , Resultate aus zehnjährigen Beobachtungen über Sternschnuppen. Ein Sendschreiben an Alexander von Humboldt. 1882 . . . . .                                                               | 3.—  |
| <b>*Schwarz, H. A.</b> , Bestimmung einer speciellen Minimalfläche. Nebst einem Nachtrage, einem Anhang und 6 Tafeln. 1871 . . . . .                                                                        | 7.50 |
| <b>Steiner's J.</b> , gesammelte Werke. Auf Veranlassung der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften herausg. von K. Weierstrass                                                                        |      |
| I. Band mit 44 Tafeln und Steiner's Bildniss. 1881 . . . . .                                                                                                                                                | 16.— |
| II. Band mit 23 Tafeln. 1882 . . . . .                                                                                                                                                                      | 18.— |
| <b>Stern, M. A.</b> , über die Auflösungen der transcendenten Gleichungen. Eine von der Königl. Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften gekrönte Preisschrift. 1841 . . . . .                             | 2.—  |
| — <b>Theorie der Kettenbrüche und ihre Anwendung.</b> 1834 . . . . .                                                                                                                                        | 6.—  |
| — <b>Darstellung der populären Astronomie.</b> Mit besonderer Rücksicht auf den Gebrauch bei Vorlesungen. Mit 1 Tafel. 1834 . . . . .                                                                       | 3.25 |

**Sternkarten**, Akademische, für den Gürtel des Himmels von 15° südlicher bis 15° nördlicher Abweichung, nach Bessel's Vorschlag entworfen von verschiedenen Astronomen. Herausgegeben von der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. (24 Stunden: Hora 0—23. 25 Blätter.) Imperialform. 1830—1859.

Preis des einzelnen Blattes . . . . . 3.—  
Das Ganze . . . . . 48.—

**Verhandlungen** der seit 1875 im Herbst jeden Jahres vereinigten permanenten Commission der Europäischen Gradmessung, redigirt von deren Schriftführern. — Zugleich als Generalberichte herausgegeben vom Centralbureau der Europäischen Gradmessung

|                                 |                  |      |
|---------------------------------|------------------|------|
| für das Jahr 1875 mit 2 Tafeln. | 1876 . . . . .   | 16.— |
| - - - 1876 - 4 -                | 1877 . . . . .   | 8.—  |
| - - - 1877 - 4 -                | 1878 . . . . .   | 18.— |
| - - - 1878 - 2 -                | 1879 . . . . .   | 8.—  |
| - - - 1879 - 1 -                | 1880 . . . . .   | 7.—  |
| - - - 1880 - 3 -                | 1881 . . . . .   | 18.— |
| - - - 1881 u. 82 - 2 -          | 1883 . . . . .   | 9.—  |
| - - - 1883 - 10 -               | und Anhang. 1884 | 30.— |

**Weber, H.**, Theorie der Abel'schen Functionen vom Geschlecht 3. 1876 . . . . . 6.—

**Wolff, F.**, die algebraische Analysis und die Differential- und Integral-Rechnung im ersten Lehrgange. A. u. d. T.: Theoretisch-praktische Zahlenlehre. 2r Thl. Dritte verb. Auflage. 1856 . . . . . 6.75

— die beschreibende Geometrie, die geometrische Zeichenkunst und die Perspective. 3te verbesserte Auflage. Mit 1 Atlas von 30 Kupfertafeln. 1861 . . . . . 11.—

— Lehrbuch der Geometrie.  
1r Theil. Ebene Elementar-Geometrie, Trigonometrie, Theilungslehre. 8e verb. Aufl. Mit 7 Tafeln. 1870 . . . . . 5.—

2r Theil. Stereometrie und sphärische Trigonometrie. 5e verb. Aufl. Mit 2 Tafeln. 1872 . . . . . 3.—

— **J. T.**, Photometrische Beobachtungen an Fixsternen aus den Jahren 1876—1883. 1884 . . . . . 10.—

\***Wöppecke, F.**, Ueber ein in der Königl. Bibliothek zu Berlin befindliches arabisches Astrolabium. Mit 2 Tafeln. 1858 . . . . . 2.50

# Aus dem Verlage von Georg Reimer in Berlin.

S.W. Anhaltstrasse 12.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

~~~~~

Die vor dem Titel mit \* bezeichneten Schriften sind Sonder-Abdrücke aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

## III.

<b>Abbildungen</b> , botanische, zur Erläuterung des natürlichen Systems der Gewächse, so wie der Charaktere fast aller einheimischen Pflanzengattungen. Für den Schulgebrauch u. d. Selbststudium (v. H. Burmeister). 44 Tafeln und Text. 1845 . . . . .	10.—
<b>Abhandlungen</b> , naturwissenschaftliche, aus Dorpat. 1r Bd. Mit 3 Tafeln. 1823 . (M. 6.—) Ermässiger Preis:	3.—
<b>Agassiz, Louis</b> , Leben und Briefwechsel. Herausgegeben von Elisabeth Cary Agassiz. Autorisirte deutsche Ausgabe von C. Mettenius. Mit L. Agassiz Bildniss. 1886	9.—
<b>Albers, J. Ch.</b> , Malacographia Maderensis sive enumeratio Moluscorum quae in insulis Maderae et Portus Sancti reperiuntur. Cum 17 tab. color. 1854 . . . . .	24.—
<b>Alberti Magni</b> ex ordine praedicatorum de vegetabilibus libri VII, historiae naturalis pars XVIII. Editionem criticam ab Ernesto Meyero coeptam absolvit C. Jessen. 1867 . . . . . (M. 10.50) Ermässiger Preis:	4.—
<b>Beetz, W.</b> , über Magnetismus. Vortrag im wissenschaftlichen Verein. 1852 . . . . .	—50.
<b>Bennigsen-Förder, R. v.</b> , das Zahlengesetz in den Gesteins-Formationen, in Bezug auf Vertheilung von Thälern, Quellen, fliessenden und stehenden Gewässern etc., vornehmlich in Nord-Frankreich. 1843 . . . . .	1.50
<b>Beyrich, E.</b> , über einige böhmische Trilobiten. Mit 1 Tafel. 1845 . . . . . (M. 3.—) Ermässiger Preis:	1.50

(III.)



<b>Buch, L. v.,</b> Beiträge zur Gebirgsformation in Russland. Mit 3 Tafeln und 1 Karte. 1840 . . . . .	2.75
— Die Bären-Insel nach B. M. Keilhau geognostisch beschrieben. Mit 1 Tafel. 1847 . . . . .	1.—
— gesammelte Schriften. Herausgegeben von J. Ewald, J. Roth, H. Eck und W. Dames. I r Bd. mit 13 Tafeln. 1867 . . . . .	14.—
II r Bd. mit 8 Tafeln. 1870 . . . . .	14.—
III r Bd. mit 25 Tafeln. 1877 . . . . .	22.—
IV r Bd. in zwei Hälften mit 56 Tafeln. 1885 . .	50.—
Vier Bände complet	
	100.—
<b>Burmeister, H.,</b> Beiträge zur näheren Kenntniß der Gattung Tarsius. Nebst einem helmintholog. Anhang von Creplin. Mit 7 Taf. 1846 (M. 18.—) Ermässiger Preis:	8.—
— Beiträge zur Naturgeschichte der Rankenfüßer (Cirripedia). Mit 2 Tafeln. 1834 . . (M. 5.—) Ermässiger Preis:	2.—
— Erläuterungen zur Fauna Brasiliens, euth. Abbildungen und ausführliche Beschreibungen neuer oder ungenügend bekannter Thier-Arten. Mit 32 Tafeln. 1856. (M. 60.—) Ermässiger Preis:	24.—
— zoologischer Handatlas zum Schulgebrauch und Selbstunterricht, mit besonderer Rücksicht auf seinen Grundriss und sein Lehrbuch der Naturgeschichte entworfen. 2te Ausgabe besorgt durch C. Giebel. Mit 42 Tafeln. 1860 . . . . .	schwarz 18.— colorirt 30.—
— Handbuch der Entomologie. 1r Bd. Allgemeine Entomologie. Mit 16 Tafeln. 1831 . . . . .	14.—
— die Labyrinthodonten aus dem bunten Sandstein von Bernburg, zoologisch geschildert. I. Abth. Trematosaurus. Mit 4 Tafeln. 1849 . . (M. 10.—) Ermässiger Preis:	4.—
— die Labyrinthodonten aus dem Saarbrücker Steinkohlengebirge, zoolog. geschildert. III. Abth. der Geschichte der deutschen Labyrinthodonten. Archegosaurus. Mit 4 Tafeln. 1850 . . (M. 10.—) Ermässiger Preis: (II. Abthl. ist nicht erschienen.)	4.—
— die Organisation der Trilobiten, aus ihren lebenden Verwandten entwickelt; nebst einer systematischen Uebersicht aller zeither beschriebenen Arten. Mit 6 Tafeln. 1843 . . . . . (M. 17.—) Ermässiger Preis:	8.—

(III.)

<b>Burmeister, H.</b> , Reise nach Brasilien, durch die Provinzen von Rio de Janeiro und Minas geraës. Mit besonderer Rücksicht auf die Naturgeschichte der Gold- und Diamantendistricte. Mit einer Karte. 1853 . . . . .	8.—
Atlas dazu, u. d. T:	
— landschaftliche Bilder Brasiliens und Portraits einiger Urvölker. 11 Tafeln m. Text. 1853 . . . . .	11.—
— systematische Uebersicht der Thiere Brasiliens, welche während einer Reise etc. gesammelt und beobachtet wurden. 3 Theile. 1854—1856.	
(M. 18.—) Ermässigter Preis:	8.—
*— Neue Beobachtungen an <i>Doedicurus giganteus</i> . Mit 2 Tafeln. 1879 . . . . .	2.—
<b>Cuvier, C.</b> das Thierreich geordnet nach seiner Organisation, als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und als Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der 2. Ausg. frei in's Deutsche übersetzt und durch Zusätze sowohl dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft angepasst, als auch für den Selbstunterricht eingerichtet von A. v. Streubel Ir Theil. 1846 . . . . .	12.—
<b>Dechen, H. v.</b> , Die nutzbaren Mineralien und Gebirgsarten im Deutschen Reiche nebst einer physiographischen und geognostischen Uebersicht des Gebietes. 1873 . . . . .	11.—
<b>Dove, H. W.</b> , über Maass und Messen, oder Darstellung der bei Zeit-, Raum-, und Gewichtsbestimmungen üblichen Maasse, Messinstrumente und Messmethoden nebst Reductionstafeln. Zweite sehr vermehrte und berichtigte Auflage. 1835 . . . . .	2.25
— Untersuchungen im Gebiete der Inductions-Elektricität. Mit Holzschnitten und 1 Kupfertafel. 1842 . . . . .	3.50
— Ueber Wirkungen aus der Ferne. Eine Vorlesung. 1845 . . . . .	— .75
— Ueber Elektricität. Eine Vorlesung. 1848 . . . . .	— .75
*— Ueber die täglichen Veränderungen der Temperatur der Atmosphäre. 1856 . . . . .	1.40
*— Ueber die Rückfälle der Kälte im Mai. 1857 . . . . .	2.40
*— Die Ergebnisse 12jähriger neunmal täglich von Herrn Dr. Lose in Crefeld angestellter Beobachtungen. Mit 4 Tafeln. 1861 . . . . .	3.60
*— Darstellung der Wärme-Erscheinungen durch fünftägige Mittel. II. Theil. 1863 . . . . .	3.80
*— — III. Theil. Enth. die Abweichungen von 1863—1869	7.50





<b>*Ehrenberg, Ch. G.,</b> Fortsetzung der mikrogeologischen Studien als Gesamtübersicht der mikrogeologischen Palaeontologie gleichartig analysirter Gebirgsarten der Erde, mit specieller Rücksicht auf den Polycystineumergel von Barbados. Mit 30 Tafeln. 1875 . . .	14.—
<b>*Eichler, A. W.,</b> Beiträge zur Morphologie und Systematik der Marantaceen. 1884 . . . . .	6.30
<b>*—</b> Zur Entwicklungsgeschichte der Palmenblätter. 1885	4.—
<b>Ekström, C. U.,</b> die Fische in den Scheeren von Mörkö. Aus dem Schwed. mit Anmerk. von F. C. H. Creplin. 1835 . . . . .	5.50
<b>Engelhardt, M. v.,</b> zur Geognosie. Darstellungen aus dem Felsgebäude Russlands. 1e Liefg. Geogn. Umrisse von Finland. Mit Kupfern und Karten. 1820.	
(M. 17.—) Ermässiger Preis :	6.—
— u. <b>Fr. Parrot,</b> Reise in die Krim und den Kaukasus. 2 Theile. Mit Kupfern und Karten. 1815.	
(M. 24.—) Ermässiger Preis :	8.—
— u. <b>K. v. Raumer,</b> geognostische Versuche. Mit 1 illum. Karte, 1 illum. und 1 schwarzen Tafel. 1816.	
(M. 7.—) Ermässiger Preis :	3.—
— geognostische Umrisse von Frankreich, Grossbritannien, einem Theile Deutschlands und Italiens. Mit 1 Karte. 1816 . . . . . (M. 8.50) Ermässiger Preis :	4.—
<b>Erman, A.,</b> Bericht an die Akad. der Wissenschaften zu Berlin über die Fortsetzung seiner magnetischen Beobachtungen im russ. Asien durch den grossen und atlant. Ocean nebst einer magnetischen Karte. 1830 . . .	1.25
— Reise um die Erde durch Nord-Asien und die beiden Oceane in den Jahren 1828—30. Zwei Abtheil. in 5 Bänden. Mit 18 Tafeln. (M. 51.75) Ermässiger Preis :	24.—
Erste Abtheil. Historischer Bericht.	
1r Bd. Reise von Berlin bis zum Eismeer. 1833.	
2r Bd. Reise von Tobolsk bis zum Ochozker Meere. 1838.	
3r Bd. Die Ochozker Küste, das Ochozker Meer und die Reisen auf Kamtschatka. 1848.	
Zweite Abtheil. Physikalische Beobachtungen.	
1r Bd. Ortsbestimmungen und Declinationsbeobachtungen auf dem festen Lande. 1835.	
2r Bd. Inclinationen und Intensitäten. — Declinationsbeobachtungen auf der See. — Periodische Declinationsveränderungen. 1841.	
<b>Eschholtz, J. F.,</b> Entomographien. 1te Lief. Mit 2 Tafeln. 1823 . . . . .	2.25

- Escholtz, J. F.**, zoologischer Atlas, enthaltend Abbildungen und Beschreibungen neuer Thierarten, während v. Kotzebue's zweiter Reise um die Welt auf der *Predpriaetie* in den Jahren 1823—26 beobachtet. 5 Hefte, jedes mit 5 Tafeln. 1829—33.  
(M. 37.50) Ermässigtter Preis: 12.—
- Eschwege, W. L. v.**, Beiträge zur Gebirgskunde Brasiliens. Mit 4 Karten. 1832 . (M. 11.—) Ermässigtter Preis: 4.—
- *Pluto Brasiliensis*. Eine Reihe von Abhandlungen über Brasiliens Gold-, Diamanten- und anderen mineralischen Reichthum, über die Geschichte seiner Entdeckung, das Vorkommen seiner Lagerstätten, des Betriebs, der Ausbeute und die darauf bezügliche Gesetzgebung. Mit 10 Tafeln. 1833 . . (M. 16.50) Ermässigtter Preis: 6.—
- \*Forsteri, J. R.**, *descriptiones animalium in itinere ad maris australis terras per annos 1772—74 suspecto observatorum* ed. H. Lichtenstein. 1844 . . . . . 4.50
- Fortschritte**, die, der Physik in den Jahren 1845—1881. Dargestellt von der physikalischen Gesellschaft zu Berlin. I.—XXXVII. Jahrgang. 1846—1887 . . . . . 611.—  
Jahrgang 1882 und Folge unter der Presse.
- *Namen- und Sachregister zu Band I.—XX*. Bearbeitet von W. Barentin. 1872 . . . . . 8.—
- Girard, H.**, über Erdbeben und Vulkane. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Verein. Mit 1 Tafel. 1845 . . . . . —.75
- die norddeutsche Ebene insbesondere zwischen Elbe und Weichsel geolog. dargestellt. Nebst einer geolog. Karte der Gegend zwischen Magdeburg und Frankfurt a. d. O. und 2 Tafeln. 1855 . (M. 5.50) Ermässigtter Preis: 3.—
- Haeckel, E.**, die Radiolarien. (*Rhizopoda radiaria*.) Eine Monographie. Mit einem Atlas von 35 Tafeln. 1862.  
(M. 90.—) Ermässigtter Preis: 48.—
- — mit zum grössten Theil color. Tafeln.  
(M. 120.—) Ermässigtter Preis: 75.—
- die Kalkschwämme. Eine Monographie in zwei Bänden Text und einem Atlas von 60 Tafeln. I. Bd. Biologie der Kalkschwämme. II. Bd. System der Kalkschwämme. III. Bd. Atlas der Kalkschwämme. 1872 . . . . . 64.—
- Arabische Korallen. Ein Ausflug nach den Korallenbänken des Rothen Meeres und ein Blick in das Leben der Korallenthiere. Populäre Vorlesung mit wissenschaftl. Erläuterungen. Mit 6 Tafeln u. 20 Holzschnitten. 1876  
In Leinwand gebunden 20.—

(III.)

<b>Haeckel, E.</b> , die Perigenesis der Plastidule oder die Wellenzugung der Lebenstheilchen. Ein Versuch zur mechanischen Erklärung der elementaren Entwicklungsvorgänge. Mit einer Tafel. 1876 . . . . .	1.50
— natürliche Schöpfungsgeschichte. Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge über die Entwicklungslehre im Allgemeinen und diejenige von Darwin, Goethe und Lamarck im Besonderen, 7e verb. u. verm. Auflage. Mit 17 Tafeln, 20 Holzschn., 21 Stammbäumen, 27 systemat. Tabellen und dem Portrait des Verfassers. 1879 . . .	10.—
* <b>Hagen, G.</b> , Ueber die Ausdehnung des destillirten Wassers unter verschiedenen Wärmegraden. 1855 . . . . .	—80
*— Ueber Fluth und Ebbe in der Ostsee. I. Abhandlung. 1857 . . . . .	—80
*— — 2. Abhandlung. 1859 . . . . .	—80
*— Ueber Wellen auf Gewässern von gleichmässiger Tiefe. 1862 . . . . .	3.—
*— Ueber die Wärme der Sonnenstrahlen. 1864 . . . . .	—80
*— Gedächtnissrede auf Johann Franz Encke. 1866 . . . . .	—80
*— Die preussische Ostsee-Küste in Betreff der Frage, ob dieselbe eine Hebung oder Senkung bemerken lässt. 1866 . . . . .	—80
*— Ueber die Bewegung des Wassers in Strömen. 1868 . . . . .	1.—
*— Ueber den Seitendruck der Erde. 1871 . . . . .	1.—
*— Messung des Widerstandes, den Planscheiben erfahren, wenn sie in normaler Richtung gegen ihre Ebenen durch die Luft bewegt werden. Mit 1 Tafel. 1874 . . . . .	1.50
*— Vergleichung der Wasserstände der Ostsee an der preussischen Küste. 1877 . . . . .	1.—
*— Ueber die Stellung, welche drehbare Planscheiben in strömendem Wasser annehmen. Mit 1 Tafel. 1878 . . . . .	1.—
*— Ueber Veränderung der Wasserstände in den preussischen Strömen. 1880 . . . . .	1.50
*— Geschwindigkeit des strömenden Wassers in verschiedenen Tiefen, untersucht nach den von Brünings ausgeführten Messungen. 1883 . . . . .	4.—
* <b>Hanstein, Johannes</b> , Ueber gürtelförmige Gefässstrang-Verbindungen im Stengelknoten dicotyler Gewächse. Mit 4 Tafeln. 1858 . . . . .	2.50
<b>Hartmann, R.</b> , Reise des Freiherrn Adalbert von Barnim durch Nord-Ost-Afrika in den Jahren 1859 u. 60. Mit Abbildungen und Karten. 1863.	
(M. 30.—) Ermässigtter Preis:	12.—
— — Mit Atlas: Skizzen nach der Natur gemalt.	
(M. 72.—) Ermässigtter Preis:	36.—

<b>*Heider, K.</b> , Ueber die Anlage der Keimblätter von <i>Hydrophilus piceus</i> L. 1885 . . . . .	5.—
<b>Heintz, W.</b> , Lehrbuch der Zoochemie. Mit 19 Holzschnitten und 2 Tafeln. 1853 . (M. 14.50) Ermässiger Preis:	6.—
<b>*Helmholtz, H.</b> , Rede zum Gedächtniss an Gustav Magnus, gehalten in der Akademie der Wissenschaften. 1871 .	1.—
<b>*Hensel, R.</b> , Beitrag zur Kenntniss der Säugethiere Süd-Brasiliens. Mit 3 Tafeln. 1872 . . . . .	7.—
*— Ueber <i>Hipparion mediterraneum</i> . Mit 4 Tafeln. 1861	4.20
<b>Hoffmann, Fr.</b> , geognostische Beobachtungen. Gesammelt auf einer Reise durch Italien und Sicilien in den Jahren 1830—32. 1839 . . (M. 15.—) Ermässiger Preis:	6.—
<b>Hoffmansegg, J. C. Comte de</b> , et H. F. Link. Flore Portugaise ou description de toutes les plantes, qui croissent naturellement en Portugal; av. fig. col. Livr. I—XXII. 1809—33 . . . . .	748.—
<b>Hoeven, J. van der</b> , Ergebnisse der Naturforschung für das Leben. Vorträge und Abhandlungen. Aus dem Niederdeutschen in's Hochdeutsche übertragen. 1848 .	1.50
<b>Jansen, A.</b> , Jean Jacques Rousseau als Botaniker. 1885	8.—
<b>Irmisch, Th.</b> , zur Morphologie der monokotylyischen Knollen und Zwiebelgewächse. Mit 10 Tafeln. 1850. (M. 5.50) Ermässiger Preis:	2.—
<b>Karsten, C. J. B.</b> , Philosophie der Chemie. 1843 . .	4.50
*— <b>H.</b> , Organographische Betrachtung der <i>Zamia muricata</i> Willd. Ein Beitrag zur Kenntniss der Organisations-Verhältnisse der Cycadeen und deren Stellung im natürlichen Systeme. Mit 3 Tafeln. 1857 . . . . .	2.40
<b>*Klotzsch, F.</b> , Philipp Schönleins botanischer Nachlass auf Cap Palmas. Mit 4 Tafeln. 1857 . . . . .	2.40
*— Ueber die Abstammung der im Handel vorkommenden rothen Chinarinde. Mit 2 Tafeln. 1858 . . . . .	1.80
*— Linné's natürliche Pflanzenklasse <i>Tricoccae</i> des Berliner Herbariums im Allgemeinen und die natürliche Ordnung <i>Euphorbiaceae</i> insbesondere. 1860 . . . . .	3.20
<b>Klug, Fr.</b> , entomologische Monographien. Mit 10 illum. Tafeln. 1824 . . . (M. 11.25) Ermässiger Preis:	4.—
<b>Knochenhauer, K. W.</b> , die Undulationstheorie des Lichtes. Eine Beilage zu den Lehrbüchern der Physik. Mit 5 Tafeln. 1839 . . . (M. 7.50) Ermässiger Preis:	3.—
— Beiträge zur Electricitätslehre. Mit einer Tafel. 1854	2.—

* <b>Krabbe, G.</b> , Ueber das Wachsthum des Verdickungsringes und der jungen Holzzellen in seiner Abhängigkeit von Druckwirkungen. 1884 . . . . .	4.50
<b>Lacepede</b> , Naturgeschichte der Fische. Aus dem Franz. von Loos. 2 Bände. Mit Kupfern. 1799—1803 . . . . .	20.75
<b>Ledebour, C. F. a.</b> , Flora Altaica. Adj. C. A. Meyer et A. a. Bunge. 4 vol. et Index. 1829—34. (M. 23.75) Ermässiger Preis:	8.—
— Reise durch das Altai-Gebirge und die soongorische Kirgisen-Steppe. Auf Kosten der Universität Dorpat unternommen im Jahre 1826 in Begleitung der Herren C. A. Meyer und A. v. Bunge. 2 Theile. Mit Kupfern u. Karten. 1829 (M. 27.—) Ermässiger Preis:	9.—
<b>Leydig, Fr.</b> , anatomisch-histologische Untersuchungen über Fische und Reptilien. Mit 4 Tafeln. 1853. (M. 9.—) Ermässiger Preis:	4.—
* <b>Lichtenstein, H.</b> , Ueber einige nordamerikanische Hirscharten. Mit 1 Tafel. 1857 . . . . .	1.60
<b>Link, H. F.</b> , enumeratio plantarum horti botan. Berolinensis altera. 2 Vol. 1821 u. 22. (M. 14.—) Ermässiger Preis:	4.—
— hortus regius botan. Berolinensis descriptus. 2 Vol. 1827 u. 33 . . . . . (M. 9.—) Ermässiger Preis:	4.—
<b>Linné's</b> eigenhändige Anzeichnungen über sich selbst, mit Anmerkungen und Zusätzen von Afzelius. Aus dem Schwed. von Karl Lappe. Mit Vorrede von K. A. Rudolphi. 1826 . . . (M. 3.75) Ermässiger Preis:	2.—
* <b>Lorentz, P. G.</b> , Ueber die Moose, die H. Ehrenberg in den Jahren 1820—1826 in Aegypten, der Sinai-Halbinsel und Syrien gesammelt. Mit 15 Tafeln. 1868 . . . . .	6.—
* <b>Magnus, G.</b> , Ueber Emission, Absorption und Reflexion der bei niederer Temperatur ausgestrahlten Wärmearten. Mit 1 Tafel. 1870 . . . . .	1.50
— <b>P.</b> , Beiträge zur Kenntniss der Gattung Najas L. Mit 8 Tafeln. 1870 . . . . .	7.—
* <b>Marshall, W.</b> , die Agilardiella radiata, eine neue Tetractinellidenform mit radiärem Bau. 1884 . . . . .	1.50
<b>Mettenius, C.</b> , Alexander Braun's Leben nach seinem handschriftlichen Nachlass dargestellt. Mit A. Braun's Bildniss. 1882 . . . . .	12.—

<b>*Mitscherlich, E.,</b> Ueber die vulkanischen Erscheinungen in der Eifel und über die Metamorphie der Gesteine durch erhöhte Temperatur. Im Auftrage der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, herausgegeben von J. Roth. Mit 5 Tafeln. 1865 . . . . .	10.50
<b>Müller, Joh.,</b> über den feineren Bau und die Formen der krankhaften Geschwülste. Erste Lieferung. Mit 4 Tafeln. 1838 . . . . . (M. 13.50) Ermässigtter Preis:	6.—
— über die fossilen Reste der Zeuglodonten von Nordamerika mit Rücksicht auf die europäischen Reste aus dieser Familie. Mit 27 Tafeln. 1849.	
	(M. 54.—) Ermässigtter Preis: 24.—
— über <i>Synapta digitata</i> und über die Erzeugung von Schnecken in Holothurien. Mit 10 Tafeln. 1852.	
	(M. 28.—) Ermässigtter Preis: 10.—
*— über neue Echinodermen des Eifeler Kalkes. Mit 4 Tafeln. 1857 . . . . .	3.—
*— über die Thalassicollen, Polycistinen, und Acanthometren des Mittelmeeres. Mit 11 Tafeln. 1858 . . . . .	6.50

<b>Nordmann, A. v.,</b> mikrographische Beiträge zur Naturgeschichte der wirbellosen Thiere. 2 Hefte. Mit 20 Tafeln. 1832 . . . . . (M. 18.—) Ermässigtter Preis:	6.—
---	-----

**Paläontologische Abhandlungen.** Herausgegeben von W. Dames und E. Kayser.

<b>I. Band.</b> . . . . .	55.—
1. Heft: Struckmann, C., Neue Beiträge zur Kenntniss des oberen Jura und der Wealdenbildung der Umgegend von Hannover mit 5 Tafeln. 1882 . . . . .	6.—
2. Heft: Branco, W., über eine fossile Säugethier-Fauna von Punin bei Riobamba in Ecuador. Mit einer geolog. Einleit. von W. Reis. Mit 19 Tafeln. 1883 . . . . .	28.—
3. Heft: Weinsheimer, O., über <i>Dinotherium giganteum</i> Kaup. Mit 3 Tafeln. 1883 . . . . .	7.—
4. Heft: Schmalhausen, J., Beiträge zur Tertiär-Flora Süd-West-Russlands. Mit 14 Tafeln. 1884 . . . . .	14.—
<b>II. Band.</b> . . . . .	55.—
1. Heft: Weerth, O., die Fauna des Neocomsandsteins im Teutoburgerwalde. Mit 11 Tafeln. 1884 . . . . .	13.—
2. Heft: H. Graf zu Solms-Laubach, die Coniferenformen des deutschen Kupferschiefers und Zechsteins. Mit 3 Tafeln. 1884 . . . . .	5.—
3. Heft: Dames, W., über <i>Archäopterix</i> . Mit 1 Tafel und 3 Holzschnitten. 1884 . . . . .	8.—

**Paläontologische Abhandlungen. II. Bd.**

- 4. Heft: Noetling, F., die Fauna der baltischen Cenomaneschiebe. Mit 8 Tafeln. 1885 . . . . . 9.—
- 5. Heft: Roemer, F., Lethaea erratica oder Aufzählung und Beschreibung der in der norddeutschen Ebene vorkommenden Diluvial-Geschiebe nordischer Sedimentär-Gesteine. Mit 11 Tafeln und 9 Holzschn. 1885 . . . . . 20.—

**III. Band.**

- 1. Heft: Holm, G., über die innere Organisation einiger silurischer Cephalopoden. Mit 5 Tafeln. 1885 . . . . . 7.—
- 2. Heft: Koken, E., über fossile Säugethiere aus China. Mit 7 Tafeln. 1885 . . . . . 13.—
- 3 Heft: Frech, F., die Cyathophylliden und Zaphrentiden des deutschen Mitteldevon. Mit 8 Tafeln und 23 Holzschn. 1886 . . . . . 16.—
- 4. Heft: Sterzel, J. T., die Flora des Rothliegenden im nordwestlichen Sachsen. Mit 9 Tafeln und 28 Holzschn. 1886 . . . . . 15.—
- 5. Heft: Koken, E., die Dinosaurier, Crocodiliden und Sauropterygier des norddeutschen Wealden. Mit 9 Tafeln und 30 Textfiguren. 1887 . . . . . 27.—

**Panum, P. L.**, Untersuchungen über die Entstehung der Missbildungen zunächst in den Eiern der Vögel. Mit 107 Abbildungen auf 12 Tafeln. 1860 . . . . . 11.—

**Peters W. C. H.**, naturwissenschaftliche Reise nach Mosambique, auf Befehl Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. in den Jahren 1842 bis 1848 ausgeführt.

- Zoologie I. Säugethiere. Mit 46 Tafeln. 1852 . . . . . 84.—
- Zoologie III. Amphibien. Mit 33 Tafeln. 1882 . . . . . 80.—
- Zoologie IV. Flussfische. Mit 20 Tafeln. 1868 . . . . . 36.—
- Zoologie V. Insecten und Myriopoden. Mit 35 Taf. 1862 . . . . . 114.—

Mit color. Tafeln 144.—

Botanik I. Mit 48 Tafeln. 1862 . . . . . 75.—

Botanik II. Mit 13 Tafeln. 1864 . . . . . 36.—

— über die an der Küste von Mossambique beobachteten Seeigel und insbesondere über die Gruppe der Diademen. Mit 1 Tafel. 1855 . . . . . 3.—

— de serpentum familia Uropeltaceorum. Commentatio zoologica. Mit 2 Tafeln. 1861 . . . . . 6.—

\*— über die Chiropterengattungen Mormops und Phyllostoma. Mit 2 Tafeln. 1857 . . . . . 2.—

\*— über die Chiropterengattung Nyctophilus. Mit 1 Tafel. 1861 . . . . . 1.—

(III.)

	M. Pf.
* <b>Peters, W. C. H.</b> , über einige merkwürdige Nagethiere (Spalacomys Indicus, Mus tomentosus und Mus squamipes) des Königl. zoologischen Museums. Mit 2 Tafeln. 1861 . . . . .	1.80
*— über Cercosaura und die mit dieser Gattung verwandten Eidechsen aus Süd-Amerika. Mit 3 Tafeln. 1863 . . . . .	3.40
*— über die Säugethiergeattung Solenodon. Mit 3 Tafeln. 1863 . . . . .	2.50
*— über die Säugethiergeattung Chiromys (Aye-Aye). Mit 4 Tafeln. 1866 . . . . .	2.20
* <b>Pringsheim, N.</b> , Beiträge zur Morphologie der Meeres-Algen. Mit 8 Tafeln. 1862 . . . . .	4.—
*— über den Gang der morphologischen Differenzirung in der Sphacelarien-Reihe. Mit 11 Tafeln. 1873 . . . . .	6.—
* <b>Rammelsberg, C.</b> , die chemische Natur der Meteoriten. Erste Abhandlung. 1870 . . . . .	4.50
Zweite Abhandlung. 1879 . . . . .	3.—
*— Gedächtnissrede auf Heinrich Rose. 1865 . . . . .	1.10
<b>Raumer, K. v.</b> , vermischte Schriften. 2 Bde. 1819 u. 22	4.—
<b>Reliquiae Kotschyanae.</b> Beschreibung und Abbildung einer Anzahl unbeschriebener oder wenig gekannter Pflanzenarten, welche Theodor Kotschy auf seinen Reisen 1837 bis 1839 als Begleiter Joseph's von Russegger in Afrika gesammelt hat. Herausgeg. von G. Schweinfurth. Nebst einer biograph. Skizze von O. Kotschy. Mit 35 Tafeln u. d. Bildnisse Th. Kotschy's. 1868. (M. 24.—) Ermässigtter Preis:	10.—
<b>Reyer, E.</b> , Zinn. Eine geologisch-montanistisch historische Monographie. 1881 . . . . .	4.—
* <b>Riess, P.</b> , über die elektrischen Ringfiguren. 1861 . . . . .	1.20
<b>Rose, G.</b> , über den Zusammenhang zwischen der Form und der elektrischen Polarität der Krystalle. Erste Abhandlung: Turmalin. Mit 2 Tafeln. 1838 . . . . .	2.—
— über das Krystallisationssystem des Quarzes. Mit 5 Tafeln. 1846 . . . . .	4.—
— über die Krystalform der rhomboëdrischen Metalle, namentlich des Wismuths. Mit 2 Tafeln. 1851 . . . . .	2.—
*— über die heteromorphen Zustände der kohleisäuren Kalkerde. Erste Abhandlung. Mit 4 Tafeln. 1856 . . . . .	4.—
*— — Zweite Abhandlung. Mit 3 Tafeln. 1859 . . . . .	3.—

(III.)



* <b>Rose, G.</b> , Beschreibung und Eintheilung der Meteoriten auf Grund der Sammlung im Mineralogischen Museum zu Berlin. Mit 4 Tafeln. 1864 . . . . .	5.80
*— über die im Kalkspath vorkommenden hohlen Canäle. Mit 3 Tafeln. 1869 . . . . .	2.—
*— und <b>A. Sadebeck</b> , über die Krystallisation des Diamanten. Nach hinterlassenen Aufzeichnungen von Gustav Rose, bearbeitet von A. Sadebeck. Mit 4 Tafeln. 1876	4.—
* <b>Roth, Justus</b> , Beiträge zur Petrographie der Plutonischen Gesteine, gestützt auf die von 1861—1868 veröffentlichten Analysen. 1869 . . . . .	9.75
*— dasselbe, gestützt auf die von 1869—1873 veröffentlichten Analysen. 1873 . . . . .	4.—
*— dasselbe, gestützt auf die von 1873—1879 veröffentlichten Analysen. 1879 . . . . .	9.—
*— dasselbe, gestützt auf die von 1879—1883 veröffentlichten Analysen. 1884 . . . . .	7.50
*— über den Serpentin und die genetischen Beziehungen desselben. 1870 . . . . .	1.40
*— über die Lehre vom Metamorphismus und die Entstehung der krystallinischen Schiefer. 1871 . . . . .	4.50
*— Studien am Monte Somma. 1877 . . . . .	2.—
<b>Schmidt, J. F. J.</b> , Resultate aus zehnjähr. Beobachtungen über Sternschnuppen. Ein Sendschreiben an Alexander v. Humboldt. 1852 . . . . .	3.—
<b>Schneider, A.</b> , Monographie der Nematoden. Mit 28 Taf. und 130 Holzschn. 1866 (M. 28.—) Ermässigtter Preis:	10.—
— Beiträge zur vergleichenden Anatomic und Entwicklungsgeschichte der Wirbelthiere. Mit 16 Tafeln und 3 Holzschnitten. 1879 . . . . .	20.—
<b>Schouw, J. Fr.</b> , Grundzüge einer allgemeinen Pflanzengeographie. Aus dem Dänischen vom Verf. Mit 4 Taf. und einem pflanzengeographischen Atlas. 1823 . . .	20.—
Der Text besonders . . . . .	8.—
<b>Schultz, C. H.</b> , die Natur der lebendigen Pflanze. 1r Theil. Das Leben des Individuums. Mit 4 Tafeln. 1823. A. u. d. Titel: Die Pflanze und das Pflanzenreich. 1r Bd. Das individuelle Pflanzenleben enthaltend etc.	
(M. 10.—) Ermässigtter Preis:	4.—
— der Lebensprozess im Blute, eine auf mikroskopische Entdeckungen gegründete Untersuchung. Mit 1 Tafel. 1822 . . . . .	1.50

	M. Pf.
<b>Schultz, C. H.</b> , über den Lebensprocess im Blute. Polemisch-didactische Erläuterungen. Mit 1 Tafel 1824 . . . . .	1.50
— über den Kreislauf des Saftes in den Pflanzen. 1824 . . . . .	—75
<b>Schultze, C. A. S.</b> , systematisches Lehrbuch der vergleichenden Anatomie, mit Tabellen über die Classification des Thierreichs und den Formen der Organe. 1te Abth. Allgemeine Anatomie. 1828 . . . . .	5.25
— Echiniscus Bellermani animal crustaceum, macrobioti Hufelandii affine, Joanni Joachimo Bellermano dedicatus. Cum tabula lithographica. 1840 . . . . .	—75
<b>*Schulze, F. E.</b> , über den Bau und das System der Hexactinelliden. 1886 . . . . .	4.—
<b>Schweigger, A.</b> , Beobachtungen auf naturhistor. Reisen. Anatomisch-physiologische Untersuchungen über Corallen. Nebst Bemerkungen über den Bernstein. Mit 12 Tabellen und 8 Tafeln. 1819 . (M.11—) Ermässigte Preis:	4.—
<b>Schweinfurth, G.</b> , Plantae quaedam Niloticae quas in itinere cum Barone de Barnim facto collegit R. Hartmann recens. et observat. criticas addidit. Cum 16 tab. 1862 . . . . . (M. 10.—) Ermässigte Preis:	5.—
— Beitrag zur Flora Aethiopiens. 1te Abtheilung mit 4 Tafeln. 1867. . . (M. 16.—) Ermässigte Preis:	8.—
<b>*Schwendener, S.</b> , die Schutzscheiden und ihre Verstärkungen. 1882 . . . . .	6.—
<b>Stein, J. P. E. F.</b> , die lebenden Schnecken und Muscheln der Umgegend Berlins. Mit 3 Tafeln. 1850 . . . . .	2.50
<b>*Studer, T.</b> , Uebersicht über die Ophiuriden, welche während der Reise S. M. S. Gazelle um die Erde 1874—76 gesammelt wurden. 1883 . . . . .	3.50
*— Verzeichniss der Crustaceen, welche während der Reise S. M. S. Gazelle an der Westküste von Afrika, Ascension und dem Cap der guten Hoffnung gesammelt wurden. 1883 . . . . .	2.50
*— Verzeichniss der während der Reise S. M. S. Gazelle um die Erde 1874—76 gesammelten Asteriden und Euryaliden. 1884 . . . . .	4.50
*— Isopoden gesammelt während der Reise S. M. S. Gazelle um die Erde 1874—76. 1884 . . . . .	2.50
<b>Wahlenberg, G.</b> , Flora Lapponica, exhibens plantas in Lapponiis Suecicis indigenas. Cum mappa geogr. botan. et tab. XXXI. 1812 . (M. 18.—) Ermässigte Preis:	6.—

<b>Willdenow, C. L.</b> , enumeratio plantarum horti reg. bot. Berol. contin. descript. omnium vegetabilium in horto dicto cultorum. 2 Vol. 1809 . . . . .	17.25
Supplementum, post mortem auctoris editum. 1813 .	1.25
<b>Zaddach, G.</b> , Untersuchungen über die Entwicklung und den Bau der Gliederthiere. 1s Heft. Die Entwickelung des Phryganiden-Eies. Mit 5 Tafeln. 1854 . .	10.—

---

# Aus dem Verlage von Georg Reimer in Berlin.

S.W. Anhaltstrasse 12.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)



## IV.

	M. Pf.
<b>Beard, Ch.</b> , die Reformation des 16. Jahrhunderts in ihrem Verhältniss zum modernen Denken und Wissen. Zwölf Hibbert-Vorlesungen. Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe übersetzt von Fritz Halverscheid. 1884 .	6.—
<b>Bellermann, Chr.</b> , das Leben des Johannes Bugenhagen nebst einem vollständigen Abdruck seiner Braunschweiger Kirchenordnung vom Jahre 1528. 1859. (M. 3.75) Ermässigtter Preis:	2.—
<b>Bibliotheca ecclesiastica</b> quam moderante D. Augusto Neandro adornavit H. Th. Bruns. Vol. I. Canones apostolorum et conciliorum saeculorum IV. V. VI. VII. Pars I. II. 1839 . . (M. 5.50) Ermässigtter Preis:	3.—
<b>Biedermann, A. E.</b> , Unsere Stellung zu Christus. Vortrag gehalten in der Versammlung des Schweizerischen Vereins für freies Christenthum. 1882 . . . . .	—50
— Christliche Dogmatik. Zweite erweiterte Auflage. In zwei Bänden. Erster Band. Der principielle Theil. 1884	6.—
— — Zweiter Band. Der positive Theil. 1885 . . . . .	11.—
— Eine Ehrenrettung. Vortrag gehalten im Züricher Rathhaus. (Abdruck a. d. Protest. Kirchenzeitung.) 1885	—50
— Ausgewählte Vorträge und Aufsätze mit einer biographischen Einleitung von J. Kradolfer. Mit Biedermann's Bildniss. 1885 . . . . .	10.—
<b>Bleek, Fr.</b> , Beiträge zur Einleitung und Auslegung der Heiligen Schrift. 1. Bändchen: Beiträge zur Evangelienkritik. 1846 . . . . .	4.—
— Vorlesungen über die Apokalypse. Herausgegeben von J. Th. Hossbach. 1862 . . . . .	5.—
— Vorlesungen über die Briefe an die Kolosser, den Philemon u. d. Ephesier. Herausgeg. von Fr. Nitzsch. 1865	4.50

(IV.)

<b>Bleek, Fr.,</b> Einleitung in die Heilige Schrift. Zwei Theile. 1886 . . . . .	24.—
Erster Theil: Einleitung in das Alte Testament. Herausgegeben von J. Bleek und A. Kamphausen. Fünfte Auflage besorgt von J. Wellhausen. . . . .	10.50 geb. 13.—
Zweiter Theil: Einleitung in das Neue Testament. Herausgegeben von J. F. Bleek. Vierte Auflage besorgt von W. Mangold. . . . .	13.50 geb. 16.—
<b>Boos, M.,</b> Predigten auf alle Sonn- und Festtage im Jahre. Herausgegeben von J. Gossner. 2 Theile. 1830. (M. 8.25) Ermässigten Preis:	3.—
<b>Clauss, L.,</b> Beiträge zur Kritik und Exegese der Psalmen. 1831 . . . . . (M. 7.50) Ermässigten Preis:	3.—
<b>Credner, C. A.,</b> Geschichte des Neutestamentlichen Kanon. Herausgegeben von G. Volkmar. 1860 . . . . .	5.50
<b>Fichte, J. G.,</b> Anweisung zum seeligen Leben, oder Religionslehre. Neue Auflage. 1828. (M. 3.—) Ermässigten Preis:	2.—
<b>Fragmente</b> des Wolfenbüttel'schen Ungenannten. Herausgegeben von G. E. Lessing. Vierte Auflage. 1835 . . . . .	4.50
<b>Gass, W.,</b> Geschichte der Protestant. Dogmatik in ihrem Zusammenhange mit der Theologie überhaupt. 4 Bde. 26.—	
1r Bd. Die Grundlegung und der Dogmatismus. 1854	6.—
2r Bd. Der Synkretismus. Die Schulbildungen der reformirten Theologie. Der Pietismus. 1857	6.50
3r Bd. Die Zeit des Uebergangs. 1862 . . . . .	5.—
4r Bd. Die Aufklärung und der Rationalismus. Die Dogmatik der philosophischen Schulen. Schleiermacher und seine Zeit. 1867 . . . . .	8.50
— die Lehre vom Gewissen. Ein Beitrag zur Ethik. 1869	3.—
— Symbolik der griechischen Kirche. 1872 . . . . .	7.—
— Optimismus und Pessimismus. Der Gang der christlichen Welt- und Lebensansicht. 1876 . . . . .	4.—
— Geschichte der christlichen Ethik. In zwei Bänden. . . . .	20.—
1r Bd. Bis zur Reformation. 1881 . . . . .	7.—
2r Bd. erste Abtheil. 16. und 17. Jahrhundert. Die vorherrschend kirchliche Ethik. 1886 . . . . .	6.—
— zweite Abtheil. 18. und 19. Jahrhundert. Die philosoph. u. d. theolog. Ethik. 1887	7.—

(IV.)

<b>Gaupp, K. F.</b> , praktische Theologie.	
1r Theil. Die Liturgik. 1848 . . . . .	5.—
2r Theil erste Abth. Die Homiletik. 1r Bd. 1852	7.—
<b>Gerhardt, Paul</b> , Leben und Lieder. Herausgeg. von E. C. G. Langbecker. 1841. (M. 8.—) Ermässiger Preis:	3.—
<b>German, Ch.</b> , der Zeitgeist und die Kirche. 1861 . . .	1.50
— Schöpfergeist und Weltstoff oder die Welt im Werden. Ein Beitrag zu der Frage: welche religiösen Vorstellungen gewinnt unsere Zeit aus einer denkenden Betrachtung des Weltganzen. 1862 . . . . .	2.—
<b>Gesang-Blätter</b> aus dem 16. Jahrhundert mit einer kurzen Nachricht vom ersten Anfang des evang. Kirchenliedes und dem Entstehen der Gesangblätter nebst einer Literatur derselben aus dieser Zeit, herausgeg. von E. C. G. Langbecker. 1838 . . . . .	3.—
<b>Gesänge</b> christlicher Vorzeit. Auswahl des Vorzüglichsten, aus dem Griechischen und Lateinischen übersetzt von C. Fortlage. 1844 . (M. 4.—) Ermässiger Preis:	2.—
<b>Groeger</b> , die christliche Predigt im Verhältniss zum Bildungsstande der Zeit. 1863 . . . . .	—60
<b>Hamann, J. G.</b> , sämtliche Schriften, herausgegeben von Fr. Roth. 8 Bde. nebst Registerband mit Hamann's Bildniss. 1821—1843 (M. 57.—) Ermässiger Preis:	24.—
<b>Hausandachten</b> aus Schleiermacher's Predigten, in tägl. Betrachtungen nach der Ordnung des Kirchenjahres zusammengestellt von Franz Remy. 2 Thele. 1861 u. 62	8.—
<b>Heilige Schrift</b> , die, des neuen Bundes, ausgelegt, erläutert und entwickelt. Ein Andachtsbuch für die häusliche Erbauung, und ein Handbuch für Prediger und Schullehrer. (Von W. M. L. de Wette.) 2 Theile. 1825 u. 28. (M. 8.—) Ermässiger Preis:	4.—
<b>Holsten, C.</b> , das Evangelium des Paulus.	
Erster Theil: die äussere Entwicklungsgeschichte des Paulinischen Evangeliums.	
1. Abth.: der Brief an die Gemeinden Galatiens u. der 1. Brief an die Gemeinde in Korinth. 1880. . .	8.—
— Ursprung und Wesen der Religion. Thesen und Vortrag. (Abdruck a. d. Protest. Kirchenzeitung.) 1886 .	—60
<b>Hossbach, W.</b> , Johann Valentin Andreaü und sein Zeitalter. 1819 . . . . . (M. 4.—) Ermässiger Preis:	2.—
<b>Hutten, U. v.</b> , des teutschen Ritters, auserlesene Werke. Uebersetzt und herausgegeben von E. Münch. 3 Bände. 1822 u. 23 . . . . . (M. 17.50) Ermässiger Preis:	6.—

- Hutten, U. v.**, Opera quae extant omnia. — Des teutschen Ritters Ulrich von Hutten sämtliche Werke. Gesammelt, mit Einleitungen, Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von E. Münch. 1r—5r Theil. 1821—1825 . . . (M. 41.50) Ermässigter Preis: 10.—
- Jacobi, B.**, der Brief des Jacobus, ausgelegt in 19 Predigten. Als Zugabe 9 Predigten über das erste Kapitel des Evangeliums Johannis. 1835 . . . . . 3.75
- Jäsche, G. B.**, der Pantheismus nach seinen verschiedenen Hauptformen, seinem Ursprung und Fortgange, seinem spekulativen und praktischen Werth und Gehalt. Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik dieser Lehre in alter und neuer Philosophie. 3 Bände. 1826—1832. (M. 12.75) Ermässigter Preis: 6.—
- Kleinert, A. F.**, über die Echtheit sämmtl. in dem Buche Jesaja enthaltenen Weissagungen. Ein krit. Versuch. 1r Theil. 1829 . . . (M. 7.—) Ermässigter Preis: 3.—
- Klöpper, A.**, Commentar über das zweite Sendschreiben des Apostels Paulus an die Gemeinde zu Korinth. 1874 — der Brief an die Colosser kritisch untersucht und in seinem Verhältnisse zum paulinischen Lehrbegriff exegetisch und biblisch-theologisch erörtert. 1882 . . . 10.—
- König, J. L.**, alttestamentliche Studien. 2s Heft. Das Deuteronomium. 1839 . . . . . 3.—
- Köstlin, Fr.**, Jesaja und Jeremia. Ihr Leben und Wirken aus ihren Schriften dargestellt. Mit einer Karte. 1879 3.—
- Kuenen, A.**, Volksreligion und Weltreligion. Fünf Hibbert-Vorlesungen. 1883 . . . . . 5.—
- Küper, A.**, Jeremias librorum sacrorum interpres atque vindex. 1837 . . . . . 3.—
- Küper, J.**, das Gebet des Herrn in Predigten. 1829 . 1.50
- Lancizolle, L. v.**, Ideen, Reflexionen und Betrachtungen aus Schleiermachers Werken. 1854 . . . . . 3.75
- Lang, H.**, ein Gang durch die christliche Welt. Studien über die Entwicklung des christlichen Geistes in Briefen an einen Laien. 2. Auflage. 1870 . . . . . 3.75
- Martin Luther ein religiöses Charakterbild. 1870 . . 5.—
- Versuch einer christl. Dogmatik allen denkenden Christen dargeboten. 2. Auflage. 1868 . . . . . 3.50

- Luthers, Dr. Martin**, Briefe, Sendschreiben und Bedenken, vollständig gesammelt und kritisch und historisch bearb. von W. M. L. de Wette. Mit Luthers Bildniss und Handschrift. 1r—5r Theil. 1826—28  
(M. 31.75) Ermässiger Preis: 12.—
- — 6. Theil. Die in den 5 Theilen fehlenden Briefe und Bedenken Luthers nebst zwei Registern. Unter Benutzung des de Wette'schen Nachlasses herausgeg. von J. K. Seidemann. 1856 . . . . . 6.—
- Maass, M.**, G. E. Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts und der Entwicklungsgang der religiösen Idee vom Judenthume zum Christenthume, den modernen Apologeten des Judenthums gegenüber nachgewiesen. 1862 . . . 1.—
- Martineau**, Religion in ihrer Stellung zum modernen Materialismus. Eine Rede. A. d. Engl. übersetzt von Ad. Sydow. 1878 . . . . . 1.—
- Meier, K. F.**, Kommentar über den Brief Pauli an die Epheser. 1834 . . . . . 3.—
- Girolamo Savonarola, aus grossentheils handschriftlichen Quellen dargestellt. Mit Bildniss und Facsimile der Handschrift S's. 1836 (M. 5.50) Ermässiger Preis: 3.—
- **Th.**, das preussische gemeine und provinzielle Kirchenrecht für das Geltungsgebiet des Allgemeinen Landrechts, zusammengestellt und nach den Grundsätzen der obersten Kirchen-, Verwaltungs- und Spruchbehörden erläutert. 1868 . . . . (M. 6.—) Ermässiger Preis: 3.—
- Mortimer, P.**, der Choralgesang zur Zeit der Reformation, oder woher kommt es, dass in den Choralmelodien der Alten etwas ist, was heutzutage nicht mehr erreicht wird? 1821. , . . (M. 12.—) Ermässiger Preis: 6.—
- Naumann, E.**, über Einführung des Psalmengesanges in die evangel. Kirche. 1856 . . . . . —.50
- Opuscula** patrum selecta. Praefatus est A. Neander. Pars I. II. 1826 u. 27 . (M. 6.—) Ermässiger Preis: 3.—
- Pascal's** Provinzialbriefe über die Moral und Politik der Jesuiten. Uebersetzt von J. J. G. Hartmann. 1830.  
(M. 4.75) Ermässiger Preis: 2.—
- Peip, A.**, die Wissenschaft und das geschichtliche Christenthum. Vorwort zu einem Grundrisse der christlichen Wissenschaft. 1853 . . . . . —.75



<b>Peip, A.</b> , Christus und die Kunst. Eingeleitet durch Worte der Erinnerung an Ludwig Tieck. 1853 . . . . .	—75
<b>Pfleiderer, O.</b> , die deutsche Religionsphilosophie und ihre Bedeutung für die Theologie der Gegenwart. Eine Einleitungs-Vorlesung. 1875 . . . . .	—30
— Luther als Begründer der protestantischen Gesittung. Ein Vortrag zur Lutherfeier. 1883 . . . . .	—50
— Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage. Zweite, stark erweiterte Auflage in zwei Bänden. . . . .	18.—
1. Band: Geschichte der Religionsphilosophie von Spinoza bis auf die Gegenwart. 1883 . . . . .	9.—
2. Band: Genetisch-spekulative Religionsphilosophie. 1884. . . . .	9.—
— Grundriss der christlichen Glaubens- und Sittenlehre als Compendium für Studirende und als Leitfaden für den Unterricht an höheren Schulen. 3te verb. Auflage. 1886	5.—
<b>Pierson, A.</b> , Richtung und Leben. Aus dem Holländischen übersetzt. Mit Vorwort von H. Lang. 1866 . . . . .	3.75
<b>Predigten</b> von Freunden der Union. Herausgeg. im Auftrage des Comité's der Unionsvereine von W. Müller. 1857 . . . . . (M. 5.—) Ermässigten Preis:	2.—
<b>Ranke, E.</b> , das kirchliche Perikopensystem aus den ältesten Urkunden der röm. Liturgie dargelegt und erläutert. Mit einer Vorrede von Prof. Nitzsch. 1847.	
(M. 7.—) Ermässigten Preis:	3.—
— kritische Zusammenstellung der innerhalb der evang. Kirche Deutschlands eingeführten neuen Perikopenkreise, mit einer Abhandlung über Mabillons gallikanisches Lectionar als Einleitung. 1850 . . . . .	3.—
<b>Robinson, E.</b> , neuere Biblische Forschungen in Palästina und den angrenzenden Ländern. Tagebuch einer Reise im Jahre 1852 von E. Robinson, E. Smith und Anders. Mit 1 Karte von Palästina von H. Kiepert. 1857 . . . . . (M. 13.50) Ermässigten Preis:	6.—
<b>Rückert, L. J.</b> , kleine Aufsätze für christliche Belehrung u. Erbauung, d. Gebildeten im Volke dargeboten. 1861	2.50
<b>Schirmer, A. G. F.</b> , die Feiertage der evangelischen Kirche. 40 Festpredigten. Anh.: 4 Gedächtnisspredigten. 1865	4.—
— geistliche Amtsreden, in den Jahren 1850—61 gehalten. Auhang: Fürbitten, Danksagungen, Gebete. 1869 . . . . .	2.50

<b>Schleiermacher, Fr., sämtliche Werke. I—III. Abth.</b>	108.—
I. Abth. Zur Theologie. 1—8. 11—13r Band . . .	42.—
1r Bd. Kurze Darstellung des theolog. Studiums zum Be-	
huf einleitender Vorlesungen. — Ueber die Religion. —	
Weihnachtsfeier. 1843 (M. 6.50) Ermässigten Preis:	3.—
2r Bd. (Kleine theolog. Schriften.) 1836	
(M. 8.25) Ermässigten Preis:	3.—
3r u. 4r Bd. Der christl. Glaube. 2 Bde. 6. Ausg. 1884	8.—
5r Bd. (Kleine theolog. Abhandlungen.) 1846.	
(M. 9.—) Ermässigten Preis:	4.—
6r Bd. Das Leben Jesu. Vorlesungen 1832 gehalten. Her-	
ausgegeben von K. A. Rütenik. 1864 . . . . .	6.—
7r Bd. Hermeneutik und Kritik, mit besonderer Bezie-	
hung auf das Neue Testament. Herausgegeben von	
Fr. Lücke. 1838 . . (M. 5.50) Ermässigten Preis:	2.—
8r Bd. Einleitung in's Neue Testament. Mit Vorrede	
von Fr. Lücke, herausgegeben von G. Wolde. 1845.	
(M. 6.—) Ermässigten Preis:	3.—
11r Bd. Geschichte der christl. Kirche. Herausgegeben	
von E. Bonnell. 1840 (M. 8.—) Ermässigten Preis:	3.—
12r Bd. Die christliche Sitte. Herausgeg. von L. Jonas.	
2. Auflage. 1884 . . . . .	6.—
13r Bd. Die praktische Theologie. Herausgegeben von	
J. Frerichs. 1850 . (M. 10.50) Ermässigten Preis:	
II. Abth. Predigten. 1—4. 7—10r Band . . . . .	5.—
1r—4r Bd. Predigten. Neue Auflage. 1843 u. 44 . . .	30.—
7r Bd. Predigten in den Jahren 1789 bis 1810 gehalten.	
Herausgegeben von A. Sydow. 1836.	
(M. 7.50) Ermässigten Preis:	3.—
8r u. 9r Bd. Homilien über das Evangelium Johannis.	
2 Bde. Herausgegeben von A. Sydow. 1837 u. 1847.	
(M. 12.50) Ermässigten Preis:	5.—
10r Bd. Predigten über die Apostelgeschichte. 1856 . . .	6.—
III. Abth. Zur Philosophie. 1—9r Band . . . . .	36.—
1r Bd. Philosophische und vermischte Schriften. 1r Band.	
1846 . . . . . (M. 8.50) Ermässigten Preis:	4.—
2r Bd. Philosophische und vermischte Schriften. 2r Band.	
1838 . . . . . (M. 6.—) Ermässigten Preis:	3.—
3r Bd. Reden und Abhandlungen, der Kgl. Akad. der	
Wissensch. vorgetragen. Herausgeg. von L. Jonas.	
1835 . . . . . (M. 5.25) Ermässigten Preis:	3.—
4r Bd. 1r Theil. Geschichte der Philosophie. Herausgeg.	
von H. Ritter. 1839 (M. 3.75) Ermässigten Preis:	2.—
2r Theil. Dialektik. Herausgeg. von L. Jonas.	
1839 . . . . . (M. 7.50) Ermässigten Preis:	4.—

(IV.)

**Schleiermacher's sämtliche Werke.**

5r Bd. Entwurf eines Systems der Sittenlehre. Herausgeg. von A. Schweizer. 1835 (M. 6.—) Ermässigtter Preis:	3.—
6r Bd. Psychologie. Herausgeg. von L. George. 1862	6.—
7r Bd. Vorlesungen über die Aesthetik. Herausgeg. von C. Lommatzsch. 1842 . (M. 9.—) Ermässigtter Preis:	4.—
8r Bd. Die Lehre vom Staat. Herausgeg. von Ch. A. Brandis. 1845 . . (M. 3.25) Ermässigtter Preis:	2.—
9r Bd. Erziehungslehre. Herausgeg. von C. Platz. 1849. (M. 10.25) Ermässigtter Preis:	5.—
— kurze Darstellung des theolog. Studiums zum Behuf einleitender Vorlesungen. 1830 . . . . .	2.—
— Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre. 1834 . . . . . (M. 5.—) Ermässigtter Preis:	2.—
— Grundriss der philosophischen Ethik, mit Vorrede von A. Twisten. 1841 . (M. 4.—) Ermässigtter Preis:	2.—
— die Weihnachtsfeier. Neue Ausg. Mit Bildniss. 1850. Geb. m. Goldschn.	2.50
— Predigten über den christlichen Hausstand. 4. Aufl. 1860 . . . . . (M. 2.50) Ermässigtter Preis:	1.—
— Monologen. Eine Neujahrsgebe. Neue Ausgabe. 1868 Geb. m. Goldschn.	2.—
— über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. 7. Auflage. 1878 . . . . .	2.—
— Briefwechsel mit J. Chr. Gass. Mit einer biographischen Vorrede, herausgeg. von W. Gass. 1852 . . . . .	4.—
— handschriftl. Anmerkungen zum 1. Theil der Glaubenslehre herausgeg. von C. Thönes. 1873. . . . .	1.—
— Darstellung vom Kirchenregiment. Abdruck aus den sämtlichen Werken, zur Theologie 13. Bd. Mit einführendem Vorwort von H. Weiss. 1881 . . . . .	3.60
— Leben, aus — In Briefen. 4 Bände. 1860—63 . . . . .	24.50
<b>Schmidt, P.,</b> Spinoza und Schleiermacher. Die Geschieke ihrer Systeme und ihr gegenseitiges Verhältniss. Ein dogmengeschichtlicher Versuch. 1868 . . . . .	2.25
— über die Abnahme des theologischen Studiums. Bericht vorgetragen am 30. Sept. 1874 auf dem achten Deutschen Protestantentage in Wiesbaden. 1874 . . . . .	— .30
— die Theologie als historische Wissenschaft. Antrittsvorlesung gehalten am 12. Mai 1876 in der Aula des Museums zu Basel. 1876 . . . . .	— .30

- Schmidt, P.**, Neutestamentliche Hyperkritik an dem jüngsten Angriff gegen die Aechtheit des Philipperbriefes auf ihre Methode hin untersucht; nebst einer Erklärung des Briefes. (Festschrift zur Säcularfeier von de Wette's Geburt.) 1880 . . . . . 2.—
- der erste Thessalonicherbrief neu erklärt. Nebst einem Excurs über den zweiten gleichnamigen Brief. 1885 . . . . . 4.—
- Scholten, J. H.**, das Evangelium nach Johannes. Kritisch-historische Untersuchung. Aus den Holländischen übersetzt von H. Lang. 1867 . . . . . 6.—
- Schöne, C.**, Geschichtsforschungen über die kirchl. Gebräuche und Einrichtungen der Christen, ihre Entstehung, Ausbildung etc. 3 Bde. Mit 9 Kupfern. 1819—22. (M. 19.50) Ermässigter Preis: 6.—
- Tabulae historiae ecclesiasticae secundum ordinem synchronisticum et periodos digestae. 1828. (M. 4.50) Ermässigter Preis: 2.—
- Schumann, A.**, praktische Einleitung in die Bücher des Alten und Neuen Testaments. Zum Gebrauch für Lehrer an höheren und mittleren Schulen. 1848 . . . . . 6.75
- die Unsterblichkeitslehre des Alten und Neuen Testaments. Biblisch-dogmatisch entwickelt. 1847 . . . . . 2.50
- Sommer, H.**, der Pessimismus und die Sittenlehre. Gekrönte Preisschrift der Teyler'schen Theolog. Gesellschaft zu Haarlem. 2. Auflage. 1883 . . . . . 3.60
- Gewissen und moderne Kultur. 1884 . . . . . 3.—
- Späth, H.**, Welt und Gott. Grundzüge einer die Gegensätze der Neuzeit in sich verarbeitenden theistischen Weltanschauung. 1867 . . . . . 4.50
- Protest. Bausteine. Leben und Wirken des Dr. theol. Heinrich Krause nebst einer Auswahl aus seinen publicistischen Arbeiten. Mit Krause's Portrait. 1873 . . . . . 6.—
- Stähelin, J. J.**, kritische Untersuchungen über den Penta-teuch, die Bücher Josua, Richter, Samuels und der Könige. 1843 . . . . . 2.50
- die messianischen Weissagungen des alten Testaments in ihrer Entstehung, Entwicklung und Ausbildung. 1847 . . . . . 2.50
- Steck, R.**, Darwinismus und Christenthum. (Abdruck a. d. Protestant. Kirchenzeitung.) 1875 . . . . . —.30
- Stingelin, E.**, die Grundwahrheiten des Christenthums mit besonderer Rücksicht auf die kirchlichen Feste. 1886 . . . . . 8.—
- Sydow, Dr. Adolf.** Ein Lebensbild den Freunden gewidmet von Marie Sydow. Mit A. Sydow's Bildniss. 1885 . . . . . 2.50

<b>Testamentum</b> , novum, graece. Ex recens. C. Lachmanni. Edit. stereot. 1846 . . . . .	2.50
<b>Thoma, A.</b> , die Genesis des Johannes-Evangeliums. Ein Beitrag zu seiner Auslegung, Geschichte und Kritik. 1882	13.—
— Dr. Luthers Leben. Für's deutsche Haus. Mit Stich nach Kranach und Lichtdruck nach Lessing . 1883 .	2.40
<b>Thomas (A. J. B.)</b> , Union, lutherische Kirche und Fried- rich Julius Stahl. Ein Wort für das gute Recht. 1860. (M. 4.—) Ermässigtter Preis:	2.—
— Glaube an Christus. 1. Sammlung von Predigten. 1864	4.50
— Leben in und mit Christo. 2. Sammlung von Predigten. 1869 . . . . .	5.50
<b>Tobler, Titus</b> , Nazareth in Palästina. Nebst Anhang der vierten Wanderung. Mit 1 Tafel. 1868 . . . . .	5.—
— Zwei Bücher Topographie von Jerusalem und seinen Umgebungen. 1853 u. 54 (M. 20.—) Ermässigtter Preis:	8.—
<b>Treitschke, H. v.</b> , Luther und die deutsche Nation. Vor- trag, gehalten in Darmstadt am 7. November 1883. .	—50
<b>Websky, J. E.</b> , das positive Christenthum des Protestanten- vereins. (Abdr. a. d. Protestant. Kirchenzeitung.) 1882	—50
<b>Wellhausen, J.</b> , Muhammed in Medina. Das ist Vakidi's Kitab al Maghazi in verkürzter deutscher Wiedergabe. 1882 . . . . .	12.—
— Prolegomena zur Geschichte Israels. 3. Ausgabe. 1886	8.—
— Skizzen und Vorarbeiten. 1s Heft. 1. Abriss der Ge- schichte Israels und Juda's. 2. Lieder der Hudhailiten, deutsch und arabisch. 1884 . . . . .	9.—
— — 2s Heft. Die Composition des Hexateuchs. 1885 .	6.—
<b>Wette, W. M. L. de</b> , Lehrbuch der christl. Dogmatik, in ihrer histor. Entwicklung dargestellt. 2 Theile. .	6.50
1r Thl. Biblische Dogmatik. 3. verb. Aufl. 1831	3.50
2r Thl. Dogmatik d. luther. Kirche. 3. Aufl. 1840	3.—
— Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die Bibel- Alten und Neuen Testaments. 2 Theile. . . . .	13.50
1r Thl. Die Einleitung in das Alte Testament. 8te Ausg. Neu bearb. von E. Schrader. 1869	8.—
2r Thl. Die Einleitung in das Neue Testament. 6te verb. u. verm. Ausg. von H. Messner und G. Lünemann. 1860 . . . . .	5.50
— Lehrbuch der christlichen Sittenlehre und die Ge- schichte derselben. 1833 . . . . .	3.75

<b>Wette, W. M. L. de</b> , christliche Sittenlehre. 3 Theile. 1819—23 . . . . .	20.75
— Vorlesungen über die Sittenlehre. 2 Theile in 4 Bänden. 1823 u. 1824 . (M. 21.75) Ermässigte Preis:	9.—
— Vorlesungen über die Religion, ihr Wesen und ihre Erscheinungsformen. 1827 (M. 7.—) Ermässigte Preis:	3.—
— et Fr. Lücke, Synopsis evangel. Matthaei, Marci et Lucae cum parallelis Joannis pericopis. Edit. II. 1842	4.—
<b>Zeitschrift</b> , theologische, herausgeg. von Fr. Schleiermacher, W. M. L. de Wette und Fr. Lücke. 3 Hefte. 1819—22 . . . . . (M. 14.—) Ermässigte Preis:	6.—
<b>Ziegler, H.</b> , Irenäus der Bischof von Lyon. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der alkathol. Kirche. 1871	4.50

<b>Lord Byron's Werke.</b> Uebersetzt von O. Gildemeister. 6 Bände. Dritte Aufl. 1877. . . . . In 3 Calicobänden	15.—
<b>Conrad, H.,</b> George Eliot. Ihr Leben und Schaffen dargestellt nach ihren Briefen und Tagebüchern. 1887 . geb.	8.— 9.—
<b>Gereimte Räthsel</b> aus dem Deutschen Reich (von G. Pfizer). 1876. . . . .	6.—
<b>Hoffmann, E. T. A.,</b> gesammelte Schriften. Neue Ausgabe. 12 Bände. Mit 24 Federzeichnungen von Th. Hosemann. 1871—73 . . . . .	9.60
<b>Jean Paul (Friedrich Richter),</b> sämmtliche Werke. Dritte Ausgabe. 34 Bände. 1860—62 . . . . .	20.—
— ausgewählte Werke. Zweite Ausgabe. 16 Bände. 1865	10.—
<b>Kleist, Heinrich v.,</b> gesammelte Schriften. Herausgeg. von Ludwig Tieck, revidirt, ergänzt und mit einer biograph. Einleitung versehen von Julian Schmidt. 3 Thle. 1882 . . . . . In Calico geb.	5.50
<b>Novalis</b> Schriften. Herausg. von L. Tieck, Fr. Schlegel und Ed. v. Bülow. 3 Bände. Mit Novalis Bildniss. 1837 u. 1846 . . . . .	4.—
<b>Shakespeare's dramatische Werke.</b> Uebersetzt von A. W. v. Schlegel und L. Tieck, durchgesehen von Michael Bernays. 12 Bände. In 6 Calicobänden . In 6 Halbfranzbänden	14.— 15.50
<b>Shakespeare's dramatische Werke</b> nach der Uebersetzung von A. W. v. Schlegel und L. Tieck, mit Einleitungen und Noten versehen, unter Redaction von H. Ulrici, herausgegeben durch die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft. 12 Bände. In 6 Halbfranzbänden gebunden . . . . .	24.—
<b>Shakespeare's Gedichte.</b> Deutsch von W. Jordan. 1861	2.—
<b>Tennyson, Alfr.,</b> Königs-Idyllen. Uebers. v. W. Scholz. 1867 . . . . .	2.50
<b>Tieck, Ludwig,</b> gesammelte Novellen. Vollständige, neu revidirte Ausgabe in zwölf Bänden. 1852—1854 . .	18.—
— Phantasus. Eine Sammlung von Mährchen, Erzählungen und Schauspielen. Neue Ausgabe. 3 Bände. 1844 u. 45	6.—

# Aus dem Verlage von Georg Reimer in Berlin.

S.W. Anhaltstrasse 12.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)



Die vor dem Titel mit \* bezeichneten Schriften sind Sonder-Abdrücke aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

## V.

	M. Pf.
<b>Aegidi, L. K.</b> , der Fürsten-Rath nach dem Lüneviller Frieden. Eine reichsrechtliche Abhandlung. 1853 . .	5.—
— die Schlass-Acte der Wiener Ministerial-Conferenzen zur Ausbildung und Befestigung des deutschen Bundes. Urkundenbuch und Geschichte. 1869. . . . .	6.—
<b>Anemonen</b> aus dem Tagebuche eines alten Pilgermannes. (Von Hormayr.) 3r u. 4r Bd. 1847. (Band 1 u. 2 fehlt.)	6.—
<b>Arndt, Ernst Moritz</b> (von R. Haym). Abdr. a. d. Preuss. Jahrb. 1860. . . . .	—60
— Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen. Nebst einer Einleitung über die alte deutsche Leibeigenschaft. 1803. . . . .	3.—
— Geschichte der bäuerl. und herrschaftl. Verhältnisse in Pommern und Rügen. Anhang zu obigem. 1817 . .	1.50
— Reise durch Schweden. 4 Thle. 1804. . . . .	6.—
— Einleit. zu histor. Charakterschilderungen. 1810. . .	3.75
— Geist der Zeit. 2r 3r u. 4r Theil. 1814—1818 . .	6.—
— Erinnerungen aus Schweden. 1818 . . . . .	2.—
— Pro populo Germanico. 1854 . . . . .	3.75
<b>Aus</b> den Preussischen Jahrbüchern: Die Feuerprobe des nord-deutschen Bundes von Treitschke. — Die französische Armee v. Wehrenpfennig. — Das diplomatische Vorspiel des Krieges v. Wehrenpfennig. 1870. . . .	—75

(V.)



- Barthold, Fr. W.**, Johann von Werth, im nächsten Zusammenhang mit der Zeitgeschichte dargestellt. 1826. 2.50
- Bastian, A.**, die Rechtsverhältnisse bei verschiedenen Völkern der Erde. Ein Beitrag zur Ethnologie. 1872. . . 8.—
- Baumgarten, H.**, der deutsche Liberalismus. Eine Selbstkritik. (Abdr. a. d. Preuss. Jahrb.) 1866. . . . . 1 50
- Geschichte Spaniens zur Zeit der französischen Revolution. Mit einer Einleitung über die innere Entwicklung Spaniens im achtzehnten Jahrhundert. 1861. . . . . 8.—
- Bayern** und Pfalz, Gott erhalt's! (v. Hormayr.) 1848 . . . 3.—
- Beard, Ch.**, die Reformation des 16. Jahrhunderts in ihrem Verhältniss zum modernen Denken und Wissen. Zwölf Hibbert-Vorlesungen. Vom Verfasser autoris. deutsche Ausgabe übersetzt von Fritz Halverscheid. 1884 . . . 6.—
- Beiträge** zur Kriegsgeschichte der Feldzüge 1813 u. 1814. Von einem Officier der alliirten Armee. 1815.  
(M. 4.50) Ermässigtter Preis: 2.—
- Bellermann, Chr.**, Erinnerungen aus Südeuropa. Geschichtl., topograph. und literar. Mittheilungen aus Italien, dem südl. Frankreich, Spanien und Portugal. Mit 1 Tafel. 1851. . . . . (M. 3.75) Ermässigtter Preis: 2.—
- das Leben des Johannes Bugenhagen nebst einem vollständ. Abdruck seiner Braunschweig. Kirchenordnung vom Jahre 1528. 1859 (M. 3.75) Ermässigtter Preis: 2.—
- Berghaus, H.**, Kabinets-Bibliothek der neuesten Reisen und Forschungen im Gebiete d. Länder-, Völker- u. Staatenkunde. 1r Bd. Ausgewählte Schriften der geograph. Gesellschaft zu London. 1r Theil. 1834.  
(M. 7.—) Ermässigtter Preis: 3.—
- 2r Bd. Kap. Litke's 4malige Reise durch das nördl. Eismeer. Mit 1 Karte. 1835. (M. 6.50) Ermässigtter Preis: 3.—
- Bernhardi, Th. von**, Vermischte Schriften. Zwei Bände mit 2 Tafeln. 1879 . . . . . 14.—
- Boeckh, A.**, die Staatshaushaltung der Athener. 3. Auflage. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von M. Fränkel. 2 Bde. mit Boeckh's Bildniss. 1886 30.—
- Urkunden über das Seewesen des attischen Staates. Mit 18 Tafeln, enth. die von L. Ross gefertigten Abschriften. Beilage zur Staatshaushalt. der Athener. 1840 . . . 15.—
- Bodenschwingh, E. v.**, Leben des Oberpräsidenten Freiherrn von Vincke. Nach s. Tagebüchern bearbeitet. 1r Theil. Das bewegte Leben. (1774 bis 1816.) Mit Vincke's Bildn. u. 9 Facsim. 1853 . . . (M. 6.50) Ermässigtter Preis: 3.—

(V.)

<b>Bondelmonti, Chr.</b> , liber insularum Archipelagi, scriptus anno 1422. Edid. Lud. Sinner. Cum 2 tab. 1824. (M. 4.—) Ermässiger Preis:	2.—
<b>Bonnet, J.</b> , Lebensbilder aus der Reformationszeit. Deutsch bearb. v. Fr. Merschmann. Autorisirte Ausg. 1864 .	3.—
<b>Brandstätter, F. A.</b> , die Geschichten des aetolischen Landes, Volkes und Bundes, in 3 Büchern nach den Quellen dargestellt, nebst einer historiographischen Abhandlung über Polybius. 1844 . (M. 6.—) Ermässiger Preis:	3.—
<b>Bratuschek, E.</b> , die Erziehung Friedrichs des Grossen. Aus dem Nachlass von Ernst Bratuschek. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Ed. Mätzner. 1885 . . . . .	3.—
<b>*Briefwechsel</b> Friedrich des Grossen mit dem Prinzen Wilhelm IV. von Oranien und mit dessen Gemahlin Anna, geb. Princess Royal von England. Mitgetheilt von Leopold von Ranke. 1869 . . . . .	4.50
<b>Bruch, der, des Rechts</b> in Kurhessen. Ein Beitrag zur Information d. hohen deutsch. Bundesversammlung. 1859	1.—
<b>Burmeister, H.</b> , Reise nach Brasilien, durch die Provinzen von Rio de Janeiro und Minas geraës. Mit besonderer Rücksicht auf die Naturgeschichte der Gold- und Diamantendistrikte. Mit einer Karte. 1853 . .	8.—
Atlas dazu, u. d. Titel: — landschaftliche Bilder Brasiliens und Portraits einiger Urvölker; 11 Tafeln m. Text. 1853. . . . .	11.—
<b>Centralverwaltung, die, der Verbündeten</b> unter dem Freiherrn v. Stein. 1814. . . . .	2.—
<b>Ciriacy, F. v.</b> , Versuch einer militärischen Beschreibung des osmanischen Reichs. Mit 1 Karte. 1824. (M. 6.—) Ermässiger Preis:	3.—
<b>Corpus</b> inscriptionum Atticarum consilio et auctoritate academiae litterarum regiae Borussicae editum.	
Vol. I. Inscriptiones Euclidis anno vetustiores edidit Ad. Kirchhoff. 1873. . . . .	24.—
Vol. II. Inscriptiones Atticae aetatis quae est inter Euclidis annum et Augusti tempora edidit Ulr. Köhler.	
Pars prior. 1877 . . . . .	42.—
Pars altera. 1883 . . . . .	54.—
Vol. III. Inscriptiones Atticae aetatis Romanae edidit Guil. Dittenberger.	
Pars prior. 1878. . . . .	50.—
Pars posterior. 1884. . . . .	38.—

<b>Corpus inscriptionum Atticarum.</b>	
Vol. IV. Fasc. prior. Supplementa voluminis primi composuit Ad. Kirchhoff. 1877 . . . . .	5.—
<b>Corpus inscriptionum Graecarum. Auctoritate academiae litterarum regiae Borussicae editum. Vol. I—IV. 1825 —1877 . . . . .</b>	<b>199.50</b>
Vol. I. et II. edidit Aug. Boeckhiius.	
Vol. III. ex materia collecta ab Aug. Boeckhio ed. Joan. Franzius.	
Vol. IV. fasc. 1. ex materia collecta ab Aug. Boeckhio ed. Ern. Curtius.	
Vol. IV. fasc. 2. ex materia collecta ab Aug. Boeckhio ed. Ad. Kirchhoff.	
Vol. IV. fasc. 3. indices continens. Ex materia maxi- mam partem ab aliis collecta composuit Herm. Roehl.	
<b>Corpus inscriptionum Latinarum consilio et auctoritate academiae litterarum regiae Borussicae editum.</b>	
Vol. I. Inscriptiones Latinae antiquissimae ad C. Caesaris mortem ed. Th. Mommsen. (Editio secunda paratur.) Tabulae lithographae: Priscae Latinitatis monumenta epigraphica ed. Fr. Ritschel.	90.—
Vol. II. Inscriptiones Hispaniae Latinae edidit Aem. Hübner. 1869 . . . . .	64.—
Vol. III. 1. 2. Inscriptiones Asiae, provinciarum Europae Graecarum, Illyrici Latinae ed. Th. Mommsen. 1873 . . . . .	108.—
Vol. IV. Inscriptiones parietariae Pompejanae Hercu- lanenses Stabianae ed. C. Zangemeister. 1871. . . . .	30.—
Vol. V. Inscriptiones Galliae Cisalpinae Latinae edidit Th. Mommsen. Pars prior 1872 . . . . .	48.—
Pars posterior. 1877 . . . . .	60.—
Vol. VI. Inscriptiones urbis Romae Latinae colle- gerunt G. Henzen et J. B. de Rossi ediderunt E. Bormann, G. Henzen et Chr. Huelsen. Pars prima. 1876 . . . . .	96.—
Pars secunda. 1882. . . . .	90.—
Pars tertia 1886 . . . . .	68.—
Pars quinta. 1885 . . . . .	24.—
Vol. VII. Inscriptiones Britanniae ed. Aem. Hübner. 1873 . . . . .	32.—

(V.)

**Corpus inscriptionum Latinarum.**

Vol. VIII. 1. 2. Inscriptiones Africae Latinae collegit G. Wilmanns. 1881 . . . . .	96.—
Vol. IX. Inscriptiones Calabriae, Apuliae, Samnii, Sabinorum, Piceni Latinae edidit Th. Mommsen. 1883 . . . . .	90.—
Vol. X. 1. 2. Inscriptiones Bruttiorum, Lucaniae, Campaniae, Siciliae, Sardiniae Latinae edidit Th. Mommsen. 1883 . . . . .	124.—
<b>Davoud-Oghlou, G. A.</b> , histoire de la législation des anciens Germains. 2 Vol. 1845. (M. 18.—) Ermässigtter Preis:	8.—
<b>Delbrück, H.</b> , das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt v. Gneisenau. In zwei Bänden mit Gneisenau's Bildniss und einem Plan von Colberg. 1882. . . . .	8.—
<b>Denkschriften</b> des Ministers Freiherrn vom Stein über Deutsche Verfassungen. Herausgegeben von G. H. Pertz. 1848 . . . . . (M. 3.75) Ermässigtter Preis:	2.—
<b>Denkwürdigkeiten</b> zur Geschichte Frankreichs unter Napoleon; von ihm zu St. Helena den Generalen dictirt, die seine Gefangenschaft getheilt haben, und herausg. nach der von ihm eigenhändig verbesserten Handschrift. 8 Bde. 1822—25 . . . . . (M. 30.—) Ermässigtter Preis:	9.—
— aus dem Leben des Generals der Infanterie von Hüser, grösstentheils nach dessen hinterlassenen Papieren zusammengestellt und herausgegeben von M. Q. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Maurenbrecher. 1877.	5.—
<b>Dieterici, C.</b> , Zur Geschichte der Steuerreform in Preussen von 1810 bis 1820. Eine Archiv-Studie. 1875. . . . .	7.—
*— <b>C. F. W.</b> , Ueber die Anzahl der Geburten in den verschiedenen Staaten Europa's überhaupt, und im preussischen Staate insbesondere. 1855 . . . . .	2.—
*— Ueber die Fortschritte der Industrie und die Vermehrung des Wohlstandes unter den Völkern in besonderer Beziehung auf die ethischen Verhältnisse und die geistige Entwicklung der Menschen. 1856. . . . .	1.—
*— Ueber das Verhältniss der neu geschlossenen Ehen zu der Anzahl der gleichzeitig Lebenden. 1857 . . . . .	2.40
*— Ueber die Zunahme der Bevölkerung im preussischen Staate in Bezug auf Vertheilung derselben nach Stadt und Land. 1857 . . . . .	2.20
*— Ueber den Begriff der mittleren Lebensdauer und deren Berechnung für den preussischen Staat. 1859. . . . .	2.40
<b>Dilthey, W.</b> , Leben Schleiermacher's. 1r Bd. 1870 . . . . .	9.—

	M Pf.
<b>*Dillmann, A.</b> , Ueber die Anfänge des Axumitischen Reiches. 1879. . . . .	3.—
<b>*—</b> Zur Geschichte des Axumitischen Reiches im 4. bis 6. Jahrhundert. 1880. . . . .	2.50
<b>*—</b> Ueber die Regierung, insbesondere die Kirchenordnung des Königs Zar'a-Jacob. 1884 . . . . .	5.—
<b>*—</b> Gedächtnissrede auf Karl Richard Lepsius. 1885 . . . . .	1.—
<b>Dobeneck, Fr. v.</b> , des deutschen Mittelalters Volksglauben und Heroensagen. Herausgegeben mit einer Vorrede von Jean Paul. 2 Thele. 1815. (M. 8.—) Ermässiger Preis:	3.—
<b>*Droysen, J. G.</b> , Ueber eine Flugschrift von 1743. 1872	1.80
<b>*—</b> Zur Schlacht von Chotusitz. Mit 2 Tafeln. 1873. . . . .	7.50
<b>Duemmler, E.</b> , de Arnulfo Francorum rege. Commentatio historica. 1852 . . . . .	2.50
<b>Engelhardt, M. v.</b> , u. <b>Fr. Parrot</b> . Reise in die Krym und den Kaukasus. 2 Theile. Mit Kupf. und Karten. 1815 (M. 24.—) Ermässiger Preis:	8.—
<b>Erdmannsdörffer, B.</b> , Graf Georg Friedrich von Waldeck. Ein preussischer Staatsmann im siebzehnten Jahrhundert. 1869 . . . . .	6.—
<b>—</b> das Zeitalter der Novelle in Hellas. (Abdr. a. d. Preuss. Jahrb.) 1870 . . . . .	—80
<b>Erman, A.</b> , Reise um die Erde durch Nord-Asien und die beiden Oceane in den Jahren 1828—30. Zwei Abtheil. in 5 Bänden. Mit 18 Tafeln. (M. 51.75) Ermässiger Preis:	24.—
Erste Abtheil. Historischer Bericht.	
1r Bd. Reise von Berlin bis zum Eismeer. 1833.	
2r Bd. Reise von Tobolsk bis zum Ochozker Meere. 1838. 3r Bd. Die Ochozker Küste, das Ochozker Meer und die Reisen auf Kamtschatka. 1848.	
Zweite Abtheil. Physikalische Beobachtungen.	
1r Bd. Ortsbestimmungen und Declinationsbeobachtungen auf dem festen Lande. 1835. 2r Bd. Inclinationen u. Intensitäten. Declinationsbeobachtungen auf der See. Periodische Declinationsveränderungen. 1841.	
<b>Fahne, A.</b> , Bilder aus Frankreich im Jahre 1835. Beiträge zur Beurtheilung unserer Zeit. 1835. . . . .	4.25
<b>Fechner, H.</b> , die handelspolitischen Beziehungen Preussens zu Oesterreich während der provinziellen Selbständigkeit Schlesiens 1741—1806. Nach den Acten des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin und des Staatsarchivs zu Breslau dargestellt. 1886 . . . . .	12.—

<b>Feldzug</b> , der, der Preuss. Armees am Rhein im J. 1793. Aus den Papieren des Herzogs v. Braunschweig zusammen- gestellt v. A. Wagner. Mit 1 Karte. 1831. (M. 6.—) Ermässigte Preis:	2.—
<b>Fichte, J. G.</b> , Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. 1806 . . . . . (M. 7.) Ermässigte Preis:	3.—
— Reden an die deutsche Nation. Neue Auflage. 1824. (M. 5.50) Ermässigte Preis:	2.50
— die Staatslehre, oder das Verhältniss des Urstaats zum Vernunftreiche. 1820 (M. 5.—) Ermässigte Preis:	2.—
<b>Fischer, Ferd.</b> , Preussen am Abschlusse der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Geschichtliche, culturhistorische, poli- tische und statistische Rückblicke auf das Jahr 1849. 1876. . . . .	11.—
<b>Förster, E.</b> , Peter von Cornelius. Ein Gedenkbuch aus seinem Leben und Wirken, mit Benutzung seines künst- lerischen wie handschriftl. Nachlasses, nach mündlichen und schriftlichen Mittheilungen seiner Freunde und eigenen Erinnerungen und Aufzeichnungen. Zwei Theile mit Cornelius' Bildniss. 1873 u. 74 . . . . .	14.—
<b>Fragmente</b> des Wolfenbüttelschen Ungenannten. Heraus- gegeben von G. E. Lessing. Vierte Aufl. 1835 . . . . .	4.50
<b>Fränkel, M.</b> , die attischen Geschworenen-Gerichte. Ein Beitrag zum attischen Staatsrecht. 1877 . . . . .	1.60
<b>Friedländer, J.</b> , Markgraf Karl Philipp von Brandenburg und die Gräfin Salmour. Mit Benutzung archivalischer Quellen. 1881 . . . . .	— .60
— Repertorium zur antiken Numismatik im Anschluss an Mionnet's description des médailles antiques. Aus seinem Nachlass herausgegeben von Rudolf Weil. 1885. . . . .	10.—
<b>Fröbel, Jul.</b> , Reise in die weniger bekannten Thäler auf der Nordseite der Penninischen Alpen. Mit einer Karte und Ansichten. 1840 . . . . .	4.50
<b>Frontonis, M. Cornelii</b> , Reliquiae. Edid. suisque et Butt- manni, Heindorfii, Maji cet. animadvers. instruxit B. G. Niebuhr. Acced. Q. Aurel. Symnachi orat. fragm. 1816 . . . . . (M. 5.—) Ermässigte Preis:	2.—
<b>Gamp, (C.)</b> , der landwirthschaftliche Kredit und seine Be- friedigung. 1883 . . . . .	4.—
<b>Gansauge, H.</b> , Veranlassung und Geschichte des Krieges in der Mark Brandenburg im Jahre 1675. Nach Archi- valien so wie nach andern Urkunden bearbeitet. Mit einer Operationskarte, nebst Plänen des Gefechts bei Rathenow und der Schlacht bei Fehrbellin. 1835 . . . . .	2.75

<b>Gegen die Signatura temporis.</b> Von einem freimüthigen Widersacher der Revolution. 1849 . . . . .	2.—
<b>Gerhardt, Paul,</b> Leben und Lieder. Herausgegeben von E. C. G. Langbecker. 1841 (M. 8.—) Ermässigtter Preis:	3.—
<b>Geschichte</b> der bürgerlichen Kriege in Granada. Aus dem Spanischen von K. A. W. Spalding. 1821 . . . . .	5.50
<b>Goldschmidt, L.,</b> die deutsche Hansa. (Abdr. a. d. Preuss. Jahrb.) 1862 . . . . .	—50
<b>Graue, G. H.,</b> Freimüthige Reden über nationale und sociale Lebensfragen. 1878 . . . . .	1.50
<b>Grümbecke, J. J.,</b> geographisch-statistisch-historische Darstellungen von der Insel Rügen. 2 Theile. 1819 . . . . .	3.—
<b>Gruppe, O. F.,</b> Sagen und Geschichten des deutschen Volkes aus dem Munde seiner Dichter. Mit vielen hier zum ersten Male gedruckten Stücken. 1854 . . . . .	4.—
<b>Hahnke, F. W. M. v.,</b> Elisabeth Christine, Königin von Preussen, Gemahlin Friedrichs des Grossen. Eine Biographie. 1848 . . . (M. 6.75) Ermässigtter Preis:	3.—
<b>Haken, J. C. L.,</b> Gemälde der Kreuzzüge nach Palästina zur Befreiung des heiligen Grabes. 3 Theile. Mit 1 Karte. 1808 bis 1820 (M. 18.—) Ermässigtter Preis:	6.—
<b>Hallmann, E.,</b> die Geschichte des Ursprungs der Belgischen Beghinen nebst einer authentischen Berichtigung der im 17. Jahrh. durch Verfälschung von Urkunden in derselben angestifteten Verwirrung. Mit 3 Tafeln. 1843	3.—
<b>Haxthausen, A. v.,</b> über die Agrarverfassung in Norddeutschland und deren Conflicte in der gegenwärtigen Zeit. 1r Theil. 1r Bd. Ueber die Agrarverfassung in den Fürstenthümern Paderborn und Corvey. 1829 . . . . .	3.75
<b>Heffter, A. W.,</b> Beiträge zum deutschen Staats- und Fürstenrecht. 1ste Liefrg. 1829. (M. 5.—) Ermässigtter Preis:	2.—
<b>Helfferich, A.,</b> Entstehung und Geschichte des Westgothen-Rechts. 1858. . . . .	6.—
<b>Hirsch, Siegf.,</b> de vita et scriptis Sigiberti monachi Gemblacensis commentatio historico-litteraria. 1841. (M. 7.—) Ermässigtter Preis:	3.—
<b>Hoffmann, J. G.,</b> Nachlass kleiner Schriften staatswirthschaftlichen Inhalts. 1847. (M. 6.75) Ermässigtter Preis:	4.—
<b>Hogguér, Freih. v.,</b> Reise nach Lappland u. d. nördlichen Schweden. Nebst einem Atlas von 20 lith. Abbild. 1841. . . . . (M. 12.—) Ermässigtter Preis:	6.—
Mit colorirtem Atlas (M. 18.—) Ermässigtter Preis:	10.—

<b>Hohenschwangau</b> , die Burg der Welfen, der Hohenstauffen, der Wittelsbacher. 1835. . . . .	— 75
<b>Hormayr, J. Freih. v.</b> , Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. 25r—38r Jahrg. der gesammten, 7r—20r Jahrg. der neuen Folge. Mit Bildnissen. 1836—1849 à	4.—
<b>Hüllmann, K.</b> , Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland. Zweite Ausg. 1830. . . . .	7.50
— Geschichte des Ursprungs der Regalien in Deutschland. Ein Nachtrag zu des Verfassers Deutscher Finanzgeschichte des Mittelalters. 1806. . . . .	1.20
— Geschichte d. Domainen-Benutzung in Deutschland. 1807.	2.—
<b>Hutten, U. v.</b> , des teutschen Ritters, auserlesene Werke. Uebersetzt und herausgeg. von E. Münch. 3 Bände. 1822 u. 23. . . . . (M. 17.50) Ermässigtter Preis:	6.—
— Opera qua extant omnia. — Des teutschen Ritters Ulrich von Hutten sämmtliche Werke. Gesammelt, mit Einleitungen, Anmerkungen und Zusätzen herausgeg. von E. Münch. 1r—5r Theil. 1821 bis 1825.	
(M. 41.50) Ermässigtter Preis:	10.—
<b>Hyakinth</b> , Denkwürdigkeiten über die Mongolei. Aus dem Russischen übersetzt von K. F. v. d. Borg. 1832 . .	7.—
<b>Jolly</b> , der Reichstag und die Partheien. 1880 . . . .	3.—
— der Kirchenstreit in Preussen. 1882 . . . . .	— .80
<b>Kalkmann, A.</b> , Pausanias der Perieget. Untersuchungen über seine Schriftstellerei und seine Quellen. 1886 .	8.—
<b>Katholicismus</b> , der, und der moderne Staat. Andeutungen zur richtigeren Würdigung ihres Verhältnisses namentlich in Deutschland und Italien. 1873 . . . . .	1.50
<b>Keim, Th.</b> , Rom und das Christenthum. Eine Darstellung des Kampfes zwischen dem alten und neuen Glauben im römischen Reiche während der beiden ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung. Aus Keim's handschriftl. Nachlass herausgeg. von H. Ziegler. 1881 . . . .	10.—
<b>Klenze, Leo v.</b> , aphoristische Bemerkungen, gesammelt auf seiner Reise nach Griechenland. Mit 6 Plänen und Ansichten. 1838 . . . . (M. 22.—) Ermässigtter Preis:	9.—
<b>Knesebeck, v. d.</b> , (General) Denkschrift, betreffend die Gleichgewichts-Lage Europa's beim Zusammenritte des Wiener Congresses verfasst. 1854 . . . . .	— .30
<b>Kotelmann, A.</b> , Geschichte der älteren Erwerbungen der Hohenzollern in der Niederlausitz. Vornehmlich nach ungedruckten Aktenstücken der Geheimen Staatsarchive zu Berlin, Dresden und Weimar dargestellt. 1864 . .	1.50



	M. Pf.
<b>Krauseneck, General W. J. v.</b> Mit Bildn. u. 3 Taf. 1851. (von Felgermann.) . . (M. 5.—) Ermässigtter Preis:	3.—
<b>Kuenen, A.,</b> Volksreligion und Weltreligion. Fünf Hibbert- Vorlesungen. 1883. . . . .	5.—
<b>Kufahl, L.,</b> die Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika von der Entdeckung des Landes bis auf die neueste Zeit. 3 Thle. 1832—1834 . . . . .	9.—
<b>Kuhn, A.,</b> Märkische Sagen und Märchen nebst einem An- hang von Gebräuchen und Aberglauben. 1843. (M. 5.25) Ermässigtter Preis:	2.—
*— Ueber entwicklungsstufen der mythenbildung. 1874 .	1.—
<b>Lebensbilder</b> aus dem Befreiungskriege. I. Ernst Fried- rich Herbert Graf von Münster. (Von Hormayr.) 3 Theile. 1844 u. 45. . (M. 22.—) Ermässigtter Preis:	12.—
<b>Lenz, M.,</b> König Sigismund und Heinrich der Fünfte von England. Ein Beitrag zur Geschichte des Constanzer Concils. 1874 . . . . .	3.—
* <b>Lepsius, R.,</b> Ueber einige Berührungspunkte der ägypt- tischen, griechischen und römischen Chronologie. 1859	2.60
*— Ueber die Manethonische Bestimmung des Umfangs der ägyptischen Geschichte. 1857 . . . . .	1.—
*— Ueber die XXII. ägyptische Königsdynastie nebst einigen Bemerkungen zu der XXVI. und andern Dynastien des neuen Reichs. Mit 2 Tafeln. 1856 . . . . .	3.—
<b>Lorenz, O.,</b> Pabstwahl und Kaiserthum. Eine historische Studie aus dem Staats- und Kirchenrecht. 1874. . .	4.—
<b>Luthers, Dr. Martin,</b> Briefe, Sendschreiben und Bedenken, vollständig gesammelt u. kritisch u. historisch bearb. von W. M. L. de Wette. Mit Luthers Bildniss u. Handschrift. 1—5r Theil. 1826—28. (M. 31.75) Ermässigtter Preis:	12.—
— — 6r Theil. Die in den 5 Theilen fehlenden Briefe und Bedenken Luthers nebst zwei Registern. Unter Be- nutzung des de Wette'schen Nachlasses herausgeg. von J. K. Seidemann. 1856 . . . . .	6.—
<b>Lützow, K. C. F. v.,</b> Versuch einer pragmatischen Ge- schichte von Mecklenburg. 3 Theile. 1827—34. (M. 14.50) Ermässigtter Preis:	6.—
<b>Manuscript</b> von 1814, gefunden in den bei Waterloo ge- nommenen kais. Wagen, enth. die Geschichte der letzten 6 Monate der Regierung Napoleons von Baron de Fain. A. d. Franz. übers. 1823 (M. 4.50) Ermässigtter Preis:	2.—

<b>Märcker, F. A.</b> , Demosthenes und Aeschines. Ein Vortrag. Mit 1 Tafel. 1855 . . . . .	— 60
— Daniel Webster der amerikanische Staatsmann. Ein Vortrag. Mit Webster's Bildniss. 1853 . . . . .	— 75
— das alte und das neue Rom. Ein Vortrag. 1865 . . . . .	— 75
<b>Mathis, L. F.</b> , Preussens deutsche Politik und ihre Gegner. 1849. . . . .	1.50
<b>Maurenbrecher, W.</b> , die deutsche Frage 1813—1815. (Abdr. aus den Preuss. Jahrb.) 1871 . . . . .	— 40
<b>Meyer, E.</b> , die Rechtsbildung in Staat u. Kirche. 1861 . . . . .	4.—
— Schwäbische Volkslieder mit ausgewählten Melodien. Aus mündlicher Ueberlieferung gesammelt. 1855. (M. 4.50) Ermässigtter Preis:	2.—
— <b>K. F.</b> , Girolamo Savonarola, aus grossentheils handschriftlichen Quellen dargestellt. Mit Bildniss u. Facsimile d. Handschrift S's. 1836 (M. 5.50) Ermässigtter Preis:	3.—
<b>Mémoires</b> pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, écrits à Sainte-Hélène par les généraux, qui ont partagé sa captivité, et publiés sur les manuscrits entièrement corrigés de la main de Napoléon. Vol. 1—8. 1822—25 (M. 36.—) Ermässigtter Preis:	12.—
<b>Meyen, F. J. F.</b> , Reise um die Erde, ausgeführt auf dem Seehandlungsschiffe Prinzess Louise, commandirt von Capitain Wendt, in den Jahren 1830—32. Historischer Bericht. Mit Abbildungen, Karten und vielen Tabellen. 2 Bände. 1834 u. 35 (M. 30.—) Ermässigtter Preis:	10.—
<b>Moltke, H. v.</b> , der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei 1828 und 1829, dargestellt im Jahre 1845. Mit Karten und Plänen. 2e Aufl. 1877 . . . . .	10.50
<b>Mommsen, Th.</b> , Zwei Sepulcralreden aus der Zeit Augusts und Hadrians. 1864 . . . . .	1.40
*— Ueber die Zeitfolge der Verordnungen Diokletians und seiner Mitregenten. 1861 . . . . .	3.60
*— Zeitzer Ostertafel vom Jahre 447. Mit 2 Tafeln. 1863 . . . . .	1.80
— und <b>H. v. Treitschke</b> , Königin Luise. 2 Festreden, mit Abbildung des Enke'schen Entwurfs zum Königin-Luisen-Denkmal. 1876 . . . . .	1.—
<b>Montelius, O.</b> , die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit. Uebersetzt von Carl Appel nach der vom Verfasser umgearbeiteten zweiten Auflage. Mit 190 Holzschnitten. 1885. . . . .	6.—

<b>Moerner, Th. v.,</b> Kurbrandenburgs Staatsverträge von 1601—1700. Nach den Originalen des Königl. Geh. Staatsarchivs bearbeitet. 1867. . . . .	9.50
<b>Müller, F.,</b> Kalender-Tabellen. 1885 . . . . .	— .80
<b>Nachrichten</b> über die Vertheidigung von Saragossa durch die Spanier in den Jahren 1808 u. 1809. Herausgeg. von einem preuss. Ingenieur-Officier. Nebst Plan. 1816 .	4.50
<b>Neumann, K.,</b> die Hellenen im Skythenlande. Ein Beitrag zur alten Geographie, Ethnographie u. Handelsgeschichte. 1r Bd. Mit 2 Karten. 1855 (M. 8.50) Ermässigten Preis:	4.—
<b>Niebuhr, B. G.,</b> Preussens Recht gegen den Sächsischen Hof. 2te Aufl. 1815. . . . .	1.50
— über geheime Verbindungen im preuss. Staate und deren Denunciationen. 1815. . . . .	— .75
— histor. und philolog. Vorträge an der Universität zu Bonn gehalten. 1—4te Abth. in 8 Bänden. 1846 bis 1858. (M. 57.—) Ermässigten Preis:	27.—
I. Abthl. Vorträge über römische Geschichte. Herausgegeben von M. Isler. 3 Bde. 1846 bis 1848. (M. 18.—) Ermässigten Preis:	9.—
II. Abthl. Vorträge über alte Geschichte. Herausgeg. von M. Niebuhr. 3 Bde. 1847 bis 1851. (M. 21.75) Ermässigten Preis:	10.—
III* Abthl. Vorträge über alte Länder- und Völkerkunde. Herausgeg. von M. Isler. 1851. (M. 9.—) Ermässigten Preis:	4.—
IV. Abthl. Vorträge über römische Alterthümer. Herausgeg. von M. Isler. 1858. (M. 8.25) Ermässigten Preis:	4.—
<b>Niemcewicz, J. U.,</b> Johann von Tenczyn. Eine geschichtl. Erzählung. 3 Thele. 1834 . . . . .	4.50
<b>*Olfers, J. F. M. v.,</b> Ueber die lydischen Königsgräber bei Sardes und den Grabhügel des Alyattes nach dem Bericht des K. General-Consuls Spiegelthal zu Smyrna. Mit 5 Tafeln. 1859 . . . . .	2.40
<b>Orlich, L. v.,</b> Briefe aus England über die Zeit von 1674 bis 1678 in Gesandtschaftsberichten des Ministers von Schwerin dem Jüngern an den Grossen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Mit Vorwort von Fr. Raumer. 1837. (M. 6.75) Ermässigten Preis:	3.—

(V.)

<b>Oosterley, H.,</b> Wegweiser durch die Literatur der Urkunden-Sammlungen. 2 Theile. 1885 u. 1886. . . . .	21.—
<b>*Parthey, C.,</b> Aegypten beim Geographen von Ravenna. 1858 . . . . .	1.20
*— Zur Erdkunde des alten Aegyptens. Mit 16 Karten. 1859. . . . .	6.—
*— Ptolemäus Lagi, der Gründer der zweiunddreissigsten ägyptischen Dynastie. 1860. . . . .	—80
*— Das Orakel und die Oase des Ammon. Mit 2 Karten. 1862. . . . .	2.80
*— Zwei griechische Zauberpapyri des Berliner Museums, herausgegeben und erklärt. Mit 1 Facsimile. 1866 . . . . .	2.60
*— Die thebanischen Papyrusfragmente im Berliner Museum 1869. . . . .	1.20
<b>Pascal's</b> Provinzialbriefe über die Moral und Politik der Jesuiten. Uebersetzt von J. J. G. Hartmann. 1830. (M. 4. 75.) Ermässiger Preis:	2.—
<b>Pausanias</b> ausführliche Reisebeschreibung von Griechenland. Aus dem Griech. von J. E. Goldhagen. 4 Bände. 2te Auflage. 1799 . . . . .	12.—
<b>Pertz, G. H.,</b> über die Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Bayreuth. Eine Vorlesung. 1851 . . . . .	1.50
— das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. 6 Bände, deren 6r in 2 Abth. Mit 17 Facsim. u. Stein's Bildniss. 1850—1855 . . . . .	68.—
— Aus Stein's Leben. 2 Bände. Mit Bildniss. 1856. . . . .	16.—
— das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. 5 Bände. Mit 2 Tafeln u. Gneisenau's Bildniss. (4r und 5r Band herausgegeben von H. Delbrück.) 1864—1881. . . . .	50.—
*— Ueber eine rheinische Chronik des 13. Jahrhunderts. 1855. . . . .	1.—
*— Ueber einige Handschriften deutscher Rechts- und Gesetzbücher. 1857 . . . . .	1.—
*— Ueber die gedruckten Ablassbriefe von 1454 und 1455. Mit 2 Tafeln. 1857 . . . . .	1.50
*— Ueber die politische Bedeutung des Jahres 1810. 1861	1.60
<b>*Petermann, H.,</b> Beiträge zu der Geschichte der Kreuzzüge, aus armenischen Quellen. 1860 . . . . .	3.—
<b>Platen, O. v.,</b> Geschichte der Tödtung des Chalifen Omar. Aus der Chronik des Dijarbekri arabisch und deutsch mitgetheilt. 1837 . . . . .	1.50

<b>Preussen</b> und der Friede von Villafranca. Ein Beitrag zur neuesten deutschen Geschichte. 1859 . . . . .	—50
<b>Pro populo italico.</b> Replik auf Herrn Alfred von Reumont's Plaidoyer: „Pro Romano Pontifice.“ Im Anhang der Text des italien. Garantiesetzes. 1871 .	—50
<b>Quellen</b> und Aktenstücke zur deutschen Verfassungsgeschichte. Von der Gründung des deutschen Bundes bis zur Eröffnung des Erfurter Parlaments. Mit histor. Erläuterungen von C. Weil. 1850 . . . . .	2.25
<b>Quintana, Don Manuel Josef,</b> Lebensbeschreibungen berühmter Spanier, übersetzt durch Wolf Grafen v. Baudissin. 1857 . . . (M. 9.—) Ermässigtter Preis:	4.—
<b>Radowitz, J. v.,</b> gesammelte Schriften. 5 Bde. 1852 u. 53. (M. 26.50) Ermässigtter Preis:	12.—
<b>Ranke, Leop.,</b> Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535. 1r Band. 1824. (M. 5.50) Ermässigtter Preis:	3.—
— Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber. Eine Beilage zu dem vorigen. 1824 (M. 2.50) Ermässigtter Preis:	1.50
<b>Reinganum, H.,</b> das alte Megaris. Ein Beitrag zur Alterthumskunde Griechenlands. Mit 2 Karten. 1825. (M. 3.50) Ermässigtter Preis:	2.—
— de indole atque ingenio Megarensium libellus. 1826 .	—60
<b>Retzius, G.,</b> Finnland. Schilderungen aus seiner Natur, seiner alten Kultur und seinem heutigen Volksleben. Autorisirte Uebersetzung von Dr. C. Appel. Mit 93 Holzschnitten und einer Karte von Finnland. 1885 .	5.—
<b>Richter, W.,</b> Wanderungen in Ungarn und unter seinen Bewohnern. Eine Beleuchtung von Ungarns moderner Stellung und Richtung. 1844 (M. 5.—) Ermässigtter Preis:	2.—
<b>Riedel's Codex diplomaticus Brandenburgensis.</b> Sammlung der Urkunden, Chroniken und sonstigen Geschichtsquellen für die Geschichte der Mark Brandenburg und ihrer Regenten. Fortgesetzt auf Veranlassung des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg.	
Ir Haupttheil, oder der Urkunden-Sammlung für die Orts- und specielle Landesgeschichte 1—25r Bd. 1838—1863 . (à M. 13.50) Ermässigtter Preis: à	6.—
IIr Haupttheil, oder der Urkunden-Sammlung für die Geschichte der auswärtigen Verhältnisse 1—6r Baud. 1844—58 . (à M. 13.50) Ermässigtter Preis: à	6.—
IIIr Haupttheil, oder der Sammlung für allgemeine Landes- und kurfürstliche Haus-Angelegenheiten 1—3r Band. 1859—61 (à M. 13.50) Ermässigtter Preis: à	6.—

(V.)

- Riedel's** Codex diplomaticus Brandenburgensis.  
 IVr Haupttheil, oder Sammlung der Ueberreste alter  
 Brandenburgischer Geschichtschreibung 1r und ein-  
 ziger Bd. 1862 . (M. 13.50) Ermässiger Preis: 6.—  
 Supplementband und Schluss des ganzen Werkes bis auf  
 die Register. 1865 (M. 13.50) Ermässiger Preis: 6.—  
 Chronologisches Register zu sämmtlichen Bänden. 1r u.  
 2r Bd. 1867 u. 69 (à M. 13.50) Ermässiger Preis: à 6.—  
 Namenverzeichniss zu sämmtlichen Bänden. Bearbeitet  
 v. Hefter. 1—3r Bd. 1867—1868.  
 (à M. 13.50) Ermässiger Preis: à 6.—
- Ritter, C.**, die Erdkunde im Verhältniss zur Natur und  
 zur Geschichte des Menschen, oder allgemeine vergleich-  
 ende Geographie. 2te stark vermehrte und un-  
 gearbeitete Ausgabe. 1r Theil: Afrika. 1822 (fehlt).  
 2—19r Theil, mit 2 Registerbänden und 1 Registerkarte.  
 Asien vollständig, bis auf das kaukasische Län-  
 dergebiet . . . (M. 280.75) Ermässiger Preis: 136.—
1. Hauptgruppe: Vergleichende Erdkunde von Ost-  
 Asien. 5 Theile, das mittlere Hoch-Asien, die si-  
 birische, chinesische, indische Welt. (Erdk. 2—6r  
 Theil.) 1832—1836. Dazu Namen- u. Sach-Ver-  
 zeichniss. 1r Band, von J. L. Ideler und Register-  
 Karte, entworfen von H. Mahlmann.  
 (M. 80.75) Ermässiger Preis: 40.—
  2. Hauptgruppe: Vergleichende Erdkunde von West-  
 Asien. 5 Theile, die turanische und iranische  
 Welt, das Euphrat- und Tigrisland. (Erdk. 7—11r  
 Theil.) 1837—1844. Dazu Namen- und Sach-  
 Verzeichniss. 2r Band, von G. F. H. Müller  
 (M. 71.50) Ermässiger Preis: 36.—
  3. Hauptgruppe: Vergleichende Erdkunde von Ara-  
 bien. 2 Theile mit Register. (Erdk. 12r u. 13r Theil.)  
 1846 und 1847 . . (M. 27.—) Ermässiger Preis: 12.—
  4. Hauptgruppe: Vergleichende Erdkunde der Sinai-  
 Halbinsel, von Palästina und Syrien. 4 Theile in  
 6 Abth. (Erdk. 14—17r Theil.) 1848—1855  
 (M. 72.50) Ermässiger Preis: 36.—
  5. Hauptgruppe: Vergleichende Erdkunde des Halb-  
 insellandes Klein-Asien. 2 Theile. (Erdk. 18r u.  
 19r Thl.) 1858 u. 59 (M. 29.—) Ermässiger Preis: 12.—
- geogr. histor. topogr. Beschreibung zu K. W. Kummer's  
 Stereorama oder Relief des Montblanc-Gebirgs  
 und dessen nächster Umgebung. 1824 . . . . . 1.50

(V.)

<b>Ritter, C.</b> , die Vorhalle Europäischer Völkergeschichten vor Herodotus, um den Kaukasus u. an den Gestaden des Pontus. 1r Thl. 1820 . . . . .	7.—
— ein Blick in das Nil-Quellland. Ein Vortrag. Mit 1 Karte v. C. Zimmermann. 1844 . . . . .	2.25
— der Jordan und die Beschiffung des todten Meeres. Ein Vortrag. Mit 1 Karte. 1850 . . . . .	1.—
— Einleitung zur allgemeinen vergleichenden Geographie, und Abhandlungen zur Begründung einer mehr wissenschaftlichen Behandlung der Erdkunde. 1852 . . . .	3.—
— allgemeine Erdkunde. Vorlesungen an der Universität zu Berlin gehalten. Herausgeg. v. H. A. Daniel. 1862	3.50
— Europa. Vorlesungen an der Universität zu Berlin gehalten. Herausgeg. von H. A. Daniel. 1863 . . . .	5.50
— Geschichte der Erdkunde und der Entdeckungen. Vorlesungen an der Universität zu Berlin gehalten. Herausg. von H. A. Daniel. Mit Ritter's Bildniss. 2. Aufl. 1880	4.50
<b>Robinson, E.</b> , neuere Biblische Forschungen in Palästina und den angrenzenden Ländern. Tagebuch einer Reise im Jahre 1852 von E. Robinson, E. Smith und Andern. Mit einer Karte von Palästina von H. Kiepert. 1857 (M. 13.50) Ermässigten Preis:	6.—
<b>Rochau, A. L. v.</b> , Geschichte des deutschen Landes und Volkes. 2 Thele. 1870 u. 72. (M. 14.—) Ermässigten Preis:	6.—
<b>Roon, A. v.</b> , die iberische Halbinsel, eine Monographie. 1839 . . . . . (M. 4.75) Ermässigten Preis:	2.—
<b>Ross, Sir John</b> , zweite Entdeckungsreise nach den Gegenden des Nordpols. Aus d. Engl. von J. v. d. Gröben. 3 Theile mit Kupfern und Karten. 1835 u. 36. (M. 45.—) Ermässigten Preis:	12.—
<b>Ross, Ludw.</b> , Reisen und Reiserouten durch Griechenland. 1r Theil. Reisen im Peloponnes. 1841. (M. 4.50) Ermässigten Preis:	2.—
<b>Rückblick</b> auf die Entwicklung der deutschen Angelegenheiten im Jahre 1849. Ein Bruchstück aus der innern Geschichte Deutschlands von 1848 bis . . . . 1850 .	1.—
<b>Rühle von Lilienstein</b> , zur Geschichte der Pelasger und Etrusker, so wie der altgriech. u. altital. Völkerstämme überhaupt. 1832. . . (M. 8.—) Ermässigten Preis:	3.—
<b>Sammlung</b> , diplomatische, der Verfassungs- und Verwaltungsgesetze der deutschen Staaten. Herausgeg. von E. G. v. Ros . . . . 1r Bd. 1840 . . . . .	4.50

<b>Seetzen's, Ulrich Jasper</b> , Reisen durch Syrien, Palästina, Phönicien, die Transjordan-Länder, Arabia Petraea und Unter-Aegypten. Herausgeg. u. commentirt v. Fr. Kruse in Verbindung mit Hinrichs, Herm. Müller u. A. 4 Bde. Mit 6 Tafeln und 3 Karten. 1854—59. (M. 31.25) Ermässigtter Preis:	12.—
<b>Silberschlag</b> , Grundriss der Geschichte der Verfassung, Verwaltung und Gesetzgebung des Preussischen Staats seit der Zeit des 30jährigen Krieges bis zum Jahre 1850. 1860 . . . . .	1.50
<b>Stadelmann, R.</b> , Carl von Wulffen. Ein Cultur- und Charakterbild. (Abdr. a. d. Preuss. Jahrb.) 1863 . .	—60
<b>Stägemann, F. A. v.</b> , historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten. 1828 . . (M. 5.—) Ermässigtter Preis:	2.—
<b>Statistik</b> des Preuss. Staates; Versuch einer Darstellung seiner Grundmacht und Kultur, seiner Verfassung, Regierung und Verwaltung im Lichte der Gegenwart. 1845	8.—
<b>Stedmann, C.</b> , Beitrag z. Staatsrechte der Herzogthümer am Rheine. 1847. . . . .	—75
<b>Stintzing, R.</b> , Friedrich Carl v. Savigny. Ein Beitrag zu seiner Würdigung. (Abdr. a. d. Preuss. Jahrb.) 1862	1.—
<b>Styles</b> , Denkwürdigkeiten a. d. Leben Georg Cannings. Aus dem Engl. von C. W. Asher. 2 Bde. 1828 . .	10.50
<b>Sugenheim, S.</b> , das Staatsleben des Klerus im Mittelalter. 1r Bd. 1839 . . . . (M. 5.50) Ermässigtter Preis:	3.—
<b>Süvern, W.</b> , über Schillers Wallenstein. 1800 . . . .	3.50
<b>Treitschke, H. v.</b> , die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage. Eine Erwiderung. (Abdr. a. d. Preuss. Jahrb.) 1865	—30
— der Krieg und die Bundesreform. (Abdr. a. d. Preuss. Jahrb.) 1866 . . . . .	—30.
— die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten. 2e Aufl. 1866 . . . . .	—30
— die Feuerprobe des norddeutschen Bundes s. Aus d. Preuss. Jahrbüchern.	
— Was fordern wir von Frankreich? (3r unveränd. Abdr. a. d. Preuss. Jahrb.) 1870 . . . . .	—60
— der Socialismus und seine Gönner. Nebst einem Sendschreiben an Gustav Schmoller. 1875 . . . . .	2.40
— der Socialismus und der Meuchelmord. (Abdr. a. d. Preuss. Jahrb.) 1878 . . . . .	—30
— Zehn Jahre deutscher Kämpfe. Schriften zur Tagespolitik. 2. Aufl. fortgeführt bis zum Jahre 1879. . .	11.—



<b>Treitschke, H. v.,</b> Ein Wort über unser Judenthum. (Abdr. a. d. Preuss. Jahrb.) 4e vermehrte Aufl. 1881	— .60
— Luther und die deutsche Nation. Vortrag, gehalten in Darmstadt am 7. November 1883. . . . .	— .50
<b>*Trendelenburg, Adolph,</b> die königlich Preussische Akademie der Wissenschaften unter dem Könige Friedrich Wilhelm dem Vierten. 1861 . . . . .	1.20
<b>*—</b> Friedrich der Grosse und sein Grosskanzler Samuel von Cocceji. Beitrag zur Geschichte der ersten Justizreform und des Naturrechts. 1863 . . . . .	2.40
<b>Ueber</b> die Generalität der franz. Armee von 1792—1815. Ein Vortrag. 1855 . . . . .	1.—
— Reformen in der Preuss. Kriegsverfassung. (Abdr. a. d. Preuss. Jahrb.) 1860 . . . . .	0.50
<b>Ulrici, H.,</b> Charakteristik der antiken Historiographie. 1833 . . . . . (M. 5.50) Ermässigtter Preis:	3.—
<b>Urkunden</b> und Actenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Auf Veranlassung Sr. K. H. d. Kronprinzen von Preussen.	
I r Bd. Politische Verhandlungen. I r Bd. Herausgeg. von B. Erdmannsdörffer. 1864 . . . . .	14.—
II r Bd. Auswärtige Acten. I r Bd. (Frankreich.) Herausgegeben von B. E. Simson. 1865 . . . . .	9.—
III r Bd. Auswärtige Acten. II r Bd. (Niederlande.) Herausgeg. von H. Peter. 1866 . . . . .	14.—
IV r Bd. Politische Verhandlungen. II r Bd. Herausgeg. von B. Erdmannsdörffer. 1867 . . . . .	15.—
V r Bd. Ständische Verhandlungen. I. (Cleve-Mark.) Herausgeg. von A. v. Haefthen. 1869 . . . . .	18.—
VI r Bd. Politische Verhandlungen. III r Bd. Herausgegeben von B. Erdmannsdörffer. 1872 . . . . .	13.—
VII r Bd. Politische Verhandlungen. IV r Bd. Herausgegeben von B. Erdmannsdörffer. 1877 . . . . .	15.—
VIII r Bd. Politische Verhandlungen. V r Bd. Herausgegeben von B. Erdmannsdörffer. 1884 . . . . .	14.—
IX r Bd. Politische Verhandlungen. VI r Bd. Herausgegeben von Th. Hirsch. 1879 . . . . .	16.—
X r Bd. Ständische Verhandlungen. II. (Mark Brandenburg.) Herausgeg. von S. Isaacsohn. 1880	12.—
XI r Bd. Politische Verhandlungen. VII r Bd. Herausgegeben von F. Hirsch. 1887 . . . . .	15.—
<b>Usinger, R.,</b> Deutschland in der französischen Zeit. (Abdr. a. d. Preuss. Jahrb.) 1870 . . . . .	— .75

<b>Usinger, R.</b> , Napoleon, der rheinische und der nordische Bund. (Abdr. a. d. Preuss. Jahrb.) 1865 . . . . .	1.—
<b>Varnhagen von Ense, K. A.</b> , Karl Müller's Leben und kleine Schriften. 1847 (M. 5.50) Ermässigtter Preis:	2.—
<b>Viebahn, G. v.</b> , Statistik des zollvereinten und nördlichen Deutschlands. Unter Benutzung amtlicher Aufnahmen herausgegeben.	
1r Theil: Landeskunde. 1858 (M. 13.—) Ermässigtter Preis:	6.—
2r Theil: Bevölkerung, Bergbau u. Bodenkultur. 1862 (M. 13.—) Ermässigtter Preis:	6.—
3r u. letzter Theil: Thierzucht, Gewerbe u. Politische Organisation. 1868 (M. 16.—) Ermässigtter Preis:	6.—
<b>Vincke-Olbendorf, v.</b> , die Reorganisation des preuss. Heerwesens nach dem schleswig-holsteinischen Kriege. 1864	1.—
<b>*Virchow, R.</b> , Beiträge zur Landeskunde der Troas. Mit 2 Tafeln. 1880 . . . . .	10.—
*— über die Weddas von Ceylon und ihre Beziehungen zu den Nachbarstämmen. 1881 . . . . .	8.—
<b>Voigt, G.</b> , Enea Silvio de' Piccolomini, als Papst Pius der Zweite und sein Zeitalter. 3 Bde. 1856—63. (M. 20.—) Ermässigtter Preis:	9.—
— die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Zweite umgearbeitete Auflage in 2 Bänden. 1880 u. 81. . . . .	16.—
— <b>Johannes</b> , Geschichte des deutschen Ritter-Ordens in seinen 12 Balleien in Deutschland. 2 Bde. 1857 u. 59. (M. 17.50) Ermässigtter Preis:	8.—
<b>Vorwände und Thatsachen.</b> Ein Beitrag zur Kritik der Opposition gegen den Handelsvertrag vom 2. Aug. 1862	— .50
<b>*Waitz, G.</b> , Ueber eine alte Genealogie der Welfen. 1881	— .80
<b>Wallenstein's</b> ungedruckte, eigenhändige, vertrauliche Briefe und amtliche Schreiben. Mit einer Charakteristik des Lebens und der Feldzüge Wallensteins. Herausgegeben von F. Förster. 3 Thle. Mit Handschr. 1829—32 (M. 19.50) Ermässigtter Preis:	8.—
<b>*Wattenbach, W.</b> , Gedächtnissrede auf Georg Waitz. 1886	— .60
*— Ueber die Inquisition gegen die Waldenser in Pommern und der Mark Brandenburg. 1886 . . . . .	4.—
<b>Wehrenpfennig, W.</b> , Zum Andenken an Moritz Veit. (Abdr. a. d. Preuss. Jahrb.) 1864 . . . . .	— .30
— die franz. Armee. Das diplomatische Vorspiel des Krieges, s. Aus den Preuss. Jahrb.	

<b>Weiland, F.</b> , abrégé d'histoire universelle. I. Histoire de la vie politique, civile et intellectuelle des anciens peuples. 1837 . . . . .	1.75
<b>Werne, F.</b> , Expedition zur Entdeckung der Quellen des Weissen Nil (1840 u. 41). Mit Vorwort von C. Ritter u. 2 Tafeln. 1848 . . (M. 8.25) Ermässigter Preis:	4.—
<b>Wichmann, B. v.</b> , Sammlung kleiner Schriften zur älteren Geschichte und Kenntniss des Russischen Reichs. 1r Bd. 1820. . . . .	6.—
<b>Wilamowitz-Möllendorf, H. v.</b> , die Provinz Posen und die neue Kreisordnung. (Abdr. a. d. Preuss. Jahrb.) 1877	— .60
<b>Wilibald's</b> Leben des heiligen Bonifazius nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae übersetzt und erklärt von B. E. Simson. 1863. . . . .	1.50
<b>Wittich, A.</b> , Erinnerungen an Lissabon. Ein Gemälde der Stadt nebst Schilderungen portugiesischer Zustände. 1843	3.65
<b>Zeit- und Charakterbilder</b> aus dem Mittelalter. Von der Uebersetzerin des Vasari. 2 Bände. 1853 u. 55 .	7.50
1r Bd. König Ludwig der Heilige. — Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel. 1853 . . . .	3.75
2r Bd. Lübeck als Haupt der Hansa. — Franz von Sickingen's Leben. 1855 . . . . .	3.75
<b>Ziegler, H.</b> , Irenäus der Bischof von Lyon. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der altkathol. Kirche. 1871	4.50
<b>Zimmermann, A.</b> , über die politischen Verhältnisse der karolingischen Reiche nach dem Vertrage von Verdun. 1830	4.50

Jahresberichte  
der  
**Geschichtswissenschaft**

im Auftrage  
der  
Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben

von

**J. Hermann und J. Jastrow.**

**VI. Jahrgang**  
**1883.**

XVI und 898 S. gr. 8<sup>vo</sup>. 22 Mark.

---

**Berlin 1888.**

R. Gaertners Verlagsbuchhandlung  
Hermann Heyfelder.

SW. Schönebergerstraße 26.

# Prospekt.

Während in dem weiten Umfang der historischen Litteratur die Schwierigkeit der fortlaufenden Orientierung durch jede neu entstehende Zeitschrift nur vermehrt wird, sind die

## „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft“

ausschließlich diesem Orientierungsbedürfnisse gewidmet. Sie wollen dem Forscher, wie dem Geschichtsfreunde die Möglichkeit geben, einmal in kurzem Überblick alles zu erfahren, was im Laufe des Jahres über einen beliebigen Teil der Geschichtswissenschaft erschienen ist, sodann aber auch das Wichtige vom Unwichtigen leicht unterscheiden zu können.

Begründet im Auftrage der 'Historischen Gesellschaft' zu Berlin und unterstützt von dem Königl. Preufs. Unterrichts-Ministerium, sind die 'Jahresberichte' in die Welt getreten als ein Unternehmen der deutschen Wissenschaft, haben aber den Überlieferungen derselben entsprechend eine internationale Umfassung des Gesamtgebiets stets als ihre Hauptaufgabe betrachtet. Über die Personen der Mitarbeiter in Deutschland und den verschiedenen europäischen Ländern, sowie über Gegenstand, Umfang und Art ihrer Berichterstattung giebt das nachfolgende systematische

## Inhaltsverzeichnis

Auskunft.

Über die wichtigeren Parteen wird alljährlich, über kleinere Länder und Litteraturen alle 2—3 Jahre Bericht erstattet.

Mit dem soeben erschienenen Band 6 ist das Unternehmen in den Verlag der unterzeichneten Buchhandlung übergegangen. Dieselbe wird es sich zunächst zur Aufgabe machen, alles zu thun, was die Redaktion in den Stand setzt, die Berichterstattung zu beschleunigen. Den Besitzern des vorliegenden Bandes werden die nächsten in rascher Aufeinanderfolge zugehen und ein fortlaufendes Bild von der Entwicklung jeder begonnenen Untersuchung, jeder auftauchenden Streitfrage gewähren. Einen Anfang der Beschleunigung macht bereits dieser Band, indem für zwei umfangreiche Kapitel der Abteilung „Mittelalter“, für „Allgemeines“ und „Deutsche Verfassungsgeschichte“, die Berichterstattung (ausnahmsweise vorausgreifend) bis zum Schlufs des abgelaufenen Jahres erstreckt ist.

Berlin, im November 1887.

**R. Gaertners Verlagsbuchhandlung**  
Hermann Heyfelder.

# Inhalts-Verzeichnis.

## Altertum.

### I. Ägypten. — Prof. Dr. L. Stern in Berlin . . . . . S. 1.

Entdeckungen N. 1. — Historische Monographien N. 5. — Geographie und Topographie N. 11. — Kunstdenkmäler, Museen etc. N. 15. — Litteratur N. 36. — Metrologie N. 44. — Astronomie und Kalender N. 49. — Religion N. 55. — Philologisches N. 68. — Geschichte der Ägyptologie N. 87.

### II. Assyrien und Babylonien. — Pfarrer G. Rösch in Hermaringen an der Brenz . . . . . S. 8.

Inschriften N. 1 (armenische N. 1, hethitische N. 4, assyrische N. 8, babylonische N. 12, sumerische N. 21; sidonische Siegel N. 23). — Philologisches N. 24. — Prähistorisches N. 41. — Historisches N. 44. — Religion N. 56. — Kunst N. 61. — Keilschriften u. Altes Testament N. 71 (Hethiter N. 83). — Assyriologische Übersichten N. 85–88.

### III. Geschichte der Juden.

#### 1. Bis zur Zerstörung Jerusalems. — Prof. Dr. W. Lotz in Wien . . . . . S. 22.

Gesamtdarstellung N. 1. — Einzeluntersuchungen N. 1a. — Chronologie N. 2. — Altes Testament: Litt. Kritik N. 6, Textkritik N. 32, Erläuterung N. 47. — Geographie, Archäologie, Festlehre N. 81–109.

#### 2. Von der Zerstörung Jerusalems bis zur Gegenwart. — Dr. M. Steinschneider in Berlin . . . . . S. 35.

Neue Zeitschriften N. 1. — Bibliographisches N. 2. — Handschriften N. 8. — Jahrbücher N. 11. — — Allgemeine Geschichte (N. 13): Inschriften N. 15. — Chronologie und Kalender N. 17. — Charakteristik des Judentums N. 20. — Kulturgeschichte N. 29 (Blutbeschuldigung N. 29, Wucher N. 40a, Eid N. 41, Verschiedenes N. 43). — Religiöses und wissenschaftliches Loben N. 50 (Talmud und Midrasch N. 57). — — Einzelgeschichte: Asien N. 84. — Afrika N. 91. — Candia N. 92. — Oesterreich N. 94. — Italien N. 96. — Spanien N. 109. — Frankreich N. 114. — Belgien N. 129. — Holland (und England) N. 130. — Russisch-Polen N. 136. — Deutschland N. 137–151.

### IV. Indien (Vom Altertum bis zur Gegenwart). — Dr. A. Grünwedel in Berlin . . . . . S. 52.

Ethnographie und Geographie: Urheimat der Indogermanen N. 1. — Geographische Werke über ganz Indien N. 12. — Ethnographische Novitäten N. 20. — Arbeiten über einzelne Stämme und Länder N. 23. — — Religionen: Vergleichende Mythologie N. 65. — Gesamtgeschichte der indischen Religionen N. 72. — Veda N. 74. — Späterer Brahmanismus und seine Sekten N. 82. — Kanaresisches und Dschaldareligion N. 94. — Buddha- lehre und Buddhalehre N. 95 (in Tibet, China und Japan; Mahājānaschule N. 116). — — Politische Geschichte: 1. Altbuddhistische Zeit (nebst buddhistischer Archäologie) N. 126 (Griechen in Indien N. 138. — Ceylon N. 139). — Ältere Geschichte Hinterindiens N. 141a. — Barma N. 151. — Siam N. 159. — Mittelalter Vorderindiens N. 163; Ceylon N. 208. — 2. Zeit der muhammedanischen Herrscher N. 209. — 3. Europäische Indienfahrten und Herrschaften N. 219. — Gegenwärtige britische Regierung N. 233–241.

**V. Medien und Persien.** — Prof. Dr. F. Spiegel in  
Erlangen . . . . . S. 73.

Medische Geschichte N. 1. — Persische Geschichte N. 2 (Frage nach Cyrns' Abstammung N. 2-6). — Geographie N. 8. — Awesta N. 10. — Parther, Sasseniden N. 19. — Archäologisches N. 24. — Handschriften N. 26.

**VI. Griechische Geschichte.** — Dr. F. Cauer in Neapel . . . . . S. 74.

Quellen: Denkmäler, Inschriften etc. N. 1. — Schriftsteller (Herodot, Diodor, Plutarch u. a.) N. 9. — Darstellungen: Älteste Geschichte Arkadiens N. 20; Spartas N. 21; Athens N. 23. — Perserkriege N. 33. — Zeitalter des Perikles N. 39. — Peloponnesischer Krieg N. 41. — Spätere Zeit bis ins 4. Jh. N. 44. — Bibliographische Zusammenstellung über Alexander und die Diadochen N. 44a. (Genauerer s. Jb. 1894.)

**VII. Rom und Italien.** — Folgt in Band 6.

**VIII. Kirchengeschichte.** — Prof. Dr. O. Zöckler in  
Greifswald . . . . . S. 85.

Allgemeines N. 1. — — Neues Testament: Textkritik N. 5. — Einleitungswissenschaft N. 13. — Historische Erzählung N. 27. — Chronologische Fragen (Geburtsjahr Christi u. a.) N. 28. — Evangelische Geschichte N. 40. — Evangelienkritik N. 49. — Apostelgeschichte N. 95. — Paulusbriefe N. 106. — Hebräerbrief N. 136. — Katholische Briefe N. 139. — Apokalypse N. 152. — — Nachapostolische Zeit: Äußere Beziehungen zu Heidentum und Judentum N. 157. — Kirchenverfassung, Sitte und Disziplin N. 161. — Patristik (die *Ἱδρυσι*) und Ketzergeschichte N. 166. — Apostolische Väter N. 167. — Apologeten N. 175. — Umfassendere Quellenwerke (Pitra, Lipsius u. a.) N. 186. — — Nachkonstantinische Kirchengeschichte: Kirchenverfassung, Disziplin und Sitte N. 197. — Litteratur- u. Dogmengeschichte (bis ins 6. Jh.) N. 210. — — Christliche Archäologie: Allgemeines N. 243. — Kirchenbau N. 246. — Bildende Künste N. 251. — Kultursarchäologie N. 260. — Hymnologie N. 264-266.

**IX. Allgemeines zur Geschichte überhaupt und  
zum Altertum.** — Prof. Dr. Edm. Meyer in Berlin . . . . . S. 122.

Allgemein-wissenschaftliche Nachschlagewerke N. 1, und Bibliographien N. 5. — Biographische Sammelwerke N. 14. — Weltgeschichten N. 19. — Kulturgeschichten N. 28. — Geschichte der Wissenschaft N. 66. — Philosophie der Geschichte und Soziologie N. 45. — Chronologie N. 55. — — Einzelne Perioden: Geologie und Prähistorie N. 58 (Amerikanisches N. 73-77; Urheimat der Indogermanen N. 80-84). — Historische Zeit N. 89. — Religion, Alphabet, Kulturgeschichtliches N. 91. — Werke über das klassische Altertum N. 105; über Celten N. 117-120.

**Mittelalter.**

**I. Germanische Urzeit bis zum Ende der Völkerwanderung.** — Dr. P. Ladewig in Karlsruhe (Baden) . . . . . S. 1.

Prähistorie, Indogermanen. Allgemeine und deutsche Prähistorie N. 1. — Germanische Ethnographie N. 18. — Steinkultur N. 19. — Vergleichende Mythologie N. 21. — Historische Zeit, Germanen, Römer. Allgemeines N. 30a. — Bernsteinfrage N. 34. — Casariensische und taciteische Berichte N. 38. — Militäraltertümer: Römerstraßen N. 50; Limes N. 55. — Ringwallforschung N. 56. — — Germanische Kultur; Verfassungsgeschichtliches N. 66; Germanisch-Gallische Kultur N. 69. — Einzelne germanische Völker (Sueben, Variner u. a.) N. 73. — Völkerwanderung N. 84. — Gutenreiche N. 88; Odoaker N. 90; Vandalenreich N. 92-95.

**II. Fränkisches Reich unter den Merowingern.** —  
Dr. Walther Schultze in Halle a. d. Saale . . . . . S. 14.

Quellenpublikationen. Denkmäler N. 1. — Münzen N. 12. — Sonstige Funde N. 14. — Editionen N. 23. — Uuedierte Handschriften N. 31. — Quellenkritik N. 38. — Spezialforschung N. 44. — Darstellungen. Allgemeine (Banke, Weber, Nitzsch) N. 56. — Spezielle N. 61. — Innere Kultur. Allgemeines N. 62a — Verfassungsgeschichtliches N. 65. — Staat und Kirche N. 69-72.

**III. Karolingische Zeit.** — Prof. Dr. H. Hahn in Berlin . . . . . S. 23.

Handschriftenbesprechungen und Urkundenverzeichnisse. Berichte über Handschriften und paläographische Prachtwerke N. 1. — Regesten N. 23. — Litteraturübersehen N. 29. — Quellenausgaben N. 33. — Quellenuntersuchungen. Erzählende Quellen N. 55. — Bischofs-

kataloge N. 62. — Urkunden N. 64 (Konstantinische Schenkung N. 64—66). — Formeln N. 78. — Bullen N. 84. — — — **Darstellungen.** Allgemeine N. 85. — Einzelne Personen N. 94. — **Teilung des Kirchenguts** N. 106. — **Beziehungen zu Nachbarländern** N. 109. — Kirche N. 115. — Kunst N. 126. — Münzen N. 132. — Musik N. 136. — Karolingischer Sagenkreis N. 137. — Geographisches N. 142—147.

**IV. Konrad I. u. die Sachsen bis 1002.** — Regierungs-  
rat Dr. Fr. Ilwof in Graz (Steiermark) . . . . . S. 42.

**Quellenabdrücke u. Quellenuntersuchungen.** Geschichtsschreiber N. 1. — Urkunden N. 4. — **Darstellungen.** Allgemeine N. 15. — Monographien N. 16. —

**V. Heinrich II. u. die Saller.** — Prof. Dr. H. Brefsclau  
in Berlin . . . . . S. 47.

**Quellenpublikationen.** Scriptores N. 1. — Kaiserurkunden N. 10. — Briefe u. Gedichte N. 14. — **Quellenkritik** N. 18a. — **Darstellungen.** Allgemeine N. 27. — Heinrich II. und Konrad II. N. 29. — Heinrich III. N. 32. — Heinrich IV. N. 35. — Heinrich V. N. 38—40.

**VI. Lothar III. u. die Staufer bis 1208.** — Prof. Dr.  
W. Schum u. Dr. Fr. Kohlmann in Halle a. d. Saale . . . . . S. 53.

**Quellenpublikationen.** Scriptores N. 1. — Urkunden N. 3. — Übersetzungen N. 8. — **Quellenuntersuchungen** N. 9. — **Darstellungen** N. 16. — **Monographien:** Verfassungsgeschichtliche N. 19. — Andere N. 22—28.

**VII. Deutschland im 13. Jahrhundert (1208—1273).**  
— Custos Dr. Wilh. Altmann in Breslau . . . . . S. 61.

**Quellenpublikationen.** Papstbriefe N. 1a. — Urkunden N. 2. — Erzählende Quellen N. 8. — **Quellenkritik** N. 8b. — **Darstellungen.** Ursprung der Kurstimmen N. 15. — Innocenz III. u. Otto IV. N. 15a. — Friedrich II. N. 17. — Interregnum N. 20a—27.

**VIII. Deutsches Reich von 1273—1400.** — Privatdozent  
Dr. W. Friedensburg in Göttingen . . . . . S. 71.

**Quellenpublikationen** N. 1. — Handschriftenberichte N. 1a. — Königsurkunden N. 12. — Gedichte N. 20. — Übersetzungen N. 22. — **Quellenkritik** N. 28 (Mathias v. Neuenburg, Hermann v. Altach u. a.) — **Darstellungen.** Alphons von Castilien N. 38. — Rudolf, Adolf, Albrecht N. 39. — Ludwig der Baler N. 43. — Karl IV. N. 45. — Wenzel N. 49. — Verfassungsgeschichtliches N. 52. — Kulturgeschichtliches N. 57—60.

**IX. Deutsche Geschichte im 15. Jahrhundert.** — Dr.  
E. Huckert in Neisse . . . . . S. 81.

**Quellenpublikationen u. Quellenuntersuchungen** N. 1. — Reichstagsakten N. 1a. — Sonstige Urkunden N. 2. — Handschriftenberichte N. 5. — Schriftsteller N. 10. — **Darstellungen** N. 11a. — Auswärtiges N. 11b. — Innere Staatsgeschichte N. 16a. — Kulturgeschichte N. 23a. Humanismus N. 28. — Statistisches N. 37. — Litterar- u. Kunsthistorisches N. 38—44.

**X. Deutsche Verfassungsgeschichte (nebst Rechts- u.  
Wirtschaftsgeschichtlichem) 1883—1886.** —  
Privatdozent Dr. J. Jastrow in Berlin . . . . . S. 376.

**Neue Zeitschriften, Bibliographien** N. 1a. — **Quellenpublikationen.** Gesetze N. 12. — Urkundenbücher N. 17a; Regesten N. 22; Sammlungen einzelner Gattungen von Urkunden (Weistümer, Schreinskarten u. a.) N. 24a. — Rechtsbücher N. 32. — Erzählende Quellen N. 34. Kalkulatorische N. 35. — Litterarische N. 36. — Denkmäler N. 38. — Lebendige Reste („Überlebse!“) N. 40. — **Quellenuntersuchungen.** Volksrechte N. 45. (Lex Romana Utinensis N. 48—51); spätere Gesetzgebung N. 53; ausländische N. 58. — Urkunden N. 61. — Rechtsbücher N. 71. — Erzählende u. poetische Quellen N. 82. — **Philosophisch-methodologische Fragen.** Jurisprudenz; philosophische N. 86; publizistische N. 90; ethnologische N. 96; encyclopädische N. 101. — Nationalökonomie; Historische Richtung N. 102. Angriffe auf dieselbe N. 106. Statistische Organisation N. 110. Einzelne Theorien (Sozialdemokraten) N. 111. — Politik N. 112a. — Soziologie N. 112b. — **Darstellungen.** Gesamtverfassung. Überblick über alle Perioden N. 113. — Gesamtverfassung einzelner Stämme N. 122a; einzelner Territorien N. 127; einzelner Perioden N. 128. — „Aachener Reich“ u. ä. N. 133a. — Kaiser und Reich: Königtum N. 135; Wahl (Kurfürsten, päpstliche Bestätigung etc.) N. 139; Absetzung N. 153; Titulatur und Zeremoniell N. 155; Kaisersage N. 158; Königsfriede N. 160. — Reichstag N. 163; Gesetzesprecheramt N. 164a. — Reichsgrenzen N. 166. — Das Volk und seine Gliederung: Familie und Frau (allgemein ethnographisch) N. 172. Eheliches Güterrecht N. 189. — Ständegliederung N.



195. — Ländliche Stände und Bodenkultur N. 196; Unfreie, Dienstmannen, Freigelassene N. 197; Grundeigentum (Gesamteigentum, Siedelung) N. 201. Alpenwirtschaft, Weinbau, Jagd, landwirtschaftliche Fauna u. Flora N. 206. — Ländlicher und städtischer Adel N. 210. — Bürgertum und Städtewesen (N. 215); Überblicke N. 218; geographische Bedingungen des Städtelbens N. 220; Ursprung der Stadtverfassung N. 222; Einzelheiten der Stadtverfassung (Weichbild, Gilden, Juden, Reichstaudschaft) N. 224; Wirtschaftliche Kultur N. 236. (Handwerk N. 237; Handel N. 243; Handelsstraßen N. 249; Münzen, Inhaberpapiere, Zölle u. ä. N. 250; Bergbau N. 257; Handelsrecht: Seerecht N. 260, Handelsgesellschaften N. 261); Volkszahl der Städte N. 265. — Klerus und Kirchenverwaltung N. 268. — Fürstentum u. Territorialverwaltung N. 275. — Die Verwaltung und ihre Ressorts: Zentralorganisation N. 285. — Bündische Organisation N. 289 a. — Ressorts N. 289 c. — Justiz: Gerichtsverfassung N. 290; Gerichtsverfahren N. 300; Strafrecht und Strafprozess N. 308, insbesondere Blutrache N. 316; Privatrecht N. 318; Rezeption des römischen Rechts N. 332. — Heerwesen N. 334. — Auswärtiges (Völkerrecht) N. 339. — Finanzen N. 341. (Allgemein-Wirtschaftliches N. 344.) — Geschichte der Staats- und Rechtswissenschaft N. 347—351.

## XI. Südwestdeutschland.

### 1. Elsass-Lothringen. — Dr. A. Holländer in Straßburg . . . . . S. 87.

Altertum. Prähistorie N. 1. — Römische Funde N. 4 a. — Einführung des Christentums N. 10. — Mittelalter. Quellenpublikationen N. 14. — Quellenkritik N. 21. — Darstellungen N. 25.

### 2. Baden. — Prof. Dr. K. Hartfelder in Heidelberg . . . . . S. 90.

Litteraturbericht N. 1. — Urzeit und römische Zeit N. 2. — Prähistorische Übersichten N. 3; Ausgrabungen N. 5; Limes N. 12; Römische Inschriften N. 14. — Museumsberichte N. 15 a. — Mittelalter N. 17 a. — Zusammenfassende Arbeiten N. 18. — Territorialgeschichte N. 19. — Kloster und Kirchen N. 21. — Ortsgeschäfte N. 29. — Adelsgeschichte, Genealogie, Heraldik N. 43. — Siegelkunde N. 51. — Kunst N. 52. — Geographisch-statistisches N. 61.

### 3. Württemberg. — Pfarrer G. Bossert in Bächlingen . . . . . S. 100

Älteste Zeit. Museumsberichte N. 1. — Ausgrabungen N. 3. — Zusammenstellung N. 6 — Ortsnamenforschung N. 7. — Schwaben und Alamannen N. 10. — Mittelalter. Quellen N. 11. — Darstellungen: Fürstengeschichte N. 19. — Politische Geschichte N. 28. — Kirchengeschichte N. 37. — Adelsgeschichte N. 52. — Ortsgeschichte N. 59 a. — Wissenschaft N. 65. — Kunst N. 73. — Heraldisches N. 84. Hohenzollern N. 86—87.

## XII. Mittelrhein. — Prof. Dr. F. Otto in Wiesbaden . . . . . S. 107.

Altertum. Urzeit N. 1. — Römisch-germanische Zeit N. 12. — Mittelalter. Nassau N. 50 a. — Großherzogtum Hessen N. 87. — Frankfurt am Main N. 118. — Rhein-Mosel N. 130.

## XIII. Bayern. — Archivpraktikant S. Göbl in Würzburg . . . . . S. 118.

Altbayern N. 1. — Urgeschichte und Anthropologie N. 1 a. — Römerzeit N. 6. — Mittelalter (N. 7); Landesgeschichte N. 8; Kirchengeschichte N. 14; Ortsgeschichte N. 24. — Schwaben (mit Neuburg) N. 29 a. — Funde N. 30. — Geschichte N. 35. — Franken N. 42 a. — Bistümer N. 50. — Städte N. 61. — Pfalz N. 64a—74.

## XIV. Niederrhein. . . . . S. 372.

Bibliographie N. 2. — Prähistorie und Römerzeit N. 3. — Mittelalter N. 22. — Hochstift Köln N. 23. — Stadt Köln N. 32. — Ubrige Ortschaften: kirchliche N. 37, und weltliche Geschichte N. 63—97.

## XV. Niederdeutschland. — Archivar Dr. Gg. Winter in Marburg (Hessen) . . . . . S. 126.

Allgemeines N. 1 a. — Erzbistum Magdeburg N. 5 a. — Quellen N. 6. — Darstellungen N. 9. — Harzgebiet N. 11 b. — Quellen N. 12. — Darstellungen N. 16 b. — Anhalt N. 19 a. — Urkunden N. 20. — Münzen und Denkmäler N. 22. — Darstellungen N. 25. — Braunschweig-Hannover N. 27 b. — Urkunden N. 28. — Darstellungen N. 30. — Ostfriesland, Oldenburg N. 33. — Bremen N. 34 a. — Westfalen N. 35 a. — Quellen N. 36. — Darstellungen: Gesamtgebiet N. 42; Bistum Münster N. 43 a; Bistum Paderborn N. 48; Soest N. 52.

- XVI. Obersachsen, Thüringen, Hessen.** — Prof. Dr. W. Schum in Halle a. d. Saale, Dr. M. Laue in Merseburg . . . . . S. 145.

**Quellen.** Urkundenpublikationen N. 2. — Quellenkritik N. 12. — **Darstellungen.** N. 22. — **Älteste Zeit** N. 27. — Warnen N. 29. — **Mittelalter** N. 31. — **Spezialgeschichte** der wettinischen Lande N. 34—58.

- XVII. Österreichische Ländergruppe.** — Prof. Dr. F. Ritter v. Krones in Graz (Steiermark) . . . . . S. 153.

**Allgemeines.** Prähistorie N. 1. — **Historische Zeit** N. 4. — **Landesgeschichte.** Niederösterreich N. 12a. — Oberösterreich N. 25. — Innerösterreich im allgemeinen N. 29. — Steiermark N. 33. — Kärnten N. 37b. — Krain N. 45a. — Küstenland N. 56. — Tirol N. 66. — Vorarlberg N. 76. — Salzburg N. 79.

- XVIII. Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck, Mecklenburg und Pommern.** — Direktor Dr. K. E. H. Krause in Rostock (Meckl.) . . . . . S. 161.

**Quellen.** Urkunden N. 1 (Gesamtgebiet N. 6; Schleswig-Holstein N. 12; Lübeck N. 16; Hamburg N. 23; Mecklenburg N. 26; Pommern N. 28; Chronistik N. 34). — **Älteste Geschichte** N. 36b. — **Prähistorie** N. 36c. — **Völkerzüge** N. 54. — **Mythologie und Namensforschung** N. 59. — **Altertümer** in Schleswig-Holstein N. 69, in Lübeck u. Hamburg N. 88, in Mecklenburg N. 93, in Pommern N. 102. — **Münzfunde** N. 113. — **Deutsche Einwanderung, Slawenkriege** N. 116. — **Territorialgeschichte der historischen Zeit** N. 126a. — Schleswig-Holstein N. 127. — Lübeck, Hamburg N. 138. — Mecklenburg N. 152. — Pommern N. 163—179.

- XIX. Mark Brandenburg.** — Archivar Dr. E. Berner in Berlin . . . . . S. 179.

**Prähistorie.** Umfassendes (über Lausitzer Urnenfelder) N. 1. — **Neue Funde** N. 2. — 'Wendischer König' N. 18. — **Historische Zeit.** Landes- u. Fürstengeschichte N. 20. — **Lokalgeschichte** N. 24—29.

- XX. Schlesien und Posen.** — Dr. C. Gerstenberg in Berlin und Dr. A. Wagner in Breslau . . . . . S. 183.

Schlesien N. 1. — **Politische und Kirchengeschichte** N. 2. — **Münzen** N. 10. — **Orts- geschichte** N. 12. — **Posen** N. 16—20.

- XXI. 1. Deutscher Orden und Preußen.** — Archidia- konus A. Bertling in Danzig . . . . . S. 186.

**Prähistorie.** **Funde:** in Ostpreußen N. 1, in Westpreußen N. 6. — **Verarbeitung** N. 7. — **Alte Völkerkunde** ('Mägdeland') N. 20. — **Historische Quellen** N. 22a, **provinziale** N. 23. — **Borussica** in allgemeindeutschen Quellenwerken N. 28. — **Quellenforschung** N. 32. — **Denkmäler** N. 33. — **Münzfund** N. 40. — **Historische Darstellungen** N. 40a. — **Prowes** 'Coppernicus' N. 41. — **Orts- geschichte** N. 41a. — **Älteste Zeit** (Kontroverse über deutsche oder polnische Bevölkerung) N. 45. — **Deutscher Orden** N. 50. — **Recht** N. 55. — **Handel** N. 56. — **Kirche** N. 59.

- XXI. 2. Liv-, Est- und Kurland.** — Oberlehrer C. Mettig in Riga . . . . . S. 194.

**Quellen.** Urkunden N. 1. — **Annalen** N. 5. — **Gedicht** N. 6. — **Chronik** N. 9. — **Monographien:** historische N. 10, prähistorische, archäologische N. 18, ethnographische N. 25—30.

- XXII. Schweiz.** — Prof. Dr. B. Hidber in Bern . . . . . S. 196.

**Allgemeines** N. 1. — **Innere Schweiz.** **Prähistorisches, Archäologisches, Kunstgeschichtliches** N. 14. — **Quellen und politische Geschichte** N. 23. (Winkelriedfrage N. 27—28.) — **Bern** N. 30a. — **Nördliche Schweiz.** Solothurn N. 36. — **Basel** N. 38. — **Aargau** N. 44. — **Zürich** N. 48. — **Schaffhausen** N. 51. — **Östliche Schweiz** N. 54. — **Thurgau** N. 55. — **St. Gallen** N. 60. — **Graubünden** N. 65. — **Südliche Schweiz** N. 70. — **Westliche Schweiz** N. 72—87.

- XXIII. Die Hanse.** — Dr. J. H. Hansen in Hamburg . . . . . S. 207.

**Quellenpublikationen.** Die 'Hanserezesse' und die neuen Ergebnisse aus denselben N. 1.

— Kleine Publikationen N. 4. — Darstellungen. Ursprung der Hanse N. 7. — Blütezelt, Lübeck N. 12. — Handel N. 14. — Arbeitsberichte und einseitige Verwertung ungedruckten Materials (Schäfer über Schanz, Englische Handelspolitik) N. 16. — Hansisches aus einzelnen Städten u. Ländern N. 19—24.

## XXIV. Papsttum und Kirche. — s. die späteren Jahrgänge.

## XXV. Byzantinische Geschichte. — Prof. Dr. F. Hirsch

in Berlin . . . . . S. 216.

Quellenpublikationen. Erzählende Quellen N. 1a. — Urkunden N. 3. — Quellenkritik N. 8. — Darstellungen: Allgemeine N. 12. — Monographien N. 12b—17.

## XXVI. Islam. — Dr. Hartwig Hirschfeld in Posen . . . . . S. 221.

Bibliographisches N. 1. — Biographisches über Orientalisten N. 2. — Semitismus und islamische Völkerschaften im allgemeinen N. 9. — Südarabien N. 18. — Handschriften- und Litteraturkunde N. 19. — Geschichte des Islam. Mohammed N. 35. — Islam im engeren Sinne N. 40. — Koran N. 52. — Geographie und Ethnographie N. 58. — Geschichte: Originaltexte N. 109—111, (cf. 123). — Monographien N. 112. — Religion N. 128. — Philosophie N. 134. — Recht N. 141. — Heilkunde N. 147. — Schöne Litteratur N. 153. — Sprachwissenschaftliches N. 186. — Kulturgeschichtliches N. 205. — Epigraphik N. 207. — Münzkunde N. 222. — Archäologie: im Orient N. 229, in Europa N. 244—252.

## XXVII. Italien. — Prof. C. Cipolla in Turin . . . . . S. 235.

### I. Allgemeines.

Gesamtgeschichte. Archivbericht N. 1. — Geistiges Leben N. 2. — Kirche N. 4. — Litteratur N. 6. — Kunst N. 10. — Bedeutung Roms für Gesamtitalien N. 14. — Verschiedenes N. 14a. — Nördliche Territorien. Alpenpässe u. Küstenland N. 21. — Venetien (nebst Trient) N. 21c. — Lombardei N. 33. — Piemont N. 36. — Toskana N. 44. — Emilia, Marken N. 45. — Rom N. 64. — Neapel N. 57. — Korsika N. 71.

### II. Zeit der Barbaren (VI.—XI. Jh.).

Gesamtgeschichte. Bibliographische Quellenkunde N. 72. — Kunst N. 73. — Politische Geschichte (Ausgang des altrömischen Kaisertums) N. 77. — Quellenuntersuchung, Verfassungsgeschichtliches N. 80. — Nördliche Territorien. Dalmatien, Venedig, Küstenland, Trient N. 91. — Lombardei N. 108. — Piemont, Ligurien, Emilia, Marken N. 112. — Rom N. 114. — Neapel N. 124. — Sardinien N. 131.

### III. Blüte des Städtewesens (XI.—XIII. Jh.).

Gesamtgeschichte. Quelleneditionen N. 133. — Quellenuntersuchung, politische und Verfassungsgeschichte N. 138. — Staats- u. Rechtswissenschaft N. 149. — Litteraturgeschichte N. 154. — Nördliche Territorien. Dalmatien, Venedig, Trient N. 157 (Venetianischer Levantehandel N. 163—67). — Lombardei N. 188. — Piemont N. 194. — Genua N. 199. — Toskana N. 204. — Romagna (Kloster Pomposa, Emilia) N. 210. — Umbrien N. 219 (Francesco v. Assisi N. 229a—243). — Rom N. 244. — Neapel. Normannen N. 254. — Stauffer N. 257. — Anjou N. 262. — Lokalgeschichte N. 266. — Sizilien: Landesgeschichte N. 270a; Ortsgeschichte N. 278. —

### IV. Die Signorien (XIV.—XV. Jh.).

Gesamtgeschichte. Quellenedition u. Handschriftenkunde N. 283. — Renaissance N. 284. — Wissenschaft N. 286a. — Litteraturgeschichte N. 291. — Kunst u. Industrie (Buchdruckerkunst; Medailleurs; Leonardo da Vinci) N. 294. — Nördliche Territorien. Küstenland, Venetien, Trient N. 269. — Lombardei N. 356. — Piemont N. 375. — Ligurien N. 382 (Kolumbus N. 388b—389i). — Toskana N. 393a (Daute N. 389—416a). — Umbrien, Emilia, Marken, Abruzzern N. 343. — Rom N. 460. — Neapel. Landesgeschichte u. festländische Spezialgeschichte N. 475. — Sizilische Spezialgeschichte N. 486.

## XXVIII. France.

### Bibliographie, Étude de l'histoire, Administration des archives, Dictionnaires. — M. H.

Stein à Paris . . . . . S. 292.

Bibliographie générale N. 1a. — spéciale N. 6. — L'étude du manuscrit pour lui-même N. 23. — Travaux de classement et de cataloguement N. 32. — Études historiques à Paris N. 43. — Archives. Organisation du service N. 51. — Archives départementales: Inventaires sommaires N. 52; d'autres renseignements N. 64. — Archives municipales et hospitalières: Inventaires sommaires N. 69. — Recherches spéciales N. 74. — Dictionnaires topographiques N. 79. — Tables analytiques de Sociétés savantes N. 80. — Publications philologiques et géographiques N. 85.

Bibliographies spéciales N. 88.

### Histoire générale. — M. Ch. Kohler à Paris . . . . . S. 299.

Sources. Antiquité N. 99. — Moyen Âge. N. 100 (14<sup>e</sup> siècle N. 105. — 15<sup>e</sup> siècle N. 106). —

**Ouvrages de seconde main.** Moyen âge en général N. 111. — Antiquité N. 112. — [Race mérovingienne et carlovingienne v. supra Ch. II. III.] — Charles le Chauve N. 113. — Capétiens N. 113a. — Philippe-Auguste N. 118a. — Saint Louis N. 121. — Philippe le Bel N. 129. — Valois N. 134. — Guerre de Cent ans N. 135 (Jeanne d'Arc N. 141—147). — D'autres publications relatives au 14<sup>e</sup> siècle N. 152. — Charles VII et Louis XI N. 153a. — Louis XII N. 160. — **Mélanges.** Documents N. 163. — (Œuvres de vulgarisation N. 166—174. Institutions, droit, mœurs et coutumes. — Histoire provinciale. — Archéologie générale. — Archéologie provinciale, — v. Jahresberichts 1884.

## XXIX. Schweden, — s. die späteren Jahrgänge.

## XXX. Norwegen und Dänemark. — Dr. H. Schjöth

in Christiania . . . . . S. 314.

Norwegen. Mythologie N. 1a. — Politische Geschichte N. 2a. — Kulturgeschichte: Kirche N. 6; Recht N. 9; Baukunst N. 10; Typen des Wohnhauses N. 12. — Quellen N. 14. — **Dänemark.** Politische Geschichte N. 24. — Kulturgeschichte N. 36—46.

## XXXI. Böhmen, — s. die späteren Jahrgänge.

## XXXII. Ungarn. — Prof. Dr. H. J. Schwicker in

Budapest . . . . . S. 322.

Prähistorie N. 1a. — Vorungarische Geschichte N. 2. — Abstammung und Einwanderung der Magyaren N. 8. — Zeitalter der Herzoge N. 15. — Arpaden (—1301) N. 17. — 14. Jh. N. 21. — 15. Jh. N. 23. — Beginn des 16. Jh. N. 31. — Ethnographische u. Geographische Monographien N. 36. — Kirchengeschichte N. 38—40.

## XXXIII. Spanien, — s. die späteren Jahrgänge.

## XXXIV. Belgique. — M. E. Hubert, professeur d'histoire

à l'université de Liège . . . . . S. 328.

Trouville N. 1a. — Belgique en général N. 1b. — Provinces. Anvers N. 4. — Brabant N. 5. — Flandre N. 7. — Hainaut N. 11. — Liège N. 16. — Namur N. 15d. — Méthodologie N. 22.

## XXXV. Paläographie. — Prof. Dr. W. Wattenbach in

Berlin . . . . . S. 330.

Abriss N. 1. — Faksimilierung und Beschreibung von Handschriften N. 2. — Angelsächsische Schrift N. 7. — Karolingische Kalligraphie N. 8. — Bücherschrift des 10. Jh. N. 12. — Jüngere Handschriften N. 15. — Tironische Noten N. 16. — Nationalschriften N. 18. — Künstlerliche Ausstattung der Handschriften N. 21—23.

## XXXVI. Diplomatik. — Prof. Dr. H. Bresslau in Berlin S. 334.

Editionsarbeiten. Faksimilepublikationen N. 1. — Formelbücher N. 3. — Register u. Urkundenverzeichnisse N. 5. — Untersuchungen u. Darstellungen. Abriss N. 12. — Ägyptischer Schreibstoff N. 13. — Urkunden der alten römischen Kaiser N. 14. — der deutschen Kaiser N. 15. — der Päpste N. 16. — der angelsächsischen Könige N. 20. — der Neapolitaner N. 21. — Sphragistik N. 22a—28.

## XXXVII. Allgemeines 1883—1886. — Privatdozent Dr.

J. Jastrow in Berlin . . . . . S. 341.

Neue Zeitschriften, Bibliographisches etc. Neue Zeitschriften von Instituten und Gesellschaften N. 2. — Andere Spezialzeitschriften N. 8. — Allgemeine Organe N. 11. — Eingegangene Zeitschriften N. 19. — Sammlungen selbständiger Abhandlungen N. 21. — Bibliographische Hilfsmittel N. 24. — Umfassende Repertoriarbeiten in Deutschland: der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde in Deutschland N. 36, nebst lokalgeschichtlichen Ergänzungen derselben N. 53; Inventarisierung der Denkmäler in Proußen N. 62, und in den anderen deutschen Staaten N. 71. — Quellen N. 77. — Schriftliche Quellen: Stand der Monum. Germaniae in allen Abteilungen N. 78. — Andere allgemeine Quellen N. 86. — Bildliche Quellen N. 87. — Übersetzungen zum Schulgebrauch N. 93. — Behandlung der Quellen N. 93. — In den lokalgeschichtlichen Vereinen u. Archiven N. 95. — Nachschlagewerke N. 100. — philologische N. 101. — geographische N. 108; allgemein-eucyklopädische N. 111. — Darstellungen N. 112. — Das Mittelalter in den Weltgeschichten N. 114; in selbständigen Zusammenfassungen N. 118. — Sammlung historischer Aussprüche N. 122. — Überblick über die Grotteschen Illustrationswerke N. 123. — Litteraturgeschichte N. 128. — Geschichte der Wissenschaft N. 132. — Chronologie N. 137. — Kunstgeschichte N. 141. — Arznei- und Apothekerkunst N. 152. — Kriegskunst N. 154. — Tanzkunst N. 160. — Allerlei N. 160. — Philosophische Gesamtaufassung des Mittelalters N. 165—167.

## Neue Zeit.

### I. Deutschland 1519—1618. — Archivar Dr. Gg. Winter in Marburg (Hessen) . . . . . S. 1.

Quellenpublikationen N. 1a. — Luthers Werke N. 1b. — Sonstige Quellen N. 27. — Katholische Publikation N. 29. — **Darstellende Arbeiten.** Luther N. 39 (Bibliographie der Festreden N. 41); seine Dichtungen N. 42, seine humanistischen Studien N. 44, seine Pädagogik N. 45; andere Einzelheiten N. 46. — Protestantisch-katholische Polemik (Janßen) N. 50a. — Reichstag zu Worms N. 54. — Freunde u. Anhänger Luthers (cf. N. 53a) N. 56; Zwingli N. 58. — Gegner Luthers N. 61. — Politische Geschichte im 16. Jahrh. N. 63a. — Wirtschaftsgeschichte N. 72. — Kriegswesen N. 73. — Wissenschaftliches Leben N. 74. — Ortsgeschichtliches N. 77—80.

### II. Deutschland 1618—1713. — Prof. Dr. E. Fischer in Berlin . . . . . S. 20.

Dreißigjähriger Krieg N. 1. — Wallensteinlitteratur N. 11. — Andere Personen N. 16. — Schicksale einzelner Ortschaften N. 20. — **Das Reich und Ludwig XV. bis 1697.** Kriegserische Ereignisse N. 31. — Militärische Verhältnisse N. 44. — Diplomatischer Reisebericht N. 46. — Wien 1683. Jubiläumslitteratur N. 46a (vgl. u. K. XVII, Oesterreich). — **Kulturgeschichtliches** N. 68—75.

### III. Deutschland 1713—1786. — Prof. Dr. R. Koser in Berlin . . . . . S. 34.

Politische Korrespondenz N. 1. — Gesamtdarstellung N. 4. — Monographien N. 40.

### IV. Deutschland 1786—1815 . . . . . S. 243.

Quellenmaterial N. 1. — **Darstellungen:** allgemeinere N. 4; kleinere Arbeiten N. 6—12.

### V. Neueste, insbesondere Deutsche Geschichte seit 1815. — Prof. Dr. J. Hermann in Berlin . . . S. 35.

Erste Zeit nach den Freiheitskriegen (Burschenschaft) N. 1. — Bewegung von 1848 N. 6. — Biographisches N. 17 (vgl. N. 13 f.) — Geschichte der Gegenwart N. 23—28.

### VI. Preußen (Inneres). — Archivar Dr. E. Berner in Berlin . . . . . S. 44.

Quellenpublikationen N. 1a. — **Darstellungen.** Populäre Zusammenfassungen N. 4. — Monographien zur politischen Geschichte N. 5. — Verwaltung N. 10a (Kunstdenkmäler N. 14). — Heeresgeschichte N. 15. — Biographien und Hohenzollernsche Hausgeschichte N. 15a—27.

### VII. Mark Brandenburg (lokal). — Archivar Dr. E. Berner in Berlin . . . . . S. 49.

Reformationszeit. Reformations- und Fürstengeschichte N. 1. — Innere Verwaltung N. 5. — 17. 19. Jahrh. Landesgeschichte N. 7. — Ortsgeschichte N. 16—17.

### VIII. 1) Ost- und Westpreußen. — Archidiakonus A. Bertling in Danzig . . . . . S. 53.

Herzogtum Preußen (Prov. Ostpreußen). Quellenpublikationen N. 1. — **Darstellungen:** Politische Geschichte N. 8; Stadtleben N. 12; litterarisches Leben N. 14. — **Preußen Königlich Polnischen Theils (Westpreußen).** Quellenpublikationen N. 16. — **Darstellungen** N. 18. — **Das wiedervereinigte Preußen.** Quellenpublikationen N. 25. — **Darstellungen** N. 25—32.

### VIII. 2) Liv-, Est- und Kurland. — Oberlehrer C. Mettig in Riga . . . . . S. 59.

Quellenpublikationen N. 1. — Monographien. Politische und Kulturgeschichte: 16. Jahrh. (Lutherfeier) N. 8; 17. Jahrh. N. 23; 18. Jahrh. N. 34; 19. Jahrh. N. 57. — **Historische Geographie** N. 92. — Antiquitäten, Kunst, Münzen, Wappen N. 103. — **Litteraturbericht** N. 119.

**IX. Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck, Mecklenburg und Pommern.** — Direktor Dr. K. E. H. Krause in Rostock . . . . . S. 68.

Schleswig-Holstein. Dänische Quellen N. 1. — Deutsche Quellen und Bearbeitungen N. 6. — Lübeck. Politische Geschichte N. 29. — Kunstgeschichte N. 44. — Hamburg N. 47. — und Umgebung N. 70. — Wissenschaft und Kunst N. 73. — Mecklenburg. Litteratur über den verstorbenen Großherzog Friedrich Franz II. N. 80. — Die übrigen eigentlich historischen Arbeiten N. 99. — Lutherlitteratur N. 117. — Sonstiges Kirchliches N. 125. — Verwaltung N. 138. — Familiengeschichten und Personalien N. 151. — Kunst N. 166. — Pommern N. 169. — Allgemeines N. 185—206.

**X. Schlesien.** — Dr. C. Gerstenberg in Berlin. Dr. A. Wagner in Breslau . . . . . S. 84.

Schul- und Kirchengeschichte N. 1 a. — Kriegsgeschichte N. 7—8.

**XI. Niederdeutschland.** — Archivar Dr. Gg. Winter in Marburg (Hessen) . . . . . S. 86.

Allgemeines N. 1. — Erzbistum Magdeburg. Hauptstadt N. 1 a. — Andere Orte N. 9. — Harzgebiet. Quellen N. 12. — Darstellungen N. 18. — Anhalt N. 23. — Braunschweig, Hannover N. 30. — Quellen N. 32. — Darstellungen N. 35 a. — Ostfriesland. Bremen, Oldenburg N. 38 b. — Westfalen N. 45 a. — Bibliographisches N. 46. — Geschichte des Gesamtgebiets N. 49. — Lokalgeschichte N. 49 a. — Grafschaft Lippe N. 56.

**XII. Niederrhein.**

Köln. Stadt N. 2. — Hochstift N. 5. — Andere Arbeiten über größere Gebiete N. 10. — Ortsgeschichte N. 17—86.

**XIII. Obersachsen, Thüringen, Hessen.** — Prof. Dr. W. Schum in Halle a. d. Saale u. Dr. M. Laue in Merseburg . . . . . S. 98.

Obersachsen, Thüringen. Quellenpublikationen N. 1 a. — Darstellungen: Haus Wettin N. 8. — Lutherlitteratur N. 17. — Gelehrtengeschichte N. 25. — Kunst N. 31. — Kultur- und Wirtschaftsgeschichte N. 38. — Hessen N. 49—55.

**XIV. Mittelrhein.** — Prof. Dr. F. Otto in Wiesbaden . . . . . S. 104.

Nassau. Archiv- und Bücherkunde N. 1. — Monographien N. 4. — Großherzogtum Hessen N. 14 a. — Frankfurt N. 24. — Mosel-Rhein N. 29 a. — Biographien aus Sammelwerken N. 31—32.

**XV. Südwest-Deutschland.**

**1. Elsass-Lothringen.** — Dr. A. Holländer in Straßburg (Elsass) . . . . . S. 109.

Allgemeines N. 1. — Biographisches N. 14. — Innere Entwicklung. Kirche N. 22. — Schul- und Bibliothekswesen; Kunst (Numismatik) N. 27. — Kulturgeschichte N. 36. — Ortsgeschichte N. 52—56.

**2. Baden.** — Prof. Dr. K. Hartfelder in Heidelberg . . . . . S. 114.

Badenser in der Allg. Deutschen Biographie N. 1. — Allgemeines. Fürsten- und Landesgeschichte. 16. Jahrh. N. 2. — 17. Jahrh. N. 6. — 18. und 19. Jahrh. N. 9. — Kirchengeschichte N. 14. — Wissenschaft, Kunst, Landeskultur N. 23 a. — (Reisehandbücher N. 43—46).

**3. Württemberg.** — Pfarrer G. Bossert in Bächlingen . . . . . S. 118.

Allgemeines. Fürst und Land N. 1. — Biographien N. 25. — Kirchengeschichte N. 31. — Wissenschaft, Litteratur, Kunst, Kulturgeschichte N. 66. — Ortsgeschichte N. 98. — Hohenzollern N. 104—107.

**XVI. Bayern.** — Archivpraktikant S. Göbl in Würzburg . . . . . S. 129.

Allgemeines, Altbayern N. 1. — Historische Kommission N. 12 a. — Quellen und politische Ge-

schichte N. 2. — Staat und Kirche N. 19. — Kriegswesen N. 22. — Schul- und Kulturgeschichte N. 23–24. — Orts- und Personengeschichte N. 25–25 a. — Schwaben N. 26. — Franken N. 31. — Pfalz N. 46–47.

## XVII. Österreich-Ungarn.

### 1. Österreich. — Prof. Dr. J. Loserth in Czernowitz . . . . . S. 136.

Allgemeines, Habsburgfeier N. 1. — Einzelheiten N. 3. — Türkenjahr-Jubiläum (vgl. o. Kap. II); wissenschaftliche Werke N. 10, insbesondere über das polnische Entsatzheer N. 14; populäre Schriften N. 39; einzelne Verteidiger N. 48; andere Ereignisse des Türkenkrieges N. 62. — Kriegsgeschichtliches des 18. Jahrh. N. 78. — Innere und äußere Politik N. 88. — Napoleonische Zeit N. 95. — Verschiedenes N. 110. — **Provinzialgeschichte.** Umfassende Werke: Ober- u. Nieder-Österreich N. 114; Inner-Österreich N. 119; Tirol N. 131; Ragusa N. 132 a. — Lokalgeschichte N. 133. — Liechtenstein N. 133.

### 2. Ungarn. — Prof. Dr. J. H. Schwicker in Budapest . . . . . S. 149.

16. Jahrh. N. 1. (Luther- und Reformationsliteratur N. 16–19; der Siebenbürger Sachsen N. 20–29). — 17. Jahrh. N. 36 a–42.

### Fortsetzung . . . . . S. 221.

Fortsetzung des 17. Jahrh. N. 1. (Türkenjahr 1683 N. 9–11). — 18. Jahrh. N. 32. — 19. Jahrh. bis zur Gegenwart N. 46–72.

### 3. Böhmen, — s. die späteren Jahresberichte.

## XVIII. Schweiz. — Prof. Dr. C. Dändliker in Küfnach bei Zürich . . . . . S. 154.

Reformationsgeschichte N. 1. — 19. Jahrh. N. 6. — Orts- und Spezialgeschichte N. 17–21.

## XIX. Frankreich.

### 1. France jusqu' en 1815. — M. H. Desplanques à Paris . . . . . S. 156.

#### I. Histoire générale.

Histoires générales N. 1.—16e siècle et siècle de Henri IV N. 12. — Louis XIII N. 20. — Louis XIV N. 27. — Louis XV et Louis XVI N. 40. — De 1789 à 1815 en général N. 56. — époque révolutionnaire N. 61; Napoléon et son temps N. 75–82.

#### II. Histoire locale.

(Récit bibliographique) pag. 169–175.

### 2. Frankreich seit 1815. — Prof. Dr. J. Hermann in Berlin . . . . . S. 176.

Umfassendere Werke N. 1. — Spezialarbeiten N. 1a. — Geschichte der Gegenwart N. 4–11.

## XX. England, — s. Jahrgang 1884.

## XXI. Italien. — Prof. B. Morsolin in Vicenza . . . . . S. 179.

Darstellungen. Gesamtgeschichte N. 1 — Spezialgeschichte: einzelne Städte u. Ereignisse N. 3; Biographien N. 16. — **Quellenausgaben.** Chroniken und Tagebücher N. 27. — Briefe N. 32–36.

## XXII. Spanien. — Dr. K. Häbler in Dresden . . . . . S. 188.

Gesamtgeschichte Spaniens N. 1. — Lokalgeschichte N. 17. — Kolonialgeschichte N. 21. — Inquisition N. 27. — Portugal N. 28–29.

## XXIII. Belgique. — M. E. Hubert, professeur d'histoire à l'université de Liège . . . . . S. 191.

Belgique en général. Cours d'hist. etc. N. 1. — Monographies N. 4. — Collection N. 19. — Provinces N. 20a–23.

**XXIV. Skandinavien, — s. die späteren Jahrgänge.****XXV. Vereinigte Staaten und Britisch-Amerika 1882**

—1883. — Dr. v. Kalckstein in Berlin . . . . . S. 194.

Bibliographien, Verhandlungen N. 1. — Prähistorie, Indianer N. 4. — Polarcislen N. 21. — Kolonialzeit der Vereinigten Staaten N. 27. — Unabhängigkeitskampf und Begründung der Unionsverfassung N. 82. — Verfassungsgeschichte der Folgezeit N. 143. — Zeit der Kämpfe um die Sklaverei N. 180. — Sezessionskrieg N. 197. — Vom Ende des Sezessionskrieges bis 1883 N. 211.

Die Deutschen in Amerika N. 231. — Religiöse und kirchliche Zustände N. 234. — Litteratur und wissenschaftliches Leben N. 243. — Schriften über einzelne Staaten und Orte N. 256 — über einzelne Familien N. 264. — Die Franzosen in Nordamerika N. 269. — Neuere Geschichte Canadas etc. N. 277—282.

**XXVI. Allgemeines. — Prof. Dr. J. Hermann in Berlin S. 229.**

Encyclopädieen etc. N. 1. — Einzelarbeiten N. 7. — Verfassungsgeschichte, Statistisches, Heraldisches etc. N. 9—13.

**XXVII. Geschichte der Litteratur und der Wissenschaften.****A. Litteraturgeschichte. — Prof. Dr. J. Hermann**

in Berlin . . . . . S. 232.

**B. Geschichte der Wissenschaften.****Medizin 1879—1882. — Dr. med. D. Haufsmann**

in Berlin . . . . . S. 236.

Altertum (Römer, Griechen, Juden etc.) N. 1. — Einzelheiten aus Altertum, Mittelalter und Neuer Zeit N. 25. — Post und Gesundheitsverhältnisse N. 61.

**Physik, Mathematik, Astronomie. — Dr.**

F. Poske in Berlin . . . . . S. 241.

Allgemeine Werke N. 1. — Speziallitteratur N. 3.

**Alphabetisches Register (Verzeichnis der besprochenen**

Publikationen) . . . . . S. 248.



- Acton, Lord.** Die neuere deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Skizze. Autoris. Übersetzung von J. Imelmann. 1,40 M.
- Altmann, W.** Der Römerzug Ludwigs des Baiern. Ein Beitrag zur Geschichte des Kampfes zwischen Papsttum und Kaisertum. 4 M.
- Bradley, A. C.** Die Staatslehre des Aristoteles. Ein Essay. Übersetzt von J. Imelmann. 2. Aufl. 1,80 M.
- Gerber, G.** Die Sprache als Kunst. 2. neubearb. Aufl. 2 Bände. 20 M.  
— Die Sprache und das Erkennen. 8 M.
- Giesebrecht, W. v.** De litterarum studiis apud Italos primis medii aevi saeculis. Accedunt nonnulla Alphani carmina vel emendata vel inedita. 2 M.
- Haym, R.** Hegel und seine Zeit. Vorlesungen über Entstehung und Entwicklung, Wesen und Wert der Hegelschen Philosophie. 8 M.  
— Herder nach seinem Leben und seinen Werken. 2 Bände. 35 M.  
— Wilhelm v. Humboldt. Lebensbild und Charakteristik. 10 M.  
— Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. 12 M.
- Jebb, R. C.** Richard Bentley. Eine Biographie. Autoris. Übersetzung von E. Wöhler. 2. Auflage. 4 M.
- Joël, K.** Zur Erkenntnis der geistigen Entwicklung und der schriftstellerischen Motive Platos. Eine Studie. 2 M.
- Knoke, F.** Die Kriegszüge des Germanicus in Deutschland. Mit 5 Karten. 15 M.
- Kreyher, J.** L. Annaeus Seneca und seine Beziehungen zum Urchristentum. 5 M.
- Leuz, M.** Martin Luther. Festschrift der Stadt Berlin zum 10. November 1883. Mit 1 Titelbilde. 2. Aufl. 3 M., geb. 4 M.
- Lewy, H.** Altes Stadtrecht von Gortyn auf Kreta. Nach der von Halbherr und Fabricius aufgefundenen Inschrift. Text, Übersetzung und Anmerkungen nebst einem Wörterverzeichnis. 2,50 M.
- Rofs, L.** Erinnerungen und Mitteilungen aus Griechenland. Nebst einem Vorwort von Otto Jahn. 4,50 M.
- Schilling, M.** Quellenbuch zur Geschichte der Neuzeit. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. 5 M., geb. 5,60 M.
- Trendelenburg, A.** Die Laokoongruppe und der Gigantenfries des Pergamenischen Altars. Ein Vortrag. Mit 2 Lichtdrucktafeln. 1,20 M.
- Wochenschrift für klassische Philologie.** Herausgegeben von Georg Andresen und Hermann Heller. Preis vierteljährlich 6 M.

Neu erschienen:

# Jahresberichte

über das

## höhere Schulwesen

herausgegeben

von

**Conrad Rethwisch.**

I. Jahrgang

1886.

VIII u. 368 S. Lex. 8<sup>o</sup>. = 8 Mark.

### Die Abschnitte und ihre Bearbeiter.

Schulgeschichte — Oberlehrer Dr. C. Rethwisch in Berlin.

Schulgewalt — Derselbe.

Schulbetrieb — Derselbe.

Deutsch und Philosophische Propädeutik — Professor Dr. R. Jonas in Posen.

Latein — Oberlehrer Dr. H. Ziemer in Kolberg und Gymnasiallehrer Dr. F. Müller in Salzwedel.

Griechisch — Oberschulrat Dr. von Bamberg in Gotha.

Französisch — Realgymnasiallehrer (berufen an das Königl. Lehrerinnenseminar in Berlin) Dr. H. Löschorh in Berlin.

Englisch — Derselbe.

(Geschichte — Oberlehrer Dr. E. Schmiele in Berlin. Folgt nach im Jahrgang 1887.)

Geographie — Realgymnasiallehrer Dr. O. Bohn in Berlin.

(Mathematik und Physik — folgt nach im Jahrgang 1887.)

Beschreibende Naturwissenschaften und Chemie — Oberlehrer Dr. E. Loew in Berlin.

Zeichnen — Zeicheninspektor F. Flinzer in Leipzig.

Gesang — Professor Dr. H. Bellermann in Berlin.

Turnen und Gesundheitspflege — Professor Dr. C. Euler in Berlin.

# Historische Untersuchungen.

In zwanglosen Heften

herausgegeben von

J. Jastrow.

Die „**Historischen Untersuchungen**“ beabsichtigen, für Monographien aus dem Gesamtgebiete der Geschichtswissenschaft eine Sammelstätte zu bilden.

Abhandlungen aus dem **Altertum**, aus dem **Mittelalter** und aus der **Neuzeit** wird die Sammlung in gleichem Maße geöffnet sein. Neben Beiträgen zur Quellenkritik und zur Geschichte der politischen oder kriegerischen Ereignisse sollen Untersuchungen über die Entwicklung der Zustände im staatlichen, im wirtschaftlichen und im sonstigen Kulturleben der Völker geboten werden.

Soweit es mit wissenschaftlicher Gründlichkeit vereinbar ist, wird die Darstellung in einer Form erfolgen, welche Gang und Ergebnisse der Untersuchung auch den Mitforschern benachbarter Gebiete zugänglich macht. Um der letzteren Rücksicht auch aufserorts Rechnung zu tragen, wird jedem Heft neben der **systematischen Inhaltsübersicht** ein **alphabetisches Register** und ein **bibliographisches Literaturverzeichnis** beigelegt werden.

Die Herausgabe der Sammlung hat Herr Dr. J. Jastrow übernommen. Beiträge werden an dessen direkte Adresse (Berlin NW., Murienstraße 8) oder durch Vermittlung der Verlagshandlung erbeten.

Erschienen sind:

- Heft 1. **Jastrow, J.**, Die Volkszahl deutscher Städte zu Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit. Ein Überblick üb. Stand u. Mittel der Forschung. 76 S.
- Heft 2. **Altmann, W.**, Die Wahl Albrechts II. zum römischen Könige. Neben einem Anhange, enthaltend Urkunden und Aktenstücke. 3 A.
- Heft 3. **Soltan, W.**, Prolegomena zu einer römischen Chronologie. 3 A.
- Heft 4. **Schellhafs, K.**, Das Königslager vor Aachen und vor Frankfurt in seiner rechtsgeschichtlichen Bedeutung. 6 A.
- Heft 5. **Friedensburg, W.**, Der Reichstag zu Speier 1526 im Zusammenhang der polit. und kirchl. Entwicklung Deutschlands im Reformationszeitalter. 15 A.
- Heft 6. **Lehmgrübner, H.**, Benzo von Alba. Ein Verfechter der kaiserlichen Staatsidee unter Heinrich IV. Sein Leben u. der sogenannte „Panegyrikus“. 4 A.
- Heft 7. **Winter, G.**, Die kriegsgeschichtl. Überlieferung über Friedrich den Großen, kritisch geprüft an dem Beispiel der Kapitulation von Maxen. 6 A.
- Heft 8. **Maschke, R.**, Der Freiheitsprozess im klassischen Altertum, insbesondere der Prozess um Verginia. 6 A.

Seit 1873 erscheinen in meinem Verlage:

## Mitteilungen aus der historischen Litteratur.

Herausgegeben von der

historischen Gesellschaft in Berlin.

Vierteljährlich ein Heft gr. 8°.

Preis des Jahrgangs 6 A.

Die „historische Gesellschaft in Berlin“ liefert durch die „**Mitteilungen aus der historischen Litteratur**“ ausführliche Berichterstattungen über die neuesten historischen Werke mit möglichster Bezugnahme auf den bisherigen Stand der betreffenden Forschungen. Sie glaubt, da der Einzelne nicht alles auf dem Gebiete der Geschichte erscheinende drucken sehen, geschweige denn durcharbeiten kann, den Lehrern und Freunden der Geschichtswissenschaft einen Dienst zu leisten, wenn sie dieselben durch objektiv gehaltene Inhaltsangaben den Stand setzt, zu beurteilen, ob für ihren Studienkreis die eingehende Beschäftigung mit einem Werke nötig sei oder nicht.

R. Gaertners Verlag, H. Heyfelder, Berlin SW.



# Apollinaris.

Natürlich Kohlensaures Mineral-Wasser.  
Apollinaris-Brunnen, Ahrthal, Rheinpreussen.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München:

Ein für sehr viele Kranke passendes, ausserst erquickendes und auch zuträgliches Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin: Sein angenehmer

Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor allen anderen ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wässern vorzüglich aus. 24. Dezember 1878.

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre an d. Univ.

Berlin: Ich habe Gelegenheit gehabt, die Apollinaris-Quelle bei Neuendorf genauester Prüfung zu unterziehen und zögere demnach nicht, mein Urtheil dahin auszusprechen, dass das natürliche Apollinaris-Wasser, wie es dem Publikum geboten wird, ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser ist, dessen chemischer Charakter es in hygienischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.: Es

sehr angenehm, erfrischendes, ebenso gut gewürschtes, als vorzüglich gut vertragenes Getränk unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein etc. In Krankheitszuständen, wo leicht alkalische Säuerlinge angeeignet sind, ist gerade der Apollinaris-Brunnen ganz besonders zu empfehlen. 4. März 1878.

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München: Von der vortheilhaften

Wirkung seit vielen Jahren die überzeugendsten Beobachtungen gemacht; hochgradigen Ernährungsstörungen, in der Lungenschwindsucht, in der Convalescenz schwerer Krankheiten, nach Typhus, Lungentzündung, Gelenkrheumatismus und Diphtherie, damit immer den besten Erfolg erzielt, ebensowohl den verschiedensten andern Krankheiten, wo es galt, anregend auf den Magen, und die Ernährung einzuwirken, zuletzt fast ausschliesslich davon Gebrauch gemacht. Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt, dasselbe es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg: Eine der

erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insbesondere bei Schwäche der Magenverdauung sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus, Mitglied

des Reichstages, zur Zeit Vorsitzender der pathologischen Section der Gesellschaft für Heilkunde in Berlin. Der Apollinaris-Brunnen in seiner natürlich kohlensäuren Füllung, wie er sich in den Flaschen und Krügen darstellt, ist ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Getränk, das sich vor Anderen durch seinen erfrischenden und belebenden Einfluss auszeichnet. Aber auch in medizinischer Hinsicht ist es als ein natürliches Soda-Wasser überall da zur Anwendung geeignet, wo es geht um die Bawirkung kohlensaurer Alkalien in möglichst leicht verdaulicher Form auf die Schleimhaut der Respiration- und Verdauungs-Organe, wie auf den Gesamt-Organismus handelt. Deutsche Medicinisch-Pharmazeutisch. Berlin, 10. April 1879.

Käuflich bei allen Mineral-Wasser-Handlern, Apothekern etc.

Die Apollinaris-Company (Limited)





# Apollinaris.

Natürlich Kohlensaures Mineral-Wasser.  
Apollinaris-Brunnen, Ahrthal, Rheingprossen.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München:

Ein für sehr viele Kranke passendes, ausserst erquickendes und auch nützlich-liches Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin: Sehr angenehmer

Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure gebräufig zu sein die anderen ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wässern vorzuziehen aus. 24. Dezember 1878.

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre an d. Univ.

Berlin: Ich habe Gelegenheit gehabt, die Apollinaris-Quelle bei Neuhausen genauer Prüfung zu unterziehen und zögere demnach nicht, mein Urtheil dahin auszusprechen, dass das natürliche Apollinaris-Wasser, wie es dem Publikum geboten wird, ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser ist, dessen chemischer Charakter es in hygienischer und ärztlicher Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.: Er-

sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern gemessenes, als vorzüglich ge-  
verträgliches Getränk unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein etc.  
In Krankheitszuständen, wo leicht alkalische Säurelage angezeigt sind, ist  
gerade der Apollinaris-Brunnen ganz besonders zu empfehlen. 4. März 1878.

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München: Von der vorzüglichsten

Wirkung seit vielen Jahren die überzeugendsten Beobachtungen gemacht: bei  
hochgradigen Ernährungsstörungen, in der Lungenschwindsucht, in der Reconvaleszenz schwerer Krankheiten, nach Typhus, Lungenerkrankung, Gelenk-  
rheumatismus und Diphtheria, damit immer die besten Erfolge erzielt, obwohl bei  
den verschiedensten andern Krankheiten, wo es galt, anregend auf den Magen  
und die Ernährung einzuwirken, zuletzt fast ausschliesslich davon Gebrauch  
gemacht. Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt, nimmt  
es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 18. März 1878.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Harburg: Eine der

erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche  
der Magenverdauung sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus. Mitglied

des Reichstages, zur Zeit Vorsitzender der balneologischen Section  
der Gesellschaft für Heilkunde in Berlin. Der Apollinaris-Brunnen  
in seiner natürlich kohlensauren Fassung, wie er sich in den Flaschen und  
Ergüssen darstellt, ist ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches  
Getränk, das sich vor Andern durch seinen erquickenden und belebenden  
Einfluss auszeichnet. Aber auch in medizinischer Hinsicht ist es als ein  
natürliches Soda-Wasser überall da zur Anwendung geeignet, wo es sich  
um die Beseitigung kohlensaurer Alkalien in möglichst leicht verdaulicher  
Form auf die Schleimhäute der Respiration- und Verdauungs-Organe, so  
wie auf den Gesamt-Organismus handelt. Deutsche Medicinische Wochen-  
schrift. Berlin, 18. April 1879.

Käuflich bei allen Mineral-Wasser-Händlern, Apothekern etc.

Die Apollinaris-Company (Limited)







BOOK 11  
JAN 5 1954

UNIVERSITY OF MICHIGAN  
  
3 9015 03507 3918



